

FELDMÜNSTER

Roman aus
einem Jesuiteninternat
von
Franz X. Graf Zedtwitz

www.autonomie-und-chaos.berlin

www.dissoziation-und-trauma.de

Die Originalausgabe dieses Romans erschien 1940 im Nordland-Verlag Berlin. Diese erste Neuausgabe übernimmt den vollständigen Text. Hinzugekommen ist ein Nachwort des Herausgebers Mondrian Graf v. Lüttichau.

Neuausgabe 2019

© Verlag Autonomie und Chaos Berlin
für www.dissoziation-und-trauma.de

ISBN 978-3-945980-36-1

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

1. Kapitel

Die Hügelkuppe trug einen rötlichen Buchenhorst, der sich klar vom blauen Aprilhimmel abhob. Der Hang mit den braunen und grünen Rechtecken der Felder fiel sanft zum Talkessel ab, in dem die Dächer des Städtchens Feldmünster glitzerten.

Das Frühjahr war spät gekommen. Die Wintersaaten streckten sich erst seit wenigen Tagen, die Primeln schlossen sich zögernd zu lockeren Ornamenten zusammen, und die zarten Spitzenschleier der Buschwindröschen wurden eben erst unter den Weidenbüschen, die am Rand des Hohlweges standen, gewebt. Bienen brummten hier friedlich um die wolligen Kätzchen, die ihr goldgelbes Pulver freigebig in den Wind verstreuten. Am Rand eines Meeres verblauender Hügelwellen ragten fern und schneebefleckt die Riesengestalten der oberösterreichischen Alpen in die flimmernde Luft.

Aus dem Talgrund tönte Räderquietschen. "Hüsta-hoh!", rief eine rauhe Männerstimme. Ketten klirrten, dann schob sich der ausgemergelte Kopf einer alten Kuh wiegend um die Krümmung. Das Rind schlurrt schaufend ein Bein vors andere. Hinterdrein knarrte der Wagen, auf dem Mist dampfte. Ein Mann, um dessen hagere Gestalt die Trümmer einer Uniform hingen, die Soldatenmütze ohne Kokarde auf dem Kopf und mit einem verschossenen Militärmantel um die Schultern, lenkte die Kuh am Leitseil. Ein uralter Bauer, krumm gebogen von Gicht und Alter, stieg, die Mistgabel über der Schulter, knieweich hinterher.

"Prr", rief der Soldat, als die Ausmündung des Hohlwegs erreicht war. Der Bauer bückte sich leise ächzend und schob einen platten Kalktrümmer unter ein Hinterrad. Die Kuh blieb sofort stehen. "Viel derzieht sie nimmer, die Alte", stellte der Mann im Mantel fest.

"Die war sogar zum Requirieren zu schlecht, die haben's uns gelassen", murrte der Greis.

"Sie schaut net gut her."

"Lang halt sie es nimmer aus. Ist ja auch ka Wunder, wo sie die ganze Arbeit tun muß." Der Alte trat an seinen Sohn heran und sprach auf ihn ein, während seine abgearbeiteten Hände krallige Bewegungen machten. "Jedes Jahr haben's erzählt, der Krieg ist aus, vierzehn, fufzehn, siebzehn, achtzehn, allweil hat er nur noch bis zum Endsieg dauern sollen. So hat's geheißten bei jedem Stückel Vieh, was wir haben hergeben müssen. Jetzt schreiben wir Neunzehn, und alles ist zum Teufel. Ich frage di: Was, hat das für einen Sinn gehabt, das Ganze?"

Der Soldat sah mit einem weiten ziellosen Blick in die Pracht der Landschaft hinaus, die unbekümmert um alle Not grünte und blühte. "Es muß halt jeder jetzt arbeiten und seine Pflicht tun", erwiderte er unbestimmt.

"Hast das auch schon g'hört? Das haben's uns überall vorerzählt, in der Kirchen, wie sie uns die letzten Ochsen vom Hof geholt haben, wann sie Steuern kassiert haben, wann wir net genug Saatgut zur Bestellung gehabt haben, allweil die Pflicht, die Pflicht, und tut's nur schön arbeiten, das andere machen die hohen Herren in Wien. Jawohl, mein Lieber, die machen was! Wir arbeiten, damit die fein oben leben können, die Großkopfetten, die Herren von und zu, die Schwarzen, die Schieber!"

"Man muß halt durchhalten. Einmal wird's schon anders werden!" Der krumme Alte spuckte in weitem Bogen in die Buschwindröschen. "Und was dann? Wozu haben wir denn die neue Regierung? Glaubst du, die machen etwas anders wie die alte? Es sitzen halt alleweil wieder welche von die großen Herrn im Sattel. Und das darf nicht sein! So etwas darf nicht mehr sein!"

"Da wirst du auch nicht viel daran ändern können!"

"Ich allein freilich net. Aber wenn wir alle zusammenstehen, da wird's anders. Mußt dir einmal anhören, was die Sozis reden, da lernst du etwas dabei!"

"Geh, ein Roter und ein Bauer, das reimt sich net!"

"Recht haben's, alles zusammenschmeißen muß man, ganz anders muß man das machen, ganz anders. Herunter vom Bock mit denen Bonzen und Schiebern;

mit denen Herrn Ministern, und", er spähte scharf ins Tal, "mit die Schwarzen. Schau dir nur das Haus da unten an, das Pensionat, da kannst erkennen, wie sie allesamt unter einer Decken stecken. Da san's früher hingegangen, die Herrn Grafen, die Herrn Erzherzöge, und haben gelernt, wie man's machen muß, um oben zu bleiben, no und jetzt? Jetzt san's alleweil noch dorten, und die Herren Neureich und die Herren Ministersöhnchen san auch noch dazukommen. Hat sich da vielleicht was geändert?"

"Was haben dir denn die Buben getan? Die können ja auch nix dafür!"

"Wegfressen tun's uns, was wir selber zum Leben brauchen, und lernen tun's, wie man's macht, um genau so zu werden wie die Alten. Die sind fein schlau, die Jesuiten, da feit sich nix. Die haben alleweil noch ihre vornehme Abteilung, da tun's nur die Großkopfeten hinein, und a zweite Abteilung, wo so ein kleiner Mann wie unserereins, wann er a Geld hat, auch etwas aufschnappen darf, aber fei net zu viel! Du weißt es eh, daß die vornehmen Herren Söhne vor der heiligen Himmelskönigin beten dürfen in der Kirchen da unten, und daß unsere Leut den bescheidenen heiligen Josef hingestellt bekommen haben. Nix gegen den heiligen Josef, der kann ja nix dafür, aber recht ist das net! Ja, was i hab' sagen wollen, die sorgen schon dafür, daß ihre Leut oben bleiben, und wann's in Wien dreimal Revolution machen tun!"

"Es wird halt alleweil einen Unterschied geben zwischen oben und unten!"

Der Alte trat auf seinen Sohn zu. "So? Glaubst du dös? I sag dir, es ist das net notwendig, es muß net sein! Es muß ein End haben, wir verrecken ja, wann's so weitergeht! Wir kleinen Bauern werden geschunden und geplackt tagaus, tag-ein. Wann die alte Bleß nimmer mittut, kann i mir die Wagen selber aufs Feld herausziehen Wird freilich net nötig sein, denn vorher müssen wir eh vom Hof herunter. Eins, zwei, drei, einer, der brav geschoben hat, kauft ihn auf, aus ist der Traum!"

"I mein', die Kuh hat sich verschnauft, fahr mer weiter. Vom Reden wird nix besser!"

"Hüh, Bleß, hüh!" Die Kuh zog an, die Räder knarrten und quietschten, der Wagen rumpelte aber die Steine weiter. Die Kuh wendete den Kopf nach der

Ausfahrt zum Feld, die sie kannte, Sie bog ein und stapfte schwer über den bunten Blütenteppich des Rains. In den klebrigen Schollen des Hangackers brachte ein Zug am Leitseil sie zum Stehen. Die Bauern zerrten ihre Forken aus dem Mist und machten sich daran, Wurf um Wurf die Fladen auf kleine Haufen zu verteilen.

Über den Äckern hing der Lerchenjubel wie ein Netz aus feinstem Silber. Die Wasser murmelten in der Tiefe der Krume und trugen die Nahrung zu den erwachenden Wurzeln, den Segen des Düngers wie die Kraft der Sonne. Zwischen dem Klingen der blauen Kuppel und dem Raunen im Grunde, standen die beiden Männer und schafften für die Erde, von der sie nicht wußten, wie lang sie ihnen noch gehören sollte.

Der Alte hob die Augen nicht von seiner Arbeit. Der Soldat aber war eben erst heimgekehrt. Er schaffte ruhevoll, aber er gönnte sich doch immer wieder einen Blick auf die Heimat, auf die Höfe im Gehäng, die sich unter das rosenrote und weiße Gewölk blühender Obstbäume duckten, auf die Dächer des Städtchens, hinein in seine winkeligen Straßen. Undeutliche Erinnerungen an eine Zeit vor dem wilden Trauerspiel des Krieges wurden bei diesem Anblick in ihm wach. Er erkannte nicht deutlich, was da freundlich an die Türe seines Bewußtseins pochte und zu Tag drängte, aber daß da überhaupt etwas war, das lieblicher war als die nahe Vergangenheit und die düstere Gegenwart, schien ihm genug. Und so besah er aus seiner bedächtigen Tätigkeit heraus den spitzen Turm der Pfarrkirche, die beiden uralten Wehrtürme und die Trümmer der Stadtmauer, die bis ans Flößchen heranreichten, das mitten durch die Stadt floß. Jenseits des Flusses, am Rand des Ortes, stieg der Hochbau des Jesuitenpensionates wuchtig empor. Stockwerk türmte sich auf Stockwerk, zwei Flügel griffen eckig vom Hauptgebäude weg und umspannten einen Hof, auf dem manchmal die Divisionen der Immakulata spielten, der jetzt aber leer und verlassen dalag. Man konnte in dieser klaren Luft sogar das schmiedeeiserne Gitter erkennen, an das sich der Mann, wie er sich lächelnd entsann, einmal als kleiner Bub gedrängt hatte, um die Spiele der Zöglinge der Immakulata zu bestaunen. Dieses Gitter war ihm damals wie eine Scheidung zwischen zwei Welten erschienen, zwischen der Welt seiner Spiele und

jener fabelhaften und auserlesenen Welt des Internats, von der ganz Feldmünster immer wieder munkelte.

Der Soldat sah über die ganze Ausdehnung des Jesuitenbesitzes hin, über die Spielplätze hinter dem Hauptgebäude, über den Ziergarten und den Nutzgarten, den Wald, die Felder und das Noviziat, über diesen ganzen eigentümlichen Fleck Boden, der im Bann der unbefleckten Gottesmutter, der Immakulata, stand, deren schwer vergoldete Bildsäule vom First des Hauptgebäudes spitze Strahlen in die Runde schoß.

Es war alles so geblieben, wie es immer gewesen war, und das tat ihm wohl nach einem Leben in einer Landschaft, die vor seinen Augen von Explosionen bis zur Unkenntlichkeit um und um gepflegt worden war. Vielleicht war hier nicht alles gut und recht. Wer aber mochte sogleich nach der Heimkehr aus vier Jahren Krieg und fünf Monaten Gefangenschaft streiten? Die Auseinandersetzung mit alledem kam später daran. Jetzt brauchte er Ruhe.

Da merkte er auf. Ein Schwall junger Stimmen drang durch den Weidenschleier, der den Hohlweg halb verbarg. Er warf einen raschen Blick auf den Vater; der aber tat, als habe er nichts gehört, und schaffte ruhig weiter. Der Feldgraue lehnte sich auf seinen Forkenstiel und sah hinab in die zerfahrene Rinne am Hang. Man hatte es draußen ganz vergessen, wie sie aussahen, die Divisionen der Immakulata. Zweimal in der Woche machten die sechs Divisionen des Pensionats ihre Ausflüge, zweimal in der Woche stampften sechs mal sechzig Bubenbeine über die Wege rund um den Talkessel, in dem Feldmünster lag. Auch diese schwatzenden Kolonnen gehörten zum Bild der Heimat, wie sie da, angeführt von einer Gestalt in der schwarzen Soutane, von rückwärts bewacht durch eine zweite dunkle Gestalt, durch die Landschaft schritten.

In Gliedern von drei Mann kamen die sechzig Buben der Division I/2 daher. Sie trugen Kniehosen, Pumphosen oder Breeches, sie hatten Stiefel mit Ersatzsohlen an den Füßen und Lodenmäntel über den Schultern. Auf ihren kurzgeschorenen Haaren saßen die Hüte und Mützen, die sie von zu Hause mitgebracht hatten und die nach mehr als sieben Monaten Internatsleben zerknüllt und wunderlich geworden waren. Sie sahen bunt zusammengewürfelt aus. Das

einzig Einheitliche, das sie kennzeichnete, war ihre Jugend und die Disziplin, mit der sie in Reih und Glied dahinschritten.

Das Geschwätz lag um sie herum wie eine junge und lichte Wolke. Ab und zu stob ein Gelächter zu den Lerchen empor, die punktklein im Blau hingen, und dann war es, als erwidere die Landschaft und der Himmel das Lachen dieser halben Kinder zwischen vierzehn und sechzehn Jahren.

Der Divisionspräfekt Pater Zumstein ging verschlossen und abgesondert an der Spitze der Kolonne. Seine dunklen Augen blickten beherrscht unter der Krempe des breiten Schlapphutes hervor, die der Orden für solche Spaziergänge an Stelle des römischen Biretts vorschrieb. Das stumpfe Schwarz seiner Soutane wurde von der Sonne nicht aufgehellt und freundlicher gemacht. Abgekehrt allem Irdischen, wo die Dinge dieser Erde nicht zur höheren Ehre Gottes dienten, wanderte er an der Spitze der kleinen Schar dahin.

Sein Blick versuchte vergeblich Zugang unter die gesenkten Lider des alten Bauern zu erzwingen. Dieser Bauer stach, krumm und schwer, als sei er allein in der Landschaft, Fladen um Fladen von seinem Wagen. Er machte weder Miene den Hut zu ziehen noch dem Pater die Hand zu küssen. Er weigerte also Gott in Gestalt seines Dieners die Ehre, wie dies, dem Herrn sei es geklagt, in der letzten Zeit immer häufiger geschah. Gerade deshalb war jeder Mann wichtig, der zu diesem äußeren Zeichen der Ehrerbietung veranlaßt werden konnte, und so ließ der Blick des Schweizer Paters den Alten los und sprang in die blauen Augen des Feldgrauen hinein. Da der Pater aber auch hier den Geist des passiven Widerstandes gegen die Kirche verspürte, der sich überall im Lande offenbarte, kehrte er endlich den beiden Männern den Rücken zu und stellte sich, als wollte er die ihm anvertraute Jugend vor dem Teufel der Aufsässigkeit schützen, zwischen die Division und das Feld.

Er blieb stehen und ließ die Dreierreihen an sich vorbeipassieren, dunkler Wächter dieser jungen Seelen. Sein Auge prüfte jedes einzelne Gesicht, das an ihm vorüberzog, denn es hieß in einer Zeit, wo es überall im Gemäuer der alten Ordnung zu knistern und zu rieseln begann, doppelt wachsam sein. Bereitschaft

war alles in diesen Tagen, in denen der Erbfeind umherging wie ein brüllender Löwe und suchte, wen er verschlingen könne.

Es war ein steter Kampf an zwei Fronten, den Pater Zumstein, Präfekt der Division I/2, auf Befehl seiner Oberen täglich zu führen hatte, Kampf gegen den äußeren Feind, der sich verderblich wie flüchtiges Gift durch jede Ritze im Gemäuer der Kirche zu schleichen versuchte, und Kampf gegen den Feind in den Herzen dieser Buben, die in ihrem Übergangsalter, in dem das Fleisch wach wurde und gegen den Geist stritt, doppelt gefährdet waren.

Deshalb erforschte sein Blick die lachenden Gesichter und die ernsten, die traurigen, die aufgeschlossenen und die versperrten, die rotbackigen und die der Kinder, welche die Ersatznahrung nicht vertrugen und blaß geworden waren. Deshalb hörten seine Ohren scharf auf jedes Wort, das zu ihm hingetragen wurde, deshalb vermerkte er mißtrauisch und wach jedes verlegene Verstummen.

Das viertletzte Glied fiel ihm auf. Dort steckten, trotz wiederholter Verwarnungen, zwei Aufsässige schon wieder zusammen, der Ungar Bondi und der blonde Neitperg. Die beiden Buben waren unerklärlicherweise miteinander befreundet, vielleicht deshalb, weil beide unruhig waren und sich bisher noch nicht in die häusliche Ordnung zu fügen verstanden hatten, trotzdem beide bereits das vierte Jahr in der Immakulata verbrachten. Der Pater bemerkte eben erst, daß diese beiden schon wieder beim Spaziergang zusammen gingen. Freundschaften ließen sich nicht verbieten, mußten aber auf ein erträgliches Maß herabgedrückt werden, sollten solche junge Seelen nicht Gefahr laufen, sich stärker an die Erde denn an den Himmel zu verlieren, und genau das war bei den beiden Buben der Fall. Die Einheitserziehung nach den Lehren des Ignatius verlangte unbedingtes Befolgen ihrer Richtlinien, sonst konnte sie für den Erfolg im Jenseits nicht bürgen.

"Wenn er sich nicht freiwillig einfügt," hatte der Pater Generalpräfekt auf einer der letzten Konferenzen in bezug auf Neitperg gesagt, "muß er dazu gezwungen werden. Er ist hochbegabt, aber er neigt zur Überhebung und schwebt darum in ständiger Gefahr, den Pfad der Tugend eigenmächtig zu verlassen. Ich bete zu. Gott, daß er in der Firmung der Gaben des Heiligen Geistes teilhaftig wird,

die er so notwendig braucht, denn er vertraut zu sehr auf sich selbst, statt sich demütig in den Willen Gottes zu fügen. Achten Sie besonders auf ihn!"

Es war nun freilich schwierig, einem Buben zu beeinflussen, dessen junges Gemüt sich in sich selbst verkroch und ständig auswich. Auch war es nur schwer möglich, seine bedrohliche, gelegentlich hervorbrechende Überhebung zu ducken, da sie sich im Einklang mit den Leistungen im Gymnasium befand. Es mußte sehr überlegt vorgegangen werden, wollte man Erfolg erzielen.

Der schmale blonde Bub mit dem langen Schädel warf eben einen Blick in die Runde. Dieser Blick war scheu, er flackerte unbeständig in die Richtung, in der der Präfekt stand, berührte dessen Gesicht, ohne daß zu erkennen war, ob er es geprüft hatte, und wendete sich wieder dem dunklen Nachbarn zu. Es war offensichtlich, daß die beiden den dicken Koch, den dritten Mann im Glied, nur deshalb mitgenommen hatten, weil der dumme Kerl sie nicht störte. Der klopfte eben selbstvergessen an einem Holunderzweig herum und gab auf seine Begleiter nicht acht. Zumstein biß auf seine schmale Unterlippe, dann aber sah er ein Papier in der Hand Robert Neitpergs, und nun machte er einen langen Schritt, so daß der Rock der Soutane rauschend die langen Hosen streifte, die er darunter trug. Er griff in die Reihe hinein. "Gib her, was du da hast", sagte er. Ein paar Vordermänner drehten sich neugierig und sensationslüstern um.

Dem Neitperg stieg eine rote Welle bis unter das kurzgeschorene Haar. Er zögerte, erkannte, daß es keine Aussicht, das Blatt zu verbergen, gab, weil "der" den Zettel schon gesehen hatte, und reichte dem Erzieher das Papier, das er eben dem Ungarn hatte zeigen wollen.

Der Pater besah sich das Bild, das sich auf dem Blatt befand. Es stellte ein Schiff dar, aus dessen Schornstein dicker Rauch quoll, während aus einem Geschütz rotes Mündungsfeuer schlug. "Was soll das heißen?" fragte er.

"Das ist ein Schiff, das ich in den Ferien bauen möchte", antwortete Robert leise und verstockt und streifte mit einem scheuen Blick das massige, blaugrau überhauchte Kinn des Präfekten.

"Du solltest", erwiderte der Pater betont, "dich jetzt weniger um die Ferien und um die Schiffe, die du dann bauen willst, kümmern. Ich denke, du wirst in

diesem Jahr gefirmt, Neitperg? Solche Kritzeleien sind sinnlos und halten dich nur von wertvolleren Gedanken ab." Damit gab er ihm das Blatt zurück, das der Junge, rot überlaufen, hastig in die Rocktasche steckte. Ohne sich weiter mit diesem Glied zu beschäftigen, erwartete der Präfekt den Schluß der Division, wo er sich an Pater Rauch, den Unterpräfekten, wandte.

"Neitperg zeichnet viel!" sagte er.

"Ja, er zeichnet gern und nicht ungeschickt, wenn man sein Alter in Betracht zieht!"

"Davon ist eben nicht die Rede", erklärte der Präfekt leise und fest. "Es handelt sich darum, daß dieser Bub daran gehindert werden muß, sich in unwichtige Dinge zu vertiefen und dabei das Heil seiner Seele aus den Augen zu verlieren. Haben Sie mich verstanden?"

Der Subpräfekt war jung und rotwangig, er liebte einen Scherz und sah eigentlich nichts Gefährliches in solchen Beschäftigungen. Aber er hatte das Gelübde des Gehorsams abgelegt. "Jawohl, ich werde darauf achten", antwortete er.

Während dieses Gesprächs hatte keiner der drei Buben aus der viertletzten Reihe ein Wort gesagt. Der dicke Koch hatte nichts verstanden und zog eben beseligt die feuchte Rinde unversehrt vom Holz des Astes, und der Ungar sah zu Boden, um dem Freund Zeit zu lassen, die Rüge zu überwinden. Im Glied vor ihnen aber drehte sich einer um, ein schwarzlockiger, derber Bub, dessen sommersprossiges Gesicht höhnisch grinste. Er rieb die Zeigefinger aneinander.

"Kümmere dich um deinen eigenen Kram," zischte Bondi ihn an, "du hast keinen Grund, Wolf, dich um uns zu scheren!"

Das war eine kühne Freundestat, denn Wolf Graf Vierbrücken war einer der Stärksten in der zweiten Division der ersten, vornehmen Abteilung. Obendrein war er der Bruder des Vorbeters und Präfekten der marianischen Kongregation Heinrich Vierbrücken, der das unbestrittene, von den Patres gleichsam eingesetzte und bekräftigte Oberhaupt dieser sechzig Buben war. Er gehörte somit in die enge Gemeinschaft der Herrschenden, die sich um Heinrich und neben ihm noch um einen zweiten Pol geschart hatten, um den Erzherzog Ludwig Franz, der, ein

herzlich unbegabter Junge mit auffällig schwach entwickeltem Kinn, der gesellschaftliche Mittelpunkt der kleinen Schar war. Daran hatte nichts geändert, daß Pater Zumstein vor einigen Tagen einen um den anderen der Adligen zur Seite genommen und ihm mit einem seltsam verlegenen und bedauernden Tone mitgeteilt hatte, daß der Adel nunmehr abgeschafft sei. Die Bedeutung dieser Tatsache war den Buben zu fremd, als daß sie sich darüber erregt hätten, als sie einer um den anderen ihren Titel verloren, der Erzherzog wie der Graf Vierbrücken und bescheidene Herr von Neitperg, der vom Hochadel ohnedies nicht voll genommen wurde.

Die Gemeinschaft der Herrschenden jedenfalls war davon weder geschwächt noch verändert worden, und so war es sehr bedenklich, als Wolf sich wie von einer Tarantel gebissen und hochrot vor Jähzorn umwandte und den Freunden zurief: "Ihr beiden werdet bald einmal Divisionsprügel bekommen, du und dein teurer Freund, ihr stört uns, ihr paßt nicht hierher."

Der Ungar duckte sich, der Blonde zuckte mit den Achseln. Ein Gemisch von Zorn und Furcht erfüllte ihn, Furcht vor dieser unverständlichen, unsichtbaren Schranke, die ihn von den anderen trennte und an der er sich immer wieder wund stieß. Oh, sie wußten genau, was für ein Wind von oben her wehte, und richteten sich danach! Doch man durfte sich nicht der Sünde des Zorns schuldig machen. So zwang er seine hoffnungslose Wut nieder und zerriß nur einen Strohalm vom Wegrand zwischen den Fingern.

Nach einer Weile flüsterte Bondi: "Du, wir dürfen nicht zu oft zusammen gehen, deshalb haben sie ja die Wut auf uns!"

"Meinetwegen sollen sie zerplatzen!" zischelte Robert zurück.

"Es geht nicht, es ist verboten. Vielleicht ist es Sünde?"

"Unsinn!" Aber er war nicht ganz sicher und lenkte wieder ein: "Wenn ich bloß verstehen könnte, was die dagegen haben, wenn zwei sich vertragen!"

Der Ungar runzelte die braune Stirn, fand aber keine Antwort. "Es ist eben so", meinte er abschließend. Sie schwiegen wieder.

Die Division war in den hohen Buchenwald einmarschiert. Seine Knospen schimmerten rötlich und waren dick angeschwollen; es konnte nicht mehr lange

dauern, bis sie aufbrachen und das seidene Gefieder der jungen Blätter entfalteten. Ein Buchfink saß auf einem feucht glänzenden Querast und schmetterte seinen rollenden Wirbel wieder und immer wieder in den schnurgeraden Sonnenstreif, der seinen Auslug mit Silberflitter überschüttete. Robert sah zu dem Vogel empor. So frei sein können wie der, dachte er. Es war nur ein schnell vorüberhuschender Gedanke, eine von jenen Versuchungen zum Aufruhr, die sündhaft wurden, wenn man Wohlgefallen an ihnen fand, denn im Katechismus stand: *Es ist sündhaft, seine Pflicht gegenüber den Oberen nicht zu erfüllen; Untergebene sündigen, wenn sie frech und widerspenstig sind.* Sich hinauszusehen aus der strengen Hut der Immakulata aber war Widerspenstigkeit, eine der vielen Anfechtungen, wie sie der Satan einem jeden bereitete, der die steinigen Wege zu Gott wandelte. Er wies den Gedanken von sich, der gehorsam im Dunkel versank. Dann griff er in die Tasche, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der Präfekt nicht herübersah. Seine Finger drückten die Zeichnung rasch in die braune Faust des Ungarn. "Da, nimm und steck es ein, ehe der es sieht!" Das Papier verschwand in der Tasche des Freundes. "Weißt du, das Schiff muß eine richtige Dampfmaschine haben," erklärte er leise und mit jener Freude, die alle Buben an ihren kleinen Plänen haben, "eine Maschine, die mindestens zehn Minuten lang läuft. Ich weiß nur nicht recht, wie ich die Schraubenwelle hinausführen soll, ohne daß Wasser in das Schiff dringt!"

"Ich werde auch ein Schiff bauen," erwiderte der Dunkle, "wir haben einen großen Teich vor dem Schloß, da kann es schwimmen!"

"Wie lange ist es noch bis zu den Ferien?"

"Zwei Monate und zehn Tage! Streichst du schon ab?"

"Natürlich!" Ein weiterer Zettel kam aus der Tasche zum Vorschein, nachdem erst ein Messer, etwas Bindfaden, ein Stück Sandstein, ein Bleistift und ein paar Abzeichen in die andere Rocktasche geräumt worden waren. Auf diesem Zettel standen alle Daten vom ersten April bis zu jenem köstlichen und noch so ungeheuer fernen letzten Juni verzeichnet, an dem die Ferien begannen. Ein paar Daten waren durchgestrichen, viele, viel zu viele, warteten noch darauf. "Es dauert noch sehr lange!"

Sie schwiegen und sannnen über die Zeitemenschluchten hinweg, die sie noch von den Ferien trennten. Der Buchenwald rauschte. Es war gut, daß sie sich gefunden hatten. Zu zweit war alles leichter zu ertragen als allein. "Wenn wir nun nicht beide gleichzeitig aus I/3 heraufversetzt worden wären!" sagte der Blonde jäh und errötete, denn er hatte mehr Gefühl verraten, als man in seinem Alter eingestehen durfte. Ja, was wäre geschehen, wenn einer von ihnen in der Abteilung der Kleinen geblieben wäre, in der Division der Anfänger?

Der Ungar schämte sich für seinen Freund und schnippte mit den Fingern. "Dann hätte es eben auch so gehen müssen", meinte er leichthin. "Kommst du in den Ferien zu mir?"

"O du, ob das geht?"

"Ich meine das im Ernst. Du kannst gut bei uns wohnen, wir haben ein ganzes Stockwerk nur Fremdenzimmer!" Robert dachte an sein ärmliches Zuhause, an das Wiener Heim des pensionierten Majors, der sein Vater war, und an seine strenge Mutter.

"Ich möchte schon", sagte er.

"Dann können wir endlich einmal vernünftig zusammen sprechen! Hier geht das ja nicht!" Die schwarzen Augen des Ungarn verfinsterten sich. Er hatte, aus einem seltsamen und dunklen Zusammenhang heraus, an den Firmunterricht gedacht. "Es geht ja auch wirklich nicht, daß wir hier dauernd zusammenstecken, es ist verboten!"

Er sah starr vor sich hin und memorierte mit seinen feinen, grausam scharf geschwungenen Lippen halblaut die These des jähnen Neubekehrten Paulus von Tharsos, der da gesagt hatte: *"Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet!"*

"Glaubst du, daß das so wörtlich zu nehmen ist?" fragte Neitperg. Die Augen des Ungarn begannen zu funkeln, er fühlte, da er zu heimlichen Ekstasen, wie viele in dieser Gemeinschaft, neigte, fast wollüstig die Strenge dieser Forderung, die unbedingten Gehorsam, jesuitischen Gehorsam heischte. "Natürlich!"

Robert verstand den Freund nicht ganz. "Wenn du meinst! Vielleicht ist es wirklich besser so."

Er wußte genau, daß es keinen Zweck hatte, sich gegen diesen starren Apparat aus Gebot und Verbot, gegen die Strafen und Verwarnungen aufzubäumen. Er sah um sich. Da vorn ging der ältere Vierbrücken mit dem Erzherzog und dem kleinen Abel in einer Reihe. Der hatte es gut! Der brauchte sich nicht anzustrengen, dem war diese ganze Ordnung wie auf den Leib geschnitten. Dem und manchem anderen, dem Bayern Riedinger zum Beispiel, oder dem kleinen Abel, Primus in seiner Klasse. *Gott, hilf, daß ich so werde wie sie*, betete er ernsthaft. *Unbefleckte Gottesmutter, hilf mir!* Er war sehr allein, er verstand nicht einmal den Freund genau.

"Ob wir bis Kirchdorf gehen?" fragte er ablenkend.

"Nein. Wir werden Zapfenschlacht machen. Die da vorn tragen doch die Brillen!"

Hinter dem Buchenhorst stand der Fichtenwald wie eine dunkelgrüne Mauer. Die Sonne warf schräge Silberstreifen durch das Gezweig, es duftete nach Harz und Moder. Wo sich eine lichtere Stelle öffnete, begann der Sauerklee zu sprießen.

Sie schritten dahin, sie verließen den Hauptweg und bogen ein in das Gewirr der Schonungen, wo der Fasanhahn klirrend aufschrie und der Ringeltauber prahlerische Bogen in den blauen Himmel zeichnete. Eine Waldwiese tat sich auf. Sie wurde von einem Bach durchquert, der sie in zwei Hälften teilte. Huflattich blühte im nassen Gehügel der Torfmoospolster. Rundum standen ungeheure Samenfichten, deren Zapfenbehänge herabgestürzt waren und nun rötlichbraun den Boden bedeckten.

Der Präfekt steckte die Trillerpfeife zwischen die Lippen und piff. Die Division stand. "Zapfenschlacht!" befahl der Pater, "alle sammeln Zapfen!"

Die strenge Marschordnung zerstob im Nu, ein wirrer Haufen schreiender Buben stürzte sich unter die Bäume. Sie hockten sich nieder, sie stopften sich die Taschen voll Zapfen, sie sammelten sie in ihre Mäntel. Der starke Wald hatte seine Früchte überreich ausgeschüttet.

Robert war erst davongestürmt wie die anderen. Er war zwischen die Stützpfeiler dieses ragenden Domes gerannt und war immer tiefer in seine bräunliche Dunkelheit eingedrungen, bis das große Schweigen des Waldes die Hast

seiner Schritte besänftigte und die Stille beschwichtigend den Finger auf ihren Mund legte. Da ging er behutsam weiter, hinein in ein Gestrüpp, in dem der Seidelbast blühte. Der Rausch der Buschwindröschen schäumte um ihn her, die Leberblümchen nickten, zauberhaft bewegter Teppich, und die Sonne schnippte mit spitzen Fingern Gold- und Silberstücke darüber hin. Ein wildes, lockendes Duften brach aus dem Boden. Es war ihm, als müsse er sich nun hinwerfen, den Kopf in die Blüten vergraben und bleiben in der gewaltigen, gefestigten Ruhe des uralten Forstes, wo es keine quälenden Pflichten und Fragen gab, sondern nur gefestigtes, ruhevolltes Sein.

Die Stimmen der Kameraden kamen von weither zu ihm. Er besann sich und erschrak, denn er hatte sich verboten weit von der Division entfernt. Er wandte sich zurück und begann, während er zögernd dahinschritt, Zapfen zu sammeln. Es war ihm, als sei dieser ganze Wald neu und niemals so geschaut, als habe wenigstens er noch nie einen solchen Forst gesehen, in dem das Licht so zart um die Stämme floß, und wo der nadelbedeckte Boden so tiefrot dunkelte. Das berührte ihn wundersam, etwas Undeutbares stieg in ihm hoch, Lust und Schmerz in einem. Alle Unrast dieses Tages wurde zu schwebendem, träumerischem Frieden, der ihn gleichzeitig bedrängte und beglückte.

Sein grüner Mantel bauschte sich und wurde schwer von Zapfen, die Wiese schimmerte wieder durch die Stämme. Gleich war er wieder mit der Division vereint, gleich war das fremde Wunder vorüber, das Wunder, das er halten wollte, ohne zu wissen wie. Er blieb stehen und lauschte in sich hinein. Da sprang ein Bub in langen Sätzen heran. Eine derbe Faust schlug ihm auf den rechten Unterarm, der Mantel öffnete sich, und die Geschosse glitten zu Boden. "Meine Zapfen", schrie Wolf Vierbrücken und bückte sich, um mit unverschämter Geschäftigkeit das aufzulesen, was Robert für sich gesammelt hatte.

Der Überfallene stand reglos und fühlte, wie der Zorn in ihm hochstieg. Es war ganz aussichtslos, gegen Wolf zu kämpfen, aber die Wut übermannte ihn. "Wirst du sie lassen, such dir deine Zapfen gefälligst selbst!" rief er und warf sich zu Boden, um von der Beute zu retten, was zu retten war.

"Scher dich, Maler", höhnte Wolf und stieß ihn weg. Robert wußte, daß gegen die geschlossene Gruppe der Großen nichts anzufangen war; er hätte den Raub allein wahrscheinlich verbissen hingenommen. Daß Wolf aber seinen Spitznamen, diesen verhaßten Spitznamen, anwendete, brachte den Krug zum Überfließen. Wer ihn Maler rief, griff mit rohen Händen an die Schönheit der Stunden, in denen er nach Belieben kritzeln und malen durfte, seinen Phantasien hingegeben ohne Schranke und Verbot.

Robert wurde sehr blaß im Gesicht. Plötzlich traf seine Faust dem anderen mitten in die Magengrube, so daß er zusammenknickte. Im Nu bildeten die beiden Körper einen Knäuel, der schweigend, denn solche hemmungslosen Prügeleien waren streng verboten, auf dem Waldboden umherrollte.

Die Pfeife des Präfekten schrillte. Wie auf Verabredung ließen die beiden Gegner voneinander ab und standen sich bebend vor Wut gegenüber. Wolf sah Robert sprühend an. "Divisionsprügel", zischte er, wandte sich um und ging mit langen Schritten davon.

Der Bub bückte sich mühsam und zerschlagen. Er war in Todsünde gefallen, er hatte sich vom Jähzorn übermannen lassen, und nun hing auch das irdische Verhängnis über seinem Kopf. Die Starken und Mächtigen waren ihm nicht grün, sie würden diesen Anlaß gewiß liebend gern benutzen, um ihm eins auszuwischen.

Er sammelte seine Zapfen auf und schlich sich an die anderen heran. Dort sah er Wolf bereits bei seinem Bruder stehen. Im glatten, hochmütigen Gesicht Heinrich Vierbrückens regte sich kein Zug. Es war leicht zu erraten, was sie miteinander besprochen hatten. Der Traum war zerstoßen und die Wirklichkeit grinste ihn an. Er stellte sich im Haufen der Buben auf und wartete auf die Wahl, fahle Angst im Herzen.

Heinrich und der Schweizer Schäubli waren zu Anführern bestimmt und riefen nun abwechselnd die Namen derer, die sie in ihre Partei wählten, aber es war ihm gleichgültig, ob er als einer der ersten oder letzten gewählt wurde. Jetzt war ja sein Schicksal entschieden. Wenn es so warm blieb, ging die Division in der Pause nach dem Nachtmahl in den Hof hinaus, wo Seen und Kanäle von Dunkelheit die Lichtinseln rund um die Laternen umgaben. In einem dieser Seen würde es

geschehen, dort würden sie über ihn herfallen, die Starken und die vielen Mitläufer, und sie würden ihre Wut an ihm auslassen, weil er anders war und es nicht verstand, sich mächtige Freunde zu verschaffen.

"Neitperg!" rief Heinrich Vierbrücken. Ungläubig horchte Robert auf. Er war von Heinrich gewählt worden? Dann war es vielleicht möglich, sich unter den Augen des Großen auszuzeichnen, dann konnte er vielleicht eine so wunderbare Leistung vollbringen, daß jener mit der Gewalt, die er über die anderen besaß, die Divisionsprügel verhinderte? Er senkte den Kopf und preßte die Lippen zusammen. *Maria hilf, daß ich mich auszeichne*, betete er. Seine Augen suchten nach dem Ungarn, fanden ihn aber nicht gleich. Dagegen traf sein Blick das gleichmütige, pockennarbige Gesicht des großen Reiz, der an einem Totschläger schnitzelte.

Er beneidete in diesem Augenblick Reiz, das schwarze Schaf der Division, den Burschen, der ständig irgendeine Strafe abzubüßen hatte. Der war so stark, daß sich keiner an ihn heranwagte, und er war obendrein so gleichgültig, daß er einsam seinen Weg ging, trotz seiner Mißliebigkeit bei den Patres geachtet, da die Sprache seiner Fäuste, wenn er einmal in Wut kam, nicht mißzuverstehen war. Wenn ich nur so stark oder so gleichgültig sein könnte wie Reiz, dachte Robert.

Ihn kostete es ja schon große Anstrengung, wenigstens ein gleichgültiges Gesicht zu schneiden. Die Farbe des weiten Landes war für ihn erloschen, der Wald lockte nicht mehr. Er streifte sich, als die Wahl zu Ende war, die Brille über, deren Drahtnetz die Augen vor den Zapfen schützte, und empfand beglückend, daß sein Blick verdeckt wurde, so daß die Feinde seine Furcht und Verlassenheit nicht erkennen konnten. Mit gesenktem Kopf schritt er hinter seiner Partei her, die über den Bach davonstürzte, um dort ihre Stellung einzunehmen. Er war wieder einmal ausgeschlossen, er durfte eine Statistenrolle spielen, sie mochten ihn nicht. Abends verprügelten sie ihn, und dann kam am Samstag die nächste Notenverlesung, bei der er ebenfalls wieder geduckt werden würde, denn die Tatsache, daß es um ihn her oft genug zu Reibereien kam, wurde ihm stets angekreidet. Er war nicht nur unbeliebt, er fiel auf und wehrte sich, wenn man ihn angriff. Das wurde ihm nicht verziehen. Eben war zu wenig Zeit, über diese Dinge nachzudenken. Die Pfeife des Paters ertönte, der Unterpräfekt kam über den Bach

gesetzt, um zwischen den Parteien als Schiedsrichter zu dienen, und nun begann die Schlacht.

Robert hielt sich, von der geringen Hoffnung beseelt, angenehm und entlastend aufzufallen, in der Nähe Heinrichs. Der stand ruhevoll in der ersten Reihe, wog die Zapfen in der Hand und schleuderte sie in scharfer Fahrt über den Bach. Ab und zu klang der Ruf "Getroffen!" auf. Dann löste sich drüben einer aus der Schar der Kämpfer und schritt mißmutig über den Bach herüber, um sich in das Gefangenenlager am entferntesten Ende des Spielfeldes zu begeben. Wer getroffen war, mußte ausscheiden, die Partei, die am Ende des Spieles alle oder doch am meisten Mann verloren hatte, war geschlagen.

Geschrei und Gelächter. Zapfen fuhren, sich überschlagend, in sausendem Flug hinüber und herüber. Rufe tönnten auf: "Pater, der Diebold schwindelt, er ist getroffen!" Die Pfeife gellte, der Unterpräfekt schickte den Mogler ins Lager. Die Pfeife schrillte erneut, die Schlacht ging weiter.

Der Präfekt stand abseits. Sein Gesicht war unbewegt, er hielt diese Kampfspiele ab, weil sie vorgeschrieben waren, aber er beteiligte sich nicht innerlich an ihnen wie der junge Pater Rauch. Sie boten eine gute Gelegenheit, die Charaktere der Buben zu studieren, denn im Eifer der Schlacht erschloß sich manch einer, der sich sonst versperrte. Etwas anderes kümmerte den Präfekten nicht. Die guten Werfer standen ganz vorn und fanden es selbstverständlich, daß man sie bediente. Die schlechteren Werfer sammelten denn auch eifrig und beflissen Zapfen auf und brachten sie den Vorkämpfern, die sie seelenruhig in Empfang nahmen und verschossen. Robert hielt sich zu Heinrich Vierbrücken, ängstlich bemüht, immer wieder in die nach rückwärts gestreckte Linke des Großen neue Zapfen gleiten zu lassen. Er sah scheu zu dem Gewaltigen empor, der sein kommendes Schicksal hinter unbewegten Zügen verschloß und kein Wort des Dankes sagte. Es stand nicht gut um ihn, das war gewiß.

Der Führer der Partei war ein ausgezeichnete Werfer. Seine Bewegungen waren knapp und gemessen, sein Auge verfolgte unbeirrt den Feind, der seinem Wurf zu entgehen versuchte. Er war berühmt dafür, drei Zapfen hintereinander in

so schneller Folge auf den Gegner werfen zu können, daß der verwirrte Feind meist schon vom zweiten, gewiß aber vom dritten erreicht wurde.

Dennoch ging es seiner Partei schlecht. Ihre Reihen lichteten sich, einer um den anderen mußte ausscheiden und über den Bach hinüber ins Gefangenenlager wandern. Der Hagel der Geschosse verdichtete sich immer mehr um den Anführer, der unbeirrt weiterschoß, trotzdem es offenbar war, daß er auf verlorenem Posten kämpfte. Robert fühlte heiße Bewunderung in sich aufsteigen, als er sah, wie ruhig der Große sich in dieser verzweifelten Lage benahm. Wieder zielte Heinrich genau, zwei Zapfen flogen hintereinander her, drüben wurde einer getroffen und mußte heraus. Heinrich hatte sich verschossen. "Zapfen!" schrie er.

Es gab für ihn nur noch eine einzige Möglichkeit, die Schlacht zu seinen Gunsten zu wenden. Diese Möglichkeit war sehr gering. Man mußte nämlich, um die Gefangenen zu befreien, einen Zapfen bis in das Gefangenenlager schleudern, wo er aufgefangen werden mußte, ehe er den Boden berührt hatte. Dann waren die Gefangenen erlöst.

Heinrich drehte sich halb um, ohne den Gegner aus den Augen zu lassen, und herrschte den Neitperg an: "Gib schon her!" Dann reckte er sich hoch auf, legte die Hände an den Mund und schrie: "Achtung, Gefangene!" Er setzte zum Wurf an, spannte sich und schwang den rechten Arm weit nach hinten. In diesem Augenblick surrten von drüben drei Zapfen gleichzeitig heran. Zweien wich Heinrich aus, der dritte traf den Spielführer, der mit einem unwilligen Kopfschütteln seine Geschosse zu Boden warf und sich wortlos über den Bach begab.

Fünf Buben kämpften noch gegen fünfzehn von drüben. In diesem Augenblick schoß es in Robert hoch: Jetzt mußte er das Große tun, die Tat, die ihm Achtung verschaffte und die sein Geschick mit einem Schlag verwandelte. Er mußte die Gefangenen befreien.

Heinrich war im Gefangenenlager angelangt. Robert trat zurück, um sich den Nahschüssen zu entziehen, nahm alle Kraft zusammen und warf einen schweren, nassen Zapfen in hohem Bogen gegen das Lager. "Heinrich, aufpassen", schrie er

hinter dem Wurf her, aber das Geschoß erreichte das Lager nicht, sondern schlug knapp vor ihm ins Gras.

Jenseits des Baches erkannte Robert auf einmal das höhnisch verzerrte Gesicht Wolf Vierbrückens. "Trottel, du triffst nicht einmal bis dorthin!" rief der und schoß auf Robert, der auswich. Der Hohn brannte ihn wie eine Nessel. Jetzt mußte er sie befreien, und wenn er sich selbst dabei aufopferte! Er ließ alle Vorsicht beiseite, er wählte einen schönen Zapfen, wartete, bis die drüben sich verschossen hatten und rannte geduckt dicht an den Bach heran.

Der Zapfen stieg in stolzem Bogen ins blaue Licht empor. Robert sah ihm atemlos und glücklich nach. Er hatte die Brille von den Augen gerissen, um seinem Wurf besser folgen zu können, er vergaß alles um sich herum, denn er erkannte, wie der Zapfen sich mitten ins Lager hineinsenkte, wo Heinrich alle anderen zur Seite stieß, um selbst fangen zu können.

Da war Wolf vorgeprellt. Er stand auf fünf Schritt dem Todfeind gegenüber, er zielte und warf ihm einen Zapfen mit voller Wucht mitten ins Gesicht. Der Schlag traf Robert grell und betäubend zwischen die Augen, so daß er taumelte, aber durch das jähe, sternverspritzende Dunkel hindurch hörte er das Jubelgeschrei der Erlösten. Die Schlacht hatte eine neue Wendung genommen, die Gefangenen waren befreit.

Er wischte sich mit dem Handrücken über die Nase und Mahe klebriges Blut an seinen Fingern. Als er wieder sehen konnte, ging er taumelnd, aber beseligt, zum Bach, tauchte sein Taschentuch hinein und wischte sich über die Nasenwurzel. Das Taschentuch wurde rot, die aufgeschundene Haut brannte.

"Du bist gefangen, Neitperg," schrie Wolf in hemmungsloser Wut, "scher dich weg, du Schwindler!" Auch diese Gehässigkeit machte nichts, sie konnte sein Glück nicht vermindern. Er stieg über den Bach und ging, das Taschentuch an der Nase, mitten durch die Feinde auf das Lager zu, aus dem die Befreiten herausstürzten. Heinrich kam geradewegs auf ihn los, er wollte ihm gewiß ein Wort der Anerkennung sagen! Oh, es schadete nichts, daß er diesen Wurf ins Gesicht bekommen hatte.

Mit langen Schritten, ohne den Kopf zu heben, die Lippen fest geschlossen, ging der Anführer an Robert vorüber. Er wollte von ihm nicht befreit worden sein, er wußte absichtlich nicht, wer es getan hatte.

Da senkte der Bub seinen Kopf, und jetzt endlich schossen ihm Tränen des Schmerzes und der Enttäuschung in die Augen. Es hatte alles nichts genützt, die Acht der Division war nicht von ihm genommen worden. In einer Ecke des Lagers saß er und preßte das Taschentuch vor die Nase, ohne sich um die Schlacht zu kümmern, die er, und er allein, gewonnen hatte. Das alles ging ihn nichts mehr an. Er war ausgeschlossen, er gehörte nicht mit dazu, sie haßten ihn stumm und erbittert. Der Weg nach oben war ihm versperrt, er mußte sich verstecken und abseits halten, wollte er nicht niedergetreten werden.

Robert blieb völlig in sich verkrochen, als die Division in das Pensionat zurückmarschierte. Er vernahm das angeregte Geschwätz der anderen nur wie von fernher. Ab und zu fing er Prahlreden auf, Kritik an den Kampfhandlungen. Von ihm sprachen sie nicht. Das Schicksal war nicht abgewendet worden.

Auch der Ungar schwieg. Wahrscheinlich hatte auch er etwas von dem Beschluß der Führer erfahren und wußte, was dem Freund drohte. Es stand nicht in seiner Macht, dieses Schicksal abzuwenden. Einmal wendete er sich an Robert und sagte fast unwillig: "Du bist ganz mit Blut verschmiert!" Das war ein lahmer Versuch, den Bannkreis der Vereinsamung zu durchbrechen, der den Blondinen umgab. Doch da drehte sich Wolf um und sagte hämisch: "Das wischt er nicht weg, um damit protzen zu können, der Protzkasten!" Der Ungar schwieg, er verteidigte den nicht mehr, den die Division fallengelassen hatte. Robert schwieg auch.

Er grübelte. Es war offenbar eine Strafe der Vorsehung, die ihn getroffen hatte. Gott schickte ihm diese Strafe. Warum? Es war schwer, das zu verstehen, denn Seine Wege sind geheimnisvoll. Die Schatten vieler dunkler Worte, die er gehört hatte, senkten sich auf ihn herab. Man mußte sein Gemüt Ihm ganz zuwenden, man durfte sich nicht von den Nichtigkeiten des Alltags fesseln lassen. Vielleicht strafte Er ihn, weil er den Vorsatz, den er vor zwei Jahren faßte, nicht hatte ausführen können?

Damals hatte er beschlossen, ein Heiliger zu werden, aber das war ihm nicht gelungen, er hatte immer wieder gesündigt, Er hatte auch heute gesündigt, er hatte die schwere Verfehlung des Zornes begangen, als er sich in wilder Wut auf Wolf Vierbrücken stürzte.

War dieser hemmungslose Wutanfall nicht eine Todsünde gewesen, einer jener Flecken, die das Gewand der Seele dergestalt beschmutzen, daß sie nicht mehr würdig ist, vor Gott zu treten? Und dies in einer Zeit, in der er sich auf die Firmung, auf die Herabkunft des Heiligen Geistes vorbereiten sollte? Er mußte bereuen, denn in vielen Predigten war er darüber belehrt worden, daß die Schatten des Todes den Pfad des Menschen stets überdunkeln, auch wenn dieser Weg dem irdischen Auge noch so licht erscheint. Wie, wenn er jetzt plötzlich starb? Dann tat sich der Rachen der Hölle vor ihm auf und verschlang ihn. Er mußte sofort bereuen, denn man wußte nie, wann Gottes Geduld ein Ende nahm und wann er den Sünder vor sich rief, um ihn vor Seinem furchtbaren Richterstuhl zu verwerfen.

O Gott, ich bereue meine Sünde, betete er in Gedanken, und nicht nur darum, weil ich Angst vor der Strafe habe, sondern weil ich Dich dadurch beleidigt habe!

Nun hatte er vollkommene Reue erweckt. Er war wenigstens vorläufig in Gnaden wieder aufgenommen worden. Wenn er nun noch gültig beichtete, war die Sünde endgültig getilgt. Gegen die eine, die furchtbarere Möglichkeit war somit Vorsorge getroffen.

Er sah ein wenig auf und erblickte die Wipfel des Buchenwaldes, durch den sie zurückwanderten. Die Nachmittagssonne warf Glisse von klarem Gold in das Geschleier der Bäume, in denen die Arnsel sang. Die Erde prangte, Föhnfedern wehten über den Himmel.

Doch zwischen ihm und dieser Erde stand die Division, stand der Bann, den sie ausgesprochen hatte. War dieser Bann vielleicht nur eine Prüfung, die Gott ihm in Seiner rätselhaften Art sandte, um ihn zu erproben? Dann mußte man die Prüfung bestehen und sie Ihm aufopfern, das wußte er aus der Religionsstunde. Tat man das, so wurde der scheinbare Nachteil zum vielfachen Gewinn im Jenseits, wo der Herr die gute wie die böse Tat in Seinen Büchern verzeichnete. Um ganz

sicher zu gehen, betete er: *Süßer Jesus, Dir opfere ich meine Leiden auf.* Nun stand er auf alle Fälle wieder gut mit den Gewalten des jenseitigen Lebens, gegen deren Kraft alle irdische Macht nichts ist wie Schall und Rauch. Was auch geschehen und was immer Gottes Absicht dabei sein mochte, er hatte vorgebaut.

Doch dies alles half nichts gegen die körperliche Angst vor der Züchtigung, die ihm angedroht war, dieser finsternen und scheußlichen Strafe, die so grausig war, weil man ihren Sinn nicht begriff, und weil ihr keine Vergebung folgte. Er senkte die Augen auf den Boden und blickte nicht nach den Häusern des Städtchens auf, die behäbig im Licht dieses Nachmittags badeten. Der Widerhall der Schritte brach sich an dem gelblichen Gemäuer und lockte die Bewohner von Feldmünster an die Fenster, die neidisch, bewundernd und mißvergnügt auf die kleine Schar jener Glückskinder herabsahen, die der aussichtsreichsten Erziehung teilhaftig wurden, die es nach der Ansicht vieler in Österreich gab.

Die Brücke über die Ache dröhnte auf, als die Division, absichtlich im Taktschritt, darüber hinstampfte. Jenseits der Brücke zog sich die Straße nur noch ein kurzes Stück zwischen Bürgerhäusern hin. Dann machte sie einen Knick und lief nun geradewegs auf das hohe, schmiedeeiserne Gitter zu, das den Spielhof der Immakulata umschloß.

DAS RIESENGBÄUDE STAND STEIL UND WUCHTIG in der Nachmittagssonne und blitzte aus allen seinen Scheiben. Ein gepflasterter Weg führte zur großen Einfahrt, die sich dunkel auftat, tief unter den goldenen Füßen der Himmelskönigin, die auf dem First des Gebäudes stand. Glied um Glied zog durch dieses Tor ein, und Glied um Glied verstummte, wie es Sitte war, als sie an der Pfortnerloge und den Sprechzimmern vorbeischnitt. Eine Hand um die andere griff an die Mütze, denn auch hier wie an vielen Stellen des Gebäudes stand ein Bild der Himmelsjungfrau.

Das Standbild, bunt bemalt, ruhte im Halbdunkel. Das Haupt Marias neigte sich unter der mystischen Last ihrer Erwählung, sie lächelte sanft und betete mit gefalteten Händen zum Sohne, der da thronte in Macht und Herrlichkeit.

Robert griff zur Mütze und bekreuzigte sich wie die anderen. Maria war das einzige mütterliche Wesen in diesen straff und männlich geleiteten Räumen,

erlaubtes weibliches Idol und darum Ziel all jener Regungen, die einem Alter angemessen waren, das sich eben aus den Mutterarmen gelöst hatte und das seine Bestimmung zur Mannbarkeit eben erst tief in seinem Blut zu ahnen begann.

Gehetzt und verfolgt, wie er war, saugten sich seine Augen an den stillen und friedlichen Zügen der Heiligen fest. Sein Blick und seine Gedanken waren ein einziger Schrei zu Ihr, die das Ohr Ihres Sohnes besaß und die keinen Betrübten ungetröstet verstieß.

Während der wenigen Sekunden, in denen die Bildsäule für ihn sichtbar war, überflutete ihn die Lust, sich vor der Jungfrau niederzuwerfen und ihre Füße zu umspannen, die nackt und schmal unter dem Kleide hervorkamen. Doch das ging nicht an, er marschierte ja in Reih und Glied.

Schon war die Jungfrau im kühlen Dämmern des Vorhauses zurückgeblieben. Aber in seiner Seele stieg nun eine Erinnerung auf, eine wohlgehütete Erinnerung, die ihm Ihre Gnade gewiß gesandt hatte.

Es war freilich nicht möglich, dieser Erinnerung sofort nachzuhängen und sich an ihrem Duft zu berauschen. Es war zu laut in den hallenden Gängen, die nach Seife und Bohnerwachs rochen. Die Stiegenhäuser und die weißen nüchternen Korridore füllten sich mit den heimkehrenden Divisionen, und die Strenge der Tagesordnung umklammerte die dreihundertsechzig. Der Tee aus Brombeerblättern stand dampfend auf den Tischen im Speisesaal, oben, im zweiten Stock, wartete der Studiensaal, wartete die Pflicht. Und für den einen inmitten der Kameraden mußte es sich auch noch entscheiden, ob jene dunkle Drohung sich verwirklichte oder nicht. Erst wenn der Tag in der Nacht verklang, konnte niemand mehr die Seele daran hindern, in die Traumländer ihrer Wünsche zu reisen.

I/2 marschierte an der Paralleldivision II/2 vorüber, die in den Speisesaal der zweiten, der weniger vornehmen Abteilung ging. Sie schloß sich an die Division der Großen, an I/1 an, die knapp vor ihr nach Hause gekommen war, und polterte, nachdem sie Mäntel und Mützen auf dem Regal vor dem Refektorium gelassen hatte, in den Speisesaal hinein, gefolgt vom Getrippel der Kleinen von I/3.

Robert trennte sich von Bondi und schritt, ohne sich nach ihm umzudrehen, an seinen Tisch, den er, wie dies üblich war, mit fünf anderen teilte. Der bleiche, aufgeschwemmte Koch stand schon an seinem Platz, der Bayer Riedinger trat hinzu, der Erzherzog, der sich in dieser Gesellschaft nicht wohlfühlte und durchblicken ließ, daß ihm eigentlich ein anderer Platz zustand, suchte in seinen Taschen nach Zucker, der sonst in der Anstalt unbekannt war. Zwei Norddeutsche, die während der Mahlzeiten nur unter sich leise sprachen, vervollständigten die kleine Tafelrunde mitten in der unübersehbaren Flut der Tische, vor dem Pult, auf dem während der Hauptmahlzeiten der Generalpräfekt die Aufsicht führte.

Jetzt war er nicht zugegen. Die Divisionen bekreuzigten sich und setzten sich. Sie schlangen in den fünf Minuten, die ihnen zur Verfügung standen, den Tee hinab und kauten die bröckelige Schnitte Brot herunter, die viel zu dünn war, um ihren Hunger stillen zu können. Manche hatten sich den Tee mit Sacharin gesüßt, der Erzherzog hatte einen Zuckerwürfel sorgfältig und sehr offensichtlich zergehen lassen und trank ihn nun mit der Miene eines Menschen, der wußte, daß er berechtigt eine Auszeichnung genoß. Die Präfekten standen in der Nähe und beaufsichtigten die Zöglinge, die Stillschweigen zu üben hatten. Nach fünf Minuten gaben sie das Zeichen zum Aufbruch, und die drei Divisionen traten an, um in die Studiensäle geführt zu werden.

I/2 schritt durch die Gänge, vorbei an den vielen Türen, dem Seitenflügel zu, in dem die Studiensäle der ersten Abteilung lagen, die nur auf den Schulbänken, wo Stillschweigen geboten war, mit der zweiten Abteilung zusammentraf. Der lange Zug, der Präfekt voran, stieg die breite Granittreppe empor, deren Balustrade ganz oben, wo ein Gang quer zur Treppe verlief, zwei Marmorstatuen trug.

Es waren dies die beiden Knaben *Ora* und *Labora*, *Bete* und *Arbeite*, die in marmorner Glätte den Wahlspruch der Immakulata verkörperten. *Ora* betete mit gefalteten Händen und um Himmel aufgeschlagenen Augen. Der Rosenkranz, den jeder der Zöglinge in der Tasche trug, war um seine Finger geschlungen. *Labora* hatte ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, in welchem er mit jenem ernsthaften

Ausdruck von Sammlung studierte, der die Spitzen der Division, etwa einen Vierbrücken, auszeichnete.

An diesen Sinnbildern ihres Tagewerkes stampften die sechzig von I/2 vorüber. Sie durchmaßten den Vorraum, in dem sich die Kleiderhaken befanden, sie hingen hier Mäntel und Mützen auf und betraten dann den Studiensaal.

In völligem Stillschweigen trat jeder hinter sein Pult mit dem gelben Gestell und den grünen Klappdeckeln und wartete darauf, daß der Präfekt das Podium bestieg und dort unter dem Bild des Gekreuzigten zu beten begann.

Dieses Bild des Gekreuzigten hing in vielfacher Ausführung überall im Hause, über dem Podium des Generalpräfekten, im Refektorium, über den Kathedern in den Klassenzimmern, in den Zellen der Patres. Der Sohn der Unbefleckten, selbst wahrer Gott, war der himmlische Obere der Gesellschaft Jesu. Aber die Patres wußten, daß es schwierig für das Verständnis von Kindern war, sich unmittelbar an ihn zu wenden, der längst die sterbliche und begreifliche Hülle verlassen hatte, um zu thronen an der Seite Seines himmlischen Vaters. Darum stand neben dem Podium und mitten vor den Pulten das Bildnis der Jungfrau, der sanften und mütterlichen Vermittlerin zwischen der Erde und den unbegreiflichen Wundern des Himmels. Der Sinn jeder geistlichen Übung war nach dem Wahlspruch der Jesuiten die höchstmögliche Steigerung der Ehre Gottes. Jeder Weg, der zu diesem Ergebnis führte, war geheiligt und wertvoll. Die Verehrung der Mutter Gottes war eine auserlesene Möglichkeit, Gottes Ehre zu erhöhen.

Der Präfekt, der den Unterpräfekten im Vorraum entlassen hatte, wußte dies. Er war jetzt wie in jedem anderen Augenblick auch durchdrungen von dem Wunsch, Gottes Ehre zu vermehren. Darum riß er sich zusammen und legte das römische Birett, gegen das er seinen Schlapphut vertauscht hatte, mit einem harten Klappen auf den Rand seines Pultes. Dann ließ er seine Augen flammend über die Buben gehen, die sich steif aufrichteten. Als das Werk der inneren Sammlung vollendet war, schlug er das Kreuz und begann zu beten.

Robert dachte daran, daß er manchmal zerstreut gebetet hatte, ja, daß er sogar manchmal mit heimlichem Vergnügen nach anderen geschielt hatte, die ebenfalls zerstreut gewesen waren. Bisweilen hatte er auch Anfechtungen zu

bekämpfen gehabt, die ihm das Gebet verleiden wollten, offenbar Werke des Teufels, der ihm diese kräftigste Waffe des Gläubigen hatte entwenden wollen. Er nahm sich an diesem Tage, den er unter den besonderen Schutz der Himmelskönigin gestellt hatte, zusammen, und wandte sein Gesicht und seine Gedanken Ihr und nicht dem Gekreuzigten zu, denn er meinte zu wissen, daß Ihre Vermittlung bei seinem Anliegen günstiger sein werde als die unmittelbare Bitte an Gott. Gott selbst befaßte sich wohl kaum mit Divisionsprügel. Die mütterliche Jungfrau hingegen, die das wunderbare Kind aufgezogen hatte, nahm sich solcher kindlicher Dinge gewiß viel eher an und erreichte vielleicht, daß auch Er, Ihr Sohn, sich damit beschäftigte.

Das Vaterunser und das Ave waren vorüber. Der Präfekt bekreuzigte sich, warf abermals einen strengen Blick über die Buben, griff zur Schelle, die auf seinem Pult stand, und läutete. Die Stühle glitten scharrend zurück, die Division setzte sich.

Robert klappte mit bewußter Sorgfalt sein Pult auf. Er las aufmerksam den Spruch: *Halte Ordnung, liebe sie, sie erspart dir Zeit und Müh'!* an der Innenseite des rechten Pultdeckels und suchte, dem Willen der Vorgesetzten gehorsam, überlegt seine Bücher hervor. Er widerstand auch mannhaft der Versuchung, den linken Pultdeckel anzuheben und damit die abgesonderte linke Pulthälfte vor seinem Blick zu erschließen, die seine wenigen persönlichen Habseligkeiten barg, den Zeichenblock, Farbstifte und Malkasten, ein paar Bücher, die Bilder der Eltern, eine Botanisiertrommel und dergleichen. Er holte nur die Bronzestatue der Unbefleckten hervor, die stets auf seinem Pult stand, und erschrak, als ihm einfiel, daß er keine Blumen für das Väschen mitgebracht hatte, das Ihr zu Ehren sonst neben der Statue stand. Er entschuldigte sich in Gedanken dafür und nahm sich vor, das Versäumte demnächst nachzuholen. Erst wollte er an das denken, das ihm vorhin eingefallen war, doch dann schob er den lockenden Gedanken von sich. Gott wollte, daß man seine Pflicht erfüllte. Es war sehr wahrscheinlich, daß die Himmelsjungfrau seine Bitte bereits weitergegeben hatte, und so beobachtete Er gewiß aufmerksam den Gymnasiasten Robert Neitperg, um zu sehen, wie er seine Pflicht tat, und ob er es verdiente, daß seine Bitte erfüllt würde. So schlug Robert

denn ungesäumt den Caesar auf und begann jenes Stück des Gallischen Krieges zu übersetzen, das die Klasse auf morgen aufbekommen hatte. *Bis magno cum detrimento repulsi Galli* las er und übersetzte steif: *Die zweimal mit großem Verlust zurückgeschlagenen Gallier*. Die längst verrauchten Blutlachen, das einst gewaltige Geschehen fand in seinem kindlichen Hirn keinen Widerhall. Ganz fern und klein, verschwommen durch die Schwierigkeit der Übersetzung und die zweitausend Jahre, die seitdem annähernd vergangen waren, tauchten die Figuren der Gallier und Römer vor seiner Phantasie auf und versanken wieder, während das klingende Wort des Imperators im Gestrüpp der Vokabelreihen und grammatischen Verwickelungen stumpf wurde.

Er bemühte sich, so gesammelt als möglich zu studieren, trotzdem der Präfekt aufstand und den Studiensaal verließ, um seinen Platz dem Pater Rauch einzuräumen. Das geschah stets am Donnerstag, und Robert wußte warum. Der Präfekt ging zur Konferenz mit dem Generalpräfekten, um dort die Noten der Woche zu besprechen.

Vor den Fleißnoten hatte er keine Angst, da er ein Vorzugsschüler war. Dagegen machten ihm die Betragennoten Sorge. Nun, man konnte jede Strafe Gott aufopfern und sie dadurch wertvoll machen, es würde vielleicht nicht so schlimm werden. Er blickte auf und sah, daß der starke Reiz über das ganze Gesicht grinste und sich bemühte, Unfug zu treiben. Pater Rauch hatte es bereits bemerkt, und das wußte Reiz wohl auch, aber er kümmerte sich nicht darum. Robert sah diesem Schauspiel mit Wohlgefallen zu, bis er erschrocken feststellte, daß dies ebenfalls eine Pflichtversäumnis und obendrein die sündhafte Billigung eines Ungehorsams war. Er bückte sich wieder über seine Bücher. Bis zur Pause um sechs Uhr, so entschied er sich, wollte er nun wirklich durcharbeiten.

Je näher diese kurze Sechsuhrpause heranrückte, die, fünfzehn Minuten lang, ins Studium eingeschaltet war, um so heftiger überfiel ihn die Angst. Vielleicht wagte es die Division, ihn am hellen Tag anzugreifen? Es war dies schon mehr als einmal vorgekommen, und die Patres besaßen die Gewohnheit, bei solchen plötzlichen Ausbrüchen des Gemeinschaftswillens nur sehr lässig und sehr langsam einzugreifen, wenn sie es gern sahen, daß der Betroffene geduckt wurde. Das aber

war hier gewiß der Fall. Allerdings war dieser Apriltag so warm geblieben, daß es sehr wahrscheinlich war, daß sie auch die Pause nach dem Abendessen draußen zubringen würden. Die Dunkelheit war für solche Unternehmungen noch günstiger, und so war die Exekution wohl bis dahin abgeschoben.

Robert dachte über diese Möglichkeiten nach, also habe er nie ein Gebet an die Jungfrau gerichtet, denn er wußte aus Erfahrung, daß die Himmlischen durchaus nicht immer dann eingriffen, wenn man sie darum gebeten hatte. Er sah blaß und gehetzt aus, als die Division auf den großen Spielhof hinausströmte, auf dem das späte Tageslicht noch immer lag. Seine Hand umkrampfte den Hartgummiball, der eines seiner besten Besitztümer war, denn er hoffte, daß es ihm mit seiner Hilfe gelingen werde, trotz der Acht wenigstens einen Spielpartner zu finden. Der Ungar kam dafür nicht in Frage; — der drückte sich scheu an Robert vorbei und machte seine Absicht, den allzu innigen Umgang mit dem Freund zu meiden, bereits zur Tat.

Dagegen zeigte es sich, daß der Bayer Riedinger gutmütig und gleichgültig gern Ball spielen wollte. Es war zwar gewiß nicht angenehm, mit einer versteckten Drohung im Rücken Ball zu spielen, wenn man körperlich fühlte, wie gehässige und gierige Blicke den eigenen Nacken streiften, aus welchem Grund auch immer, es erfolgte nichts. Hätte nicht Wolf Vierbrücken immer wieder herausfordernd zu ihm herübergesehen, er hätte meinen können, alles sei vergessen und verraucht.

So verging diese Pause. Der Ball flog zwischen ihm und dem Bayern hin und her, bis die Glocke ertönte und die Division wieder antrat. Maria hatte geholfen. Neue Zuversicht und die Gewißheit, daß er zum mindesten noch eine Stunde Strafaufschub vor sich habe, erzeugten eine versteckte Heiterkeit in ihm, ein nervöses Bedürfnis, sich lachend umzusehen. Er tat es und sah in das maskenhaft starre Gesicht des Schweizers Schäubli. Da sank seine Fröhlichkeit in sich zusammen und erlosch wie eine ausgeblasene Flamme. Die Drohung bestand noch.

Es war also notwendig, sich durch besonders musterhaftes Betragen die Gunst des Himmels in noch stärkerem Maße zu sichern. Er arbeitete hastig und verkrampft, ohne von seinem Buche aufzusehen, bis er das Ticken der Schelle

hörte, die der Pater um sieben Uhr ergriff, um die Division zum Abendessen antreten zu lassen. Und mit beklemmtem Herzen schloß er sich, den Ball abermals in der Faust, den anderen an, die nun in den Speisesaal geführt wurden.

Wieder polierten die drei Divisionen der ersten Abteilung in die lange Halle. Jetzt stand der Generalpräfekt Pater Lechner auf dem Podium und blickte aus kühlen Greisenaugen über sie hin. Das kalte Licht der Halbkugeln an der Decke warf eine hemmungslose Helligkeit in den Raum, auf dem hundertachtzig Gedecke auf die Buben warteten. Die gleiche Helligkeit umflutete den gefürchteten Pater, der alt und hager über die Brüstung des Pults auf seinem Podium emporrage. Das Haar sträubte sich um seine Tonsur in wattigen Büscheln, die buschigen weißen Brauen hingen tief über die kalten hellgrauen Augen herab. Der eingesunkene Kiefer in dem eckigen Gesicht, aus dem die Backenknochen breit hervortraten, verlieh ihm etwas entfernt Katzenähnliches. Der Bub, der als erster den Spitznamen *die Katz* aufgebracht hatte, hatte gut beobachtet.

Die Zöglinge duckten sich unter seinen Blicken wie unter Peitschenhieben, denn die Katz war berühmt dafür, daß sie schonungslos zupackte, wenn ihr eine Unregelmäßigkeit auffiel. Und wie der Generalpräfekt nun dunkel über der Kanzelbrüstung emporrage, war keiner, der nicht an die Notenverlesung am Samstag dachte, die der Pater Woche für Woche vornahm.

Die herrischen Augen überflogen die Kleinen von I/3, die Buben von I/2 und die Großen der ersten Division. Wo sie auftrafen, strafften sich die ungelinkten Körper zum Gebet. Jedes Flüstern erstarb, denn es war bekannt, wie jäh fanatischer Zorn den Alten übermannte, wenn einer unaufmerksam betete.

Der Generalpräfekt faltete die knochigen Hände und senkte das Haupt unter dem blutüberströmten Gekreuzigten. Dann beteten die jungen Stimmen gemeinsam mit seiner alten den Dank für das Mahl und die Bitte um Segen. Eine Sekunde lang stand hinter dem letzten Amen des Gebets die Stille, dann rückten die Stühle, fuhren die Laden heraus, und die Buben begannen zu schwätzen, während sich an der Rückwand des Saales die Flügeltüren weit öffneten und die Diener einließen, die in ihren Steirerjacken das Essen auftrugen.

Die Hälse wandten sich nach den Schüsseln, die da herangetragen wurden. Es gab heute wieder einmal dünn aufgeschnittene, kaum genießbare Wurst und dazu ein greuliches Gemisch aus viel Steckrüben und wenig Kartoffeln, eine Nahrung, deren bloßen Geruch viele nicht mehr ertrugen.

Robert senkte enttäuscht den Kopf, aber er wagte nichts zu sagen, denn der Erzherzog, Barometer für die allgemeine Stimmung, schnitt ihn offensichtlich. Ludwig Franz murmelte etwas, was wie "verdammte Sauerei" klang, als er der Steckrüben ansichtig wurde. Er kramte in den Taschen und brachte ein fettiges Paket hervor, das der dicke Koch hemmungslos mit den Augen verschlang. Riedinger lächelte gleichmütig, ihn störten die Steckrüben nicht. Die beiden Reichsdeutschen aber senkten ergeben die Köpfe. Besonders der schmale von der Eck kämpfte beinahe mit den Tränen. Er konnte einfach keine Steckrüben mehr sehen, und so würde er von dieser Mahlzeit ebenso hungrig wieder aufstehen, wie er sich zu ihr gesetzt hatte.

Jede Woche hatte ein anderer anzufangen. Dieses Beginnen mit dem Vorlegen war ein verantwortungsvolles Geschäft, denn es galt als ungeschriebenes, aber ehern eingehaltenes Gesetz, daß jeder ebensoviel nehmen durfte wie der erste. Nahm er zuviel, und war der letzte unbeliebt, so bekam der zu wenig. In dieser Woche, in der Koch zu beginnen hatte, war nicht zu befürchten, daß der letzte zuviel bekommen werde.

Die runden Augen dieses Dicksacks, der links von Robert saß, quollen vor, als der Diener die Schüssel auf den Tisch stellte. Die Wurst, war ja leider in Scheiben geschnitten, so daß man dabei nicht schwindeln konnte, denn die Scheiben waren gezählt. Dagegen war bei dem Gemengsel die Menge schwer abzuschätzen. Koch stieß den Löffel tief in den Brei und häufte sich einen kleinen Berg auf den Teller, den er hastig hinabzuschlingen begann, um bei der üblichen Auseinandersetzung über das, was er zuviel genommen hatte, nicht allzu genau geprüft werden zu können. Robert, rechts von ihm, war der letzte. Der Erzherzog bemerkte wohl, daß er zu kurz kommen mußte, aber er sagte nichts zu diesem Übergriff, und so konnten die anderen auch nicht aufmucken. Auf alle Fälle nahm er ebensoviel wie Koch.

Riedinger beehrte ein wenig auf. "Ihr nehmt zuviel," sagte er, "der letzte kommt zu kurz!" Er hatte mit Robert Ball gespielt und fühlte sich, gutmütig, wie er war, trotz allem verpflichtet.

"Wenn schon", antwortete der Erzherzog. Er schob sein verkümmertes Kinn dicht an den Teller heran und begann zu schlingen. Riedinger zuckte mit den Achseln und nahm sich weniger. "Nimm dir doch mehr", flüsterte Robert ergriffen. "Quatsch", sagte Riedinger, "du kannst mir ja einmal deinen Ball leihen!"

Es wäre trotzdem zu wenig auf der Schüssel geblieben, eine Aussicht, die Robert mit Entsetzen entgegensah, denn sein Hunger war seit Wochen nicht mehr völlig gestillt worden. Doch der eine Norddeutsche, von der Eck, nahm fast gar nichts, und der andere war anständig und nützte das nicht aus. So blieb immerhin doch eine Durchschnittsmenge für Robert übrig.

Sie aßen erbittert und stumm, sie kauten lang auf jedem Bissen herum, sie zermahlten ihn sorgfältig, sie dehnten ihn in die Länge. Von der Eck trennte sorgfältig die Kartoffeln von den Wrucken und schob diese zur Seite. "Ißt du die Wrucken nicht?" erkundigte sich Koch. "Nein? Dann gib sie her!" Und er holte sich triumphierend die Steckrüben auf seinen Teller.

"Verfressene Sau", sprach Ludwig Franz und lachte, wie ein Fürst alter Zeiten über seinen Hofnarren zu lachen pflegte.. Dann griff er nach seinem Paket und öffnete es, holte mit Genuß ein Häufchen Speckwürfel hervor und warf sie in sein Essen. Keiner von den anderen sah hin, nur Koch hängte seine Fischaugen schamlos an diese längst märchenhaft gewordene Pracht, die der Erzherzog als Mitglied des Kaiserhauses und Verwandter des gekrönten Märtyrers noch immer reichlich beziehen durfte, während den anderen Buben das Empfangen von Freßpaketen untersagt war, es sei denn, sie verteilten sie an die Division. Offensichtlich hielten die Patres das alte Kaiserhaus immer noch für einen möglichen Tip der Zukunft und ließen daher, trotz der neuen Regierung, bei seinen Mitgliedern zu, was eigentlich verboten war.

Der zartduftende, schneeweiße Frühstücksspeck, der da und dort einen Hauch Paprika auf dem Rücken trug, lag herausfordernd im Papier und zwischen dem Gemengsel des Erzherzogs. Keiner sprach aus, was er dachte, sie aßen

stillschweigend, Riedinger mit Falten in der Stirn, von der Eck mit einem gesammelten und leidenden Ausdruck. Robert fühlte das Nagen des Fetthungers, der sie alle peinigte, in den Magenwänden, aber er bezwang sich. Da Sie ihm beistehen sollte, und da der Erzherzog ein gewichtiges Wort heute abend mitzusprechen haben würde, durfte er nichts sagen, durfte er nicht aufbegehren gegen etwas, was von den Vorgesetzten gebilligt worden war. Nur der gierige Koch brachte die Augen nicht von dieser Verlockung weg.

"Da", sagte Ludwig Franz spöttisch, und warf dem Dicken einen Brocken zu, den der mit der Hand erschnappte und gierig verschlang. Dann verzehrte der Verwandte des letzten Kaisers, energisch sein Besteck führend und hastig würgend, sein Mahl. Er war sich keines Fehlers bewußt. Seine Kameraden fanden auch nicht, daß an seinem Benehmen viel auszusetzen war, trotz der täglichen Marter, der sie durch ihn ausgesetzt wurden. Wenn es ihnen gelang, sich aus dem Ort für teures Geld ein Stück Käse einzuschmuggeln, so machten sie es nicht anders. Sie fraßen es in einem versteckten Winkel auf, ohne auch nur eine Krume davon abzugeben. Der Hunger war zu wütend, um in dieser locker gefügten und von vielen Spaltungen zerrissenen Gemeinschaft Kameradschaft bis zum äußersten zu erlauben.

DAS ABENDMAHL GING ZU ENDE. Die Buben erhoben sich, beteten und dankten Gott für die Gaben, die er ihnen gespendet hatte, dann entließ der Generalpräfekt die Divisionen. Sie marschierten ab. Mitten unter ihnen, eingezwängt in die lange Doppelreihe, ging einer, dem das Herz bis in den Hals schlug: Robert Neitperg. Denn jetzt würde es sich erweisen, ob Sie ihm half oder ob Gott seine Bitte verworfen hatte. Wenn es nämlich dem Präfekten, der sich wieder zur Division gesellt hatte, draußen zu kalt zu sein schien, war es möglich, daß sie in den Spielsaal geführt wurden. Dort, wo jeder Winkel von starken Birnen erleuchtet war, kam es kaum jemals zu großen Prügeleien. Deshalb verfolgte der Bub angstvoll und aufmerksam, den Ball krampfhaft in der Tasche umspannend, die Richtung, die der Präfekt wies. Bald war es gewiß: Sie marschierten hinaus.

Seine Zuversicht nahm ab. Da draußen, hinter dem Rechteck der Tür, stand das Dunkel wie eine Mauer. Nur die Laternen warfen schwankende Kegel von Licht über den Spielplatz. Die Föhnfedern des Nachmittags hatten sich zu breiten Wolkenzügen verdichtet, welche die versinkende Helle des Tages endgültig ausgelöscht hatten. In seinem Kopf jagten sich die Überlegungen, während der Ball in seiner Hand feucht und heiß wurde. Er suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit zu seiner Rettung. Sich den ganzen Abend dicht zum Pater zu halten, war schimpflich und half auch nicht sicher. Das ging nicht. Aber was dann?

Die Ordnung der Doppeireihen löste sich auf, die Buben stoben in die Finsternis hinaus. Da sah Robert zufällig den breiten Rücken des großen Reiz vor sich. Er steckte in einem braunen, gerippten Samtrock, über den das kurze, borstige Haar reichlich Schuppen verstreut hatte. Wenn es ihm gelang, den Starken an einem Ballspiel zu interessieren wie vordem Riedinger, dann wagten sich die anderen vielleicht nicht an ihn heran.

Für einen Augenblick störte ihn der Gedanke, daß er Reiz vorhin doch bei einer sündhaften Handlung beobachtet hatte und daß der Himmel daher sein Tun mit Mißfallen aufnehmen konnte. Er zauderte, fand aber rasch einen romantischen Ausweg. Vielleicht würde er die Freundschaft des Starken gewinnen und dann später Gelegenheit finden, bessernd auf ihn einzuwirken.

Reiz lehnte eben an einem Laternenmast. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und blickte aus grünlichen Augen gleichmütig vor sich hin, während er ein Lied aus dem musikalischen Quodlibet, das man für wenige Heller in der Quästur erstehen konnte, erheblich falsch pfiß: *Flevit lepus parvulus, clamans altis vocibus*. Es weinte ein kleiner Hase und klagte mit hoher Stimme.

Robert trat dicht an den Reiz heran und wurde verlegen, denn der Große mußte ihn längst bemerkt haben. Er regte sich aber nicht und pfiß weiter. Es schien Robert unmöglich, Erich einfach anzusprechen, trotzdem das eigentlich die natürlichste Sache von der Welt gewesen wäre. Er fingerte an dem harten Ball in seiner Tasche herum und überdachte eine wirksame Anrede, die den großen Kerl sogleich fesseln und für ihn einnehmen mußte.

In diesem Augenblick schlenderten mit gemachter Absichtslosigkeit Wolf Vierbrücken und Schäubli vorbei. Sie warfen Robert herausfordernde, höhnische Blicke zu und schritten weiter, dahin, wo Heinrich Vierbrücken mit dem Erzherzog zusammenstand. Jetzt blickten alle vier zu ihm her.

Der große Reiz hatte natürlich längst bemerkt, daß der Kleine vor ihm stand. Er besah ihn von oben herab mit der Ruhe eines Elefanten, der eine Maus betrachtet, rückte seine himmelblaue Krawatte zurecht und flötete gefühlvoll: *Quid feci hominibus, ut me sequuntur canibus?* Was tat ich den Menschen, daß sie mich mit Hunden hetzen? Dann unterbrach er seine Darbietungen und sagte: "Na?"

Robert wollte ausreißen, entdeckte, daß sich die Zusammenrottung vergrößert hatte, blieb stehen und stotterte: "Ich wollte, ich meine, willst du mit mir Ball spielen?"

"Zeig erst den Ball her!" Reiz griff ohne Umstände nach dem schwarzen Vollgummiball. Wenn er ihn jetzt packte und irgendwohin in die Dunkelheit pfefferte, wo man ihn nicht wiederfand, war alles vorbei. Es konnte auch sein, daß ihm der Ball nicht gefiel, daß er sein viel geneidetes Schweizermesser hervorzog und zu schnitzeln begann. Aber nein, er sagte: "Ein anständiger Ball, geht in Ordnung. Stell dich da hinüber zur zweiten Laterne!"

Robert gehorchte. Er mußte, um zur zweiten Laterne zu gelangen, an der Gruppe vorüber, die sich weiter vergrößert hatte. Es war ein Kommen und Gehen um diese Zusammenrottung, das nichts Gutes verhiess.

Robert tat, als sähe er das alles nicht. Er nahm sich zusammen, um die seltsame Lähmung zu überwinden, die ihn daran hindern wollte, den Ball anständig zu werfen. Er stand jetzt ganz nahe bei der Gruppe; jedesmal, wenn der Ball sausend in die Finsternis verschwand, um klatschend in den Händen des Mitspielers zu landen, warf er einen Blick hinüber. Es würde gleich so weit sein. Maria hatte nichts erreicht.

Er klammerte sich blind an das Spiel, er warf den Ball scharf und genau, er beobachtete ihn und fing ihn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand auf, aber das Entsetzen überflutete sein Tun, denn in ein paar Minuten würde er zerschlagen irgendwo in einer Ecke liegen und tagelang niemand mehr in die

Augen sehen können, von der schlimmsten Schmach befleckt, die einem Feldmünster zustoßen konnte.

Auf einmal waren viele Gestalten um ihn. Eine Hand verschlug den Ball, der eben von Reiz zurückkam, und als Robert seinem besten Besitz in die Finsternis nachstürzen wollte, packte der jüngere Vierbrücken sein Handgelenk und verdrehte ihm den Arm. "Komm mit, du Saumaler," grinste er hämisch, "wir haben dir etwas zu erzählen!"

Man konnte schreien, aber man tat das natürlich nicht. Robert trat Wolf mit aller Gewalt gegen die Schienbeine und stieß mit der freien Faust gegen seine Magengrube, aber da hing schon ein ganzer Klumpen an ihm und zerrte ihn aus der fahlen Helle unter der großen Bogenlampe in das dicke Dunkel hinein.

Ein Arm hatte sich um seinen Hals gelegt und hatte ihn in den Schwitzkasten gezwängt, seine Arme, seine Beine waren festgehalten, und nun fielen die ersten Fausthiebe dahin, wohin sie trafen, auf den Kopf, den Rücken, das Kreuz. Durch eine Lücke erkannte Robert auf einmal, daß der Pater vom anderen Ende des Spielfeldes herübersah, aber natürlich nicht einschritt. Und dann bemerkte er, und damit war seine ganze Tapferkeit dahin, daß Bondi mitten unter denen war, die auf ihn einschlugen. Er hatte keinen Freund mehr, der Feigling hatte sich mit diesem Verrat gerettet.

Nun war alles gleichgültig, der Hieb auf den Mund und der Tritt in den Bauch, nun mochte geschehen, was wollte. Die Welt brach um ihn zusammen. Er fühlte, daß ihm Tränen über die Backen liefen, und ließ sie laufen. Er hatte sich aufgegeben und schämte sich ihrer nicht mehr.

In diesem Augenblick war es, als platze eine Granate mitten in diesem wirren Haufen. Dröhnende Hiebe fielen irgendwo an seinem Außenrande, ganze Knäuel von Buben flogen zur Seite, und dann erkannte Robert, der sich das Blut von den Lippen und den Augen wischte, daß in diesem gespenstigen Dunkel eine breitschulterige Gestalt stand, auf die andere zusprangen, um im nächsten Augenblick weggeblasen zu werden. "Du, Reiz, kümmere dich nicht um unsere Sachen", schrie Heinrich Vierbrücken mit dem Ton gekränkter Ehrbarkeit. "Ach halt's Maul!" kam es aus der schweren Masse hervor, und Heinrich Vierbrücken

krümmte sich auf einmal und stolperte gebückt zur Seite. Es wurde sehr rasch leer um Robert, nur Schäubli stand noch da, aber er war kampfunfähig, denn aus seiner Nase schoß es dunkel und er blies prustend Blut in sein Taschentuch.

Reiz trat neben Robert. "Das hat Spaß gemacht, was? Für dich ja weniger, das stimmt. Kerl, wie siehst du aus? Dich muß man ja putzen!" Er packte ihn unter dem Arm und zog ihn ins Licht der Laterne zurück. Dann begann er ihn mit einem sehr schmutzigen Taschentuch, auf das er herzhaft spuckte, zu reinigen. "Will da noch einer etwas?" erkundigte er sich ins Dunkel hinein. Es erfolgte keine Antwort, zwei Schatten verschwanden. "Ist auch besser für euch, man holt mir nicht meine Spielpartner weg!" Er lachte. Dann stemmte er die Arme in die Hüften. "Und dir möchte ich auch noch was sagen: Du darfst ruhig auch einmal Ball mit mir spielen, wenn du gerade keine Divisionsprügel bekommen sollst!"

"Ich danke dir", keuchte Robert, der jetzt erst seine wunderbare Errettung begriff.

"Hat nichts zu sagen. Los, spielen wir weiter!"

"Du, ich wußte, du mußt das verstehen", war auf einmal die Stimme Bondis neben Robert. "Sie haben mich gezwungen, sonst wäre ich auch verhauen worden!"

Reiz, der sich bereits angeschickt hatte, seinen alten Platz einzunehmen, fuhr zwischen die beiden wie ein gereiztes Nashorn. Seine Pranke packte den Ungarn am Kragen und schüttelte ihn wie ein Blatt hin und her. "Du, laß die Finger von dem Kleinen, und verdufte zu deinen Genossen!"

Robert stand wie erstarrt. Der Ungar warf ihm einen feigen Blick zu, biß sich auf die Lippen und verschwand.

"Teufel, wer kommt denn da schon wieder?" fluchte Reiz und wendete sich gegen den Besitzer einer Hand, die sich auf seine Schulter legte. Die kühle Stimme des Präfekten antwortete: "Du sollst nicht fluchen und dich nicht herumprügeln. Du und Neitperg in die Ecke!" Ohne sich nach den Bestraften umzusehen, schritt er weiter ins Dunkel hinein. Da er empfand, daß es eine zu auffallende Ungerechtigkeit gewesen wäre, nur diese beiden in die Ecke zu schicken, wanderte er bedächtig durch die Division hindurch. "In die Ecke," klang es, "in die Ecke!"

Als Ecke diente auf dem Spielhof der gepflasterte Streif an der Mauer, wo die hellsten Lampen brannten. Hier fanden sich alle zusammen, die sich eben noch im Dunkel herumgezerrt hatten, unter ihnen diesmal auch die Spitzen der Division, der Erzherzog, die beiden Vierbrücken, Schäubli. Sie schnitten wütende Gesichter oder heuchelten Gleichgültigkeit. Reiz wanderte aufreizend an ihnen vorüber, als wären sie nicht da, und pfiß fast lautlos sein Lied weiter: *Neque in horto fui, neque olus comedi!* Ich war nicht im Garten und habe auch keinen Kohl gestohlen!

Als er zum erstenmal an Robert vorbeikam, sah er sich um und stellte fest, daß der Präfekt ihm den Rücken zuwandte. "Du, das ist ja fabelhaft," flüsterte er, "die ganzen feinen Pinkel in der Ecke, das habe ich noch nie erlebt!"

Robert nickte, es wurde ihm warm ums Herz. Es war zwar ärgerlich, hier fünfzehn Minuten lang herumlungern zu müssen, während die anderen spielten, aber er hatte einen Freund gewonnen, und einen Freund, auf den man sich verlassen konnte. So lange er sich mit Reiz vertrug, wie hieß er doch bloß mit dem Vornamen?, ach ja, Erich, so lange er mit Erich zusammen war, konnte die ganze Division nichts gegen ihn ausrichten.

Der jüngere Vierbrücken steckte Schäubli eben ein neues Taschentuch zu. Es war ein Anblick, über den Robert am liebsten vor Freude gejauchzt hätte, aber man durfte nicht über Feinde triumphieren: *Liebet die, die euch hassen*, stand in der Bibel. Das war nicht ganz einfach, und die Worte, mit denen er Gott um Liebe zu seinen Feinden bat, waren leer und hölzern. Er besann sich. Hatte Sie ihm geholfen? Natürlich hatte Sie ihm geholfen. Gott hatte, wie es häufig geschah, seine Bitte nicht genau so erfüllt, wie sie gestellt und gemeint war. Er hatte ihm einen Teil der Prüfung gesandt. Sie hatte ihm aber den Erlaß des anderen Teils dieser Prüfung erwirkt und einen Freund geschenkt ... Sie wachte über ihm.

Die unmittelbare Nähe des himmlischen Waltens, die er lange nicht mehr so deutlich empfunden hatte, entzückte ihn. Der Himmel und die Erde waren keine getrennten Räume, sie gingen ineinander über; nur die Sinne waren zu stumpf, um das stete Wirken der Gottheit zu erkennen. Nur selten war es der Seele, die noch in die Finsternis des vergänglichen Leibes gebannt war, möglich, Gottes Hand zu sehen. Heute war dies geschehen.

Maria hatte geholfen. Sie hatte, wie er immer deutlicher zu erkennen vermeinte, unmittelbar in sein Geschick eingegriffen. Und nun, da die Angst und Spannung gewichen waren, im Lächeln, der neuen Freundschaft, gestatte er sich endlich, an jene Nacht zu denken, in der Sie ihm so nah gekommen war wie niemals vordem und nachher. Er saß nun wieder hinter seinem Pult, beim abendlichen Studium, das bis neun Uhr dauerte. Schräg vor sich erkannte er die massigen Schultern Erichs, der die Zeit vertrödelte mit irgend etwas Verbotenem.

Es war schön, den großen Reiz in der Nähe zu wissen, und es kitzelte angenehm, die Versuche zu bemerken, die der Ungar zum Neuknöpfen des zerrissenen Bandes machte. Es war dies alles schön, so schön, wie diese ganze Stunde war. Aber es war nicht das Wichtige. Das Wichtige war etwas ganz anderes.

Er neigte sich über die Logarithmentafel, um den Präfekten zu täuschen, der auf seinem Podium saß. Die Pflicht war getan, die Schularbeiten für den nächsten Tag waren erledigt, er durfte nun an die Dinge, die ihn bewegten, denken, und er versenkte sich hemmungslos in ihre Tiefe. Hinter den Ziffernreihen der Logarithmentafel, die, scheinbar gebraucht, vor Robert lag, hatte sich die Erinnerung an jene Vision erhoben, die ihm zuteil geworden war, als er sich eben erst an das Leben in Feldmünster gewöhnt hatte.

ROBERT HATTE KEINE FREUNDLICHE KINDHEIT GEHABT. Der Krieg hielt den Vater an der Front, die Mutter aber war von einer strengen Frömmigkeit, die es ihr nicht ermöglichte, die geheimsten Pforten der Seele ihres Einzigen zu erschließen. So hatte sich das Kind bereits frühzeitig daran gewöhnt, in Zweifeln nicht zu fragen, sondern allein mit allen Problemen fertig zu werden, so weit seine jungen Fähigkeiten das erlaubten. Eines Tages, der lange vergangen war, war es dann wie alle seine Kameraden aus der Hut des Elternhauses herausgerissen und in den uralten Boden der Kirche verpflanzt worden.

Es war ein scharfer und schmerzhafter Schnitt gewesen, der ihn von der Stille und Abgeschlossenheit seiner ersten Kindheit löste. Mit aller Kraft zur Selbstheilung hatte sich seine Seele bemüht, diese Wunde vernarben zu lassen und sich

gleichzeitig an die gänzlich neue Umgebung anzupassen, in die er versetzt worden war. Er hatte bereits daheim begriffen gehabt, daß es Pflichten gab, die einem niemand erleichterte, und so hatte er nun zum zweitenmal in seinem Leben versucht, sich mit den Gegebenheiten seines Daseins abzufinden. Er hatte das schwere Joch derer, die Christus nachfolgen, auf die Schultern genommen und hatte begonnen, sich nach seinem Vermögen mit all den fernen Verheißungen und nahen Pflichten der Gläubigen auseinanderzusetzen. Es war ihm nicht leicht geworden, die Wärme und das Gefühl des Geborgenseins, das auch sein karges Elternhaus für ihn bereitgehalten hatte, zu vergessen oder doch wenigstens unter die obersten Schichten des Bewußtseins zu drücken.

Seine Erzieher hatten ihn gelehrt, daß es notwendig war, zu glauben und die strengen Forderungen der Kirche zu befolgen, und er hatte ihnen vorbehaltlos vertraut. Wenn er sich einmal auflehnte, so war es Schwäche des Fleisches gewesen und kein zersetzender Zweifel, auch wenn es ihm schwerfiel zu begreifen, daß dieser Glaube nur selten unmittelbares Glück bedeutete. Er hatte gelernt, daß man sich beugen und bücken mußte, denn ein jeder, der Christus folgen wollte, mußte sein Kreuz auf sich nehmen und es Tag um Tag um jene Strecke Weges weitertragen, die der Herr ihm bestimmt hatte.

Unter diesen Buben, die mit ihm den gleichen Weg gehen mußten, kränkelten die Zarteren lange Zeit an dem plötzlichen Versiegen aller Blutströme, die das Herz ihres Elternhauses so lange durch ihre Adern getrieben hatte. In den vier Jahren, die jeder aus der Division I/2 mindestens bereits in der Immakulata verbracht hatte, hatten sie mühsam gelernt, daß man entsagen und seine Leiden aufopfern mußte, wenn man jenes endgültige Heil jenseits des Todes erreichen wollte, das die Kirche in Aussicht stellte.

Sie hatten zum größten Teil tapfer die Folgerung aus diesen Verpflichtungen gezogen und hatten sich, strauchelnd und fallend, sich wieder erhebend und erneut kampferüstet bemüht, in der Eintönigkeit der strengen Hausordnung, in diesen zahllosen Gebeten, Messen und geistlichen Übungen, im Frost, der sich durch ihre Ersatzschuhe fraß, und im Hunger des Leibes und der Seele Prüfungen zu erblicken, die man dankbar annehmen mußte.

Die Strenge der an sie gestellten Forderungen und die ungeheure Entfernung des Zieles jenseits des Todes hatte sie in Seelennot oft beinahe verzweifeln lassen, denn dieses Gebäude des Dogmas hatte wenig gemein mit der nahen Lieblichkeit ihrer kindlichen Welt. Sie wären vielleicht auf der Strecke geblieben, hätte der Orden, dem Gebrauch der Kirche folgend, ihnen nicht jenes himmlisch mütterliche Wesen zur Verehrung empfohlen, dem das Haus geweiht war.

Sie sollten ihre Herzen in den Strahlen Ihrer Gnade erwärmen, wenn die Schwingen der Ewigkeit in tödlicher Kälte ihre Stirnen gestreift hatten. Sie taten es, und all ihre kindliche Liebesehnsucht und Liebesfähigkeit dampfte wie Weihrauch vor Ihren Standbildern. Sie leuchtete über diesen jungen Leben, Sie war warm, gnadenreich und mütterlich. Ihr schwächstes und unansehnlichstes Kind war Ihr ebenso lieb wie Ihr stärkstes und schönstes. Sie verschmähte keinen, der sich an Sie wandte.

Mancher der wildesten Burschen trug das Geheimnis Ihrer Verehrung als höchsten Schatz mit sich umher. Sie sprachen nicht darüber, sie behüteten ihn wohl. Sie beneideten jene, die in der Kongregation dem besonderen Dienst der Jungfrau geweiht wurden. Von den Erziehern gefördert, richteten sie ihre Augen auf das Gnadenbild, das sie in ihren Herzen errichtet hatten.

An diesem Abend, der dem zerrissenen und gefährlichen Tage folgte, dankte Robert Ihr, über seine Logarithmentafel gebeugt, für die mütterliche Güte, mit der Sie ihn vor dem Äußersten bewahrt hatte. Und er dachte an jene Nacht, die nun schon fast zwei Jahre zurücklag, eine Nacht, in der Sie ihm näher gewesen war als jemals vordem und nachher. Er konnte sich nicht mehr an jede Einzelheit der Erscheinung erinnern. Er entsann sich nur noch, daß er zunächst einen jener unfreundlichen und quälenden Träume geträumt hatte, in denen das erwachende Bewußtsein mit der Traumbefangenheit kämpft, ohne sich von ihr lösen zu können. Er lag auf seinem Feldbett im Schlafsaal, und er wußte, daß er dort lag. Dennoch war er unfähig, die feindseligen Gewalten zu verjagen, die ihn bedrückten.

Da kam Sie. Sie trat an sein Bett, in den wallenden Gewändern, mit welchen die fromme Kunst Sie darstellt. Sie schritt schwebend heran. Ihr Antlitz, vom Kopftuch überschattet, lag in jenem süßen Halbdämmern, das die Anmut noch

anmutiger, das die Milde noch sanfter erscheinen läßt. Ihre Augen waren die Güte. Sie sprach nicht zu ihm. Ihre lächelnden Lippen öffneten sich nicht. Sie ließ sich nur am Rand des Bettes nieder und strich ihm mit der Rechten über das Haar, wie es ganz selten, vor sehr langer Zeit, seine strenge Mutter gemacht hatte. Dann ordnete sie die groben Pensionatsdecken um seinen mageren Körper.

So sehr er sich auch darum bemühte, er konnte sich doch nicht daran erinnern, wie Sie verschwunden war. Er erwachte wenig später im vollen, unwiderlegbaren Wissen, daß dies kein Traum, sondern die Wirklichkeit gewesen war. Es war völlig dunkel, nur die blaue Birne der Nachtbeleuchtung brannte mild und kühl über den langen Reihen weißer Alkoven im Schlafsaal. Ein bis dahin unbekannter Friede erfüllte ihn und zwang ihn zu einem Dankgebet. Dann legte er sich auf die rechte Seite wie immer, wenn er einschlief, denn er glaubte fest daran, daß Sie wieder anwesend sein werde, sobald er entschlummert war.

Sie erschien nicht mehr. Er betete lange Zeit hindurch Abend um Abend darum, er beschloß, Ihr zu Liebe ein Heiliger zu werden, und er brachte es fertig, eine Woche lang in Ihrer Erwartung ohne Sünde zu leben. Sie aber stieg nicht mehr herab von der Höhe der Nachtwolken, wo Ihre schmalen Füße die liegende Sichel des Mondes berühren. Die Erscheinung verblaßte in seinem Gedächtnis, die Hoffnung auf neue Begnadung verschwand. Im gleichen Maße verschwand der Widerstand gegen den Ansturm des bösen Feindes, der ihn daran hinderte, seine gottgeweihten Pläne auszuführen. Manchmal stieg die Erinnerung an das brunnentiefe Glück jener Nacht in ihm empor, doch solche Stunden wurden immer seltener, bis es den Anschein hatte, als habe er diese entrückten Sekunden völlig vergessen.

Erst heute waren sie wieder mit solcher Frische erwacht, daß Robert fühlte und wußte, wie die Gottesmutter sich erneut ihm zugewandt hatte. Seine Hand glitt unter das Pult und in die Hosentasche, in der er den Rosenkranz aufbewahrte, und seine Finger ergriffen dessen Perlen, um ein vom Präfekten schwer gefährdetes Ave als Gruß zu ihr emporzusenden.

Er blätterte mit der Linken, die auf dem Pult lag, das Buch um, um den Anschein eifrigen Studiums zu erwecken. Die Jünger des heiligen Ignatius liebten

keine unnütze Schwärmerei und waren gegen Gebete, die sie nicht gestattet oder vorgeschrieben hatten. Der Gründer des Ordens hatte nicht umsonst eine genaue Methode ausgearbeitet, deren Befolgung mit unbedingter Sicherheit in den Himmel führte. Diese Methode war von vielen Theologen des Ordens noch verfeinert und verbessert worden. Es bestand, nach Ansicht der Jesuiten, kaum die Möglichkeit für einen Laien, nach eigenem Gutdünken den Himmel mit mehr Aussicht auf Erfolg anzustreben als auf ihre Weise.

Da kein Beichtvater jemals von diesem Gesicht erfahren hatte, war der Bub in dessen Deutung ganz auf sich selbst angewiesen. Es erschien ihm ja auch nicht notwendig, dort die Kirche zu fragen, wo sich der Himmel unmittelbar mit ihm in Verbindung gesetzt hatte. Er wußte nichts von jener Möglichkeit der Auslegung, die aus der Erscheinung ein leeres Traumbild, oder, was schlimmer war, eine Einflüsterung des Bösen hätte machen können. In den fernsten Tiefen seines Herzens fürchtete er freilich den Unglauben an eine Begnadung, die in so auffallendem Gegensatz zu der Mißachtung stand, mit der ihm Vorgesetzte und Kameraden begegneten.

Diese Stunde wußte von Zweifeln freilich nichts. Er betete fünf Aves ab, dann hob er die Hand verstohlen wieder auf das Pult. Er hatte um Ihr Erscheinen in dieser Nacht gebetet und er wußte bestimmt, daß Sie ihm erscheinen werde. Vielleicht würde Sie diesmal sogar zu ihm sprechen? *Wenn diese Bitte vermessen ist, bat er kindlich, dann verzeih sie mir, dann komm einfach und setze Dich wieder zu mir!*

Die Glocke des Präfekten beendete diese Spiele seiner Sehnsucht. Die Division stand auf, um das Abendgebet zu beten. Heinrich Vierbrücken erhob sich mit den anderen, klappte sein Pult zu und begab sich mit einem gesammelten Ausdruck zur Betbank vor dem Marienbild.

Der Vorbeter machte das Zeichen des Kreuzes. "Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes", begann er. Die Tatsache, daß er sich eben an einer schweren Prügelei beteiligt hatte, spielte keine Rolle. Sein Amt und seine Stellung waren zu fest unterbaut, als daß sie hätten erschüttert werden können. Er war geschützt durch die Gepflogenheit der Kirche, ihre Würdenträger nicht so

leicht fallen zu lassen. So gering auch sein Amt im Aufbau der Hierarchie war, es genügte doch, um ihn hoch aus der Masse seiner Kameraden herauszuheben.

Heinrich Vierbrücken dankte Gott für den Tag, er bat ihn um Gnade für die Nacht, in deren Dunkelheit der Feind reger war denn am Tage. Er bat die Schutzengel, die, wie jeder wußte, unsichtbar hinter einem jeden Buben standen, um ihren Beistand. Er war die Stimme der Division, die aus seinem Munde zu ihrem Gott sprach. Seine Person war ausgelöscht.

Er bat Gott in dunklerem Ton, das Gewissen der sechzig zu erhellen und ihnen zu helfen, sich auf ihre Sünden zu besinnen. Die einzelnen Fragen der Gewissensforschung fielen in eine bleierne Stille hinein, in die Stille der Sammlung und des Verantwortungsbewußtseins für ihr Tun vor Gott

"War ich beim Beten freiwillig unandächtig?

Habe ich freiwillig am Glauben gezweifelt?

Habe ich heilige Namen leichtfertig ausgesprochen?

Habe ich geflucht?"

Der breite Rücken Erich Reiz' ragte bei dieser Frage noch eckiger empor, sein Gesicht war verkniffen. Die Fragen gingen weiter.

Sie tropften heiß und hart in die kindlichen Gewissen, sie wiesen ihnen die Tiefe ihrer Verworfenheit und die Weite des Abstandes, der sie noch von der Vollkommenheit trennte. Sie erinnerten die Division an Auflehnung gegen die Oberen, an den Zorn, dessen fahles Feuer an diesem Tage besonders heftig geflackert hatte, an Lüge, Neid und Mißgunst.

Es war Sünde gewesen, Ludwig Franz um seine Speckwürfel zu beneiden, Sünde, sich zu stellen, als arbeite man und anderes zu tun, Sünde zu raufen, Sünde zu fluchen, Sünde, Sünde, Sünde überall. Befleckt von Sünden, geschwächt, fast unterlegen im Kampf um die tägliche Heiligung, stand die Division und wartete auf die Reue, die wenigstens einen Teil der leichteren Vergehen, die schweren aber ganz von ihnen nehmen sollte.

"Habe ich Unkeuschheit begangen?"

Das war die schlimmste, die entsetzlichste Frage. Robert neigte den Kopf. Er dachte an Sie, er dachte daran, daß es ihm in dieser Woche dank dem Beistand

des Himmels möglich gewesen war, Herr über den dunklen gespenstigen Trieb zu werden, der einen um den anderen aus dieser Schar in der Dunkelheit der Alkoven überfiel. Der Satan gaukelte ihnen leicht erreichbare Lust vor, und sie fielen, fielen immer wieder.

Da drüben senkte der Ungar Bondi den Kopf tiefer. Er war gefallen, gefallen wie so oft, er hatte Todsünde begangen. Lähmend drosselte diese Frage nach der schlimmsten Sünde in dieser Gemeinschaft selbst die lauten Atemzüge der Buben ab.

Das, was noch folgte, war geringfügig neben diesem Vergehen.

"Bin ich im Unterricht absichtlich unaufmerksam gewesen? Habe ich mich der Strafe widersetzt?

Habe ich Schularbeiten aus Trägheit nicht gemacht?"

Die Gewissensforschung war vorbei. "O Gott, Du strafst jede Sünde," betete die Stimme der Division, "auch ich habe Strafe verdient." Heinrich Vierbrücken erweckte im Namen seiner Kameraden Reue und Leid. Er erinnerte sie an die Leiden Christi, der für sie gebüßt hatte, er dankte Jesus für Seinen Opfertod. Die Sühnung war beendet. Wenn sie in dieser Nacht von einem jähen Tod dahingerafft wurden, so starben sie nicht zur Verdammnis und ihre Seelen erlebten nicht das unaussprechliche Grauen des Höllensturzes. Die schwerste Gefahr, die einen Menschen bedroht, war abgewendet.

"Sei begrüßt, o Königin," klang der Chor, "Mutter der Barmherzigkeit, unser Leben, unsere Wonne, unsere Hoffnung, sei begrüßt! Zu Dir rufen wir verbannte Kinder Evas, zu Dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tale der Tränen. Wohlan denn, unsere Fürsprecherin, wende Deine barmherzigen Augen zu uns und zeige uns nach dieser Elende Jesus, die gebenedeite Frucht Deines Leibes, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!"

Dieses Gebet war das Lieblingsgebet der meisten. Sie kämpften hier im Pensionat ihren täglichen Kampf, sie wurden hineingezwängt in den Panzer der Tagesordnung, alle Leichtfertigkeit barg Verantwortung in sich, jedes Spiel Gefahr, jeder Scherz Sünde. Es war wahrhaft ein Tal der Tränen, in dem sie sich, nach ihrer Art mutig oder gleichgültig, verzweifelnd oder aufbegehrend zu behaupten

suchten. Und es tat ihnen allen not, daß die Himmelskönigin ihnen ihre mütterlichen Augen zuwandte und ihnen das Heil zeigte, das nur so schwer und opferreich mit dem Verzicht auf die Harmlosigkeit ihrer Kindheit errungen werden konnte.

Das Abendgebet war zu Ende. Wer bereits müde und mit seinen Aufgaben fertig geworden war, konnte schlafen gehen. Die anderen durften, nach Belieben, noch eine halbe Stunde lang studieren oder Freistudium machen.

ES WAR EINE GROBE VERLOCKUNG, die linke Pultklappe öffnen und die persönlichen Habseligkeiten hervorkramen zu dürfen, um sich mit ihnen zu befassen. Man konnte auch ein Buch aus der Bibliothek lesen. Robert machte fast immer von dieser Erlaubnis Gebrauch. Heute, wo er den Besuch der Himmelskönigin mit einer Gewißheit erwartete, die ihre Rechtfertigung in sich selbst trug, wies er jede Beschäftigung mit irdischen Dingen weit von sich.

Er trat mit denen, die schlafen gingen, an und marschierte mit ihnen unter der Führung des Paters Rauch in den Schlafsaal. Sie wanderten zwischen den beiden Marmorknaben die Haupttreppe des Seitenflügels hinab und durchschritten einen hallenden Korridor, sie blickten durch die Glastüre in den Hauptgang der Klausur hinein, an dem die Zellen der Patres lagen und wo jetzt, am Abend, die Jesuiten in lockeren Reihen auf und ab gingen und sich unterhielten. Sie stiegen eine neue Treppe empor und zu jenem Teil des Riesenbaus, in dem die Schlafsäle aller sechs Divisionen lagen. Hier, im Mittelteil, kurvte die Treppe höher und immer höher, vorbei an den Schlafsälen, vorbei an der Lingerie, in der die Wäsche und die Anzüge der Buben aufbewahrt wurden, bis hoch hinauf, wo unter dem Dachgeschoß die Krankenabteilung, die Infirmerie lag. Die Buben stapften bis zum dritten Stock, in dem sich der Schlafsaal von I/2 befand.

Der Saal dehnte sich kühl und weit, mit einem Hauptgang an jeder Längswand, von dem sechs Quergänge abzweigten. Auf beiden Seiten der Quergänge lagen die Alkoven, weiß in Ölfarbe gestrichene Bretterverschläge, die oben offen waren und vorn durch einen Vorhang verschlossen werden konnten.

Sobald die Marschordnung sich auflöste, eilte Robert hastig auf seinen Alkoven zu. Der Vorhang schloß sich hinter ihm, er war allein. Aber er hatte noch keine Zeit, sich über diese einzige Einsamkeit, die es in der Immakulata gab, zu freuen, denn er mußte sich beeilen, wollte er vor dem Klingelzeichen fertig werden, das jedermann bereits im Bett vorfinden mußte.

Er war so gewohnt, sich in dem schmalen Gang zu bewegen, den das eiserne Feldbett und der Waschtisch freiließen, daß er keine Zeit vergeudete. Im Nu waren die Kleider abgestreift und hingen an den Haken. Seine Schuhe wurden zum Vorhang hinausgeschoben, dann riß er sich auch die Wäsche vom Leibe. Den Rock und das Hemd breitete er über die groben Decken, denn der Schlafsaal war eiskalt. Hier wurde die Heizung nicht mehr angestellt, und die Wärme des Frühlings hatte noch nicht genug angehalten, um die eisigen Mauern zu durchwärmen.

Er begann hastig sich zu waschen. Einen Kübel gab es in diesem spartanisch eingerichteten Raum nicht, so daß jeder, der sich am nächsten Morgen waschen wollte, das schmutzige Wasser vom Vortag benutzen mußte. Die einzige Ersparnis, die möglich war, war ein Glas Zahnputzwasser.

Dann fuhr er schauernd in sein Nachthemd. Der Atem stand als dünne Wolke im gedämpften Licht des Raumes; je schneller man ins Bett kam, desto besser war es. Noch ehe die Schelle des Unterpräfekten ertönte und das Licht erlosch, lag er in den eisig feuchten Linnen. Er hatte eben noch Zeit, einen schnellen Blick auf die beiden frommen Bilder zu werfen, die über seinem Lager an der Wand rechts und links von dem Kruzifix aus Ebenholz und Silber hingen, auf den dorngekrönten Christus und Unsere liebe Frau von Lourdes. Als er den Rosenkranz über den Nagel gestreift hatte, an dem das Kruzifix hing, klang die Schelle, und es wurde dunkel. Er erwartete die Prüfung durch den Pater, um sich endlich seiner Erwartung hingeben zu können. Da entsann er sich, daß er den Rosenkranz noch brauchen werde, und holte ihn heimlich wieder herunter und unter die Decke. Statt seiner streifte er das Skapulier ab, das er stets auf der bloßen Haut trug, und hängte es an Stelle des Rosenkranzes auf.

Es geziemte sich, die Unbefleckte im Gebet zu erwarten. Da es die Patres nicht gern sahen, wenn einer der Buben nicht sofort einschlief, mußte er eine

fromme List dazu gebrauchen, denn der Unterpräfekt war noch nicht auf seinem Rundgang vorbeigekommen und später würde, wenn der Rest der Division erschien, auch der Präfekt noch einmal in den Alkoven hineinsehen.

Robert hatte sich tief unter die Decke verkrochen. Er fröstelte in dem kalten Linnen und bemühte sich schauernd, das Bett zu erwärmen. Das ging schwer genug, aber es gelang ihm allmählich, denn er hatte Übung darin, aus seinem unterernährten, schmalen Körper das herauszuholen, was zum Erwärmen des Lagers notwendig war.

Er hörte den Pater Rauch herankommen, hörte das wohlbekannte Geräusch, mit dem die Ringe der Vorhänge an den Vorhangstangen entlangstreiften, bis dieses Geräusch endlich auch bei ihm angelangt war und der Pater hereinsah. Er stellte sich schlafend, bis die Schritte sich wieder entfernt hatten und das Kratzen der Ringe immer ferner verklang. Nun mußte er zwar noch abwarten, bis der zweite Teil der Division gekommen und die zweite Kontrolle vorüber war, aber er beschloß, trotzdem sogleich mit dem Gebet zu beginnen. Er tastete nach den Perlen des Rosenkranzes und bemühte sich ängstlich, kein Geräusch zu machen, das ihn verraten konnte. Da der Anlaß zu diesem Gebet ein freudiger war, wählte er den freudigen Rosenkranz aus. Er schien ihm auch am besten für die bevorstehende Erscheinung zu passen.

Während sich die Müdigkeit bleiern auf seine Lider legte, tasteten seine Fingerspitzen die Perlen des Rosenkranzes ab, und seine Lippen murmelten die Gebete der Einleitung, das Glaubensbekenntnis, die beiden Vaterunser und die drei Aves.

Er hatte eben mit den fünf Aves des ersten freudigen Geheimnisses begonnen, die durch die Perlen auf dem geschlossenen Ring dieser Zählschnur versinnbildlicht wurden, als ein sich näherndes Gepolter das Kommen des Restes der Kameraden ankündigte.

Das Licht flammte wieder auf, Schritte eilten hastig durch die Gänge, Vorhänge wurden zugerissen. Trotz seiner Bemühungen, nur an seine kommende Begnadung zu denken und alle irdischen Störungen auszuschließen, lächelte er doch, als er an besonders plumpen Schritten zu erkennen glaubte, daß Erich Reiz

durch den Gang ging. Es war sehr wahrscheinlich, daß er es war, denn er hatte die Gewohnheit, alle geschlossenen Vorhänge aufzureißen und alle offenen zuzuzerren, die er auf seinem Weg vorfand. Empörtes, halblautes Schimpfen bestätigte, daß es sich um den unverbesserlichen Riesen handelte, der seinem Tatendrang in dieser frechen Weise Luft machte.

Robert riß sich schleunigst von so irdischen Freuden los and vertiefte sich, so schwer es ihm fiel, abermals in seinen Rosenkranz. Noch ehe er zum letztenmal das freudenreiche Geheimnis: "Den Du, o Jungfrau, vom Heiligen Geist empfangen hast", fertig gebetet hatte, erlosch das Licht. Wieder schlurrten Schritte durch den Schlafsaal und wieder wurde kontrolliert. Das Gesicht des Präfekten erschien zwischen dem Weiß des Vorhangs und dem Weiß der Wand. Dann war er mit sich und dem kommenden Wunder allein.

Es war ihm aber noch nicht gelungen, das Bett ganz aufzuwärmen. Um das zu vollbringen, kroch er bis ans Fußende unter die Decke, erschauerte und fühlte endlich beseligt, wie sich die Tücher mit seiner Blutwärme tränkten. Als er endlich beinahe erstickt war, kam er wieder mit dem Kopf hervor. Die Kälte packte ihn wie ein Biß, und er war versucht, wie in den vergangenen Nächten ein Handtuch um seinen Kopf zu wickeln. Es geizte sich aber wohl nicht, die Jungfrau in so leichtfertiger Bekleidung zu erwarten, und so verzichtete er darauf. Um Sie besonders würdig empfangen zu können, streckte er sich gerade und sittsam in der Stellung toter Heiliger auf dem Rücken aus, faltete die Hände und begann wieder zu beten.

Er bemühte sich, seinen ganzen Glaubenswillen auf die Erscheinung zu richten und sie herbeizuzwingen, versetzte doch der Glaube Berge! Wenn er es nur leidenschaftlich genug glaubte, kam Sie gewiß und setzte sich an sein Lager.

"Komm," betete er, "so lang ich wach bin!" Er öffnete seine Augen weit und blickte in das bläuliche Dämmern der Schlafsaalnacht hinaus, in das Dämmern, aus dem sie heraustreten würde wie damals. Sie war noch nicht zu sehen. Rundum ertönten die gewohnten Geräusche dieser Nächte, Buben wälzten sich, manche schliefen schon und atmeten tief. Diese Geräusche lenkten ihn ab, aber er nahm sich zusammen. "Komm", bat er abermals. Wieder glitten die Perlen des

Rosenkranzes durch seine Finger. Ave um Ave stieg zu Ihrem Thron empor, den Sie verlassen würde, um ihn zu besuchen.

Er hatte das zweite Geheimnis: "Den Du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast", abgebetet, er betete weiter und fügte nun jedem Ave das dritte Geheimnis an: "Den Du, o Jungfrau, geboren hast!" Der Rosenkranz glitt lässiger durch seine Finger, die Gebetworte verwirrten sich. Er ertappte sich dabei, wie er immer wieder die gleichen Worte des siebzehnten Aves wiederholte, "Du bist gebenedeit unter den Weibern, Du bist gebenedeit unter den Weibern, Du bist — !" er wollte den Rosenkranz fester umfassen, dabei glitt er ihm aus den erschlaffenden Fingern heraus. Er erschrak, denn er wußte nun nicht mehr genau, beim wievielten Ave er stehengeblieben war. Jetzt mußte er von vorn beginnen, denn wahrscheinlich kam Sie erst, wenn er den ganzen Rosenkranz fehlerlos durchgebetet hatte.

Er begann von neuem, aber seine Gedanken verwirrten sich. Die Müdigkeit türmte Lasten auf seine Lider und raubte ihm das Bewußtsein seines Tuns. Er drehte sich in seine Schlafstellung auf der rechten Seite, er zog die Knie leicht an, sein Kopf rutschte in die Kissen hinein. "Komm im Traum, wie damals", murmelte er noch, dann fügten sich seine gleichmäßigen Atemzüge in die verhaltenen Geräusche der Institutsnacht.

Einer sprach hastig im Traum, einer rief: "Mama!", ein anderer knurrte unwillig. Aus einem Alkoven kamen seltsame, heulende und stöhnende Laute, dann versank alles wieder im Chor der schweren Atemzüge, hier wie in den fünf Schlafsälen der anderen Divisionen, in der Klausur, in der Infirmerie und in den Zellen der dienenden Brüder.

Das große Haus ragte schimmernd über die Dächer von Feldmünster, die vom Mondlicht getroffen. In den Straßen des Städtchens waren Stimmen laut, der große Bezirk des Pensionates schwieg und schlief. Nur der Bruder Nachtwächter, der mit seinem Schäferhund eben über den Spielhof schritt, unterbrach mit dem leisen Geräusch seiner Schritte das gespenstige Schweigen des Riesenbaus. Er blieb stehen und lauschte einen Augenblick auf die Stimmen der Welt, die über das mehr als mannshohe Eisengitter zu ihm herübergeweht wurden. Der Frater war ein alter Mann. Er schüttelte den Kopf, als wolle er diese Stimmen von außerhalb, die

ihn nicht mehr zu verlocken vermochten, abwehren. Seine Blendlaterne blakte durch das schlafende Gebäude, entfernte sich und überließ endlich die Nacht sich selbst, dem Ziehen der Wolken und dem feuchten Sausen in der Luft, das von kommendem Regen sprach.

2. Kapitel

Das Licht des Regenmorgens sickerte bereits in den Schlafsaal, als die Hand des Präfekten an Roberts Schulter rüttelte. Er fuhr aus den Tiefen des Schlafes empor. "Ja, bitte?" fragte er.

"Steh auf, du mußt statt Rossa ministrieren! Ihm ist schlecht geworden!"

"Ja!" antwortete der Bub und rutschte, noch halb betäubt, aus dem Bett. Dabei glitt der Rosenkranz unter der Decke hervor. Der Präfekt hatte ihn zum Glück nicht mehr gesehen, denn er war bereits weitergegangen. Was war bloß mit diesem Rosenkranz gewesen? Warum hatte er ihn ins Bett genommen?

Plötzlich überfiel ihn die Erinnerung. Er stand, den Rosenkranz in der Hand, da, als habe ihn ein Schlag getroffen. War Sie gekommen? Er zergrübelte sich hastig das Gehirn, aber er konnte sich nicht erinnern. Wie war es doch gewesen? Mit einem Gefühl von Schalheit und Verwirrung steckte er den Kopf in die schmutzige Waschschüssel. Die Schwäche des Fleisches hatte ihn übermannt, er war eingeschlafen, ehe Sie ihm erschienen war. Er hingte das Skapulier über

seinen mageren Rücken, nicht ohne das Bild des Heilands mechanisch mit den Lippen berührt zu haben. In seiner Schlaftrunkenheit wagte er noch nicht, mit klarer Überlegung an der Wunde zu rühren, die diese Nacht ohne Erfüllung seiner Seele geschlagen hatte. Er wußte nur, daß sein Glaube zu schwach, daß er Ihrer nicht wert gewesen war, er begriff aber noch nicht, daß er niemals wieder mit gleicher Innigkeit an Sie werde denken können wie vordem.

Sie thronte auch an diesem Morgen in unbefleckter Reinheit jenseits der Wolken, dort, wo der Himmel nichts von Regen wußte und wo die niemals versinkende Sonne das Gewölk zu ihren Füßen entzündete. Die Blumen dieses Frühlings dufteten für Sie, der Chor der Seligen und Engel umkreiste Sie, die ohne Makel und Fehle war. Er aber war Ihrer nicht wert. Sie hatte seine Bitte, die Vermessenheit gewesen war, nicht erhört, Sie war nicht zum befleckten Gefäß seiner Seele herabgestiegen, Sie hatte vielleicht nicht einmal Einfluß auf den Ablauf des gestrigen Nachmittags genommen. Seine Bitte war keine von jenen gewesen, mit denen die Himmlischen sich befaßten. Sie war im Himmel, er aber lebte auf Erden, gefährdet, bedroht und sündhaft. Er hatte sich verrannt gehabt; nun blieb nur Einkehr und Buße. Das erkannte er noch nicht mit letzter Deutlichkeit; der Frühschlaf hatte noch Einfluß auf ihn, er übersah die Enttäuschung, die diese Nacht gebracht hatte, noch nicht vollständig. Er hatte den Schlag erhalten, aber er war noch zu betäubt, um den Schmerz bereits klar zu empfinden: Ganz fern blakte hinter den treibenden Wolken, die seine Seele verdüsterten, die Bitterkeit der Reue, das Begreifen der furchtbaren Sünde, die er begangen hatte, und das Entsetzen über den Frevel; hatte er sich doch vermessen und den Himmel herabgefordert an sein unwürdiges Lager.

Er streifte sich die Kleider über den Leib; die ersten Anforderungen des Tages erwarteten ihn kühl und herrisch, Ausläufer des alltäglichen Strudels dieser Hausordnung, der dreihundertsechzig Kinder im Dämmern des Frühlichts in sich einsaugte, um sie abends schwindlig vom Kampf um die Pflichterfüllung in ihre Alkoven zu speien, *ad maiorem dei gloriam*, zur höheren Ehre Gottes.

Gott befahl ihm durch den Mund seines Dieners, des Präfekten Pater Zumstein, heute vor seinem Altar zu ministrieren, er befahl ihm, diese

Viertelstunde Schlaf vor Seinem Altar zu opfern, denn die Division durfte länger schlafen als die Ministranten. Er zog den Vorhang zurück und holte aus dem Kasten des Nachttisches das zweite Paar Schuhe hervor, das so lieblos gewichst war, daß es an seinen Fingern festklebte.

Sonst war es ein kleines Gefühl der Befriedigung, wenn man die schweren Augenblicke des Erwachens bereits überstanden hatte, während die Division noch schlief. Heute war er zu bedrückt und zu verdüstert, um sich kindlich über die kommende Mühsal der anderen freuen zu können.

Als der Präfekt nach der Schelle griff, um die Division aufzuwecken, war er fertig angekleidet. Er ging auf den Gang hinaus und wartete auf den zweiten Ministranten, der gleich erscheinen mußte. Es war der kleine Abel, der bereits am frühen Morgen so musterhaft aussah, wie er es den ganzen Tag über tat. Sie begrüßten sich mit stummem Kopfnicken, Feinde von gestern abend, die nun gemeinsam Gott dienen sollten. Der Präfekt hatte gewiß pädagogischen Überlegungen nachgegeben, als er gerade sie zum Dienst am Altar bestimmte. Sie meldeten sich ab und schritten zum Schlafsaal hinaus.

Die feucht riechenden Stiegenhäuser und Gänge waren noch verödet, in der Klausur fegte ein dienender Bruder das Parkett, vom Flügel, der die Klassenzimmer enthielt, klang das Klappen von Bänken. Frisch gebackenes Brot duftete aus der Bäckerei und schreckte den Hunger aus seinem Schlaf. Sie zwangen ihn nieder und bemühten sich, ihn zu vergessen, denn es war selbstverständlich, daß man nüchtern zum Altar des Herrn ging und daß man nicht an Essen dachte, wenn man sich auf den Dienst des Allerhöchsten vorbereitete.

In den Schiffen der Kapelle schwamm das trübe Licht dieses verregneten Morgens. Sie bekreuzten sich mit Wasser aus dem Weihwasserkessel, sie beugten ihre Knie vor dem Hauptaltar, wo im goldfunkelnden Tabernakel der Erlöser thronte. An den Seitenaltären lasen Patres ihre tägliche Messe; manchmal ging das Klingeln der Schellen durch den weiten Raum, um wieder im Gemurmel der Meßgebete zu verwehen. Kerzen blakten rötlich, und die braunen Bänke warteten stumm auf die Divisionen.

Vor den Bankreihen der ersten Abteilung, zur Rechten des Hauptaltars, breitete die Immakulata ihre segenschweren Hände aus, aber Robert warf heute keinen Blick auf Sie. Wie leicht konnte sich nun eines jener entsetzlichen Wunder ereignen, von denen in den Legenden und Akten der Heiligen zu lesen war! Es war möglich, daß die Gottesmutter ihm einen strafenden Blick zuwarf und so seine Verworfenheit vor aller Welt kundtat. Auch zum heiligen Josef wagte er nicht aufzusehen, trotzdem er so bescheiden und freundlich war. Er schlug seine Augen erst auf, als er den Verschluß der Kommunionbank öffnen mußte, die gewaltig, aus Marmor und Goldbronze gefügt, das Schiff der Kapelle vom Hauptaltar trennte.

Sie stiegen über die Stufen der Kommunionbank, schritten unter der Rubinschale des Ewigen Lichts durch und beugten die Knie abermals vor dem Tabernakel. In diesem Augenblick erschrak Robert, denn mit jäher Grelle dämmerte ihm auf, daß er nicht würdig war, dem Herrn zu dienen. Mit beflecktem Herzen und mit einer abscheulichen Sünde beladen wagte er es, vor Seinen Altar zu treten, um auf die alte Sünde eine neue zu häufen.

Er fühlte es plötzlich und wußte es ganz gewiß, daß sein Schutzengel weinend neben ihm herschwebte, daß Christus aus seinem Tabernakel trauernd und zürnend auf ihn blickte, und daß der Teufel, der ja auch mitten in der Kirche sein Spiel zu treiben ermächtigt war, grinsend hinter ihm drein schlich. Das Blendwerk des bösen Feindes hatte ihn verwirrt, über seine Fallstricke war er gestürzt. Er mußte umkehren, mußte sich vom Altar entfernen, aber seine Füße gehorchten diesem Befehle nicht. Da war bereits die Tür zur Sakristei. Der Präses der marianischen Kongregation, Pater Schweitzer, war heute dazu bestimmt, die Messe am Hauptaltar zu zelebrieren. Er stand in der Erwartung seiner Ministranten in der dunklen Sakristei und lächelte sein unbestimmtes, ein wenig spöttisches Lächeln, während seine braunen Augen schräg nach oben blickten. "Gelobt sei Jesus Christus", grüßten die Ministranten. "In Ewigkeit Amen", antwortete der Pater.

Dunkel verwirrt, halb betäubt und fahrig half Robert beim Ankleiden des Priesters. Sie reichten ihm das Sinnbild der Sammlung und Eingezogenheit, das Schultertuch, sie halfen ihm das Gewand der Reinheit, die Albe, überzustreifen. Der Gürtel der Selbstverleugnung umschnürte seine Lenden. die schwer in Gold

gestickte Manipel lastete wuchtig wie die goldene Mühe seines Amtes an seinem linken Handgelenk. Die Stola kreuzte sich scharf und herrisch vor seiner Brust, sie bedeutete die Gewalt des Priesters, dem es erlaubt war, Christus anzuflehen, daß er herabsteige zu der Gemeinde seiner Gläubigen. Endlich stülpten sie ihm mit vereinter Mühe das schwere Meßgewand über die Schultern. Da stand er, in der Pracht, die die Kirche ihm vorschrieb, und nun wendete er sich den Vorbereitungen für den Gottesdienst zu.

Während der Pater das Goldtellerchen der Patene bereitlegte und den Kelch zurechtlegte, gingen die beiden Ministranten wieder hinaus. Robert hatte den Kerzenanzünder ergriffen. Er betrat die Stufen des Altares von der Epistelseite her und entflamnte hier die hohen Wachskerzen, die eine um die andere zu brennen begannen und ihren Schimmer über das Gold der Reliefs, über die starre Pracht der Edelsteine und Vergoldungen, über Leuchter und Kreuz zu werfen begannen. Dann beugte er sein Knie vor dem Tabernakel, aus dem der Widerschein der Flammen hervorzuckte gleich Blitzen der verborgenen Gottheit. Auch jetzt blickte er nicht auf, sondern schlich sich leise und scheu hinüber, um die Kerzen der Evangelienseite ebenfalls zu entflammen. In das Knistern ihrer Dochte mischte sich das Dröhnen der Schritte, mit dem die Divisionen in die große Kapelle einmarschierten.

Er biß die Zähne zusammen und ergriff das Pult des Evangelienbuches, um es auf die Epistelseite hinüberzutragen, wie es für den Beginn der Messe vorgeschrieben war. Mit immer schrecklicherer Deutlichkeit wurde ihm bewußt, daß er nun vor aller Augen werde ministrieren müssen. Er schüttelte den Kopf und verscheuchte die Gedanken an die Schmach, die damit verknüpft war. Er war ja mit einer Todsünde beladen und mußte nun vor aller Augen den Leib Christi zurückweisen, den die Ministranten dem herrschenden Brauche folgend und stolz auf ihr Vorrecht vor aller Augen als erste empfangen. Es kam freilich ab und zu vor, daß ein Ministrant nicht kommunizierte, und niemand verlor ein Wort darüber. Aber alle sahen es, und alle machten sich ihre Gedanken darüber, die Sodalen der Kongregation, die Vorbeter, die Patres. Und sie beteten für den, der so sehr in

Schuld verstrickt war, daß er an seinem Ehrentage als unmittelbarer Diener des Allerhöchsten Christi Leib nicht empfangen durfte.

Es war unmöglich, diesem Augenblick zu entgehen. Er mußte zurück in die Sakristei, mußte den Chorrock überstreifen und das Gewand der Ministranten anziehen, genau so wie Abel, der eben mit kleinlicher Genauigkeit Wein und Wasser auf einem Tablett bereitstellte.

Die Kirche war nun in das Licht der Glühbirnen und Kerzen, das sich mit dem Tageslicht mischte, getaucht. Es roch nach Staub und verbranntem Wachs, nach erkaltetem Weihrauch und feuchten Fliesen. Robert empfand dies alles mit bewußter Deutlichkeit; er zwang sich, von der Türe der Sakristei aus die Köpfe der Buben zu überblicken, um im Sehen und Riechen den inneren Aufruhr und die Angst vor der Schande zu übertäuben, die in ihm wühlten.

Der Priester hatte Kelch und Patene verhüllt und nickte ihnen zu. Sie traten ein, und die Glocke ertönte laut zum Beginn der heiligen Messe, zum unsichtbaren Wunder, das der Verstand nicht begreift und das nur der Gläubige erkennt, der den Sinnen längst mißtrauen gelernt hat.

Der Pater begann, hingestreckt vor den Stufen des Altares, seine Ministranten zur Seite, die Staffelgebete, den 42. Psalm. Robert liebte diese Staffelgebete, deren mystische Pracht ihm zusagte, er sprach gern die Responsorien, aber heute schien es ihm, als verkünde jedes Wort ihm seine Unwürdigkeit.

"Zum Altar Gottes will ich treten", murmelte der Priester lateinisch. "Zu Gott, der mich von Jugend an erfreut", antworteten die Ministranten. Die frierende Seele erschauerte, sie hatte Gott beleidigt, Gott erfreute sie nicht. Zorn und Widerspenstigkeit quollen in Robert hoch, er erschrak.

"Sei Du mein Richter, o Gott, und entscheide meine Sache wider das unheilige Volk!" klang es wie eine Drohung. Gott vertrat seine Sache nicht, er hatte sie verworfen. Stockend kam die Antwort über seine Lippen: "Du, Gott, bist meine Stärke! Warum hast Du mich verstoßen, warum gehe ich traurig einher?" "Ja, warum gehe ich traurig einher?" klang es in ihm nach, "quare tristis incedo?"

Vers um Vers rollte der Psalm ab, Auftakt zum Wunder der Wunder. Das Bekenntnis des Konfiteor warf die schuldbeladene Seele nieder, da sie bekennen

mußte Gott dem Allmächtigen, der seligen, allzeit reinen Jungfrau Maria — welche Vermessenheit, zu ihr gefleht zu haben — Engeln und Heiligen, "daß ich gesündigt habe in Gedanken, Worten und Werken durch meine Schuld, meine Schuld, meine größte Schuld!" Im Bewußtsein seiner Verfehlung schlug er sich die Brust, dort, wo das Herz hämmerte, das verwirrte, niedergedrückte, das enttäuschte Herz.

"Gott, wende Dich zu uns und gib uns neues Leben", betete der Pater.

"Dann wird Dein Volk sich an Dir erfreuen!"

Die Kerzen blakten, Feuchtigkeit knisterte leise in der Flamme. Der Priester war die Stufen des Altares hinaufgestiegen, das steife Meßkleid funkelte auf seinem Rücken, die heilige Handlung ging weiter, unerbittlich weiter, der Schmach zu oder der Todsünde. Die Bitte um Erbarmung rauschte an Robert vorbei, das Gloria pries Gott, die Epistel kam zur Verlesung, das Meßbuch wurde auf die Evangelienseite des Altares getragen, und auch das Evangelium, die Botschaft des Herrn, tönte in die Betäubung, die Robert umfing. Unaufhaltsam ging die Messe dem drohenden Augenblick der Entscheidung entgegen.

Noch war dieser Altar nicht ganz so furchtbar, wie er in wenigen Augenblicken sein würde, denn Christus thronte zwar im Tabernakel, in seiner Hülle von Seide, Gold und Edelsteinen, aber er hatte sich noch nicht herabgelassen, um sich in der Gestalt der Hostie und des Weins mit Fleisch und Blut mitten unter die Gläubigen zu begeben.

Diesem Punkt letzter Gottesnähe näherte sich die heilige Handlung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit. Der Priester hatte für sich und die Gemeinde das Fundament der Lehre, das Glaubensbekenntnis, gebetet. Jetzt mischte er, von den Ministranten bedient, Wasser und Wein in der goldglatten Höhlung des Kelches, jetzt wusch er sich die Hände unter dem Guß Wasser, den ihm Robert über die kurzen Finger goß.

Die Ministranten ließen die Schellen ertönen. Dumpfes Gepolter in ihrem Rücken sagte ihnen, daß die Divisionen sich auf die Knie geworfen hatten, um sich in Demut vor dem Geheimnis der Wandlung zu neigen.

"Diese Opfergabe mache Du, o Gott, wir bitten Dich, huldvoll in jeder Hinsicht zu einer", und der Priester schlug das Kreuz, "gesegneten", abermals das Zeichen

des Kreuzes, "eingetragenen", das dritte Kreuzzeichen, "gültigen, geistigen und genehmen, damit sie uns werde", das vierte Kreuzeszeichen, "Leib und Blut", das fünfte Kreuz, "Deines vielgeliebten Sohnes, unsres Herrn Jesus Christus."

Die Schellen waren verklungen, der wunderbare Akt der Verwandlung war vollzogen, Christus war auf dem Altar zugegen, der milde Christus der Schrift und der donnernde Rächer vom Tage des Gerichts, der Seelenfreund und der grimmige Heischer, der kindlich Klare und der Unbegreifliche. Mechanisch hatte Robert das Geläut bedient. Der Priester wendete sich nun ihm und der niedergestreckten Gemeinde zu, den Lauen, den Dummen, den Klugen, den Stolzen, den Gerechten und Ungerechten, denen, die bestehen würden, und denen, die an der stählernen Härte Seiner Forderung zerschellen sollten. In der kurzen Hand des Mannes mit der kreisförmigen Tonsur im eisenfarbenen Haar zitterte, vom Goldglanz des Altares umstrahlt, der weiße, dünne Rund der Hostie, des wahren Leibes Christi, schimmerte über dem Goldgrund des Kelches das Wellenspiel des Weines, des wahren Blutes Christi. Und so erschien Er unter dem Geläut der Schellen denen, welche mit den Augen der Seele sehen, die nicht so blind wie die Augen des Leibes sind.

Nun aber, da er sich seinem Volke gnädig gezeigt hatte, wollte Er herabsteigen zu jedem einzelnen aus der Schar Seiner Gläubigen. Die Orgel rauschte durch die Kapelle und die Divisionen erhoben ihre Stimmen und sangen das Lied vom Lamm, das geopfert wurde, um die Sünden der Welt zu tilgen.

Um Robert flatterte das Entsetzen. Hier in diesem Raum standen sie allesamt gegen ihn auf, hier sah er die Gewalt der Kirche, die er nicht zu Rate gezogen hatte, leibhaftig in der Gestalt der dreihundertsechzig, der Patres und Fraters. Er war zurückgefallen in die ungeleitete Wirrnis der Welt, die vor den Toren der Immakulata ihre Eintagskämpfe ausfocht, während die Begnadeten im Schutz der strengen Künder des Glaubens, der Jesuiten, nur für das ewige Heil lebten. Sein Stolz war zerbrochen, sein Wille, der die Himmelskönigin herabgefordert hatte aus der Pracht Ihrer Höhen, war dahin. Die kindlichen Phantasien von der irdisch mütterlichen Gottesmutter waren zerstoßen. Maria war ferner denn je, Ihr Himmel war ihm verschlossen. Vor ihm aber lag, verhüllt in dem Blättchen ungesäuerten

Teigs, Christus, der König, der dereinst die Welt wägen würde am Tage des Gerichts.

Und Christus bat ihn, den letzten Sünder, für den er das Kreuz getragen hatte, Ihn nicht zu verraten, denn Er sah den Kampf in der Brust des Buben, den Kampf zwischen dem Entsetzen vor der Sünde und der Angst vor der Bloßstellung seiner Fehlerhaftigkeit. Denn die Kommunion nahte heran, und nun mußte es sich entscheiden, ob er den Mut haben würde, die Hostie zurückzuweisen, oder ob er aus eitler Weltfurcht fiel und entsetzlich sündigte, nachdem er es bereits gewagt hatte, Gott in Sünde zu dienen.

Aller Augen, so wußte Robert plötzlich, würden an ihm haften, und er würde schwach werden, er würde sich in das schützende Dunkel der Sünde, von der niemand wußte, flüchten. Christus würde furchtbar in das befleckte Heim seiner Seele einziehen, aber keiner würde es wissen, und jeder von denen, deren Stimmen durch das Schiff der Kirche klangen, würde glauben, daß sich der Ministrant Robert Neitperg heute, sechs Tage nach seiner letzten Beichte, noch im Stande der heiligmachenden Gnade befand, trotz allem, was gestern vorgefallen war, und dies würde ein Bekenntnis sein, das ihn emporhob in den Augen der Patres und der Kameraden.

Doch da tönte eine Stimme durch das Rauschen des Gesanges, eine Stimme, die seit neunzehnhundert Jahren klang: "Wer unwürdig dieses Brot ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der versündigt sich am Leibe und am Blute des Herrn, der ißt und trinkt sich das Gericht!" Das war der Aufschrei des Eiferers aus Tharsos, er gellte in seinen Ohren, unversöhnlich und unbarmherzig.

Nur die Kirche konnte ihn von dieser Qual erlösen, nur die Beichte schenkte ihm abermals die heiligmachende Gnade, ohne die die Kommunion ein Verbrechen war. Er wollte aufbegehren und Gott unmittelbar um Verzeihung bitten, er wollte die Mauer durchbrechen, die in Gestalt der Priester zwischen ihm und Gott stand, aber er konnte nicht wider sie an, denn er glaubte an das, was seiner Kindheit gelehrt worden war.

Der Priester am Altar ahnte nichts von den Kämpfen, die zu seinen Füßen auf den Marmorstufen tobten, während Gott in der Hostie vor ihm lag. Er machte sich

zur Kommunion fertig, er brach die Hostie, wie auch Christus, das Lamm, beim letzten Abendmahl das Brot gebrochen hatte. Er betete zu diesem Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.

Das Kind betete ebenfalls zu ihm, es schrie zu ihm, es bat in seiner Verwirrung um ein Zeichen, daß die Schuld getilgt sei, aber Gott schwieg. Er nahm die Sünden nicht mehr persönlich hinweg, er hatte die Gläubigen an seine Priester verwiesen, er griff nicht mehr ein in den Alltag Seiner Kirche.

"Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, und meine Seele wird gesund", murmelte der Pater. Das Kind erschauerte, es war nicht würdig, denn Gott sprach das Wort nicht, Christus nahm die Schuld und Sünde nicht von ihm. Es hatte sich zu dulden, bis der Beichtvater es an Gottes Stelle erlöste.

Der Priester hatte, ergriffen von dem Glauben, der ihm längst zur Selbstverständlichkeit geworden war, den Leib Christi und das Blut Christi zu sich genommen. Jetzt wendete er sich mit den Hostien, die für die Gemeinde bestimmt waren, um und lächelte hoch von oben aus dem Gefunkel des Altares und seiner Gewänder herab auf die Knaben, die ihm dienten.

Dieser Augenblick war finster wie die Nacht. Robert, gelähmt und zermalmt, sah auf die weiße, kreisrunde Scheibe, er starrte sie an, sah sie näherkommen, dann schüttelte er mit letzter Kraft abwehrend den Kopf. Die linke Braue des Paters zuckte ein wenig empor, dann wendete er sich Abel zu, der die Augen starr nach oben gerichtet, den Kopf weit zurückgeworfen, auf seiner Zunge den Leib des Herrn empfing. Es war wohl Gnade, daß er die Blicke der sechs Divisionen nicht auf seinem Rücken fühlte, während er sich bemühte, nicht auf den Knien zu schwanken, deren Magerkeit von der Schärfe der Marmorstufen fast zerschnitten wurde. Die furchtbare Gefahr war vorübergegangen, der tiefste Punkt der letzten fünfzehn Stunden war durchmessen. Erleichtert, betäubt, mit einem törichtem Blick und mit blauen Schatten unter den Augen folgte das Kind mechanisch den letzten Gebräuchen der Messe.

Verwirrt und erleichtert in einem Gefühl, als käme er geradewegs aus dem Rachen der Hölle, verließ er kurz darauf die Sakristei, zusammen mit dem

selbstzufriedenen kleinen Abel, der ihn sichtlich schnitt. Die Erinnerung an das verwunderte Lächeln, mit dem der Kongregationspräses ihm zum Abschied in die Augen gesehen hatte, war nicht so schlimm wie das, was vordem gewesen war. Was dieser Tag auch noch bringen mochte, verglichen mit dieser Stunde mußte es ein Aufstieg sein.

ROBERT WAR ERMATTET VON EINEM JENER SCHLACHTFELDER zurückgekehrt, auf denen die Millionen der Gläubigen täglich um jene Bestätigung ihres Daseins kämpften, die ihnen dereinst zuteil werden sollte, wenn sie die Augen schlossen und der ewige Richter sie nicht verwarf. Der Bub hatte, so gut es die Schwäche seines Fleisches zuließ, nach den Gesetzen gefochten, welche von der alleinseligmachenden Kirche festgelegt worden waren, die das unvollendete Werk des Gottmenschen ausgebaut hatte.

Christi Lehre war ja nur den Erleuchteten verständlich, damals, auf dem brennenden Boden Palästinas, den Aposteln und Jüngern, an deren Spitze der Fels aus Galiläa, Petrus, stand, später deren Nachfolgern. Es hatte harte Kämpfe nach dem Ableben dieser Jünger gegeben, Kämpfe, in denen sich allmählich die Hierarchie der Kirche herausgebildet hatte, der Bischof von Rom, den sie Papst nannten, und die vielen anderen Würdenträger bis hinab zu den dienenden Brüdern in den Klöstern. Sie hatten das dichterisch fließende Gotteswort ausgedeutet und festgelegt, sie hatten der schwebenden Lehre Unterbau und feste Form gegeben, eine Form, die immer wieder ergänzt, umgearbeitet, in harten Kämpfen bestritten und verwandelt worden war, wie sie erklärten, in Christi Sinne. Sie hatten sich wahrhaft Mühe gegeben, sie hatten die trockene Arbeit am Schreibpult nicht gescheut, sie hatten ihre Nächte der Dogmatik geopfert, sie hatten Paragraphen und Anmerkungen in Reihen von Folianten herausgebracht, bis sie endlich das Unirdische ins Irdische übersetzt, das Unbegreifliche wenigstens abgegrenzt hatten. Sie waren immer strenger und härter geworden, sie hatten gegen den Feind gekämpft, gegen Irrtum und Spaltung, sie waren gestrauchelt und wieder weitermarschiert, sie hatten geschafft und gearbeitet. Die Menschheit, die dereinst die Weiten der Himmel bevölkern sollte, war zusammengefaßt worden

in der Riesengemeinschaft der Kirche, wo sie arbeitete und strebte, um dereinst der verheißenden Glückseligkeit teilhaftig zu werden. Hier in diesem unsichtbaren Pensionat lernten die Schwachen die Gnaden gebrauchen, die notwendig waren, um das ungeheure Ziel zu erreichen. Hier wurden sie im täglichen Kampf mit dem Bösen unterwiesen, hier wurden sie geheilt, wenn sie verwundet worden waren, getröstet, wenn sie betrübt waren. Ihre irdischen Augen wurden von Priesterhänden verschlossen, um die Augen ihrer Seelen sehend zu machen, so daß sie den Unwert alles Irdischen erkannten und ihr Heil allein dort suchten, wo es zu finden war, jenseits des Fleisches und des Grabes, bei Gott.

Es war für Menschen unmöglich, aus eigener Kraft und Einsicht den Satzungen der Kirche zu folgen. Dennoch verzichteten manche Toren auf die Hilfe Roms und kämpften allein im Gewühl der Welt einen hoffnungslosen Kampf, der, wenn Gottes unbegreifliche Gnade nicht eingriff, in der Hölle enden mußte. Ihr Kampf war schlecht, ihre Waffen ungenügend, denn sie benutzten nicht die Gnadenmittel der Kirche, die, wie die Kirche lehrte, von Gott gewollt und beabsichtigt waren, diese Ablassgebete, Kirchenfeste, Messen, Beichten, Kommunionen, diesen ganzen dogmatischen und hierarchischen Apparat, der für sie bestimmt war. Wer sich der Kirche anvertraute, war ein Lamm, das inmitten der frommen Herde, beglänzt vom Frieden Roms, weidete, mochte seine Seele auch noch so zerrissen sein. Die Kirche hatte die Abwehr des Seelenwolfes organisiert und übernommen, das Lamm brauchte nur zu gehorchen. Es mußte glauben und vertrauen, es durfte keinen Schritt tun, ohne den Hirten zu fragen, keinen Gedanken fassen, der nicht von oben her, aus den Reihen derer, die die Verantwortung vor Gott trugen, genehmigt worden war, keine wissenschaftliche Meinung annehmen, die nicht von Rom bestätigt, keiner menschlichen Regelung folgen, die nicht gestattet worden war. Dies war der Weg zum Heil. Wer ihn beschritt, sammelte in den Spartruhen der jenseitigen Welt Schätze, die kein Wurm benagen konnte. Diese Schätze gewährleisteten ihm eine Belohnung, die seinem Verdienst proportional war, es aber bei weitem übertraf.

Da der Wille der Vorsehung es dem Feind gestattet hatte, alle Fundamente irdischer Ordnung anzugreifen, war es notwendig, auch unter den Laien der

streitenden Kirche auf Erden hervorragende Kämpfer heranzuziehen. Es war wichtig, hier die weltliche Schichtung der Stände zu berücksichtigen und die Anführer aus den Reihen derer zu wählen, die berufen waren, Spitzenplätze in der Rangordnung der Welt einzunehmen. Schulen, die diese Laienführer des katholischen Glaubens hervorbrachten, lagen in mancher geistlichen Hand, die berühmtesten aber besaßen die Jesuiten. Wer ein von Jesuiten geleitetes humanistisches Gymnasium besuchte, wurde in jenen acht Jahren, die zwischen der Kindheit und dem Eintritt in das Leben des reifen Mannes liegen, so sehr nach dem Gedanken der Kirche geformt, daß er diese Formung niemals wieder verleugnen konnte. Er bekam für seine Person ein Schutzmittel eingepflegt, ein geistiges Serum, das seine Seele gegen das Gift des Bösen immun machte. Gleichzeitig wurde er durch sein Beispiel ein Förderer und Mehrer der Kirche im Diesseits, ein politischer Vertreter des Papsttums. Er wurde für die Kirche um so wertvoller, je höher der Platz war, den er dereinst in der Rangordnung der Menschheit einnahm.

Die Jesuiten waren sich der vollen Schwere der Aufgabe bewußt, die sie übernommen hatten. Bei ihnen waren Laxheiten wie bei anderen Orden undenkbar. Lauheit war bei diesem Stoßtrupp der Päpste ein unbekannter Begriff: sie hatten immerfort der Sache der Hierarchie gedient, einmal sogar gegen deren eigenen Willen, als Papst Clemens XIV. ihren Orden 1773 aufgelöst hatte. ihr General in Rom befahl und sie gehorchten, willenlos, Werkzeuge in der Hand ihres Führers, die deshalb so unglaublich brauchbar waren, weil sie Ungehorsam nicht kannten. Der *Orden der Gesellschaft Jesu* war und blieb durch Jahrhunderte voll von Kämpfen und Bestechlichkeit, von Verderb und Neuerungen, eine lautlos arbeitende Maschine, von einem Willen gelenkt, auf ein Ziel gerichtet, auf die höhere Ehre Gottes, verkörpert in der absoluten Herrschaft seiner Kirche.

Dies war der in die Tat umgesetzte Gedanke des Ritters Inigo von Loyola, der sie begründet hatte, der Gedanke eines Geharnischten, der für die höhere Ehre seines Lehensherrn focht und sie tatsächlich zu erhöhen vermochte, wenn er sich bewährte. Da also Gottes Ehre nur erhöht werden konnte, wenn der Orden und die Gesamtheit der Kirche ihre Schlachten mit Seelen und um Seelen gewann, hatten

die Jesuiten die Folgerung aus dieser Aufgabestellung gezogen. Sie hatten sich geschmeidig überall an alle wichtigen Stellen geschoben, sie hatten sich stets mit der wahren Macht begnügt, ohne auf den Schein der Macht Wert zu legen. Sie hatten sich in tausend Verkleidungen überall eingeschlichen, wo ein Gebäude irdischer Herkunft morsch geworden war, sie waren in China Mandarine gewesen, Politiker an Höfen, Prediger in den Kirchen, Astronomen auf Sternwarten, Theologen, die alle Irrgärten der Kasuistik ohne Zaudern zu durchqueren verstanden. Ihr Streben besaß vor jedem irdischen Beginnen den großen Vorteil, daß sein Ziel genau bekannt war. Es war gegeben, es hieß Gott und seine Herrschaft auf Erden; das Ergebnis jeder Arbeit mußte im Einklang mit dieser Forderung stehen. Sie unternahmen es, alle menschliche Lehre auf diesen Punkt einzustellen. Wissenschaft war dann richtig, wenn sie dem Glauben nicht widersprach, Politik, wenn sie die Macht der Kirche förderte, Kunst, wenn sie die Gotteshäuser verschönte oder wie ein Weckruf in die Seelen fiel und sie hinwies auf das Reich des Herrn. Während der ungeleitete Mensch nur sein eigenes Denken als unsicheren Ausgangshafen für die Fahrt seines Strebens verwenden konnte, von dem aus er sich in das trügerische Meer des Unbekannten hinauswagte, war alles jesuitische Forschen und Streben auf einen bestimmten Punkt gerichtet. Von dem Ort, den ein Mitglied des Ordens mit seiner Persönlichkeit einnahm, führte nur ein einziger, festgelegter Richtstrahl ans Ziel, während dem durchschnittlichen Forscher ohne Glauben zunächst unzählige Richtstrahlen gleichwertig erschienen, ohne daß er von vornherein erkennen konnte, welcher der richtige war, ja, ob es überhaupt einen richtigen gab, der ihn zu einem greifbaren Ziel führte.

Verglichen mit dem erreichbaren Lohn wogen Seelennot und Zweifel eines irdischen Daseins gering. Jedes Elend auf Erden konnte ja Gott aufgeopfert werden und wurde so zum unfaßbaren himmlischen Gewinn. Der Aszet in seiner Zelle stand nach dieser Auffassung groß da vor Gottes Auge, so gering sein Nutzen auf Erden anzuschlagen war. Das Leben erschien vor der Ewigkeit, die sich an seiner letzten Grenze auftat, kurz und unbedeutend, ein verwehender Traum. Es trug sein Ziel nicht in sich, es besaß seine Erfüllung erst jenseits des Todes. Mochten

Staaten zerschellen, Völker verenden, Schicksale in Grauen ersticken, es war belanglos, nur der Himmel war wichtig. Fern jedem völkischen Gemeinschaftsgedanken half die Kirche immer nur der Persönlichkeit, und auch dieser Persönlichkeit nur, wenn sie sich einfügte. Ihr allein galt Sorgfalt und Verschlagenheit, Wissen und Macht.

Aus dem Gedanken des Spaniers Ignatius geboren, der sich Gott in jenem Augenblicke weihte, als er erkennen mußte, daß ein Körperfehler ihn zum Dienst irdischer Fürsten untauglich machte, ragte die Gesellschaft Jesu wie ein harter Fels aus dem tobenden Meer der Zeiten und Meinungen. Das geringe Verständnis vieler Jahrhunderte sah in den schwarzen Gestalten mit den seltsamen, kantigen Biretten auf den klugen Köpfen Heilige oder Sendboten des Satans, je nach der Einstellung des einzelnen. Tatsächlich waren sie ein sehr irdischer Stoßtrupp der Kirche und boten somit der Welt zum erstenmal das unerhörte Schauspiel einer Truppe, die ihrem Anführer bedingungslos ergeben und zu jeder Verwendung bereit war. Für vergangene Zeiten, denen solche Einheit unbekannt war, umkleidete diese Tatsache die Gestalten der Jesuiten mit mystischem Grauen, mit Abscheu oder fassungsloser Bewunderung.

DER GYMNASIAST DER VIERTEN KLASSE am humanistischen Gymnasium Immakulata, Robert Neitperg, Nummer 47 der Institutsliste, kannte, seit er bewußt zu denken gelernt hatte, keine andere Welt als diese. Er hatte in Predigten gehört, daß dieses Haus eine Ordnung im Meer der Welt war, er wußte, daß es die Pforte zum Heil war, die sich ihm eröffnet hatte, und daß es nur an ihm lag, durch sie einzutreten in die Gewißheit der kommenden Seligkeit. Seine Kämpfe konnten deshalb auch keine Kämpfe gegen die Glaubwürdigkeit seiner Erzieher sein, es waren Kämpfe, die er gegen den uralten Drachen ausfechten mußte, der einmal ein Engel gewesen war und der nun in abgründiger Bosheit alle Kraft daransetzte, leicht betörte Seelen vom Pfad der Tugend abzubringen und ihnen die Aussicht auf jene himmlischen Freuden zu rauben, die er selbst verscherzt hatte.

Das Kind war sich in vier Jahren Unterweisung im Glauben der Schwäche seines Fleisches bewußt geworden, das mit dem Makel der Erbsünde behaftet und

deshalb fehlbar war. Die Wunden, die es im Seelenkampf innerhalb der Immakulata davontrug, wurden innerhalb der Immakulata auch wieder geheilt. Diese Wunden konnten durch unmittelbare Sünden verursacht sein, durch Lüge, durch Unkeuschheit, durch Zorn. Es konnte sie auch mittelbar in jenen Augenblicken des Aufbegehrens erhalten haben, in denen die Seele in eitler Selbstüberhebung die heilsamen Ketten sprengen wollte, mit denen sie die Kirche fesselte, um sie daran um so sicherer zum Heil zu zerren. Jede Sünde war eine Verletzung, die nach Genesung schrie.

Fast zwei Jahrtausende vor weltlichen Seelenkennern hatte sich die Kirche die lindernde Macht zunutze gemacht, die im Bekennen und Aussprechen geistiger Schäden liegt. Ihre Beichte war aber nicht nur eine Erleichterung für die Seele, sie verhiess sogar die völlige Lossprechung von jenen Sünden, die in ihrer Sprache Todsünden hießen. So unangenehm es war, einem Menschen durch die Gitter des Beichtstuhls hindurch seine Verfehlungen zu bekennen, so sicher war es, daß diesem Bekenntnis ein Gefühl der Erleichterung folgen mußte, war das reuige Beichtkind doch der Hölle entronnen. Dieses Gefühl wurde naturgemäß der Kirche, die es dem Sünder verschafft hatte, zugute gehalten.

Robert befand sich in diesem Augenblick im Zustande äußerster Befleckung. Sein Gewissen war mit Todsünden belastet, die zwar vorläufig bereut waren, so daß auch ein plötzlicher Tod ihn nicht in den Rachen der Hölle schleudern konnte. Endgültig erfolgte die Reinigung aber doch erst im Beichtstuhl, denn jene heimliche Reue schloß, sollte sie wirksam sein, die Verpflichtung zu möglichst umgehender Beichte des Vergehens in sich ein.

Abgesehen davon mußte er auch beichten, wenn er wieder kommunizieren wollte. Die Kommunion war aber die stärkste Stütze im Kampf gegen die Sünde. Aus all diesen Gründen war der Gang zum Beichtstuhl unumgänglich notwendig geworden.

Er war an diesem Tag still und in sich gekehrt, er war zu müde zum Kampf und beabsichtigte, zu büßen, um das ewige Heil nicht zu verscherzen. Er sprach während der Vormittagspause natürlich mit Erich, der ihn gönnerhaft angrinste und aus einer Tasche einen gewaltigen Totschläger hervorholte, den er aus der

knorrigen Wucherung einer Fichte geschnitzt hatte, aber er empfand, daß dieses Gespräch zu leichtfertig war, um Gott seine Bußhaftigkeit zu beweisen. Während er sich mit dem neuen Freund unterhielt, spähte er umher und entdeckte plötzlich den getauften Juden Kohn, der wie immer abseits stand und mit kurzsichtigen Augen in ein Buch starrte.

Er unterbrach das Gespräch, das sich auf die Wirksamkeit von Totschlägern im allgemeinen und dieses neuesten Modells im besonderen bezog, und sagte unvermittelt: "Ich werde jetzt mit Kohn spielen!"

"Du bist verrückt!"

"Ich meine das ernstlich."

"Mensch, Kohn steht doch im Verschiß, was willst du mit dem Stinker?"

"Ich muß aber!" Robert wand sich in Verlegenheit. Es war eine glänzende Gelegenheit, Gott seine Bußfertigkeit dadurch zu beweisen, daß er mit diesem Bettnässer spielte. Kohn roch tatsächlich ständig nach Urin, einer der vielen Gründe, die ihn von den anderen absonderten.

"Gestern war seine Matratze wieder so vollgeschifft, daß sie noch am Abend über der Alkovenwand hing." Erich grinste fatal. Er liebte anrühige Themen.

"Du solltest mitspielen!"

"Hau ab, Idiot, ich denke nicht daran! Und gute Unterhaltung!"

Robert ging allein zu Kohn. Der sah ihn mißtrauisch an. Wahrscheinlich war das wieder einer, der ihn aufziehen wollte.

"Komm, spiel mit mir Ball", sagte Robert unentschlossen. Kohn stank wirklich.

"Laß mich in Frieden! Ich kann nicht Ball spielen."

"Ich werde es dir beibringen!" Robert war zu jeder Großtat bereit, der Himmel beobachtete ihn gewiß.

"Ich habe keine Lust!" Der Jude schielte seltsam über die Brille, senkte dann die Augen und wandte sich wieder seinem Buch zu. Robert stand noch einen Augenblick vor ihm, dann atmete er erleichtert auf und schritt zu Erich zurück. Der Himmel hatte den guten Willen für die Tat genommen. Erich grinste über das ganze Gesicht. "Na, war es schön?" Er hatte unterdessen sein Schweizermesser gezogen und begann, ohne eine Antwort zu erwarten, den Griff des Totschlägers

mit kunstvollen Ornamenten zu schmücken. Robert stellte sich zu ihm und sah ihm zu. Er war müde, es war ihm viel zu schwierig, dem neuen Freund seine Beweggründe zu erklären. Es wäre schön gewesen, mit Erich allerlei zu besprechen, diese Ornamente etwa, oder ihn zu bitten, ihm doch einmal das Messer zu leihen. Aber diese kleinen Dinge des Alltags verblaßten vor der großen Erschütterung, die noch bevorstand, vor der Beichte. Es war dem Buben wie einem Kranken zumute, der sich einer Operation unterziehen muß, ehe er genesen kann. Noch ist er nicht im Krankenhaus, noch ist er zu Hause, aber die kleinen Freuden haben keinen wirklichen Wert mehr. Ehe das Messer nicht geschnitten hat, ist alles andere belanglos.

Er fürchtete diesen Eingriff in sein verwirrtes, erkranktes Seelenleben und er sehnte sich gleichzeitig danach. Wenn das vorüber war, war alles wieder gut; dann war es so, als sei nichts gewesen, als habe er niemals die große Enttäuschung empfunden und als habe er niemals vor dem Altar mit sich selbst gerungen. Dann war alles wieder neu, ja, dann war alles wertvoller, denn dann wußte man erst, was es bedeutete, ein reines Gewissen zu haben. Vielleicht war es möglich, wieder so zu werden, wie er vor zwei und drei Jahren gewesen war? Damals war das Leben viel leichter gewesen, damals war ihm der Weg, den er wandeln mußte, viel einfacher erschienen. Wenn er sich sehr anstrengte, war es vielleicht möglich, wieder zu einfältig und eng umgrenzt zu werden wie ein Kind.

Ja, es war gewiß seine Schuld, daß sich die täglichen Probleme immer mehr verwirrten, daß er ständig strauchelte und zu Fall kam. Er war ein böses Kind Gottes, er wollte beichten und Reue erwecken, dann wurde das Leben wieder glatt und leicht. Ach, er wollte gar nicht mehr hervorragen, er war auch bereit, seine kleinen Freuden zu opfern, das Malen etwa, wenn er dafür nur Frieden fand. Es wäre gut gewesen, Erich etwas davon anzuvertrauen, der aber sah so verbissen auf das Werk seiner Hände, daß Robert den Mut nicht fand. Man blieb eben immer allein, das war es. Jeder mußte selbst zusehen, wie er sich zurecht fand. Es war auch schon zu spät, um solch ein Gespräch zu beginnen, denn der Präfekt griff nach der Schelle.

In seiner Zermürbtheit war es ihm eine Erleichterung, als er endlich während des Studiums am Nachmittag dieses Tages einen Zettel vom Block riß und mit schräger, zerfahrener Schrift darauf schrieb: "Robert Neitperg bittet, bei Pater — " Hier stockte er. Es gab unter den Patres harte Beichtväter, die auch leichte Vergehen mit langwierigen Bußgebeten ahndeten und die ausführliche Ermahnungen erteilten, ehe sie den Sünder lossprachen, und milde, die es bei einer leichten Buße bewenden ließen. Trotz aller Kasuistik war es der Kirche ja bisher noch nicht gelungen, eine einheitliche Bewertung der einzelnen Sünden durchzuführen. Deshalb überließ sie es dem Beichtvater, den Grad der Fehle zu bemessen, wodurch die seltsame Tatsache zustande kam, daß Gottes Stellvertreter über den Grad und die Schwere ein und desselben Vergehens gänzlich verschiedener Auffassung sein konnten. Der Sünder durfte sich den Beichtvater selbst wählen. Es war vielleicht verdienstlich, durch die Wahl eines strengen Beichtvaters bewußt eine schwerere Strafe herauszufordern, es war aber nicht sündhaft, es nicht zu tun.

Robert kaute am Federhalter, dessen lackiertes Holzende seltsam bitter schmeckte und genau wie Tinte, Graphit und Löschpapier den Forderungen seines unterernährten Körpers irgendwie entgegenkam. Es war verlockend, nicht wie sonst zu dem milden und alten Lateinlehrer, zu Pater Krug, sondern zum harten und scharfen Generalpräfekten zu gehen, dessen Bußen in heiliger Entrüstung auf den zitternden Sünder niedergeschleudert wurden, oder zum Kongregationspräfekten, der jede Sünde genau zergliederte und durch spitzfindige Fragen die Qual des Bekenntnisses verzehnfachte.

Er schwankte lange Zeit hin und her, bis er endlich, beschämt über seinen Entschluß, doch den Namen des Lateinlehrers auf den Beichtzettel setzte. Er legte das Blatt einmal zusammen und bog zwei Ecken des gefalteten Papiers, die sich schräg gegenüberstanden, um. Auf diesen Rhombus schrieb er nochmals den Namen des Beichtvaters und legte nun den Zettel an eine Ecke des Pults, wo es der Studiensaalordner abholen mußte.

Den Platz des Studiensaalordners hatte in diesem Halbjahr der kleine Abel inne, der somit Beichtzettel einsammeln, abends lüften, die Blumen gießen und

Anmeldungen an der Tür des StudiensaaIs vornehmen durfte. Robert atmete auf, als Abel mit dem braunen Tablett erschien, auf das er diesen Beichtzettel neben viele andere legte. Die Entsühnung war in die Wege geleitet. Morgen abend würde er wieder ruhig schlafen können, neugeboren und bekleidet mit dem fleckenlosen Gewande der Unschuld.

Es gab an diesem Tage noch allerlei anderes zu bedenken, die morgige Notenverlesung etwa, die bestimmt nicht gut ausfiel. Das war nicht so schlimm wie der Zwang, die empfangenen Noten nach Hause zu schicken, denn die mütterlichen Ermahnungen kamen erst dann an, wenn die Verstöße schon fast vergessen waren, und erinnerten unliebsam an sie. Die Notenverlesung warf ihre Schatten voraus; am Freitag war die Stimmung in der Division niemals so gut und neigte nicht so leicht zum Überschäumen in allerlei Unfug wie an anderen Tagen.

Das merkte Robert, denn die Großen schnitten ihn, wütend darüber, daß er es verstanden hatte, ihre Pläne zu durchkreuzen, aber taten ihm nichts mehr. Er ließ sich dadurch nicht stören und ließ es sich gefallen, daß Erich Reiz, den keine Notenverlesung mehr zu erschüttern vermochte, ihn langweilig fand. Aus dem väterlichen Ton, mit dem der Riese ihn aufzog, klang echtes Gefühl heraus, er nahm es ihm nicht wirklich übel. Das alles ließ sich später wieder beilegen. Zuerst mußte gebeichtet werden.

TROTZ DIESES BEDÜRFNISSES NACH AUSSPRACHE UND VERZEIHUNG, trotzdem er sich Christi Worte immer wieder ins Gedächtnis rief, jene Worte, die Er zu den Aposteln gesagt hatte: "Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen!", bäumte sich dennoch irgend etwas in ihm auf, das sich gegen diese Bloßstellung seiner tiefsten Geheimnisse wehrte. Aber wollte Gott nicht selbst, daß man sich vor dem Priester und damit vor Ihm demütigte? Er nahm ja das Sündenbekenntnis nur dann entgegen, wenn es vor Seinem Stellvertreter gültig abgelegt worden war, und nur dann stellte Er, nach den Lehren der Kirche, die Sein Sprachrohr auf Erden war, den Stand der heiligmachenden Gnade wieder her.

Es war eben Verlockung zur Sünde und Anfechtung, sich gegen dieses Gnadenmittel aufzulehnen, List des Satans, der die weichliche Schwäche des Fleisches dazu benutzen wollte, die Kette der Verfehlungen nicht abreißen zu lassen, welche ihm den Sünder eines Tages überliefern mußte. Dennoch hatte sich der Bub oft genug bezwingen müssen, um nicht vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen zu knirschen, wenn er sich dem Gitter des Beichtstuhles näherte. Hier wurde die letzte Hülle der Scham von der Seele gestreift, hier war sie nackt, hier gab sie wieder und immer wieder ihr Innerstes preis. Das ließ sich nicht umgehen, wollte man jemals wieder der Verheißungen teilhaftig werden, auf welche die wahren Gotteskinder bauen durften.

Am Nachmittag des Samstags schritten immer wieder kleine Trupps von Zöglingen zur großen Kapelle, um ihre Beichte abzulegen. Wenn sich die Bänke neben den Beichtstühlen fast völlig geleert hatten, meldete der letzte, der die Lossprechung erhalten hatte, daß neue Kameraden zum Sakrament der Buße eilen konnten. So kam es, daß Wolf Vierbrücken an Roberts Pult herantrat und mit mühsam beherrschter Stimme ihm zuflüsterte, er könne jetzt beichten gehen.

Robert schritt mit dem Ungarn Bondi und zwei Reichsdeutschen der Kapelle zu. Die Beichtkinder gingen in gemessenen Abständen, ohne sich umeinander zu kümmern, wie sich dies vor dem Empfang eines Sakramentes geziemte: Ein jeder hatte genug mit sich selbst zu tun, keiner hatte Lust, sich mit den Gedankengängen des anderen zu befassen.

In den Gangfluchten lag das Licht des verregneten Nachmittags, grau trieben tiefende Tücher über die Hügel und Dächer. Zwei Tage Frieden mit der Division, die sich nicht weiter um ihn gekümmert hatte, hatten Robert so weit gekräftigt, daß der Trotz sich wieder in ihm aufbäumte. Die Versuchung flüsterte ihm zu: "Wer vollkommen bereut, kommt auch ohne Beichte in den Himmel. Du brauchst nur auf deinem Sterbelager vollkommene Reue zu erwecken, dann kannst du so oft ungültig gebeichtet haben, als nur möglich war. Verschweige!" Er erschauerte. Die Versuchung war verlockend, aber wußte man denn, ob nicht Gott, des Sünders überdrüssig, eines Tages sein Dasein jäh beendete, als schnitte er einen Faden durch, so daß er keine Zeit mehr zur Beichte fand?

Wie war doch jener grausige Fall gewesen, als beim Rodeln im Winter einer aus der Division mit seinem Skeleton so hart aus der großen Kurve getragen wurde, daß er mit geborstenem Schädel liegenblieb? Hatte jener Unglückliche Zeit zum Bereuen gefunden, oder war er etwa geradewegs in die Hölle gefahren, als er wie ein Sack gegen den Baum schlug, an dem Gehirnmasse und Blut klebenblieb? Nein, man mußte beichten, denn der Tod konnte hinter jeder Krümmung des Ganges lauern.

Robert sah verquält auf und blickte zu einem der hohen Fenster hinaus. Sein Blick fiel auf einen blühenden Obstbaum, dessen Zweige in schimmernde Wolken gehüllt waren, während der Regen rund um ihn in den Schmutz peitschte. "Ich werde ihn wiedersehen, wenn alles vorbei ist", schoß es ihm durch den Kopf. "In einer Stunde gehe ich wieder an diesem großen Fenster vorüber, dann habe ich es überstanden!" Dieser Gedanke tröstete ihn ein wenig. Der Baum, der hinter dem großen Gitter stand, war wie ein Freund, der auf ihn wartete. Er sah nochmals auf, um ihm zuzunicken. Da hatte er den Gang bereits verlassen, der Baum war verschwunden.

Nun überfielen ihn die grauen Hetzhunde von neuem. Diese Beichte war schwer. Er hatte Maria herausgefordert, er hatte sich vermessen, eine Heilige, die höchste Heilige von allen, an sein sündiges Lager zu bitten. Und dann war da noch das andere zu bekennen, das Laster, das vielen von ihnen blaue Schatten unter die Augen malte, das Vergehen wider sich selbst, die Sünde der Unkeuschheit. Gestern hatte der Teufel ihn wieder verlockt, gestern war er, nachdem er sich eine Woche lang nichts hatte zuschulden kommen lassen, wieder diesem Laster verfallen.

Vor ihm stieg der Ungar die Treppe hinauf. Ob er das gleiche beichten mußte? Er entsann sich jenes Tages, als er dicht neben dem Beichtstuhl kniete, in dem der Ungar sein Bekenntnis ablegte. Da hatte er aus dem heiseren Geflüster des anderen herausgehört, daß er der gleichen Schwäche untertan war. Von diesem Tag an hatte er die Freundschaft Bondis gesucht, eine Freundschaft, die die Patres niemals verstanden hatten.

Er war an der Türe der Kapelle angelangt. Seine Hand griff in das Gefäß mit Weihwasser, sein Knie beugte sich vor dem Hauptaltar. Dann ging er hinein in die trübe Dunkelheit des Kirchenschiffes, in dem die Beichtstühle massig blockten.

Sie standen vor den Nebenaltären. In den Bänken, die ihnen benachbart waren, knieten die Buben, die noch ihr Bekenntnis abzulegen hatten oder schon freigesprochen waren und nun ihre Buße abbeteten. Ihre Stirnen waren unbeweglich über die aufgeklappten Gebetbücher geneigt, ihre Lippen bewegten sich stumm. Es war so totenstill, daß jeder Schritt gellend hallte und das Geflüster in den Beichtstühlen laut durch die Kirche schwirrte.

Robert kniete in einer Bank dicht vor der Immakulata nieder, denn hier hörte Pater Krug die Beichte. Es waren noch drei Mann in der Bank, seine Vorgänger, nach denen er den Gang zur Buße antreten mußte. Der ältere Vierbrücken war darunter. Er betete, steif aufgerichtet, mit strengem und hochmütigem Gesicht und sah nicht auf, als die Neuen kamen. Robert beneidete ihn in diesem Augenblick heiß um die wenigen Sünden, die jener gewiß zu bekennen hatte. Was war die Aufwiegelung der Division zur Prügelei gegen die Verbrecher, deren er sich schuldig bekennen mußte? Und wie sicher mußte sich jener im Panzer seiner Gottseligkeit fühlen, der ihm so genau paßte, daß auch nicht eine Lücke blieb, durch die er verwundbar war?

Vierbrücken regte sich nicht, nur der Rosenkranz glitt in kurzen Rucken durch seine Finger. Von den anderen hob der und jener den Kopf, aber die Gesichter, die dann aus dem Meer ihrer Versunkenheit auftauchten, blieben abwesend. Hier stand jeder allein und für sich, hier konnte keiner dem anderen helfen. Robert griff in die Tasche und zog sein Gebetbuch hervor.

Siehe, ich unglücklicher Sünder, so las er in den *Preces Gertrudiana*, *der ich von neuem vielfältig gefehlt und meine Seele mit allerlei Befleckungen verunreinigt habe, ich kehre zu Dir zurück, und will mit der festesten Hoffnung und Zuversicht auf die Nachlassung aller meiner Sünden dieses so hochedle Sakrament empfangen!* Der Junge grübelte. Woche um Woche kehrte er zurück, Woche um Woche befleckte er sich aufs neue, er war müde. Er dachte, daß es gut sein müsse, jetzt krank zu werden und dann da oben in irgendeinem der Betten der

Infirmierie liegen und schlafen zu können. Ruhe haben, nichts sehen und nichts hören, vor allem aber nicht kämpfen müssen, das war es, wonach er verlangte. Er riß sich zusammen. Die gedruckten Gebete sollten ihm einen Klang der verzückten Stimme jener Zisterzienserin des dreizehnten Jahrhunderts vermitteln, die Gebete eines der vielen Vorbilder, die die Kirche aufgestellt hatte. Doch die Worte, durch das Alter verblaßt, glitten an ihm vorbei und entflamnten seine Seele nicht. Es war schwer, sich an dieser längst verschwelten Glut zu entzünden, die da sprach: *Ich will mich aller und jeder Sünde mit der größten Demut und Zerknirschung der Seele vor dem Priester, Deinem Stellvertreter, anklagen!* Er erschrak darüber, daß dieses Pathos ihn so kalt ließ, und wußte nicht, daß die Mystik des Mittelalters eben da draußen, jenseits des Gitters, ihren letzten Kampf mit einer neuen Zeit zu kämpfen begann. Er war sich nur seiner Niedrigkeit bewußt, die ihn daran hinderte, das leuchtende Beispiel der toten Heiligen nachzuahmen, und er warf einen hilfeschuchenden Blick umher. Sein abirrendes Auge traf die Statue der Unbefleckten, die an ihm vorbei in das schmutzige Grau dieses Tages hinein lächelte und lächelte. Sie sah ihn nicht, Sie war unerreichbar in Ihrer unnahbaren Reinheit. Und er neigte sich wieder über das Gebetbuch und versuchte, wenigstens ganz entfernt jenem Christus am Ölberg ähnlich zu werden, der über die Sünden der Welt, wie er las, *vor übergroßer Heftigkeit seines Schmerzes über dieselben Blut schwitzte. Und ich bitte Dich, Du wolltest im Bade eben dieses allerheiligsten Blutes meine Seele von allen Flecken rein waschen und mit Deiner schneeweißen Reinheit verzieren, Amen!* Die modrige Luft verschollener klösterlicher Mystik umwehte seine Stirne, die derbe, längst ungebräuchlich gewordene Realistik der Bilder griff kaum an sein junges Herz. Er glaubte, sich dieses Versagens selbst anklagen zu müssen und fühlte sich beschämt vor soviel Glut und unglücklich über sein Unvermögen, sie nachzuempfinden. Hastig griff er zum Beichtspiegel, in dem in seitenlangen Reihen alle erdenklichen Sünden verzeichnet standen.

Zuerst las er die Endbemerkung, nach der auch Sünden, die hier etwa nicht verzeichnet waren, gebeichtet werden mußten. Diese Bemerkung bezog sich auf ihn, Gott hatte sie seinetwegen drucken lassen, denn sein Frevel war natürlich hier nicht eingetragen, so abscheulich und ungewöhnlich war er.

Ehe er sich mit ihm auseinandersetzte, mußte er Zahl und Art der vielen Sünden, die er auch in dieser Woche wieder begangen hatte, zusammenstellen. *War ich etwa siebenmal oder vielleicht sogar neunmal im Gebet unandächtig?* überlegte er. Schon hier, bei diesen läßlichen Sünden, überkam ihn wieder eine Anfechtung. Er kämpfte gegen die Versuchung, die niedrigere Zahl zu nennen. Sieben erschien ihm viel unbedeutender als neun, mit sieben Sünden der Unandächtigkeit stand man besser da als mit zwei mehr. Aber Gott beobachtete ihn doch, Er, der Unbestechliche, der keine Sekunde im Leben eines Menschen übersah. Es nützte nichts, Ihn betrügen zu wollen. Um ganz sicher zu gehen, wiederholte er dreimal: *Ich war neunmal im Gebet unandächtig!*

Der Beichtspiegel warf die kalten Strahlen der Erkenntnis in jede dämmerige Falte seines Gewissens. Er hatte mürrisch gehorcht, er war zornig gewesen, er hatte sich mit anderen gezankt, er war hochmütig gewesen, Sünden auf Schritt und Tritt, Sünden, nichts als Sünden. Und nun kam die eine Todsünde, die Unkeuschheit. Auch sie mußte wieder gebeichtet werden, die furchtbare, gleißende Verlockung abends auf den harten Betten in den Alkoven, diese entsetzliche Verlockung, die der Böse mit so schlauer Berechnung ausgeklügelt hatte, daß man immer wieder nachgab, um gegen Minuten der Verzückung die ewige Verdammnis einzutauschen. .

Robert wußte wie fast alle seine Kameraden überhaupt nicht, um was es sich dabei handelte. Das Wesen alles Geschlechtlichen war diesen Buben fremder als die verwickelteste Kasuistik. So gaben sie unbelehrt und blind den ersten Regungen ihrer Reife Raum und zerrieben sich und ihre Kraft im hoffnungslosen Kampf gegen eine Macht, die sie nicht verstanden und die für sie nur Sünde war. Es war ihnen in viel zu unbestimmten Worten von Keuschheit und Unkeuschheit erzählt worden, als daß sie auch nur annähernd hätten erraten können, was sie da eigentlich betäubte, wenn der Rausch der Sünde sie überfiel.

Aber noch schwerer war es, sein Verbrechen wider die Unbefleckte in Worte zu fassen. Er hatte sich vermessen gehabt, zu glauben, daß er von Ihr auserlesen sei. Das Gefühl bitterer Scham quoll in seinem Munde hoch. Nein, Sie trat nicht an Betten schlafender Kinder heran. Sie schwebte über den Wolken und bat,

vielleicht, Gott, daß er den Frevel vergeben möge, den ein Tor an Ihr begangen hatte.

O Gott, Du strafst jede Sünde, betete er, und auch ich habe eine Strafe verdient, ich habe Dich beleidigt!

Das Gesicht seiner strengen Mutter schob sich vor seine Augen. Er wußte, wie Sünde beleidigen konnte, denn Mama hatte tagelang kein Wort mit ihm gewechselt, wenn sie durch eine Unart gekränkt worden war. Dann war sie mit rot geränderten Augen umhergegangen und hatte ihn mit jeder Bewegung fühlen lassen, wie tief er sie getroffen hatte. So schritten nun auch die Himmlischen umher, die Engel verhüllten ihr Antlitz, die Heiligen weinten über ihn, und Gott wendete ihm Sein Auge nicht zu. Christus hatte auch für diese Sünden am Kreuze büßen müssen. Robert hatte durch einen unbegreiflichen Zusammenhang Jesu längst vergangene Leiden am Kreuz erhöht, indem er frevelte. Er mußte bereuen.

Aber da wurde der Trotz lebendig in ihm, der gleiche Trotz, der ihn gegen Mama verhärtete, wenn sie ihn auf ihre Weise strafte. Warum konnte man nicht mit sich selbst ins reine bringen, was man falsch gemacht hatte? Warum mußte man immer um Verzeihung bitten? Etwa, weil die Strafe sich dann verschärfte? Getanes war doch nicht ungetan zu machen. Man mußte gemäß den heiligen Lehren bereuen, weil man Gott beleidigt hatte, nicht nur, weil man Strafe fürchtete. Gott war beleidigt, es war wohl bei ihm die gleiche Sache wie bei der steifen, strengen Mutter.

Robert hatte es noch niemals fertiggebracht, etwas zu bereuen, was der andere ihm sichtbar nachtrug, es war ihm einfach unmöglich. Jetzt aber mußte es sein, sonst beichtete er ungültig und häufte eine neue Todsünde auf die alten. *Ich bereue aus Liebe zu Gott, weil ich ihn beleidigt habe*, betete er krampfhaft, wie es im Gebetbuch stand, *ich bereue aus Liebe zu Gott, ich bereue aus Liebe zu Gott!* Er wiederholte es so lange, bis der Schweiß auf seiner Stirne stand und bis eine dumpfe Betäubung ihn hoffen ließ, daß er die Stimmen zum Schweigen gebracht hatte, die ihm zuriefen, daß dies alles Mache sei und daß er doch gar nicht richtig bereuen könne.

Das Gemurmel des Paters ertönte verschwommen aus dem Beichtstuhl, er sprach die Absolution. Der Vorgänger erhob sich und kam mit niedergeschlagenen Augen auf die Bank zu. Robert richtete sich auf und ging mit trockenen Lippen an dem anderen vorbei. Der Beichtstuhl ragte ungeheuer groß empor. Der violette Vorhang verhüllte den Beichtvater, die Stufen und Gitter erwarteten das Bekenntnis des Sünders.

Der Bub kniete nieder. Hinter dem Holzgitter, dessen Lücken in Kreuzesform ausgespart waren, ahnte er die Umrisse des Altmännerkopfes. Der stark riechende Atem des Greises drang bis zu ihm. Der Priester begann die einleitenden Gebete zu sprechen.

"Meine letzte Beichte war vor einer Woche", flüsterte Robert hastig, als der Pater geendet hatte. "In Demut und Reue bekenne ich meine Sünden!" Er zählte sie nacheinander auf, die kleinen und läßlichen, die große und tödliche, die die Seele gemordet und sie zur Hölle verdammt hatte. Sein Herz schlug rasend, als er sich der Unkeuschheit schuldig bekannt hatte, er zauderte, schloß die Augen und stieß endlich hervor: "Ich habe die heilige Jungfrau beleidigt!" Dann ver stummte er ratlos und verwirrt. Er hatte eigentlich gar nichts gesagt, der Beichtvater konnte sich gewiß nichts unter diesem letzten Bekenntnis vorstellen. Aber wie sollte er es ausdrücken?

Der alte Mann war längst mild geworden. Zu viel heiße Geständnisse hatte er gehört, zu viel Herzensangst war in den langen Jahren an ihm vorübergezogen, zu viel Torheit und Mißverständnis. Er war keiner von jenen Eiferern, die die Zuchtrute über ihren Beichtkindern schlangen. Hatte nicht Ignatius gelehrt, daß Seelenfänger zu sein das Amt des Jesuiten ist, und war es ihm nicht gestattet, jede Fehle so leicht als möglich zu bewerten, um nicht abzuschrecken, sondern anzulocken? Er schwieg und überlegte.

Robert wartete keuchend vor dem Gitter. Seine Sünde war so entsetzlich, daß sie dem Priester die Rede verschlagen hatte. Was sollte er nun tun? Aufstehen und davonlaufen? Unmöglich, seine Beine waren schwer wie Blei, sie gehorchten ihm nicht.

Während seine Hände sich feucht um eine geschwungene Kante des Beichtstuhls klammerten, drang die ruhevolle Stimme des alten Mannes zu ihm: "Mein Kind, wieso hast du die Jungfrau beleidigt?" Und als keine Antwort kam, sondern nur das heisere Keuchen des Atems, forschte die Stimme weiter: "Hast du sie etwa beschimpft?"

"Ich habe geglaubt, Sie würde mir erscheinen, und Sie ist mir nicht erschienen!" Jetzt, da es gesagt war, wollte er vor Scham vergehen, so vermessen schien ihm das, was er fest geglaubt hatte.

"Warum hast du denn das geglaubt?"

"Sie war mir schon einmal im Traum erschienen, und, und da meinte ich, Sie würde mir gestern wieder erscheinen!"

"Die heilige Kirche", sprach der Alte und räusperte sich, "zweifelt sogar an den Erscheinungen der Seligen und Heiligen, solange keine unumstößlichen Beweise für solche Wunder vorhanden sind. Du aber hast geglaubt, die allerseligste Gottesmutter sei dir erschienen. Hast du nicht daran gedacht, daß es ein bloßer Traum gewesen sein kann?"

"Manchmal schon — !"

"Siehst du. Du mußt dir das aus dem Kopf schlagen. Sie ist dir bestimmt nicht erschienen, du hast geträumt. Du gehst doch jetzt zur heiligen Firmung, nicht wahr? Bitte den Heiligen Geist, daß er dich erleuchte. Und nun bete zur Buße drei Vaterunser und drei Avemaria!" Aufatmend, mit einem seltsam zwiespältigen Gefühl, als müsse er nun gleichzeitig lachen und weinen, lehnte sich Robert zurück. Der Greisenkopf war vom Gitter verschwunden, das Gemurmel der lateinischen Gebete ertönte.

"Ego te absolvo," klang es endlich aus dem Beichtstuhl, "ich spreche dich los von deinen Sünden, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen."

Robert erhob sich. Seine Füße waren ganz leicht, es war ihm, als ob er schwebe oder als ob eine jener Ohnmachten sich ihm nahe, die fast alltäglich den einen oder den anderen in den Bänken der Kapelle niederwarf, Ohnmachten des Hungers und der Schwäche. Aber er wurde nicht ohnmächtig, er kniete in der

Bank nieder und betete, ohne zu denken, die Buße herunter, die sechs Gebete, die rasch gesprochen waren.

Das alles war keine schreiende Sünde, summte es in seinem Kopf, kein Frevel, keine Erscheinung, nur ein Irrtum. Und es war ihm, als müsse er gellend hinauslachen, trotz der Tränen, die ihm brennend in die Augen traten.

Umsonst der Glaube, umsonst die Verzweiflung. Er hatte sich einfach kindisch geirrt.

Er erschrak über den neuen Frevel, den er da zu begehen im Begriffe stand, und schlug das Gebetbuch auf. Wieder waren es die *Preces Gertrudiana*e, die er aufblätterte, die Danksagung der Nonne. Er las: *Deiner huldreichsten Majestät sage ich mit der ganzen Inbrunst meines Herzens und Geistes Dank für Deine überreichste Gütigkeit, die Du mir erwiesen hast, indem Du mir so mildiglich meine Sünden erlassen und Deine Gnade wieder erwiesen hast!*

Er blickte auf. Die Worte huschten an ihm vorüber wie unkörperliche Gespenster, sie versanken in den Tiefen seines Gemüts ohne Laut und Echo. War er so verworfen, daß das Heilige keine Macht mehr über ihn besaß? *Ich singe Dir Lob und Dank in Ewigkeit, Amen*, beendete er das Gebet. Er sah um sich, als sei er aus einem trüben Traum erwacht, und schmeckte die Schalheit auf der Zunge, die jeder schweren Nervenanspannung folgt. Wo war das sanfte Glück, zu wissen, daß ihm vergeben war? War ihm denn vergeben? "Ja, mir ist vergeben", beteuerte er sich.

Über die Statue der Immakulata tastete sich ein zitternder Sonnenstreif, das Antlitz lächelte ziellos und unerreichbar. Die Heiligen neigten sich nicht zu den Sündern, sie thronten fern, sie blieben unter sich. Wenn sie ihn nicht in die Kongregation aufnahmen, hatte er keine Aussicht, in ein innigeres Verhältnis zu kommen. Es war alles geregelt, die Verwaltung der Heiligen lag in den Händen der Priester.

Hastig, als gelte es zu fliehen, nahm er Mütze und Gebetbuch und stand auf. Er beugte mechanisch das Knie vor dem Hauptaltar und schauerte zusammen, als ihm ein Tropfen aus dem Weihbrunnkessel kalt über die Wange lief.

Da war das öde Grau der Gänge, die lähmende Ruhe des schweigenden Hauses, die Kühle der Fliesen. Das alles bedrängte ihn, diese gähnende Stille, diese nüchterne Weiträumigkeit. Er flüchtete die Treppen hinab wie gehetzt.

MITTEN IM GANG BLIEB ER STEHEN. Da draußen, jenseits des Gitters, stand der Baum von vorhin und glänzte. Die Sonne war durch blauschwarzes, abziehendes Gewölk durchgebrochen, sie schimmerte golden auf den Zweigen, die mit dem weißen Schaum der Blüten leicht beladen waren. Robert stand und starrte, und eine wilde, schmerzhaft Sehnstucht schlug in ihm hoch, eine Sehnstucht, die ihn hinauslockte, hinaus aus dem grauen Bau, dahin, wo jenseits des Gitters der Baum stand, wo die Lachen auf den Wegen spiegelten und wo die bedrückende Fülle der Gesetze nicht galt, die ihn hier peinigten.

Seine Augen saugten sich an dem Baum fest, und der Sturm in seiner Brust legte sich. Fast nüchtern, in einer eiskalten Verzückung, wurde er sich dessen bewußt, daß dieser Baum schön war.

Sein Blick wurde immer gespannter, seine Stirn runzelte sich. Er bemerkte mit ungewohnter Klarheit, daß der Baum in einem schrägen Sonnenstreif wie in einem dampfenden Sturzbach von Gold stand. Die Gesetze, nach denen das Gewölk seiner blütenbeladenen Äste sich emportürmte, wurden ihm offenbar, er erkannte das wunderbare Blau der tiefen Schatten, vor dem die nasse Luft Altgoldschleier webte, er erkannte den Gegensatz zwischen den tintenfarbenen Wolken, dem Giftgrün der Hügel und dem Braunrot der Dächer. Mit peinlicher Sorgfalt vermerkte sein Gehirn die Farbwerte, die Umrißlinien, die Verteilung der Massen. Es war wie ein Krampf, der ihn zwang, sich an diesen winzigen Ausschnitt Natur zu klammern, der so unbekümmert und selbstzufrieden außerhalb des Gitters, das die Welt des Instituts umschloß, stand und leuchtete.

Ferne Schritte, die näher kamen, scheuchten ihn auf. Er riß sich von dem Fenster los und wendete sich erleichtert zum Gehen. Er ahnte noch nicht, was ihn gepackt hatte, er wußte nur, daß er nun endlich Abstand genommen hatte von der Verwirrung der Vergangenheit, daß dies, wenigstens vorläufig, eine Erleichterung war.

Erst zwischen den beiden Marmorknaben begriff er, warum er den Baum so genau betrachtet hatte. "Aber natürlich, ich muß ihn malen", sagte er zu sich. Die Notenverlesung? Ach, die würde bald genug vorbei sein, das spielte keine Rolle. Im nächsten Freistudium wogte er Papier, Stift und Pinsel hervorholen und den Baum festhalten, wie er sich ihm offenbart hatte.

Die anderen würden ihn Maler schimpfen, wie jedesmal, wenn er mit wichtiger Miene auf seinem Zeichenblock kitzelte. Einerlei, das war alles unwichtig. Er eilte in den Studiensaal zurück, um noch vor der Notenverlesung nach Möglichkeit mit allen Aufgaben fertig zu sein. Dann konnte er bereits heute abend mit dem Entwurf für sein Bild beginnen.

IN DIESER NOTENVERLESUNG WAR KEINES von den großen Ungewittern zu erwarten, wie sie machmal vom Katheder losbrachen, wenn etwas besonders Unerhörtes vorgefallen war. Trotzdem war die Division aufgeregt, denn die Katz machte die Notenverlesungen selten zu einem Vergnügen. Jedesmal, wenn die Türe ging und der Studiensaalordner aufsprang, um sie wieder schließen zu können, falls es tatsächlich Pater Lechner war, wendeten sich viele Köpfe um. Aber es war nichts und abermal nichts. Einmal war es ein verspätetes Beichtkind gewesen, dann der Unterpräfekt, der dem Präfekten etwas mitzuteilen hatte. Die elektrische Uhr über dem Katheder rückte tickend alle halbe Minute vor, die Zeit verrann.

Die Unruhe und Spannung steigerte sich, als der Ordner umherzugehen begann und die kleinen Zettel austeilte, die mit den Noten auszufüllen und morgen nach Hause zu senden waren. Robert nahm seinen Zettel in Empfang und studierte ihn, als habe er ihn noch nie gelesen. Oben stand: *Notenverlesung vom ...* Hier trug er das Datum ein. Über den beiden Dreierreihen von Feldern, in die der Zettel geteilt war, stand *Betragen, Fleiß, häusliche Ordnung*, neben ihnen war *Schule und Division* zu lesen. Da es natürlich in der Schule keine häusliche Ordnung gab, blieb ein Feld leer. Der Bub war nicht der einzige unter seinen Kameraden, der aus Nervosität dieses Feld mit sauberen Schraffierungen ausfüllte.

Was würde nach wenigen Minuten auf dem Zettel stehen? Einser, die Lob bedeuteten, gleichgültige Nullen, oder die bösen Ziffern zwischen zwei und vier, die Tadel in verschiedenen Abstufungen fast bis zur Verdammnis darstellten? Es würde nach der Prügelei gewiß Zweier regnen. Die Sensation einer Drei oder Vier dürfte trotzdem diesmal auch bei ihm nicht vorkommen.

Der Studienpräfekt klappte das Brevier zu, in dem er gelesen hatte, sah mit einem verschlossenen und ausdruckslosen Gesicht nach der Uhr, die tickend gegen fünf vorrückte, und erhob sich. Die Türe des Vorzimmers war heftig geöffnet und wieder geschlossen worden, die des Studiensaales flog auf. Mit einem Ruck erhob sich die Division, während der Präfekt vom Podium herabstieg und sich vor dem alten Mann neigte, der mit so weitausgreifenden Schritten, daß der Rock seiner Soutane laut aufrauschte, mitten durch die Division auf das Katheder zuschritt.

Der Alte verneigte sich vor der Himmelskönigin und nickte dem Präfekten, der auf seinen Platz neben dem Katheder trat, gemessen zu. Er stieg die beiden Holzstufen empor, stellte sich hinter das Pult, nahm das Birett ab und legte das Brillenfutteral neben die blaue Mappe, die er mitgebracht hatte. Es herrschte völlige Stille, als der Generalpräfekt das Zeichen des Kreuzes machte und zu beten begann, um den Segen Gottes herabzuflehen auf das Werk der Gerechtigkeit, das er in Seinem geheiligten Namen nun ausüben mußte. Der Generalpräfekt betete mit hart gefalteten, knochigen Händen. Er betete eifervoll und versunken in die große Aufgabe, diese Jugend so zu erziehen, daß sie zu einer Schar der Kirche ergebener Kämpfer wurde, ehe sie ins Leben hinaustrat. Er betete doppelt versunken, da er wußte, daß diese Buben einmal mitten in einer gärenden Welt stehen würden, durch deren Schollen der harte Pflug der Zeit schnitt und das Unterste zuoberst kehrte. Er betete, daß sie Samenkörner der Saat Gottes sein möchten, die auf dem bereiteten Acker aufgingen, und nicht die Früchte des Irrglaubens und der Verweltlichung.

Er bat um Gottes Gnade für das Werk der Gerechtigkeit und der Strenge, denn sein Alter war das Alter eines Eiferers, der da wußte, wie gefährlich jede unangebrachte Milde war. In die Sätze des Vaterunsers und des Ayes hinein legte er seine Bitten um Härte, wo sie not tat, und um Milde, wo sie am Platze war.

Er schlug abermals das Kreuz und ließ sich nieder. Seine knöchigen Finger setzten die Brille vor seine Augen, dann schlugen sie die Mappe auf. Er war bereit, seiner Pflicht als oberster Aufseher über sämtliche Divisionen der ersten Abteilung zu obliegen.

"Abel!" rief der Generalpräfekt. Der freche kleine Bub stand auf.

"Schule Eins, Eins, Division Null bis Zwei, Eins, Null. Abel, du bist sonst ein ordentlicher Bub, da war unlängst abends etwas los, du weißt schon, was, laß die Finger davon! Setzen!" Ein blasses Lächeln lag um die dünnen Lippen und kerbte viele Fältchen in die dünne Haut der Mundwinkel. Der Tadel war nicht ernst gemeint gewesen.

Robert starrte den Mann auf dem Podium an. Sein Herz hämmerte. Wenn der Musterschüler Abel wegen jener Geschichte schon beinahe eine Zwei bekam, was würde dann bei ihm der Fall sein? Mit wütender, verbissener Aufmerksamkeit versuchte er, sich das Gesicht da oben einzuprägen, die eiskalten Augen mit den buschigen weißen Brauen, die fast von den Brillengläsern verdeckt waren, und die weißen Flammen des Haares über der knöchigen, runden Stirn.

"Bertolini!" Ein dicker Bub mit Wulstlippen stand auf und blickte weinerlich um sich. "Schule Zwei, Zwei, Division Null, Zwei, Null! Das muß anders werden. Man ist mit deinen Leistungen nicht zufrieden, du lernst schlecht, du beträgst dich auch nicht immer einwandfrei. Schäme dich! Heute abend in die Ecke!" Der Dicke setzte sich und schob die wulstigen Lippen tränenfeucht aus dem Gesicht. Es half wenig, ihn zu strafen, er schaffte es einfach nicht. Das wußte der Generalpräfekt genau so gut wie der Präfekt und alle anderen, aber der dumme Kerl mußte seine Strafe bekommen, es schadete der Disziplin, kam er ungeschoren weg.

Namen um Namen wurden aufgerufen, Lob und Tadel fiel in kurzen Schlägen auf die Buben herunter, die sich steif und mit aufgerissenen Augen hinter ihren Pulten erhoben und sich aufatmend wieder setzten, wenn sie abgefertigt waren. "Biondi!" klang es, und Robert sah auf. Der Ungar hatte sich unter seiner brünetten Haut grünlich verfärbt, als er den grimmigen Ausdruck sah, mit dem der Präfekt in seine Akten starrte. "Schule Null, Null, Division Zwei, Null, Zwei! Du mußt dich endlich zusammenehmen, Bodi, ich weiß nicht, was in dich gefahren

ist. Heute und morgen in die Ecke, heute und morgen kein Freistudium! Das nächste Mal packe ich dich schärfer an, merke dir das! Und dann möchte ich dir etwas sagen, und das geht auch dich an, Neitperg! Ja, dich, steh auf! Es schadet der Gemeinschaft, und ich dulde es auf keinen Fall, daß zwei immer zusammenstecken. Ihr treibt nur dummes Zeug zusammen, alberne Mätzchen. Jeder hat hier mit jedem zu verkehren. Setzen!"

Robert sank auf seinem Stuhl zusammen. Heute kam er sogar zweimal daran. Er blickte um sich. Der jüngere Vierbrücken grinste mit einem Mundwinkel, das sah er deutlich. Hilfesuchend spähte er auf Reiz. Der hatte doch wirklich die Kühnheit, sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn zu stoßen. Robert wurde es warm ums Herz. Er war wenigstens nicht ganz allein.

Namen fielen, Stühle rückten. Müller, Neugebauer, Neitperg. "Neitperg, mit dir nimmt das kein gutes Ende. Steh gerade! Schule Null, Null, Division Zwei, Null, Zwei! Du gehst über alles hinweg wie ein Schlafwandler, ich weiß nicht, wo du deine Gedanken hast! Heute abend und morgen früh in die Ecke. Ich will es noch einmal im guten versuchen, eigentlich müßte ich dir für eine Woche das Freistudium entziehen. Aber bilde dir ja nichts darauf ein, daß ich es nicht getan habe, sonst", seine Augen sprühten eiskalte Strahlen, "packe ich dich und strafe dich, bis dein Eisennacken gebrochen ist. Merk dir das und bete zum Heiligen Geist, daß er dich erleuchtet. In den letzten beiden Tagen sollst du dich anständig aufgeführt haben, ich nehme an, daß das so bleibt! Setzen!"

Robert setzte sich, die Division hatte die Köpfe gesenkt. Gedanken zogen durch das Gehirn des Buben, Gedanken, die so fern und so blaß waren, als habe nicht er selbst, sondern ein ganz anderer sie gedacht. Es fiel ihm ein, was der Generalpräfekt beim letztenmal gesagt hatte: "Du bist lau, Neitperg, und du weißt, daß der Herr die Lauen ausspeien wird aus seinem Munde!" Er ging an allem vorbei, er fand sich nicht in die strenge Ordnung hinein, das erzählten sie ihm, das glaubte er. Daß dies alles blankes Mißverstehen, grobe Unkenntnis seiner Seele war, die unter den schweren Erschütterungen der letzten Tage litt, kam ihm nicht in den Sinn, denn die Erzieher hatten recht, hatten immer recht. Es war ihm, als

stecke er in einer Falle, aus der es keinen Ausweg gab, denn er wußte, er konnte nicht anders werden, als er war.

Er malte betrübt Schnörkel um die Ziffern auf dem Zettel der Notenverlesung, während Name um Name fiel. Der Mund des Alten schalt immer wieder, er war sehr unzufrieden mit der Division.

Da fiel Robert plötzlich der Baum ein. Er begriff nicht, warum dies gerade jetzt geschah, aber er klammerte sich an diese Erinnerung wie an eine Rettung. Dieser Baum hatte nichts mit all der Verwirrung zu tun. Er stand noch immer an seinem Platz jenseits des Gitters, dort, wo es keine Notenverlesung und keinen Generalpräfekten, keine Lauheit und keine Drohungen gab. Er sah ihn in seiner ganzen Anmut, den zarten Schwung des Stamms, das Gewölk der Blüten, den Goldstaub des Lichts, das Grün, Rotbraun und Tintenblau des Hintergrundes. Es war gut, daß er sich des Baumes entsann. Das Eckenstehen war ja ganz egal, versicherte er sich hastig, er pfiß darauf. Wenn er nicht mit den anderen zu spielen und zu sprechen brauchte, konnte er das Bild um so besser in Gedanken entwerfen. Ja, wenn die Katz ihm Strafstudium aufgehängt hätte, wäre es schlimm gewesen, denn morgen nachmittag war sicher gutes Licht im Studiensaal, da konnte man malen. Das einzig wirklich Unangenehme, das war der Brief, den er an Mama schreiben mußte. Papa machte sich ja nicht viel aus den Noten, er hatte genug damit zu tun, aus einem aktiven Major ein Kaufmann zu werden. Aber Mama!

Als der Name Reiz fiel, merkte er auf. "Du bist ein durch und durch fauler Nichtsnutz, Reiz", wettete es vom Pult, und Robert duckte sich, als bezöge sich das alles auf ihn. Verstohlen sah er zu dem Rücken in geripptem Samt hinüber. Es war unglaublich, aber wahr: Erich Reiz zuckte bedauernd mit einer Achsel. "Steh gerade, wenn ich mit dir spreche, Reizt" So viel man erkennen konnte, nahm das Gesicht des Riesen einen trotzig und böartigen Ausdruck an, und seine Hände umklammerten die Stuhllehne, als hätten sie gute Lust, den gleichen Griff an dem sehnigen, alten Hals mit den sonderbaren Falten auszuprobieren, die vom Kiefer tief in den weißen Stehkragen hineinliefen. - "Schule Zwei, Zwei, Division Zwei,

Zwei, Null. Du hast nie etwas getaugt und taugst weiter nichts, heute und morgen in die Ecke, heute und morgen Strafstudium, keine Mehlspeise am Sonntag!"

Mit trotzigem Gepolter schob Erich den Stuhl zurück und setzte sich wieder. Die letzten Namen fielen, die Division hatte diesmal schlecht abgeschnitten, es hatte, dank der Dazwischenkunft Erichs, für alle Spitzen der Division schlechte Noten im Betragen gegeben, in die sich Ludwig Franz und die Vierbrücken mit Schäubli und Abel teilen durften. Das war schön und gefährlich in einem, denn man wußte nicht, ob sie sich nicht rächen würden. Wütend genug sahen sie aus.

Der Generalpräfekt schloß seine Mappe. "Alle aufpassen!" sagte er. "Hier sind einundzwanzig, die sich auf die Heilige Firmung vorbereiten. Ich erwarte, daß sich diese einundzwanzig ganz besonders zusammenehmen! Denkt daran, daß eure heiligen Schutzengel euch ständig zusehen, denkt an die allerseligste Gottesmutter, die keine Freude an einer so ungezogenen Division haben kann wie an I/2! So etwas wie vorgestern abend kommt nicht wieder vor." Seine Finger umkrallten den Rand des Pultes. "Und wenn es wieder vorkommt, so weiß ich, wo die Anstifter sitzen, oder der Anstifter. Wer Unruhe in die Division bringt, den packe ich", schrie er, "und die, die sich anstiften lassen, packe ich auch. Ich bin sehr unzufrieden mit I/2!" Er erhob sich und nahm das Birett ab. Die Division scharrte abermals mit den Stühlen und atmete auf. Die Katz war wieder einmal sehr scharf gewesen, nun, es war überstanden.

AN EINEM SONNTAGMORGEN KONNTEN DIE ETWAS LÄNGER SCHLAFEN, die nicht zur Kommunion gingen, denn die gemeinsame Messe fand erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr statt. Danach ging man frühstücken, und dann kam die erste Vormittagspause. Weil es durcheinander regnete und schneite, verbrachte man die Pause im Spielsaal.

Der Spielsaal von I/2 lag zu ebener Erde, so daß man von seinen Fenstern aus unmittelbar auf den Spielhof hinaussehen konnte, der von nassem Schnee gescheckt und mit grauen, schmutzigen Lachen übersät war. Robert stand mit dem Rücken zum Fenster, durch das er nach seinem Baum Ausschau gehalten hatte. Er hatte sich enttäuscht wieder weggewendet. Der Baum war gestern viel schöner gewesen, er mußte sich auf den ersten Eindruck beschränken, wenn er ihn

darstellen wollte. Die unfreundliche Beleuchtung und das nasse Stöbern waren nicht dazu angetan, einen gewöhnlichen Apfelbaum zu verklären und zur Einmaligkeit, zu erheben. Mit diesem Baum war also heute nichts anzufangen. Er selbst mußte in der Ecke stehen wie die vielen anderen, die die Ecke beinahe besser ausfüllten als den Spielsaal. Das war sehr langweilig, aber auch nicht ganz unangenehm, denn in der Ecke stand auch Erich und sah bockig vor sich hin. Nach der Pause würden sie allesamt in den Studiensaal gehen und Briefe an die Eltern schreiben. Das war auch nicht sehr unterhaltend, aber am Nachmittag winkte das, was dem Sonntag Glanz verlieh: das Freistudium.

Robert griff vorsichtig in die Tasche. Wenn der Präfekt ihm den Rücken zuwendete, konnte er versuchen, den Brief Mamas zu lesen, der eben mit der ganzen Divisionspost ausgeteilt worden war. Es war verboten, in der Ecke Post zu lesen, aber das war noch lange kein Grund, es nicht zu versuchen.

Er steckte, als sich Pater Zumstein umdrehte, die Hand vorsichtig in die Tasche und begann den Umschlag aufzureißen. Das dauerte geraume Zeit, denn er mußte gleichzeitig auf den Pater und auf sein Beginnen aufpassen, aber dann war es doch gelungen. Zwei Minuten lang war er abgelenkt, weil Riedinger eben auf einem der drei Billiards eine phantastische Serie machte, dann begann er den Brief hervorzuziehen. Es war gut, daß sich in der Immakulata die Mode ausgebildet hatte, die rechte Hand in den Ausschnitt des Rocks zu stecken. In dieser rechten Hand konnte man einen Brief halten, ja, bei einiger Übung war es sogar möglich, den Brief mit einer Ecke im Umschlag steckenzulassen und so festzuklemmen, daß er nicht herausfiel, falls der Präfekt auf den Einfall kommen sollte, die Hand zu kontrollieren.

Bruchstückweise las er, was Mama geschrieben hatte. Es war nicht sehr aufmunternd und erfreulich, aber immerhin, es war doch ein Zeichen dafür, daß es wirklich noch so etwas wie ein Zuhause gab, eine Tatsache, die manchmal kaum glaublich schien.

"Papa bemüht sich um eine neue Stellung", las Robert, "es ist wohl ein großer Segen, daß er anscheinend schon wieder etwas Passendes gefunden hat, denn die Zeiten sind sehr schwer. Von den Offizieren haben die wenigsten etwas Gutes

gefunden, und alle haben es nicht leicht." Das waren Dinge, die er nicht verstand und die ihn deshalb nicht besonders interessierten. Er warf einen Blick in die Runde und sah harmlos vor sich hin, als der Präfekt herüberblickte. Dann las er weiter: *"Wir denken jetzt viel an Dich. Ich bete darum, daß der Heilige Geist Dich erleuchten möge, damit Du Dich jetzt endlich mehr zusammennimmst!"* Er biß die Zähne aufeinander. Mama würde sich ja nicht gerade freuen, wenn sie die gestrige Notenverlesung bekam. Er sah mit Widerwillen, ohne das Bild verscheuchen zu können, wie sie dann wieder für ihn beten würde, abends vor dem Schlafengehen. Dann kniete sie auf ihrer Betbank, die mit abgescheuertem grünem Samt überzogen war, ihre Haare standen ihr in einem straff gedrehten Zopf vom Kopf, sie hatte ihre Brille aufgesetzt und den alten Frisiermantel um die Schultern gelegt. Früher hatte sie ihn Abend für Abend gezwungen mit ihr zu beten, und das hatte ihm das Gebet sehr verleidet, denn ihr dürrer Fanatismus war ihm in der Seele zuwider. Er hatte nur im Bett und allein gern gebetet, aber niemals, wenn ihm ein Erwachsener alle Worte mit einem so salbungsvollen Ernst vorsprach, daß sie mit einemmal jeden Inhalt verloren.

Er zog die Stirne kraus, stellte fest, daß die Luft noch immer rein war, und entzifferte die nächste Seite, so gut es gehen mochte: *"Leider können wir zu Deiner Firmung die weite Reise von Wien nach Feldmünster nicht machen, das ist jetzt alles so schwierig, und wir müssen sparen. Der liebe Harald Otte, der ganz in der Nähe bei Schobers, den reichen Fabrikanten, ein Bild malt, hat sich bereit erklärt, Dein Firmpate zu sein. Du weißt ja, wer das ist. Es ist der Maler, der unter Papa ganz zum Schluß des Krieges als Leutnant gedient hat. Vielleicht kommt auch seine Frau mit, zu der Du du und Lissy sagen kannst, denn Papa ist entfernt mit ihnen verwandt, und dann kennen wir sie ja sehr gut!"* Dann kamen nur noch die üblichen Grüße und Küsse.

Das war sehr interessant. Er erinnerte sich nur undeutlich an Harald Otte, der ein beliebter Porträtmaler war. Vielleicht konnte man ihm den Baum, wenn er gemalt war, zeigen. Jedenfalls würde Harald ihn zwei Tage lang herausnehmen. Es war immer sehr erfreulich, im Hotel zu essen und nur zu den Messen, den Andachten und zum Schlafen in die Immakulata kommen zu müssen. Vielleicht

interessierte sich Harald für sein ganzes Skizzenbuch? Da gab es ein Bild, das einen römischen Legionär darstellte, der sein Pilum warf, und das sehr schön war, wenn auch nicht ganz so schön wie das Marienbild, das er einmal kopiert hatte. Er vergaß ganz, daß er in der Ecke stand, und spann kindlich an dem Gedanken weiter. Vielleicht war Harald auch eingebildet, wie so viele Erwachsene, und wollte nichts von seiner Malerei wissen? Dann würde er ihm natürlich überhaupt nichts zeigen. Robert hatte sich manchmal vorgestellt, er werde einmal ein berühmter Maler werden. Dann würde Harald es gewiß bereuen, seine Bilder nicht angesehen zu haben. *Ich hätte Gelegenheit gehabt, schon viel früher Werke von Neitperg zu sehen, leider habe ich es versäumt*, würde er dann bekennen müssen.

Er neigte tatsächlich ein wenig zur Überhebung, dieser Robert, und da er den Mund nicht immer halten konnte, war es kein Wunder, daß sie ihn in der Division duckten. Buben lieben es nicht, wenn sich einer aus ihrer Schar etwas anderes oder gar mehr als die anderen zu sein dünkt. Vorläufig stand er allerdings noch in der Ecke und konnte daher seinen Überschwang nicht unter die Leute bringen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu überlegen, was er den Eltern antworten sollte.

Es war wichtig, mit dem Brief zwischen zehn und elf Uhr fertig zu werden, denn danach hatte man zu studieren. Wer bis dahin seinen Brief nicht abgegeben hatte, mußte ihn nachmittags während des Freistudiums beendet und sich somit selbst der knappen Freizeit berauben.

Robert holte, als er wieder vor dem gelben Pult mit den grünen Klappen saß, Briefpapier und Federhalter hervor. Der Präfekt hatte zum Glück während der Pause nicht bemerkt, daß er in seinem Brief gelesen hatte. So mußte er jetzt so tun, als ob er ihn läse, denn es konnte auffallen, wenn er sofort mit der Antwort begann. Während er den Brief von zu Hause mit der linken Hand glattstrich, schrieb er die Anrede, die sich in jedem seiner Briefe wiederholte: *"Liebe Eltern! Vielen Dank für Eueren letzten Brief, der mich sehr gefreut hat."* Ja, was sollte man nun weiter schreiben? Er überdachte, was sich in der letzten Woche ereignet hatte, aber das, was ihn wirklich bewegte, konnte und wollte, er nicht darstellen. Mama würde niemals begreifen, auf welche Abwege die Seele ihres Einzigen

geraten war. Sie würde ohnehin aus der Notenverlesung erkennen, daß nicht alles so gewesen war, wie es hätte sein sollen. Robert biß sich auf die Lippen. Er mußte ihren Ermahnungen zuvorkommen, so sehr es ihm widerstrebte. *"Ich lege die letzte Notenverlesung von gestern in den Brief hinein. Ich will mich jetzt auch zusammenehmen!"* Er wurde rot. Es war scheußlich, so etwas schreiben zu müssen. Sollte er sich noch über die Noten auslassen? Ach nein, sie standen ja schwarz auf weiß auf dem Zettel, man konnte sie doch nicht beschönigen. Und dann mußte er für Mamas Gebet danken. *"Ich danke Dir auch dafür, daß Du für mich gebetet hast"*, malte er zerfahren hin. Er dankte ihr ja gar nicht dafür, es war alles Lüge, nichts als Lüge, denn die Erinnerung an die betende Mama war nun einmal schrecklich. So, das war genug von diesem unerfreulichen Thema. Nun mußte man noch etwas zum Firmpaten bemerken. *"Es ist sehr schön, daß Harald mein Firmpate sein will!"* Endlich noch ein paar Stichproben aus den Erlebnissen der Woche, wie Eltern sie hören wollen. *"Das Wetter war schon warm, wir konnten draußen spielen. Am Donnerstag haben wir Zapfenschlacht gemacht, da habe ich die Gefangenen befreit, das war doch sehr fein!"* Auch das war gelogen, es war ja alles gar nicht fein gewesen. *"Auf den Schuhen haben wir jetzt richtige Lederflicken. Ich werde Blumen für die Vase pflücken!"* Was noch? Drei winzige Bogen waren mit großer Schrift fast ausgefüllt, er überlegte, ob er noch etwas hinzufügen mußte, aber es war wohl auch so genug. *"Handkuß Euer Robert!"* schloß er den Brief.

Die unerfreuliche Arbeit hatte viel Überlegung gekostet, und das einzig Schöne an ihr war, daß sie nun endlich abgeschlossen war. Er steckte den Brief in den Umschlag, schrieb die Anschrift und klebte die Marke auf. Die Klappe des Briefes blieb offen, denn er mußte ja noch die Zensur des Generalpräfekten passieren, ehe er endgültig seinen Weg dahin nahm, wo das Elternhaus fern, nebelhaft und trotz allem verlockend lag.

Der Bub gab den Brief beim Präfekten ab, der ihn in Empfang nahm und daraufhin prüfte, ob auch die Notenverlesung beigefügt war. Dies war geschehen. Jetzt hieß es, die Hausaufgaben machen, und dann konnte er endlich an das Bild denken, das noch immer strahlend in seinem Kopfe schwebte und danach

verlangte, gemalt zu werden. Der Gedanke an das Bild war das Gute dieses Tages. Es schwebte über der langweiligen Vorbereitung auf den Montag, über der Aufgabe aus Mathematik, über den Cäsar und dem Xenophon, den beiden Gedichtstrophen, die gelernt werden mußten, und dem Abschnitt aus dem Geographiebuch, der zu präparieren war. Je besser er die Aufgaben gelernt hatte, desto inniger konnte er sich später, am Nachmittag, dem Werk hingeben, das in seiner Vorstellung zu immer strahlender Schönheit wuchs. Es nahm einen breiten Platz in seinen Gedanken ein. Er drängte die trüben Erinnerungen in die äußersten Ecken seines Bewußtseins und spendete ihm vorbehaltlos die Erfüllung, die seinem täglichen Dasein nicht beschieden war.

Ja, es wurde sogar so übermächtig, daß er seine Absichten nicht mehr für sich behalten konnte und beim Mittagessen davon zu erzählen begann, trotzdem er mit solchen Erzählungen schon oft genug Anstoß erregt hatte.

Man konnte es natürlich nicht Ludwig Franz mitteilen, denn der kümmerte sich nicht um solche Dinge. Auch Koch war als Gesprächspartner nicht geeignet, aber Riedinger durfte man es erzählen.

Robert fing es, wie er meinte, ganz schlaun an. "Was machst du heute nachmittag?" fragte er den Bayern.

"Wir gehen ja doch nicht hinaus, ich werde Billard spielen."

"Ich meine nicht im Spielsaal, sondern im Freistudium."

"Keine Ahnung, wahrscheinlich werde ich lesen."

"Ich habe auch ein interessantes Buch, aber ich werde wahrscheinlich doch nicht lesen. – Ich werde malen!"

Es schien ihm, als sei diese Eröffnung etwas ganz Unerhörtes, als müßten nun alle aufmerken und erkennen, daß ihm etwas besonders Schönes und Reizvolles beschieden war, denn er nahm an, daß diese Vorstellung in den Kameraden die gleiche Empfindung auslösen müsse wie bei ihm. Aber das war nicht der Fall. Riedinger nickte nur gleichgültig und sagte: "So!"

Der einzige, der genauer hingehört hatte, war Ludwig Franz. Der Erzherzog hob die Nase und sah ihn spöttisch an, während er mit der Gabel gegen den Teller

klimperte. "Du wirst auch nie etwas Vernünftiges," entschied er, "du bleibst der Maler!"

Der Hieb saß gut, er saß genau auf dem empfindlichsten Punkt des Buben, der es fertiggebracht hatte, Ludwig Franz zu einer Portion Eckestehen zu verhelfen. Robert verstummte. Es war ihm, als habe eine schmutzige Hand nach seinem Traum geschlagen, nach diesem harmlosen Traum, der doch niemand etwas anging. Seine Freude sank in sich zusammen, zu spät begriff er, daß es wieder einmal besser gewesen wäre, zu schweigen.

Ludwig Franz war kein großer Redner, darum begnügte er sich vorläufig mit dieser einzigen Bemerkung. Aber er war boshaft und benutzte die Mittagspause dazu, überall herumzuerzählen, der blöde Maler wolle heute malen. Robert hatte den Sturm kommen gefühlt, denn er war lang genug unbeliebt, um solche Anzeichen richtig zu deuten. Er hatte sich an den gutmütigen Riedinger geklammert und hatte ihn tatsächlich dazu vermocht, seinen Plan, Billard zu spielen, aufzugeben und sich statt dessen mit dem Verfemten an den Schachtisch zu setzen.

Robert gab sich den Anschein, als achte er nicht auf die Gruppen, die, an ihm vorüberschritten und die scheinbar zufällig ihre Sticheleien losließen. "Was kostet ein Porträt, Maler?" fragte Wolf Vierbrücken. Robert beherrschte sich und schwieg. "Da hinten ist die Malerei an der Wand beschädigt, Maler, die könntest du ausbessern!" höhnte Schäubli. "Ach laß, das kann er doch gar nicht, der kann höchstens die Lokusschüssel ausmalen!" Das war der kleine Abel gewesen, der geschmeidige Musterknabe, der harmlos und unauffällig herangeschlichen kam. "Maler, Maler, Maler", ging es von allen Seiten.

"Seid doch still, man kann ja nicht spielen", ärgerte sich Riedinger.

"Der Maler kann ja gar nicht spielen, der kann nur malen! Ach du Idiot, jetzt ist deine Königin futsch!"

Es war tatsächlich nicht möglich, in diesem Hagel von Sticheleien aufzupassen. Aber Robert spielte trotzdem weiter, verbissen und sehr einsam. Er tat das Beste, was er tun konnte, er benahm sich so, als höre er nichts, aber jeder Stich traf. Einmal sah er sich um. Erich stand in der Ecke und trotzte. Der konnte

ihm nicht helfen. Und der Präfekt? Griff er nicht ein? Er merkte es doch sonst immer, wenn irgendwo im Spielsaal oder auf dem Spielplatz etwas Ungehöriges vor sich ging.

Der Pater Zumstein hatte gewiß etwas gemerkt. Er blickte sogar fast ständig zu dem Schachtisch hinüber, an dem eine Gruppe nach der anderen vorbeischlenderte. Er kam langsam und bedächtig näher, und er stand endlich so nahe, daß er unbedingt hören mußte, was hier gesprochen wurde.

Robert blickte hilfeflehend in das starke Gesicht mit den düsteren Augen und den bläulichen Bartschatten über den breiten Kiefern. Das Gesicht veränderte sich nicht. Die Blicke des Buben klammerten sich verzweifelt an den dunklen Augen des Jesuiten fest, aber diese Augen sahen ihn nur durchdringend an und lösten sich dann kühl aus den seinigen. Der Pater wandte ihm den Rücken zu und entfernte sich wieder in jene Ecke des Spielsaals, wo die Billardbälle klickten und lautes Geschrei eine Meinungsverschiedenheit verkündete. Der Präfekt ließ ihn im Stich, er half ihm nicht, er blieb allein.

Er biß die Zähne zusammen und verbohrte sich so heftig in die Revanchepartie, daß er es tatsächlich zuwege brachte, die Sticheleien zu überhören. Allmählich wurde das den Feinden langweilig, und sie schlenderten davon. Riedinger überlegte lange und schob einen Bauern vor. Es war ein Zug, der zu seinem Verderben führen mußte. Robert ließ das Rössel springen, Riedingers einer Turm und seine Dame waren gleichzeitig bedroht.

"Gardez", sagte Robert.

Riedinger würde dieses zweite Spiel verlieren, aber es war ja so gleichgültig. Es war ein grauer Tag wie so viele andere. Sollte er denn dieses Bild malen, stand der stete Kampf dafür?

"Hast du eine Ahnung, warum sie immer auf mir herumhacken?" fragte er plötzlich.

"Du bist manchmal reichlich frech! Paß auf! Schach!"

Jetzt hatte er die Sache doch verpatzt, hatte einen unsinnigen Zug gemacht. Ja, er war frech. Aber er war so frech wie der Fuchs, der von der Meute gestellt

um sich beißt. Man mußte sich irgendwo verkriechen, wo die Meute einen nicht finden konnte.

"Und ich werde das Bild doch malen!" sagte er laut und mit absichtlich munterer Stimme.

"Tu, was du nicht lassen kannst! Schach und matt, mein Lieber!"

3. Kapitel

Die schöne Frau Schober, die vor der Staffelei saß, war abgespannt und begann sich zu ärgern. Sie ließ ihre Schultern, die glatt und kühl aus dem dunkelblauen Samtkleid stiegen, hängen. Der Maler fand wieder einmal kein Ende. Harald Otte übersah es einfach, wenn sein Modell müde wurde, und malte genau so lange, wie er Lust hatte, ohne Rücksicht zu nehmen, ganz so als ob er nicht davon abhängig wäre, Porträtaufträge zu bekommen. Die Frau seufzte. Er konnte es sich leider leisten, denn er war berühmt und dazu dafür bekannt, daß er sich nichts vorschreiben ließ, was ihm nicht paßte. Er stand schlank und lang hinter der Staffelei, kniff die Augen zusammen und malte darauflos.

Es schien, als wollte er noch eine Stunde lang weitermalen. Ab und zu kam ein barter und unpersönlicher Blick zu ihr hinübergeflogen, ein Blick, gegen den man nicht aufbegehren konnte, trotzdem sie, Frau Hilde Schober, sonst gewiß keine angenehme Kundin war, wenn sie etwas mit dem Geld ihres Mannes bezahlte.

"So", sagte er plötzlich, "für heute wären wir fertig!" Er setzte noch ein Licht auf eine der Falten ihres Kleides, während sein langes Gesicht sich entspannte. Sie seufzte erleichtert auf und erhob sich, ein wenig steif vom langen Verweilen in der Pose Ihre Rechte griff mechanisch an den schwarzen Haarknoten, der immer noch so glatt in ihrem Nacken lag wie vor zwei Stunden. Mitten in der Bewegung hielt sie inne und schlug die grünen Augen fragend zu ihm auf, ein wenig unwillig und ein wenig kokett, denn sie wußte, daß dieser Augenaufschlag ihr stand.

"Sie sind milde, gnädige Frau?" fragte er spöttisch, als ob das nicht selbstverständlich sei, und wischte einen Pinsel aus.

"Ein wenig. Darf man sehen?"

"Weil ich wegfare und weil Ihr Gatte es heute abend sowieso wird sehen wollen, wenn er aus Wien kommt!"

Sie kam um die Staffelei herum und blickte in ihr gemaltes Gesicht, und nun lächelte sie, denn es würde ein gutes Bild werden. Der lange elegante Kerl mit den messerscharfen Bügelfalten unter dem unglaublich sauberen Malerkittel hatte sie sehr vorteilhaft dargestellt. "Schön haben Sie das gemacht," anerkannte sie versöhnt, "und jetzt müssen Sie Tee trinken. Ich werde Ihrer Frau sagen lassen, daß Sie fertig sind. Mein Mann wird Ihnen so dankbar sein, daß Sie sich so beeilt haben. Gelt, es ist kein Vergnügen, immer nur Menschen zu malen, die man malen muß?"

Er lächelte von seiner Höhe herab und sagte: "Sie hätte ich auch ohne Bestellung gemalt, gnädige Frau!" Weil sie wußte, daß dies vielleicht die blanke Wahrheit war und keine der üblichen Schmeicheleien, die nichts bedeuteten, neigte sie nur den feinen Kopf mit dem schweren Haarknoten etwas tiefer, als beuge sie die Last ihrer Schönheit nieder, und errötete ein wenig.

Im Ecksalon des kleinen Schlosses von Viten, das der Hüttenbesitzer Schober seiner Frau geschenkt hatte, war der Tee aufgetragen worden. Draußen im Park lag das helle Licht des Monats Mai, die Bäume schäumten grün und jung gen Himmel, und der Springbrunnen plätscherte sanfte Melodien in seine bemooste Barockschale. Die drei Menschen tranken schweigend. Die Hausfrau war abgespannt. Harald hatte rote Ohren und ärgerte sich wohl wieder darüber, daß er

nach Feldmünster fahlen mußte, was ihm gar nicht in seine Arbeitseinteilung paßte, und Lissy sah ihm mit großen grauen Augen an, zog den weißen Schal fester um ihre Schultern und lachte endlich auf. Die schöne Frau im Samtkleid blickte von einem zum anderen und verstand. "Was haben Sie eigentlich gegen den armen Buben?" fragte sie.

"Ich habe gar nichts gegen den armen Buben!"

"Es wird Ihnen sicher gut tun, wenn Sie ein paar Tage ausspannen können."

"Ich male meine Bilder lieber in einem Zug zu Ende", erwiderte er abweisend.

"Es wär' halt ein Trubel gewesen in den Pfingsttagen," sagte sie beschwichtigend, "mein Mann bringt ein paar Freunde mit, und dann habe ich so viel zu tun, daß ich kaum zum Sitzen gekommen wäre!!"

"Mir paßt aber die ganze Reise nicht", erklärte er trotzig und stellte die Teetasse ab.

"Gehen S', es wird dem Buben Spaß machen." Sie wandte sich an Lissy, die nur zugehört und ein wenig gelächelt hatte. "Was meinen denn Sie, Frau Otte?"

"Das glaube ich auch, Harald", beschwichtigte sie mit dunkler Stimme. "Der Bub freut sich sicher sehr auf das Herausnehmen!"

"Dann hat es wenigstens einen Sinn gehabt, zu fahren!"

"Ja mein Gott, warum fahren Sie denn, wenn es Ihnen so unangenehm ist? Sie haben doch sicher nicht unbedingt gemußt?"

"Der Vater Neitperg war sein Vorgesetzter im Krieg", antwortete Lissy für ihn.

"Ah so! Aber der Bub ist doch sicher sehr nett."

"Ich weiß es nicht. Er soll komisch sein, hat seine eigene Mutter gesagt. Wahrscheinlich haben sie ihn in dem Institut schon so verbogen, daß nicht mehr viel mit ihm los ist." Er griff nach der Zigarettenschachtel, bot den Frauen an und nahm sich selbst. "Sie können es ja schließlich ruhig wissen, warum denn nicht? Der Bub paßt mir schon, aber die ganze Immakulata, oder, genauer gesagt, die Jesuiten passen mir nicht. Das ist es!"

"Sie sind aber ein Gottloser!"

Lissy wollte etwas sagen, denn sie kannte die Art, wie dieses Stichwort auf ihn wirkte, aber er war nicht mehr zu unterbrechen. "Gnädige Frau," sagte er und

sah über sie hinweg, "ein gottloser Künstler ist ein Widerspruch in sich, das gibt es überhaupt nicht, man ist entweder gottlos oder Künstler. Ich mag bloß diese Anstalten nicht, in denen die alleinseligmachende Methode, in den Himmel zu kommen, gelehrt und praktisch angewendet wird, und darin sind die Jesuiten ja groß. Wer eine solche Schule nicht besucht hat, ist nach ihren Ansichten ein Außenseiter, ein armer Sünder mit wenig Aussichten auf das Himmelreich, wenn die Patres es auch nicht so nackt zugeben. Meinetwegen sollen Eltern ihre Kinder erziehen lassen, wo sie wollen, aber ich selbst bin nun eben einmal ein armer Sünder, wenn auch nicht gottlos, und darum gehe ich in solch eine Heiligmacheanstalt nicht gerne hinein."

"Verzeihen Sie, ich habe Sie nicht kränken wollen", sagte die Frau mit leiser Stimme, und als Lissy beschwichtigend eingreifen wollte: "Geh, Harald, es ist nicht so schlimm!" half sie ihm und sagte: "Nein, er hat recht gehabt. Man sollte eben über solche Dinge überhaupt nicht reden!"

Der Maler schnippte ein Krümel Zigarettenasche von seiner Hose, sah sich in dem zierlichen, kostbaren Salon um und ärgerte sich, er wußte selbst nicht warum. "Ich danke Ihnen, gnädige Frau, aber ich muß Ihnen leider schon wieder widersprechen. Über solche Sachen soll man sogar reden. Solange sich jemand mit seinem persönlichen Verhältnis zu Gott beschäftigt, geht das niemand etwas an. Wenn aber ein Orden einen Steinkasten von ich weiß nicht wieviel Stockwerken in die Gegend baut, eine scheußliche goldene Statue der Jungfrau auf den First setzt und dann zum mindesten der Ansicht nicht widerspricht, daß dies die beste Erziehungsanstalt Österreichs ist, dann ist das keine Privatangelegenheit mehr, dann steht die Sache zur Diskussion!"

"Es sollen aber ausgezeichnete Lehrer in der Immakulatä sein."

"Zugegeben, es ist ja auch die Elite Roms, die hier arbeitet. Ich habe auch nichts gegen sie, solange sie Latein und Griechisch lehren, trotzdem man gerade in den Wissenschaften nicht vergessen sollte, daß ein gewisser Herr Inchhofer, Pater der Gesellschaft Jesu, es war, dem Galilei seinen erzwungenen Widerruf verdankte, und daß die Jesuiten noch heute nicht zugeben wollen, daß ihr seliger Ordensbruder danebengehauen hat. Das ist aber noch immer nicht das

Wesentliche. Die Kinder bekommen in diesen Anstalten ein Fundament untermauert, das aus den gleichen Bausteinen besteht wie die ganze katholische Kirche. Das ist für ihr ganzes Leben ausschlaggebend."

"Ja, das ist doch nicht so wichtig", sagte die schöne Frau nebenher, denn sie liebte allzu tiefe Gespräche nicht.

Harald ließ sich nicht unterbrechen. "Das ist wichtig. Was die Legitimisten über den Sixtusbrief denken, ist mir bekannt; ich dagegen glaube immer noch, daß es ein glatter Verrat war, ihn zu schreiben.¹ Parma-Bourbon, Habsburg und die politische Kirche waren ein Herz und eine Seele. Das paßt mir nicht, das ist Politik, und was hat die Kirche mit Politik zu tun? Über was ich nicht hinwegkommen könnte, wenn ich im Sinn dieser Leute gottesgläubig wäre, ist auch noch etwas ganz anderes. Die Kirche hat für den Kaiser gebetet, sie betet jetzt für die Republik. Schön und gut. Was aber soll man von den Gebeten halten, die schließlich aus beiden Lagern unter der Leitung einer internationalen Kirche um den gerechten Sieg der Waffen zu Gott aufgestiegen sind, wobei der Herr im Himmel sich schön in Verlegenheit befunden haben muß, denn einen Teil mußte er ja schließlich blamieren? Gnädige Frau, diese Kirche hat schon so viel behauptet, daß man allmählich den Glauben an sie verlieren kann, wenn man ihre Erfolge nachprüft. Haben Sie etwa gemerkt, daß diese Religion die Völker, die an sie glauben, im entscheidenden Augenblick beeinflussen konnte? Ich habe diesen letzten Krieg mitgekämpft, und ich habe nichts davon gemerkt. Die überstaatliche Kirche hat es nicht zuwege gebracht, ihre Lämmer in den verschiedenen Ländern davon zurückzuhalten, sich gegenseitig mit Stahl und Gas umzubringen, denn meines Wissens hat das katholische Frankreich und Italien kein Haar darin gefunden, das katholische Österreich und das wenigstens teilweise katholische Deutschland anzugreifen. Die Kirche hat keinerlei Folgerung aus diesem ihrem Versagen, denn ein Versagen ist es, gezogen, sie hat nicht gebetet: Herr, vergib uns unseren Irrtum, wir sind auf dem falschen Weg, denn wir sind nicht fähig, in Deinem Namen die Völker zu lenken und zum gegenseitigen Verständnis zu führen,

¹ Die Sixtus-Affäre bezeichnet das Bekanntwerden der geheimen Verhandlungen, die Österreich-Ungarn vor allem mit Frankreich während des Ersten Weltkriegs im Jahr 1917 geführt hatte. Der Zusammenhang zur Kirche wird für mich aus dem Wikipedia-Artikel nicht deutlich. <https://de.wikipedia.org/wiki/Sixtus-Aff%C3%A4re>

sondern sie betreibt ihre Politik weiter. Ich für mein Teil sehe in diesen Pensionaten, von denen wir ausgegangen sind, die Schulen, in denen die künftigen Politiker und Vorkämpfer Roms erzogen werden sollen, und das sollte nicht sein, denn das päpstliche Rom hat uns kein Glück gebracht. Christus hat einmal gesagt: *Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist*, und das war ein kluges Wort, eine Abgrenzung der Befugnisse weltlicher und geistlicher Macht, die an Klarheit nichts zu wünschen übrigließ. Ich bin grundsätzlich gegen diese Staaten im Staat, gegen diese Jugend, die sorglich davor behütet wird, mit der völkischen Wirklichkeit in Berührung zu kommen und die sich deshalb ihr Leben lang an Rom anlehnen wird, wenn sie diese Welt, die aus den Fugen ging, nicht begreifen kann. Hat denn niemand aus diesem Niederbruch gelernt? Was ist das für ein Gottesgnadentum, das vor der Revolution wie Spreu zerstob, was sind das für Vertreter Gottes, die glatt vom Kaisertum zur Republik umgeschwenkt haben, wo doch notwendig nur eine der beiden Formen von Gott bevorzugt werden kann, falls Gott, was ich bezweifle, sich so kleinlich für Politik interessiert? Ich sehe nicht, daß all das dem Volk dient, und das sollte es doch!" Nun war sogar die Hausfrau auf das Gespräch eingegangen. "Ich finde all das wenig tröstlich, was Sie da sagen. Was soll nun werden?"

"Gnädige Frau, wenn ich das wüßte, würde ich mir manche Sorge ersparen. Ich weiß es nicht. Ich begreife einfach nicht, wohin all das treibt, ich ahne nicht, was aus diesem Irrsinn sich ergeben soll, der wie eine ansteckende Krankheit alle Köpfe verdreht. Ich hoffe, daß Krieg und Revolution nur der Dünger sind, der das Feld fruchtbar macht, auf dem etwas Neues wachsen soll!"

"Sie meinen, daß die Roten es schaffen werden?" Sie besah ihre polierten Nägel. "Wenig angenehm für Fabrikanten!"

"Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube überhaupt nicht, daß die Masse schöpferisch ist, sie ist nur Werkzeug in der Hand derer, die sie führen. Was ich jetzt sehe, läßt mich nicht an die Zukunft der Linken glauben, aber vielleicht zerbricht diese entfesselte Gewalt endgültig die alte Staatsform, die zerbrochen werden muß, ehe eine neue Form entstehen kann."

Frau Schober erhob sich und strich mit ihren Händen das Kleid glatt. "So oder so, wir werden es erleben, nicht wahr, Herr Otte? Und jetzt werde ich Ihnen den Wagen bestellen, sonst versäumen Sie den Zug."

Der Maler sah auf seine Armbanduhr. "Wir müssen um den Wagen bitten, gnädige Frau", sagte er.

Lissy war froh, daß dieses Gespräch zu Ende war. Harald hatte recht. Wer aber konnte eine reiche, verwöhnte Frau überzeugen, die es wenigstens im Augenblick nicht notwendig hatte, an mehr als an der Schale der Dinge zu rühren. — "Komm, Harald", sagte sie, "ich habe unsere Koffer gepackt, während du gemalt hast. In deinem sind die Geschenke für den Buben."

SIE SAßEN SICH IN DER KLEINBAHN SCHWEIGEND GEGENÜBER. Das Abteil zweiter Klasse war leer; draußen strich die Frühlingslandschaft vorüber. Harald sah blicklos in die schwellende Pracht des Hügellandes hinaus, eine scharfe Doppelfalte kerbte die Haut an seiner Nasenwurzel. Lissy lächelte vor sich hin. "Es ist schön, daß man so viele Vogellieder hört", sagte sie endlich, "man kann sich von einem immer schon auf das nächste freuen!"

Er ließ die Gedanken fahren, die er weitergesponnen hatte. "Du warst wie immer die Klügste," meinte er warm, "du hast überhaupt nichts gesagt!"

"Du weißt, daß ich über solche Dinge nicht reden kann, ich verstehe zu wenig davon."

"Das ist ja gerade das Schöne an dir! Eine Frau soll solche Sachen nach meinem Geschmack fühlen, aber nicht darüber sprechen!"

"Sie ist aber eine kluge Frau."

"Ach was, sie ist eine bildschöne Frau, und sie spricht wie ein Papagei über Dinge, über die sie niemals nachgedacht hat. Und ich bin immer wieder dumm genug, mich auf so unfruchtbare Gespräche einzulassen!"

Lissy sah ihn ruhevoll an. Er bemerkte den Blick, und sie lächelten sich zu. "Vielleicht hätten wir wirklich nicht hinfahren sollen", meinte sie endlich.

"Nein, es ist wahrscheinlich doch ganz gut. Man soll den Dingen, die sich einem bieten, nicht aus dem Wege gehen, als Künstler am allerwenigsten."

"Wenn es nur dem Buben Freude macht!"

"Ich hoffe, daß es ihm Spaß macht. Dann hat die ganze Sache auf alle Fälle einen Sinn gehabt."

Die Verärgerung war verflogen, Harald war wieder aufgetaut und lebendig, und er blieb es während der ganzen Fahrt. Er wählte mit einer Sorgfalt, die zu der vorhandenen Auswahl in komischem Gegensatz stand, das Zimmer im *Roten Adler* in Feldmünster, und er freute sich an dem alten behäbigen Städtchen, das sie gleich darauf durchwanderten.

Seine gute Laune hielt an, als die sieben Stockwerke der Immakulata hoch und kalt vor ihnen aufragten. Sein Blick suchte spöttisch die Madonna auf dem Dachfirst, die ihr goldenes Gefunkel herrisch zwischen den gedämpften Farben des Maitages versprühte. "Die Ecclesia triumphans," stieß Harald Lissy an, "die triumphierende Kirche!"

Die drohte ihm mit dem Zeigefinger. Die Kühle des Torwegs nahm sie auf. Der Frater Pförtner neigte sich aus seinem Guckfenster und grüßte. "Sie sind Firmpate?" fragte er den Maler. "Von Neitperg, I/2? Ich werde sogleich den Pater Generalpräfekt verständigen, mit dem Sie alles besprechen können."

"Kann man den Buben gleich mitnehmen?" fragte Lissy. "Ich glaube kaum, daß es heute schon möglich sein wird; der Pater Generalpräfekt wird sich dazu äußern."

Der Bruder kam aus seiner Stube heraus und geleitete sie in eines der Sprechzimmer, die zu beiden Seiten der Toreinfahrt lagen. Harald sah sich im Raum um. Er betastete die Plüschmöbel, blätterte zerstreut in einer Missionszeitschrift und steckte sich eine Zigarette an. "Disziplin haben sie hier", sagte er. "Der Frater überläßt alles dem Generalpräfekten, trotzdem er natürlich genau Bescheid weiß."

Die Zigarette war noch nicht aufgeraucht, als der Pförtner die Tür öffnete und den Pater hereinließ, um lautlos wie ein Schatten hinter dem alten Mann zu verschwinden. Der Maler erhob sich und war im gleichen Augenblick von dem Generalpräfekten gefesselt, der da dürr und straff, das schwarze Birett über den weißen Haarflammen und ein glattes Lächeln um die dünnen Lippen, hereinschritt.

"Mein Name ist Otte", sagte Harald. "Ich nehme an, Hochwürden, daß die Baronin Neitperg Sie verständigt hat? Meine Frau — !" Er wies auf Lissy.

Er reichte dem Jesuiten die Hand und verneigte sich knapp. Dann beobachtete er scharf, wie sich die abgezehrte Hand des Alten in Lissys Finger legte. Er lächelte, als er wahrnahm, wie diese Hand für den Bruchteil eines Augenblicks einen Handkuß zu erwarten schien, und wie sie dann glatt und ohne Bruch der Bewegung die beiden Besucher aufforderte, wieder Platz zu nehmen.

"Sie sind also der Firmpate des kleinen Neitperg? Ich weiß Bescheid, die Mutter Neitperg hat es mir geschrieben. Eine sehr fromme Frau, eine vorbildliche Katholikin, wie sie leider so selten sind. Sie sind Maler von Beruf, wie ich höre?"

Harald studierte das ewig gleiche, scheinbar nur freundliche und dennoch abgründige Lächeln des Mannes, der offensichtlich jederzeit sehr genau wußte, was er wollte.

"Ich bin Porträtmaler, Frauenmaler, um es genauer abzugrenzen. Ich male eben das Porträt der Frau Schober in Viten, Sie kennen den Hüttenbesitzer Schober? Natürlich! Deshalb waren wir in der Nähe, und so konnte ich die Bitte der Eltern Neitperg erfüllen. Sein Vater war mein Major im Kriege."

"Sie waren also im Krieg. Gottlob, daß er vorüber ist. Sie kennen wohl auch den kleinen Neitperg?"

"Nur flüchtig."

Der Generalpräfekt nickte, legte die Finger aneinander und sah vor sich hin. "Vielleicht interessiert es Sie zu hören, daß der Bub gern malt."

"Das wußte ich nicht."

"Es ist ja auch nicht wesentlich. Wir müssen sogar darauf achten, daß er sich nicht allzu sehr in solche Dinge verliert, die ihn nur von dem eigentlichen Zweck seines Hierseins ablenken können. Ich bitte mich recht zu verstehen: Wir alle halten Robert für ein ungewöhnlich talentiertes, aber auch ungewöhnlich schwieriges Kind. Er hat einen schnellen Verstand und lernt gut, aber er neigt dazu, sich aus der Gemeinschaft auszusondern." Der Alte lächelte noch immer, er tat so, als verkleinere er die Bedeutsamkeit seiner Worte, aber es war deutlich zu

merken, daß er sie bitter ernst nahm. "Aus diesem Grund sind wir nicht immer mit ihm zufrieden. Ich halte es für notwendig, Ihnen als Firmpaten das zu sagen!"

"Ich hoffe, wir können ihn noch heute sehen", warf Lissy ein.

"Das ist durchaus möglich", antwortete der Pater. "Er kann heute auf eine halbe Stunde ins Sprechzimmer kommen. Länger lassen wir die Firmlinge, deren Geist von der morgigen Feier natürlich nicht abgelenkt werden darf, heute nicht frei. Während der Feiertage darf er dann den ganzen Tag mit Ausnahme der Messe und des Segens bis zum Schlafengehen außerhalb des Institutes verbringen."

Harald neigte zustimmend den Kopf.

"Wie lange gedenken Sie zu bleiben, Herr Otte?"

"Ich konnte mich für morgen und für übermorgen freimachen."

"Bevor ich das Kind holen lasse, möchte ich noch einige Fragen an Sie richten. Ihre Gattin — "

"Kann alles hören, was mich betrifft."

"Selbstverständlich." Jetzt war das alte Gesicht gespannt, jetzt war das Lächeln verschwunden. Das also ist sein echtes Gesicht, dachte Otte, während der Generalpräfekt fortfuhr: "Ich bin davon überzeugt, daß Sie sich bereits über die Pflichten eines Firmpaten unterrichtet haben!"

"Der Pfarrer von Viten, bei dem ich gestern beichtete, um allen Vorschriften zu genügen, war so freundlich, mich darüber aufzuklären."

"Sie hätten als Firmpate auch bei uns Gelegenheit gefunden, die Beichte abzulegen, doch ist dies selbstverständlich ganz dem Ermessen des einzelnen überlassen!"

Harald lächelte in sich hinein, ohne den Mund zu verziehen. Er dachte an den alten, biedereren Dorfpfarrer, der ihm die Beichte, die erste seit Jahren, so leicht wie möglich gemacht hatte. Harald hatte ihm seine Zweifel geschildert und hatte es bis zum letzten Augenblick für möglich erwartet, daß der Pfarrer ihn als unwürdig ablehnen werde. "Wäre es Ihnen lieber, Sie zweifelten nicht?" hatte der alte Mann gefragt. "Hochwürden, nichts wäre mir lieber als das", hatte Harald wahrheitsgemäß geantwortet. Sie waren nicht schlecht miteinander ausgekommen,

der Dorfpfarrer von Viten und der Maler aus Wien, und Harald hatte hinterher zu Lissy gesagt: "Wären alle Geistlichen so vernünftig, es ginge manches leichter."

"Wünschen Sie den Beichtzettel zu sehen, Hochwürden?" fragte der Maler den Jesuiten. Er öffnete die Briefftasche und legte, da die alte Hand nur formell ablehnte, das gestempelte Stück Papier hinein. "Es wäre nicht notwendig gewesen", erklärte der Generalpräfekt, und das Lächeln erschien wieder auf seinem Gesicht. "Haben Sie noch irgendwelche geistlichen Wünsche?" Harald verneinte. "Sie werden vor der Spendung des Sakraments der Firmung Gelegenheit finden, zu kommunizieren. Ihre Plätze werden Ihnen morgen in den ersten Bänken hinter den Plätzen der Firmlinge angewiesen werden. Haben Sie vielleicht noch Fragen an den Divisionspräfekten des kleinen Neitperg zu stellen?"

"Ich möchte den hochwürdigen Herrn, wenn es nicht notwendig ist, ungern umsonst bemühen. Sie waren so freundlich, mir alles Wissenswerte zu sagen."

"Dann kann ich den Buben jetzt holen lassen." Er drückte auf einen Klingelknopf und erteilte den Befehl. "Ich werde Ihnen das Kind selbst übergeben."

"Wenn Ihre Zeit besetzt ist, Hochwürden, wir können das Kind auch allein in Empfang nehmen."

"Ich werde gerne so lange warten. Ich möchte Ihnen auch noch, ehe Robert kommt, einige Worte von Mann zu Mann sagen. Ich habe in den letzten Tagen zum Heiligen Geist und zur allerseligsten Jungfrau gebetet, daß sie diesen Buben erleuchten mögen. Solche ausweichenden Charaktere sind am schwierigsten zu behandeln. Wenn einer ab und zu einmal über die Stränge schlägt, nun gut, wir verstehen das. Wir bestrafen es natürlich, denn Disziplin muß sein. Es steht ja auch in der Bibel geschrieben: *Wer sein Kind liebt, der züchtigt es*. Wir strafen also, aber wir wissen, woran wir sind. Doch bei solchen verstockten Kindern — ! Ich meine nicht eigentlich verstockt im bösen Sinn, also vielleicht nicht so sehr absichtlich verstockt, als von Natur aus verschlossen. Wie leicht gehen aber diese Seelen, die sich auf sich selbst verlassen, am Heil vorbei! Ich hoffe, daß es keine Vermessenheit ist, wenn ich zum Himmel bete, daß er mich erhört und mir den Schlüssel zu dieser Seele in die Hand drückt. Ich dachte vorhin, als ich hierher gerufen wurde, ob es nicht vielleicht Ihnen, dem Firmpaten, gelingen könnte, auf

den Buben einzuwirken, das Schloß von seiner Seele zu lösen und die versperrte Tür zu öffnen!"

"Ich werde gern alles tun, was dem Buben hilft."

"Ich wußte, daß Sie auf meine Anregungen eingehen würden!"

Jetzt ist er ehrlich besorgt, sagte sich der Maler. Ich sympathisiere nicht mit ihm. Mir ist Kindern gegenüber alle verschlagene Berechnung verhaßt, aber dieser Mann lebt auf einem anderen Stern, unter anderen Gesetzen, das habe ich immer gewußt. Ich bin auf den kleinen Neitperg neugierig. Von Liebe habe ich noch nichts gehört in diesem Sprechzimmer, wohl aber viel von Gewalt.

"Sie verstehen mich recht, Herr Otte", fuhr der Generalpräfekt fort. "Es mag sein, daß dieser Bub ein gewisses Talent zum Malen besitzt; wir achten weniger darauf als auf das Heil seiner Seele. Jedenfalls klammert er sich daran, trotzdem die Division ihn damit aufzieht, wie eben Buben sich aufziehen: Vielleicht gelingt es Ihnen als einem musischen Menschen, sein Vertrauen zu erringen, das er uns nicht in vollem Maße schenken will. Leider sind sowohl der Divisionspräfekt als auch der Unterpräfekt amüsisch. Nun, vor Gott ist das kein Fehler, er wägt mit anderen Gewichten. Wenn Sie also als Firmpate auf dem Umweg über die Kunst günstig auf ihn einwirken könnten, der Herr würde es Ihnen gewiß hoch anrechnen!"

"Ich will gern sehen, was sich tun läßt. Ich glaube allerdings, daß meine Frau darin noch geschickter sein wird als ich."

Lissy lächelte. "Ich werde mich gern mit ihm abgeben!"

"Sehen Sie, Pater Generalpräfekt, es ist mit der Kunst so", erklärte Harald. "Kein Mensch kann bei solch einem Kind voraussagen, ob es aus seinem Jugendtalent einmal etwas machen wird oder nicht. Manche, die bis in die Zwanzigerjahre hinein schlecht und recht klexten, sind ganz groß geworden, und umgekehrt. Man erlebt da tragische Dinge. Jeder werdende Mensch ist vielen Erschütterungen ausgesetzt, die ein Talent leicht verschütten können!"

"Ich halte es ja auch für belanglos, ob der kleine Neitperg ein Künstler wird oder nicht, ich deute Ihnen bloß den Weg zu einer möglichen Einwirkung an. Wenn es Sie interessiert, so kann ich Ihnen im Noviziat die Werke eines verstorbenen Bruders zeigen lassen, der ein schönes Talent besaß. Es würde mich freuen, wenn

Sie diese Zeichnungen mit dem Buben besichtigen würden, sie sind ausschließlich religiösen Inhalts und daher für den Firmling sehr geeignet!"

"Ich werde sie mir gern ansehen."

"Wenn es Ihnen angenehm ist, morgen nachmittag. Ich werde das Noviziat verständigen lassen. Ich glaube, jetzt kommt er."

Man hörte Schritte vor der Tür, dann klopfte es. Der Generalpräfekt rief: "Herein!" Lissy erblickte zwischen dem weißen Haarkranz des Alten und dem Scheitel ihres Mannes das magere Gesicht eines blonden Buben, der fremd um sich sah und sich mit einem Ruck verbeugte. Robert sagte: "Gelobt sei Jesus Christus!" und küßte dem Generalpräfekten die Hand.

Als Lissy dieses Kind sah, das sich nun vor einem nach dem anderen verneigte und verlegen seine Hand hinhielt, um dann steif und hilflos in sich verkrochen stehenzubleiben, schrie etwas in ihr auf. Das Glück der Mutterschaft war ihr versagt geblieben; es war ihr Kummer, denn sie liebte Kinder. Sie verstand im Augenblick selbst nicht genau, was sie fühlte, aber es war ihr, als brauche dieses Kind ihren Schutz. "Komm, setz dich zu mir, lieber Robert," sagte sie mit großer Wärme, "wir haben uns so sehr gefreut, daß wir dich sehen durften. Der Pater Generalpräfekt hat erlaubt, daß wir dich morgen und übermorgen herausnehmen. – Das wird furchtbar nett sein!"

Robert blickte sie mißtrauisch an. Er hatte längst vergessen, daß sich jemand wirklich vorbehaltlos über ihn freuen konnte, denn auch zu Hause war jedes Wiedersehen zu sehr mit Ermahnungen durchsetzt, als daß es einer reinen Freude ähnlich gesehen hätte. Er fand keine Erwidern auf diese Worte, er witterte eine versteckte Gefahr darin. Frauen waren zu selten innerhalb dieser Mauern, als daß er an sie gewöhnt gewesen wäre. Er wußte nur, daß die Kirche sie als schwache Töchter Evas sah, die durch die Makel ihrer Stammutter und den Fluch ihres Geschlechts so tief unter Männern standen, daß sie die Klausur nicht betreten durften, die jeder Bub betreten konnte. Nicht einmal eine Nonne zählte in dieser Stufenleiter voll, trotzdem sie Christi Braut geworden war. Sie mußte dennoch bei Männern beichten und Wachs bleiben in des Priesters Hand.

Er wußte deshalb nicht, was er auf diese weibliche Freundlichkeit erwidern durfte, und blickte scheu in das gefürchtete Gesicht des Generalpräfekten. Aber der Generalpräfekt war so heiter, als habe er niemals gedroht und gestraft. "Setz dich nur", sagte er, und tätschelte mit seiner eiskalten Hand die Wange des Buben.

Das war wieder ein neuer Grund zum Mißtrauen, und so setzte sich Robert nur eben auf die äußerste Kante des Sessels und drehte seine Mütze verlegen in der Hand.

"Ich darf mich jetzt verabschieden, nachdem ich unseren Neitperg in so guten Händen weiß", sagte der Pater verbindlich. "Ich habe leider noch mehr Obliegenheiten. Du gehst um sechs Uhr zur Division zurück, Neitperg. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben." Er erhob sich und reichte Harald und Lissy die Hand, dann lächelte er zu Robert herunter. "Denk daran, daß du morgen den Heiligen Geist empfängst und daß du an dir arbeiten mußt, um ein würdiges Gefäß seiner Gnade zu werden!" Der Bub knickte über der hageren Hand zusammen. Der Pater drückte gemessen das Birett auf seine Tonsur und verschwand hinter dem Türflügel, der ins Schloß schnappte.

"Ja, mein lieber Robert, was machen wir nun?" fragte Harald und zündete eine neue Zigarette an.

"Ach Gott, das weiß er doch nicht", fiel Lissy ihm ins Wort. "Warte Robert, warum bist du eigentlich stehengeblieben. So setz dich wieder, und nicht nur auf die Kante, sondern tief in den Sessel hinein. Hast du Hunger?"

"Ach, das macht nichts!"

"Du hast also natürlich Hunger. Ich habe dir eine Tafel Schokolade mitgebracht. Darfst du die mitnehmen?"

"Ich muß sie dem Pater Zumstein vorzeigen, und dann wird sie verteilt."

"Ach, Unsinn, ich habe sie dir mitgebracht und nicht den anderen Buben. Ich jetzt gleich die eine Hälfte, die andere bekommst du morgen. So, und jetzt soll ich dir viele Grüße von deinen Eltern ausrichten. Wir haben sie vor vier Wochen gesehen. War das dein Hund, der kleine schwarze, den deine Eltern später verschenkt haben?"

"Ja, das war mein Schnauzer." Das Gesicht erhellte sich.

"Den kannte ich auch. Deine Mutter sagte, daß du ihn allein aufgezogen hast, und daß es dir sehr leid tun wird, daß sie ihn weggeben mußte!"

"Ja, ich habe ihn auch stubenrein gemacht." Er wollte noch etwas dazu sagen, es stahl sich wie Verschmitztheit um seine Lippen, aber dann versperrte sich das Gesicht wieder. Alles, was damit zusammenhing, war Unkeuschheit. Man durfte darüber nicht sprechen. "Ich habe einen alten Wollschal gehabt," fuhr er dann fort, und seine Augen erleuchteten sich wieder, und jetzt sah er nicht mehr wie ein Asket aus, der mit seinem Gotte ringt und an der übergroßen Aufgabe zuschanden wird, sondern wie ein Bub von vierzehn Jahren, "an dem hat er sich immer festgebissen und ich habe ihn im Kreise herumgedreht!"

Der Maler nickte seiner Frau unmerklich zu. Ein Glück, daß sie hier war, er hätte es gewiß nicht so schnell fertiggebracht, diese verklammte Seele zu erwärmen. "Ich habe gehört, du malst", warf er ins Gespräch.

Der Bub blickte zu ihm auf. Da saß der berühmte Otte, schlank, elegant, groß, mit jener unbegreiflichen glatten Sicherheit der Erwachsenen, rauchte blaßblaue Schwaden in den strengen Raum und sagte so ganz nebenhin: *Du malst*. "Manchmal, wenn ich Zeit habe", antwortete Robert, denn man mußte antworten, wenn man gefragt wurde.

"Ach, laß ihn doch, Harald, das hat doch alles bis morgen Zeit. Weißt du, Robert, Harald ist ein schrecklicher Mensch, er fühlt sich nur wohl, wenn er über seine Arbeit sprechen kann. Dafür mag er es aber nicht, wenn andere darüber sprechen." Sie nickte Robert lachend zu und wischte ihm mit einem winzigen und gut riechenden Taschentuch über den Mund, der von Schokolade verschmiert war. Sie behandelte ihn wie ein kleines Kind, man durfte es sich eigentlich gar nicht gefallen lassen, aber es tat wohl, daß er darüber fast die Haltung verlor. Das war natürlich unmöglich, und gar in diesem Augenblick, in dem das rätselhafte Frauenwesen mit den aschblonden Haaren sich mit ihm zu einer kleinen Gemeinsamkeit gegen den langen Maler zusammengeschlossen hatte.

Alle Mauern der Vorbehalte brachen in sich zusammen, alle Ringe der Kälte, die sein Herz umspannten, schmolzen. Er wurde wieder das, was er sein sollte, ein

halbes Kind, das lachen konnte und das nun ernsthaft und spaßhaft durcheinander von seinem engen Leben erzählte, wie es sich in diesen Mauern entfaltete.

"Wir sehen uns morgen", sagte Lissy zum Abschied, und sah ihn mit ihren grauen Augen an. "Leb wohl, Robert!"

Der Bub ertappte sich, während er der Division wieder zuschritt, dabei, wie er ein Lied zu pfeifen begann. Er verstummte sofort, denn es war undenkbar, als Firmling dort zu pfeifen, wo man Stillschweigen zu halten hatte. Er erschrak aber nicht über seine Verfehlung, sondern lachte darüber.

Er nahm sich vor, heute abend seine Zeichnungen zu sich zu stecken, denn morgen war nach der Firmung keine Zeit mehr dazu. "Lissy werde ich sie auf alle Fälle zeigen", dachte er. "Harald vielleicht nicht." Er murmelte den Namen der Frau nochmals vor sich hin und schämte sich dabei, denn dieser Name war warm, er bedeutete ein Paar graue Augen mit goldenen Punkten darin, und einen zarten Duft, wie er vorhin an ihrem Taschentuch haftete. Er trug die Erinnerung an diesen guten Duft so stark mit sich fort, daß er, vor der Marienstatue angelangt, unwillkürlich schnupperte, als müsse auch hier ein Hauch dieses Aromas schweben. Er erschrak, denn wie konnte er die unbefleckte Himmelskönigin mit einem irdischen Weibe gleichsetzen, das nicht einmal die Klausur betreten durfte! Wahrscheinlich stellte Satan ihm Fallen, um ihn straucheln zu lassen, ehe der Heilige Geist von ihm Besitz ergriffen hatte. Wenn das erst der Fall war, wenn die unbegreiflichste der drei Personen der Gottheit in ihm thronte, würde der Teufel kein so leichtes Spiel mehr mit ihm haben.

Dann war er auch würdiger und wertvoller als vordem, und so konnte er morgen nach der Firmung Lissy ganz anders gegenüberreten als heute. Er freute sich auf einmal auf die Firmung. Jetzt wußte er: Wenn der Heilige Geist sich morgen zu ihm herniederließ, erfüllte er ihn mit seinem Glanz, und alle Unsicherheit und Bekümmernis würden dahin sein.

Er hatte den Heiligen Geist bisher noch nicht begriffen gehabt, den Wirker, der die mystischen Gaben austeilte, welche Christus auf Erden verdient hatte, den Stärker, der die Gläubigen in ihrem Kampf festigte, die ganze unbegreifliche dritte Person der Gottheit, wahrer Gott wie der Vater und der Sohn, mit denen er eins

und doch nicht eins war. Er hatte ihn bisher wie ein Blinder verehrt, er war ihm niemals so wesenhaft geworden wie Christus, der sich in die Hostie schmiegte, und wie Gott Vater, der allgegenwärtig das Leben der Menschen beobachtete und lenkte, ohne dabei ihren freien Willen zu beeinflussen.

Jetzt aber wußte er, daß der Geist sein irrendes Leben durchtränken und stärken werde, so daß er Richtung und Weg erkennen konnte. Der Heilige Geist hatte ja ganz gewiß die Wahl des Firmpaten beeinflußt, denn es konnte Ihm doch nicht gleichgültig sein, wer da morgen früh die Hand auf die Schulter des Firmlings legte. "Ich danke Dir, Heiliger Geist," betete Robert, "daß Du Harald und Lissy zu Firmpaten bestellt hast!"

In dieser halben Stunde, von der ihm nichts verblieben war als ein leichter Geschmack von Schokolade, ein Hauch von Lissys Parfüm und die vergessene Bestätigung, daß es auch außerhalb der Mauern der Immakulata eine lebendige Welt gab, hatte sich seine Einstellung zur Division gewandelt. Die Kameraden hatten in den letzten Wochen so viel an ihm auszusetzen, zu sticheln und zu verfolgen gehabt wie immer, die Vorgesetzten waren ihm so unheimlich und unvertraut geblieben wie nur je. Trotzdem betrat er jetzt den Studiensaal ganz vergnügt. Er grüßte so munter zum Präfekten hinauf, als er sich vor seinem Podium anmeldete, daß der Pater den Umschwung sogleich erkannte und ihm mißtraute. Er forschte in diesem Bubengesicht, um den Schlüssel zu dieser plötzlichen Verwandlung zu finden, aber er fand ihn nicht. Deshalb winkte er Robert näher heran und neigte sich über ihn, als der Bub die Stufen hinanstieg. Seine schwere Hand legte sich auf die magere Schulter, er löste den Blick nicht aus seinen Augen, und sagte bedeutungsvoll: "Ich habe für dich gebetet und ich hoffe, daß der Heilige Geist dir helfen wird. Nimm dir jetzt ein Buch aus der Bibliothek, das zum morgigen Tag paßt, am besten die Visionen der seligen Katharina von Emmerik, ich glaube, es ist noch nicht ausgeliehen. Du kannst dich setzen!"

"Danke", sagte Robert und ging zu den Bibliotheksschränken an der Rückwand des Studiensaals. Der Heilige Geist war offenbar mit ihm, denn die Visionen der Katharina waren ein sehr beliebter Lesestoff, den man nicht so leicht bekam, und der Band war reich bebildert. Vielleicht konnte man später auch um

die Erlaubnis bitten, eines dieser Bilder abzuzeichnen, etwa den Heiligen Geist als Taube. In Robert erwachte die unklare Vorstellung, der Heilige Geist könne vielleicht beleidigt sein, wenn man sich nicht vornahm, ihm das nächste Bild zu widmen. Er erhielt das Buch vom Bibliothekar und begab sich damit an sein Pult. Erst blätterte er verstohlen darin umher und suchte nach einer passenden Vorlage. Es war wohl am leichtesten, wenn man das Symbol des Heiligen Geistes, die Taube, darstellte, aus deren mystischem Leib die Gnaden wie Lichtstrahlen hervorbrachen. Wenn man den gesenkten Kopf eines Beters darunter zeichnete, so war der Akt der Firmung dargestellt.

Er fand nicht gleich das, was er suchte, und begann in der Schilderung der kranken Nonne zu lesen, die von Clemens Brentano aufgezeichnet worden war. Sogleich überkam ihn, gleich den Aposteln, die sich dereinst im festlich geschmückten Abendmahlsaal versammelt hatten, *eine stets wachsende Innigkeit*.

DIE WÄNDE DES STUDIENSAALES WICHEN, die Kameraden verschwanden. Das Rascheln der Papiere, das Kritzeln der Federn wurde übertönt von jenem Brausen, mit dem die Wolke des Heiligen Geistes heraufzog, eine Wolke, vor der sich die Jünger in Furcht zur Erde neigten. Die sieben Lichtbündel brachen aus dem geballten Dunst hervor, Gleichnisse für die sieben Gaben, die der Heilige Geist verschenkt. Dort, wo diese Strahlen in einem Brennpunkt zusammenliefen, erschien die Gestalt des Gewaltigen, jeder Beschreibung spottend, einem Wesen gleich, das mit Flammen geflügelt war. Und das Haus des Abendmahles füllte sich mit dem Licht der Gottheit.

Das Licht begann sich zu ballen, es wurde gleichsam greifbar, es rieselte und tropfte herab. Die einhundertzwanzig Versammelten erhoben sich, als sie erkannten, daß sie begnadet waren, und nun war es, als tränken ihre Lippen durstig die Licht- und Flammenströme in sich hinein.

Der verborgene Maler in seiner Brust bemächtigte sich der Worte, die dereinst dem kranken Mund der Nonne entwichen waren. Er sah das farbige Lohen der Strahlen, sah die Gesichter in Schatten und Licht getaucht, er bildete an der

Gestalt des Gottes, der auf der Grenze zwischen Sichtbarkeit und Geheimnis, in Licht zerfließend und aus Licht gebildet, die bewegte Szene beherrschte.

Robert begriff freilich gleich darauf, daß es ihm nicht möglich war, diese Vision festzuhalten, denn er war nicht fähig, so viele Figuren und so verwickelte Licht- und Farbenspiele darzustellen. In vergangenen Tagen hätte er aufbegehrt und hätte sich mit verbissenem Trotz, dem sicheren Vorboten des Mißlingens, dennoch an das Bild gemacht. Heute ruhte er in ungeahntem Glück, zufrieden und einig mit sich und der Welt, in der er leben mußte. Es war der Heilige Geist, dessen Segnungen bereits vorauswirkten, Segnungen, die alles Verwirrte entwirren und alles Dunkle erhellen würden.

Er ahnte nicht, daß dieser Augenblick scheinbarer Ruhe nur dadurch zustande gekommen war, daß viele unsichtbare Spannungen seines Wesens sich gerade jetzt die Waage hielten, und daß er unfehlbar wieder in den Strudel der Zerrissenheit hineingezerrt werden mußte, sobald die geringste Kleinigkeit diesen Zustand gespannter Ruhe zerstörte. Die große Stille, die er empfand und die er für eine Gnade Gottes hielt, bezauberte ihn. Er glaubte in diesen Minuten, daß es ihm endlich gelungen sei, sich in die Division und in die Ordnung der Kirche einzufügen, und vergaß darüber, daß die Ursache dieser Veränderung in jenen Minuten zu finden gewesen wäre, die er im Sprechzimmer verbracht hatte.

ROBERT ERKANNT DIE VERGÄNGLICHKEIT SEINES FRIEDENS NICHT, die beiden Ottes aber wußten darum. Harald lehnte mit dem Rücken am Fensterbrett des Zimmers im *Roten Adler* und trommelte mit den Fingern auf dem weiß lackierten Holz. Er lauschte zerstreut auf das Raunen und Murmeln des Röhrenbrunnens, der vor dem Fenster einen glasklaren Wasserstrahl in den bemoosten Brunnentrog sprudelte, und beobachtete Lissy, welche die Bücher und die Uhr, die der Bub morgen nach der Firmung bekommen sollte, auf dem Tisch zurechtlegte. "Genau genommen ist das alles schrecklich", sagte der Maler plötzlich.

"Was willst du tun? Wenn du den Buben aufstachelst, machst du ihm das Leben noch schwerer und unerträglicher."

Harald wendete dem Zimmer den Rücken zu und sah zum Fenster hinaus. Die Sonne war untergegangen, ein perlgrauer Streif Abendlicht stand über den Dächern. Darüber blitzte der erste Stern. "Bei so etwas zusehen zu müssen und nicht helfen zu können, ist furchtbar. Es muß etwas geschehen."

"Wie willst du das machen?" fragte Lissy leise. "Es geht doch nicht."

"Man muß dem alten Neitperg reinen Wein einschenken, er soll herkommen, sich das alles ansehen und den Buben herausnehmen."

"In Fragen der Religion richtet er sich bestimmt nach seiner Frau!"

"Dann muß man ihr schreiben."

"Ich glaube nicht, daß sie sich da hineinreden läßt. Sie ist doch davon überzeugt, dali sie das Beste für das Kind tut."

"Aber ein Blinder muß doch sehen, was hier vorgeht!" Er ging zum Tisch und suchte nach der Zigarettenschachtel, nahm eine .Zigarette heraus und legte sie wieder weg, ehe er sie angezündet hatte. "Wahrscheinlich hast du recht, wenn du sagst, daß jeder solche Versuch sinnlos ist. Ich kann mir vorstellen, was sie antworten wird: Der Weg zu Gott ist eng und mit spitzen Steinen besät, man muß sein Kreuz auf sich nehmen und dergleichen. Wenn sie so anfängt, verkriecht sich der Herr Major und macht den Mund nicht auf, das weiß ich alles. Aber man muß es doch versuchen, man kann doch nicht einfach diese Dinge laufen lassen! Weißt du, Lissy", er stand auf einmal groß und straff vor seiner Frau, "ich bin in diese ganze Patenschaft hineingestolpert, ohne mir Gedanken zu machen, was daraus werden könnte. Ich dachte, es ist mit zwei Tagen Aufenthalt in Feldmünster alles abgetan, aber das ist nicht so. Ich habe damit angefangen, und jetzt lasse ich nicht mehr locker, mir ist diese Verpflichtung auf einmal sehr ernst geworden. Ich werde doch der Mutter schreiben und ihr darstellen, was wir gesehen haben, vielleicht kommt sie hierher und überzeugt sich." Er nahm einen Pack Postkarten auf, die er am Heimweg erstanden hatte, und besah sie. "Sieh dir doch bloß diese Postkarten an, das stimmt doch alles nicht, das ist einfach ein Einfangen der Eltern. Spielende Buben im Schnee, der Riesenkasten in der Landschaft, und wieder spielende Internisten im Sommer, das Herz lacht einem im Leibe, wenn man so viel Schönes sieht. Und dann nimmt man einen Buben ins Sprechzimmer,

und der sieht so aus!" Er ging mit langen Schritten im Zimmer hin und her. "Wenn einer derb wie ein Bär ist, wenn einer schlau ist, oder wenn er irgendwo in der Seele noch einen Hauch des Mittelalters mitbekommen hat, Weihrauch, Düsternis und Ekstase, der kommt da vielleicht einigermassen ungeschoren durch, der zerbricht nicht. Aber so ein weiches und wahrscheinlich tiefes, in jedem Fall wehrloses Kind, das nichts anderes tun kann, als sich in sich selbst verkriechen und ein wenig ausschlagen, wenn einer ihm zu nahe kommt, das gehört eben nicht hierher. Es kann sich ja nicht erretten, es ist eingesperrt hinter diesem Gitter, abgeschnitten von unserer sogenannten Welt des Scheins und völlig in der Gewalt der Jesuiten. Was kann denn von seinem Charakter übriggeblieben sein, wenn es acht Jahre lang vergewaltigt worden ist?"

"Wir wollen in den zwei Tagen nett zu dem Buben sein. Er war ja schon heute ein wenig aufgetaut!"

"Soweit es an mir liegt, soll ihm nichts fehlen. Ein Skizzenbuch habe ich mit, ein paar Studien sind drin. Vielleicht machen sie ihm Spaß? Ich werde sie ihm jedenfalls zeigen. Ins Noviziat werden wir ihn auch auf alle Fälle mitnehmen, dort sieht er ebenfalls ein paar Bilder. Wahrscheinlich ist diese ganze Malerei bei ihm nichts anderes als eine Kinderei, wie das bei Buben eben so ist, aber das macht ja nichts."

"Ja, zeige ihm etwas, es macht ihm sicher Freude."

"Es tut mir leid, daß ich nur Maler bin, diese ganze Atmosphäre in dem Internat schreit ja nach Darstellung. Malen läßt sich so etwas nicht, aber schreiben müßte man darüber, schreiben!"

"Keiner würde es glauben!"

"Weißt du, da gibt es ein gutes Wort: Schimpf nur zu, es bleibt doch immer etwas hängen. Der politische Teil der Kirche hat diese Taktik zur Vollendung gebracht, sie hämmert in ihre Gläubigen so lange hinein, daß alles, was nicht in ihren Kram paßt, schlecht ist, bis die Lämmer es glauben. Warum soll man diese Methode nicht einmal gegen sie selbst richten? Übrigens werde ich der Mutter erst schreiben, wenn wir wieder in Viten sind, denn ich möchte noch etwas klarer sehen. Ich habe dem Pater Lechner versprochen, daß ich mich um den Buben

kümmern werde, und bei Gott, ich werde das Versprechen halten, wenn auch anders, als der Generalpräfekt sich das vorstellt. Ich glaube wenigstens nicht, daß er genau das beabsichtigt hat, was ich jetzt tun will, aber das macht nichts. Mich interessiert ja schließlich nur der kleine Robert und nicht der Erfolg jesuitischer Erziehungsmethoden. Wenn man bedenkt, daß dies die Kerntuppe Roms ist! Ja, die Weltgeistlichen sind meist immer noch vernünftiger als die Ordensmänner; es sperrt sich niemand ungestraft sein Leben lang von der ganzen Welt ab. Ich persönlich kann ohne Geistliche leben und ich komme mir immer noch lächerlich vor, weil ich diese Beichte in Viten abgelegt habe. Ich brauche keine Mittelsmänner zwischen Gott und mir, trotzdem der alte Pfarrer in Viten nicht uneben war."

"Harald, entschuldige, aber es wird spät. Wollen wir essen gehen?"

"Natürlich, Liebe, verzeih. Ich bin bloß neugierig, wie sie das morgen alles inszenieren werden, denn auf Pomp versteht sich die Kirche und verstehen sich vor allem die Herren der Gesellschaft Jesu. Sie werden den Bischof vorführen wie den Heiligen Geist persönlich, davon bin ich überzeugt. Eine gute Fassade ist wertvoll, das wissen sie genau. Na, Schluß damit, gehen wir essen!"

DIE SONNENBÜNDEL DES MAITAGES BRACHEN durch die Fenster der großen Kapelle herein wie die mystischen Ausstrahlungen des Heiligen Geistes. Weihrauchwolken wehten durch ihre ruhigen Bahnen, Garben von gelben Wachskerzen flackerten vor dem Gold des Hauptaltars, das flammende Rot der Feuerlilien, die Elfenbeintöne der Kallas, das Violett der Veilchenkissen klang in gebrochenen Akkorden zusammen unter den immer wieder emporqualmenden Schwaden von duftendem Gewölk, das aus den Rauchlöchern der Weihrauchfässer strömte.

Vor dem weißen Marmor und dem dunklen Gold des Altares zelebrierte der Bischof. Ein ungeheures Gefunkel brach aus der Pracht seines brennend roten, schwer mit Gold verbrämten liturgischen Kleides; brennend rot waren auch die Untergewänder der Dienenden, die ihm bei der heiligen Handlung behilflich waren. Die sechs Divisionen knieten niedergeworfen in den Bänken, die Töne der Orgel brausten über sie hin. Patres, Internisten, Eltern und Firmpaten begingen gemeinsam das Fest, an dem die jungen Gläubigen Streiter der Kirche wurden. Die

Firmlinge, die in ihren schwarzen Anzügen mit den weißen Kragen in den ersten Bankreihen knieten, erwarteten den Ritterschlag, mit dem sie zu Kämpfern der katholischen Aktion geweiht werden sollten. Um ihnen die Stunde unvergeßlich zu machen, war aller Prunk aufgeboten worden, den der Orden zu entfalten vermochte.

Von der Hand des zelebrierenden Bischofs warf der Bischofsring spitze Strahlensplitter in den dampfenden und tönenden Raum, und sein goldener Krummstab funkelte herrisch zu den Bänken der Firmlinge, der Paten und der Divisionen hinüber.

Die Sänger auf der Orgelempore jubelten ihre Lobgesänge hinaus und ließen sie erklingen zur Ehre der unerschütterten Kirche und zur Erinnerung an jenen Tag, als die Apostel die erste reiche Seelenernte einbrachten in die Speicher der Ewigkeit, da sie zu predigen begannen in den Sprachen und Dialekten der Meder und Älamiter, der Parther, der Völkerschaften von Mesopotamien, Judäa, Kappadozien, Pontus und Asia, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und den Landstrichen Lybiens bei Kyrene, der Römer, Juden, Kreter und Araber. Der Heilige Geist hatte das Wunder bewirkt und hatte die Fischer aus Galiläa sprachgewaltig gemacht, so daß das in Jerusalem versammelte Volk sie verstand, als sie zu berichten begannen von der Herrlichkeit Gottes und seinem kommenden Reich.

"Alleluja, Alleluja", klang eine süße Stimme von der Empore, "send aus Deinen Geist, und Welten erstehen. Das Antlitz der Erde wirst Du erneuern. Alleluja! Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigkeit und entzünde in ihnen das Feuer Deiner Liebe!"

Die einsame Stimme schwieg, die Orgel tönte gewaltig auf, und nun riefen viele junge Kehlen gemeinsam nach dem Geist, der herniedersteigen sollte zu den jüngsten Kämpfern der uralten Kirche:

"Veni, Sancte Spiritus,
Et emitte caelitus
Lucis tuae radium!
Komm, o Geist der Heiligkeit!"

Aus des Himmels Herrlichkeit
Sende Deines Lichtes Strahl!"

Der Maler Otte hatte sich die Vorbereitungen zu diesem Fest nüchtern und skeptisch angesehen, die Blumen, die Kerzen, das Gold. Er hatte sich, als die Divisionen einmarschierten, umgedreht und hatte unbekümmert diese jungen Gesichter mit seinem geschulten Auge durchforscht, Er hatte Hunger darin gefunden, Stumpfheit, verstecktes Lachen, steife Frömmigkeit, Verlegenheit und das, was ihm am unverständlichsten war, die entrückte Hingabe an diese Welt, die nur in Gedanken bestand und die trotzdem so viel irdische Pracht und Gebräuche verwendete. Er hatte genau das gefunden, was er erwartet hatte, und sein Herz hatte gleichmütig weitergeschlagen. Der Aufwand berührte ihn nicht.

Aber die Kirche hatte nicht umsonst in Jahrhunderten gelernt, die Sinne zu fesseln und in jene Bahnen zu lenken, die ihr genehm waren. Die Wellen des Gesanges hatten seine Nüchternheit fortgeschwemmt, die eigenartige Stimmung war über ihm zusammengeschlagen wie ein Meer, und nun trieb er gebannt in diesem Strom des Weihrauchs, der Kerzen, der Blumen, der liturgischen Gewänder. An sein Ohr schlugen die Worte, die von der Empore zu Gott sich hinaufschwangen:

"O du Licht der Seligkeit
Mach dir unser Herz bereit,
Dring in unsre Herzen ein!
Ohne deinen Gnadenschein
Steht der arme Mensch allein,
Kann nicht gut und sicher sein!"

Er schüttelte den Kopf, als er die Bedeutung dieser Worte überlegte, aber es gelang ihm nicht völlig, sich aus den weichen und kaum fühlbaren Fesseln zu befreien, die ihn umstrickten. *Das packt ja sogar mich*, dachte er. *Und was macht das Kind?*

Robert kniete schräg vor ihm in der Bank mitten zwischen den Firmlingen. Man konnte sein Gesicht nicht erkennen, denn er hatte es in den Händen

verborgen. So sah Harald nur den mageren Nacken, der sich im kurz geschorenen Haar verlor, und den weißen Kragen über dem stumpfen Schwarz des Firmanzugs. Der Bub hatte sich offensichtlich den unsichtbaren Strömungen, die diesen Raum erfüllten, anvertraut und ließ sich treiben. *Ist er vielleicht doch glücklich?* grübelte Harald, *gehört er vielleicht zu jenen, die sich in den dämmerigen Räumen der Mystik verlieren müssen, sollen sie sich selbst finden?* Ach, Unsinn, das galt vielleicht für heute, gestern galt es sicher nicht, und morgen würde es wieder nicht gelten. Was sollte denn geschehen, wenn er in ein paar Jahren das Pensionat verließ und nun dem Leben begegnete, diesem glatten, kerngesunden, rohen Kerl mit den breiten Fäusten und den gespannten Muskeln? In einer Ordenszelle, in die man sich vor dem Leben flüchten konnte, wurde Robert bestimmt nicht glücklich. Er mußte sich mit dem Leben abfinden, heute oder in vier Jahren. Wehe ihm, wenn er sein Rüstzeug abgestreift hatte im Dämmern der Kirche.

Der Maler zürnte über die leichtfertig übernommene Aufgabe. *Ich bin nicht weich genug, um mich all diesem Getön, diesen seit Jahrhunderten erprobten Gebräuchen willenlos hingeben und in dieser Willenlosigkeit glücklich werden zu können,* sagte er sich. *Ich erlebe das alles, aber ich erlebe es nicht anders als eine Frau vor meiner Staffelei. Es packt mich bloß darum tiefer, weil ich es noch nicht fünfzigmal mitgemacht habe. Der Bub weiß das aber nicht, für ihn ist dieser Schein Leben, für ihn ist sein Empfinden die Wirklichkeit. Wie zeige ich ihm den Weg, den er gehen muß, soll er glücklich werden? Denn, und Harald lachte in sich hinein, der Bub ist ja gestern sofort und widerstandslos der Nähe Lissys erlegen, am Vorabend seiner Firmung, mit seinem gesamten kirchlichen Rüstzeug. Wie bringe ich ihm bloß bei, daß das Leben jeden überrennt, der sich gegen seine Absichten zur Wehr setzt, daß es aber ein fabelhafter Kamerad ist, wenn man es zu nehmen versteht mit all seinen Fehlern? Wie macht man das einem Kind begreiflich, dem die verschollenen Ausdrücke längst verstorbener Kirchenväter geläufiger sind als der einfachste und alltäglichste Satz, wie man ihn da draußen in der Welt benötigt? Was hat der Bub denn gelernt? Er hat, wenn ich mich recht an den eigenen Firmunterricht erinnere, erfahren, daß die Feinde des Heils die böse Begierlichkeit, die böse Welt und der böse Feind sind. Er hat gelernt, daß nur in den Armen der*

Kirche, im Mutterschoß der katholischen Religion Zuflucht ist vor den Nachstellungen des Bösen. Wie soll man einem so unsinnig belehrten Wesen klarmachen, daß das Leben eines Mannes nicht im Zurückweichen vor eingelernten Gefahren besteht, sondern daß sein Sinn der Kampf und seine Bestätigung der Erfolg ist? Und zwar zunächst ein Erfolg hier im Diesseits, fügte Harald für sich hinzu.

Vielleicht lohnte die ganze Anstrengung nicht, vielleicht war das ganze Kind es nicht wert, sich mit ihm Mühe zu geben? Er warf wieder einen Blick auf Robert und verneinte den Zweifel vor sich selbst. Nein, es lohnte die Mühe. Es mußte schwierig sein, den Buben aus der Blutlosigkeit seines verkrampften Lebens zu lösen, vielleicht war es sogar aussichtslos, aber man mußte es versuchen.

Man mußte es versuchen, trotzdem er selbst, der nüchterne Harald, in diesem Augenblick beeindruckt war von dem Schauspiel, das sich den versammelten Gläubigen bot. Der Bischof verließ den Altar und stieg mit dem goldfunkelnden Gefäß, das die Hostien enthielt, die Stufen herab, umgeben von denen, die ihm dienten. An der Kommunionbank knieten die Paten und Firmlinge, die Christi Leib empfangen wollten, und das helle Geklingel der Ministrantenschellen, das den weiten Raum erfüllte, war doppelt wirksam nach den Gesängen, die vordem zu Gott emporgestiegen waren. Was sollte er dem Buben sagen? *Sieh, dieser Pomp ist vorhanden,* mußte man ihm erklären, *man muß ihm Rechnung tragen, denn er ist ein Teil der Gewalten dieser Erde, eine politische Macht, wenn sie sich auch noch so sehr hinter liturgischen Gebräuchen tarnt. Bedenke, daß diese Gewalt sich gewandelt und umgeformt hat, daß diese Kirche nichts mit der Kirche der Katakomben mehr gemein hat außer Äußerlichkeiten und daß die Apostel gewiß sehr erstaunt sein würden, wenn sie heute zugegen wären. Du weißt ja nicht einmal, was Er dazu sagen würde, Er, der erklärt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Er schweigt. Er zeigt sich den Gläubigen nicht mehr und widerspricht denen nicht, die angeben, in seinem Namen zu wirken, aber er bestätigt sie auch nicht. Kann dies denn das gewollte Ergebnis der Lehre sein, die der Sohn des Zimmermanns verkündete?* fragte sich Harald, und er verneinte die Frage.

Die Liturgie strömte über seine Fragen dahin und gab keine Antwort. Der Weihrauch wölkte dichter empor, die Orgeltöne schwellen mächtiger an, die Kerzenbüschel flackerten inbrünstiger. Die Firmung nahte, der Heilige Geist schickte sich an, herabzuströmen auf die, die an ihn glaubten.

Die Mitra bäumte sich steil über der Stirn des segnenden Bischofs. Der Krummstab stand stolz in seiner Linken, der Bischofsring blitzte aus allen Facetten des riesenhaften Diamanten, der ihn schmückte. Mit zögernden und scheuen Schritten wanderten die Firmlinge abermals zur Kommunionbank. Ihre dünnen Beine in den schwarzen Strümpfen trugen sie im Bann des Augenblicks dahin, wo sie das Sakrament empfangen sollten. Sie knieten nieder und versanken in ihrer Erwartung, während die Firmpaten hinter sie traten. In das Gemurmel des Bischofs hinein schmetterte auf einmal der klare Schlag eines Buchfinken, der sich draußen im grünen Gewölbe eines Baumes wiegte.

Der Bischof näherte sich. Die Akkoluthen waren um ihn, und Robert beobachtete wie durch dichten Nebel, daß sie den Teller mit Chrysam trugen, dem Salböl, das in einem goldenen Gefäß trüg schaukelte, den Teller mit den reinen Wattebäuschen, die den Überschuß des Chrysans wieder von ihren Stirnen entfernen sollten, und den leeren Teller, auf dem die gebrauchten Wattebäusche gesammelt wurden, um sie dem reinen Untergang in der Flamme zuzuführen.

Die heilige Handlung begann rechts von ihm. Er war versunken in zitternde Erwartung, und so fühlte er mehr als er sah, wie der Bischof einen der Kameraden um den anderen firmte. Die Stimmung des Hochamts durchflutete ihn, sie hatte sich mit der des gestrigen Abends vermischt, und er wußte nun gewiß und unbezweifelt, daß sich der Geheimnisvolle, der Heilige Geist nun zu ihm herabsenken werde. Ein Strom von Feuer würde ihn durchrieseln, und er würde erfüllt werden mit der Siebenzahl seiner Gaben, von denen bereits Jesaias prophetisch gesprochen hatte, mit Weisheit und Verstand, mit Rat und mit Starkmut, mit Wissenschaft, Gottesfurcht und Frömmigkeit. Das Licht von oben würde ihn durchleuchten, jede Falte seiner Seele würde erhellt werden. Seine Furcht würde sich in Mut, seine Zweifel in Wissen wandeln, aus all seiner Schwäche würde große Kraft werden. Was vorher war, war abgeschlossen. Nun

konnte das neue Leben beginnen, das ihm vorgezeichnet war und das geradewegs emporführen mußte zu den Gefilden der Seligen. Er war schwach, er hatte in dieser Nacht wenig geschlafen, er hatte mit dem bösen Trieb kämpfen müssen und hatte ihn gewiß nur deshalb besiegt, weil bereits ein Widerschein der Kraft des Heiligen Geistes auf ihm lag. Nun, da er herabsteigen würde zum unwürdigen Gefäß seiner Seele, würde der Kampf leichter, der Sieg gewiß sein.

Der Bischof war bei seinem Nebenmann angelangt. Robert sah das Funkeln eines goldenen Tellers vor sich und hörte das Geraun der Stimme des alten Mannes. Er wußte, daß eben neben ihm der Blitz von oben niederzuckte und die Seele des Ungarn in Brand setzte, so wie es sogleich auch mit seiner Seele geschehen mußte. Er neigte sein Haupt in Demut, denn das war ihm eingeschärft worden. Dann fühlte er den Druck einer Hand, die seine Schulter berührte, ohne daß er in seiner entrückten Verwirrung begriff, wessen Hand es sein mochte.

Der Bischof war vor ihm. Seine weißen Finger legten sich zitternd und kühl auf das kurz geschorene Haar. Ein Finger zeichnete ein Kreuz auf seine Stirn, und die Stimme murmelte die uralte Formel der Firmung: "Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrysam des Heiles, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Robert fühlte noch nichts von der Anwesenheit des Heiligen Geistes. Das war begreiflich, wenn es ihn auch ein wenig enttäuschte, denn er hatte ja den sinnbildlichen Backenstreich noch nicht erhalten, das Zeichen der Demut, die öffentliche Erklärung dafür, daß er bereit war, um der Kirche willen zu leiden. Die weißliche Hand berührte seine Wange. "Pax tecum," klang es an sein Ohr, "Friede sei mit dir!"

Er sah auf und bemerkte, daß der Bischof bereits weitergegangen war und seinen Nebenmann zur Linken firmte. Watte streifte weich über seine Stirn und wischte das Öl fort, die Hand hob sich von seiner Schulter. Er stand auf und verspürte, seltsam ernüchert, ein leeres Gefühl in seiner Brust. Es kostete ihm Mühe nicht zu taumeln, während alle Augen aus den Bankreihen auf ihn gerichtet waren, und er versank, als er seine Betbank wieder erreicht hatte, alsbald hinter

dem Schutz seiner Hände, vor deren dunklen Innenflächen die Gedanken gehetzt dahinjagten.

Es war ganz gewiß, daß nichts Unerhörtes mit ihm geschehen, daß keinerlei Veränderung mit der Firmung eingetreten war. War der Ersehnte an ihm vorübergegangen, oder war es überhaupt so, daß man eigentlich gar nichts vom Heiligen Geist merkte und daß alles beim alten blieb? Und was empfanden die anderen? Er spreizte die Finger, die seine Augen bedeckten, ein wenig und blickte zur Kommunionbank hinüber, wo noch immer die Firmung erteilt wurde. Bei jedem Backenstreich, den der Bischof einem der Firmlinge erteilte, fragte eine wilde, hungrige Stimme in ihm: *Ist das alles? Ist nun der Heilige Geist in ihm? Spürt er etwas davon?* Keine Flamme hatte in ihm zu brennen und zu leuchten begonnen, keine Welle der Innigkeit hatte ihn zu Gott emporgetragen, nichts war leichter und nichts heller geworden. Er hatte Gold funkeln gesehen, er hatte Berührungen verspürt, das Gewand des Bischofs hatte vor ihm geglüht. Sonst hatte sich nichts ereignet.

Worte, die er im Firmunterricht gehört hatte, kamen ihm ins Gedächtnis. Man konnte den Heiligen Geist nicht immer sofort verspüren, manchmal offenbarte er seine Anwesenheit erst später. Man mußte ihn bitten und sich seine Kraft immer wieder von neuem verdienen. Aber warum geschah gerade ihm das? Warum mußte gerade er eine Enttäuschung um die andere in Kauf nehmen? Und wieder fragte die Stimme in ihm: *Ist das alles?*

Plötzlich erschrak er. Er war schwach gewesen, er hatte, kaum von der Firmung zurückgekehrt, erneut gesündigt. Jetzt hatte er sich gewiß die Gnade des Heiligen Geistes verscherzt, denn Er war nicht so sanft wie Jesus, der in jedes Herz hinabstieg, das nach Ihm begehrte. Der Heilige Geist war nicht der stille Trost der Armen im Geiste, Er stellte Bedingungen und paßte sich nicht an. Und Er hatte ihn nicht für würdig befunden.

Er mußte abermals Buße tun, mußte sich anstrengen und so leben. daß er sich die Gnade des Geheimnisvollen verdiente. Er bemühte sich. diesen Vorsatz zu fassen, doch da fühlte er, daß ihm dies nicht möglich war, und er entsetzte sich. Ihm war zumute, als habe er sich mit äußerster Anstrengung aus dem seelischen

Schiffbruch der letzten Wochen an diese ersehnte Küste gerettet, und als stelle sieh nun heraus, daß die Küste selbst noch durchaus nicht die Rettung war, daß er auf blutenden Füßen landeinwärts werde wandern müssen, irgendwohin zu einem unbekanntem Ziel, das sich immer weiter in der Ferne versteckte. Als er seine Kraft prüfte, wußte er, daß er das Ziel nicht mehr erreichen konnte. Die Kirche hatte zuviel von ihm verlangt, der Gott seiner Jugend hatte ihn überfordert.

Er erwachte ernüchtert aus dem verwehenden Traum der unmittelbaren Gotteskindschaft und durchlebte das entsetzliche Gefühl der vertriebenen Stammeltern, die die Ode der Erde erkannten. *Aber ich hin doch andächtig zur Kirche gegangen*, versicherte er sich in fliegender Hast, *ich habe doch den Heiligen Geist zu Recht erwartet. Mehr kann ich nicht mehr tun!* Das letzte mystische Ziel, das er seinem Leben gesteckt hatte, war vor dem Zugriff seiner Hände verschwunden, als er es zu packen wähnte, und die Welt schien ihm leer.

Vor dem Altar stand in diesem Augenblick der Bischof, funkelnd in seiner rot und goldenen Pracht, und segnete mit breiter Gebärde die Kinder, die er zum Kampf gegen die Dämonen der Welt gesalbt hatte. Der Diamant an seinem Bischöferring über dem violetten Handschuh riß ein letztes, sprühendes Kreuz in die Weihrauchdämmerung und erlosch. Die Orgel tönnte auf, um seinen Auszug würdig zu begleiten.

WÄHREND EINE STUNDE SPÄTER DER MALER UND SEINE FRAU in der Extrastube des *Roten Adlers* über das Mittagessen verhandelten, saß Robert fast bewegungslos im Zimmer des Ehepaars. Seine Gedanken irrten immer wieder von dem Buch weg, das auf seinen Knien lag, und seine Lippen wiederholten tonlos: "Ich habe die heilige Firmung gültig empfangen." – Dann lauschte er in sich hinein, ob er nicht vielleicht doch schon etwas von den Wirkungen des Heiligen Geistes verspürte. Es war nicht der Fall, und so griff er wieder hastig nach dem Buch. Er las gern und er besah sich noch lieber Bilder. Heute konnten ihn aber nicht einmal die bunten Abbildungen fesseln, auf denen die Taten Lederstrumpfs dargestellt waren. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er eine Spinnenwebe wegwischen, und

fühlte dabei, wie Papier in seiner Brusttasche knisterte. Es waren die Zeichnungen, die er gestern abend zu sich gesteckt hatte.

Er lauschte auf den Flur hinaus und griff hastig in die Tasche, als er noch kein Geräusch von sich nähernden Schritten vernahm. Dann zog er die Blätter hervor und betrachtete sie. Sie erschienen ihm schlecht und bedeutungslos. Er legte die Madonnenkopie sogleich zur Seite und fand auch an dem Legionär genug auszusetzen, um ihn zu verwerfen. Seine einzige Hoffnung beruhte auf dem blühenden Baum, der ihm viel Mühe gemacht hatte und der, wie er damals glaubte, gelungen war. Er starrte auf diesen Baum und fand ihn trocken und tot trotz des Blütengewölks an seinen Zweigen. Er bemühte sich, das Entzücken noch einmal zu empfinden, mit dem er vor vier Wochen jede Einzelheit aus dem Gedächtnis gebildet hatte, als er die Aste umriß, den sanften Schwung des gebogenen Stamms nachfühlte, die gebrochenen Umrisse der fernen Hügel wiedergab und die aufgetürmten Massen der abziehenden Regenwolken dahinter auftürmte. Er empfand nichts mehr. Eine gläserne Wand stand seit langem zwischen ihm und dem Leben, das die anderen lebten, und damit hatte er sich abgefunden, wenn er auch gestern abend geglaubt hatte, daß diese Wand gefallen sei. Heute versperrte ihm die Wand nun auch noch den Zugang zu seinem Eigensten, zu seinem Werk. Er sprach nicht zu ihm, es erweckte keine Erinnerungen an die Freuden, die er bei seiner Herstellung empfunden hatte, es war stumm geworden und abgestorben, sinnlos wie die ganze Vergangenheit und hoffnungslos wie die Zukunft.

Er saß erstarrt vor diesem Bild, als sei alles Leben aus ihm gewichen. Auf einmal verzog sich sein Mund kläglich, und ein heißes Brennen stieg in seinen Augen empor, denn mit einem einzigen Schlag hatte er begriffen, daß er das erste große Rennen seines Lebens endgültig verloren hatte. Er holte das Taschentuch hervor und drückte es gegen die Augen, als die Treppe knarrte und die Stimmen seiner Freunde ertönten.

So rasch als möglich steckte er das Taschentuch wieder weg und wollte eben die Zeichenblätter versorgen, als die Türe bereits aufging. "Hallo," sagte Harald hinter ihm, "was machst du da?" Seine Hand griff über die Lehne des Stuhles weg

und nahm die Zeichnungen an sich. "Fein, daß du sie mitgebracht hast, mein Lieber, laß einmal sehen. Darüber wollten wir ja heute sowieso reden. Nein, du brauchst dich nicht zu schämen. das ist Unsinn, aber wenn du willst, stecke sie meinetwegen wieder weg. Dazu hast du sie aber wohl nicht hierhergebracht?"

"Du kannst sie ruhig ansehen", sagte Robert und wendete sich weg. Er hatte seine Bilder noch niemals aus der Hand gegeben, in der Division hatten sie ihn zu oft mit seiner Malerei aufgezogen, als daß er jemals eines seiner Bilder aus der Hand gegeben hätte. Wenn einer an seinem Pult vorübergekommen war, und er malte eben, so hatte er hastig einen Bogen Papier über das gemalte Bild gebreitet, und nun lagen die Blätter in einer fremden Hand! Trotzig stieß er hervor: "Du kannst ruhig sagen, daß sie schlecht sind, das macht mir gar nichts!"

Der Maler antwortete nichts darauf. Er zog die Madonna hervor und brummte etwas Unbestimmtes, er betrachtete den Legionär und machte "Hm", und nun kam der Baum daran. Wenn er nun ebenfalls etwas Unverständliches knurrte, dann war der Traum endgültig zerronnen, denn Harald konnte nicht heucheln, und daß er bisher nicht begeistert war, merkte ein Blinder.

Er legte den Baum aber nicht sofort weg. sondern besah ihn sich lang. "Hast du den auch gemacht?" fragte er endlich.

"Ja", nickte Robert.

"Ich werde dir etwas sagen, der Baum ist gut. Du hast ihn dir genau angesehen, und, was mehr ist, du hast ihn als Maler gesehen. Man könnte ihn geschickter in den Raum stellen, das Grün da hinten ist auch nicht ganz gelungen, aber so etwas lernt man erst allmählich, die Akademie braucht ja auch eine Daseinsberechtigung. Das hat aber nicht viel zu bedeuten. Die ganze Sache hat Schwung und hat Farbe, und mehr kann man von einem Bild kaum verlangen. Ich hätte das mit vierzehn Jahren bestimmt nicht besser, sondern wahrscheinlich schlechter gemacht. Aber, um Gottes willen, was hast du denn?"

Das Kind hatte sich über den Sessel geworfen, einfach quer über eine Armlehne, und da lag es nun in einer wilden und verkrampften Stellung und zitterte unter der Gewalt der Schluchzer, die sich stöhnend durch seinen Hals hindurchdrangen. Harald warf einen Blick auf Lissy, und sie verließ das Zimmer.

Dann legte er das Blatt zur Seite und griff mit einer unendlich liebevollen Gebärde um die zuckenden Schultern. "Ja, sag doch bloß, das ist doch kein Grund zum Weinen? Der Baum ist gut, was willst du mehr?"

"Er ist schlecht", stieß Robert hervor, "ganz schlecht, ich kann überhaupt nichts, mit mir ist nichts los, das sagen alle, du kannst mich ruhig auch in Frieden lassen, ich vertrage das einfach nicht!"

Harald war erschüttert. Das war ein echter Nervenzusammenbruch, und es würde nicht leicht sein, aus diesen Trümmern wieder einen vernünftigen Buben zurechtzuflicken. "Lieber Robert", sagte er bedächtig und kramte nach seiner Pfeife, "ich werde dir einmal etwas erzählen. Ich habe heute zum erstenmal in meinem Leben Firmpate gespielt, und sei überzeugt, es wird auch das letztmal gewesen sein. Ich stehe diesen Sachen ziemlich skeptisch gegenüber, aber etwas versichere ich dir: Wenn ich es übernommen habe, mich um jemand zu kümmern, dann tue ich es auch. Und ich werde mich heute und morgen ganz verdammt um dich kümmern, und wenn du mit Füßen um dich trittst. Das stört mich nicht. Warum glaubst du denn eigentlich, daß der Baum schlecht ist? Hast du das von Anfang an geglaubt oder erst heute?"

"Heute!" Die Schluchzer kamen etwas seltener.

"So, das hatte ich mir gedacht. Und glaubst du eigentlich, daß ich etwas vom Malen verstehe?"

"Natürlich."

"Dann will ich dir etwas sagen. Daß ein Maler eines Tages sein Bild schlecht findet, ist in der Welt schon oft vorgekommen und nicht etwa heute in diesem Zimmer zum erstenmal.

Wir finden unsere Bilder vielleicht fabelhaft, solange wir sie malen, eine Zeitlang sieht man dann nur mehr die Fehler an ihnen, und zu vielen finden wir nie mehr zurück. Mein Gott, man denkt an neue Pläne, was gemalt ist, ist gemalt. was geht es einen noch groß an! Wer von seinen Werken ständig begeistert bleibt, ist ein Blender und weiter nichts!" Er blickte auf den Buben, dessen Schultern schwächer bebten und dessen Mund still geworden war. "Das hat also gar nichts zu sagen. Ich sage dir, das Bild ist gut, und dagegen kommst du nicht auf,

verstanden? Und wenn du es etwa nicht mehr haben willst, dann schenke es mir, ich hebe es gern auf. Es wird dir in ein paar Jahren, wenn du einmal mehr kannst, Spaß machen. Ich habe leider meine ganzen ersten Skizzen weggeworfen und bedauere das heute noch."

Ober die nassen, verschmierten Wangen lief ein ganz schmales Lächeln. "Wenn du es haben willst, nimm es dir ruhig."

"Danke." Harald glättete das Bild sorgfältig, öffnete seinen Koffer und steckte es in sein Skizzenbuch. "Ich werde dir etwas anderes dafür geben. Darüber können wir später einmal reden."

Mit einemmal stand Robert vor ihm und blickte ihm scharf in die Augen, daß er den Brand dieses Blickes bis ins Herz fühlte, "Du," stieß der Bub heiser hervor, "glaubst du, daß ich Maler werden kann?"

Einen Herzschlag lang überlegte Harald eine zweideutige Antwort, aber er fühlte, diesmal durfte er nicht ausweichen. "Natürlich kannst du Maler werden, warum nicht?"

Da strahlte das gespannte Gesicht jäh und hell auf. "Auch wenn ich nicht jeden Tag malen kann?"

"Ja glaubst du denn, Kunst ist Büroarbeit, bei der nur die Stunden zählen, in welchen du vor der Leinwand stehst? Glaubst du, ich male täglich acht Stunden lang? Natürlich kaut man dauernd auf neuen Vorwürfen herum, natürlich lebt man nur dafür, aber das heißt doch nicht, daß man ständig einen Pinsel in der Hand hält!"

"So ist das also!"

"Du scheinst ein ganz vernünftiger kleiner Kerl zu sein", sagte Harald und bedachte jedes Wort. "Jetzt setze dich einmal wieder in deinen Lehnstuhl, aber nicht mit dem Rücken zu mir, und paß auf. Ich weiß nicht, und das ist das Wichtigste, ob du den Funken, den du offenbar in dir trägst, bewahren wirst bis zu dem Tag, an dem du wirklich diesen Beruf ergreifen kannst. Was du im Augenblick leistest oder nicht leistest, ist da vielleicht nicht einmal so wichtig. Ich weiß auch nicht, welchen Weg du einschlagen wirst und ich kenne dich viel zu wenig, um dir mit einiger Wahrscheinlichkeit prophezeien zu können, wohin du gehst. Es ist auch

wohl gar nicht möglich, dir heute eine einigermaßen sichere Voraussage zu machen. Künstler sein heißt in seiner Arbeit aufgehen und sie sich bewahren, über alle leeren und schlechten Stunden weg. Wenn dir das gelingt, kannst du ein Maler werden, wenn nicht, dann wirst du keiner. Was im übrigen kein Unglück wäre, denn man kann in jedem Beruf etwas Anständiges leisten. Vorläufig mach ruhig so weiter, die letzte Entscheidung hat noch ein paar Jahre Zeit. Verstehst du?"

"Ja!"

Diese gläubigen Augen! dachte der Maler. Aber deshalb hat er doch sicher nicht geweint. Nun, das wird sich später herausstellen. "Nach einer so schwerwiegenden Unterredung bekommt man Hunger", fuhr er laut fort und öffnete die Türe. "Lissy", rief er die Treppe hinunter, "sag', daß wir gleich zum Essen kommen werden, wir haben Hunger". Sie schritten die Stufen hinab. "Dieser junge Mann", sagte Harald, "hat ein ganz erstaunliches Bild gemalt, ich werde es dir später zeigen, denn er hat es mir geschenkt. Trink Rotwein zu Ehren deiner Malerei oder meinetwegen auch der Firmung, wie es dir lieber ist. Mir scheint, das Essen kommt noch nicht? Dann werde ich dir etwas zeigen. Spring hinauf und hole meinen Malkasten aus dem Koffer und das Skizzenbuch."

Robert schoß davon und brachte das Verlangte. "Ich werde dir jetzt einmal erzählen, was du gesehen hast. Aprilabend, es hat eben geregnet, und die Sonne bricht durch. Das stimmt doch? Siehst du, so anständig ist dein Bild, daß man das erkennen kann. Es muß eine ganz phantastische Beleuchtung gewesen sein, du warst nur etwas zu zaghaft in der Farbgebung. Ich werde dir einmal zeigen, wie ich das darstellen würde."

Er schraubte die Wasserflasche auf und holte den Kasten mit den Wasserfarben heraus. "So, jetzt paß auf: Wenn die Sonne nach Regen scheint, sind weiße Blüten nicht mehr weiß, sondern golden. Ist dir das aufgefallen? Natürlich, aber dann male es auch. Beim Malen kannst du dich nicht auf irgendwelche Einbildungen verlassen, sondern nur auf deine Augen. Ich pinsle das alles nur rasch hin, hier, die Zweige sind goldgelb, die Farbe muß satt darauf gesetzt werden, das Grün und das Blau ist kraftvoll, sie brauchen ein Gegengewicht. Wo die Sonne nicht hinkommt, sind die Schatten blau, es gibt kaum

jemals wirklich schwarze Schatten. Und die Wolken waren gewiß viel dunkler als der Erdboden, das ist komisch, aber es ist so. Der Hang sah giftig-grün aus und die Dächer satt rotbraun. So, da hast du die Skizze!"

"Das kann ich aber noch nicht."

"Ein Glück, daß du das noch nicht kannst, sonst müßte ich mein Atelier zusperren. Aber lernen kannst du es, und dann verstehst du es eines Tages auch. Laß dir nur ja von keinem Nichtskönner in deine Malerei hineinreden, sei ruhig einmal frech, aber schludere nicht. Prosit, das war mein Segensspruch!"

"Wir hatten nicht geglaubt, daß wir hier einen Maler vorfinden würden", warf Lissy ein. "Draußen ist es schön. Wir gehen doch nach dem Essen spazieren?"

"Ein Bummel kann nicht schaden", erklärte Harald. "Da fällt mir ein, daß, wir das Noviziat besuchen und dort die Bilder irgendeines Bruders ansehen sollten. Kennst du die, Robert?"

"Ich habe davon gehört", sagte er gedehnt und sah unlustig aus.

"Begeistert bist du ja gerade nicht über den Gedanken, aber gehen wir trotzdem ruhig hin. Sei schlau, Bub, das gibt eine gute Note beim Generalpräfekten, und so etwas schadet nie. Ich bin ja auch nicht gerade wild auf solche Klostermalerei, es steckt meist mehr Glaube als Kunst dahinter, und das bekommt den Bildern nicht gut. Wir gehen dort nur vorbei und marschieren dann weiter. Skizzenblock und Farben stecken wir auf alle Fälle ein. Ich hätte Lust, dir ein wenig Unterricht zu geben. Weißt du was, Robert? Im Sommer wohnen wir in unserer Villa in Aussee, wie wäre es, wenn du dorthin kämst? So auf vierzehn Tage oder so lange, als es dir eben gefällt und ich Zeit habe? Was meinst du dazu, Lissy?"

"Ich würde mich sehr freuen, wenn er käme."

"Hast du Lust dazu?"

"O natürlich, aber ob Mama das erlaubt?"

"Das laß nur meine Sorge sein, ich werde deine Mutter schonend darauf vorbereiten. Wann fangen denn eigentlich euere Ferien an?"

"In dreiundvierzig Tagen."

Der Maler lachte. "So genau weißt du das? Das ist also in sieben, nein, in sechs Wochen. Du fährst am besten zuerst zu deinen Eltern nach Wien und kommst im August zu uns. Dann kannst du schwimmen, rudern, auf Berge steigen und wieder herunterfallen, und wenn du dann noch immer malen willst, bringe ich dir etwas bei. Das wäre also erledigt, und jetzt freue ich mich auf das Mittagessen. Ich brauche eine Stärkung vor dem Noviziat."

Im Haus des Novizen herrschte die Stille der Betrachtung. Das Licht des wolkenlosen Tages verlor an Wärme, sobald es durch die großen Fenster mit den weißen Rahmen hereinströmte, es floß kühl über die gescheuerten grauen Steinfliesen der Gänge, es streifte lautlos über die breiten Rücken der Folianten, in denen die Weisheit der Kirche gestapelt lag, und versuchte vergebens, die Bilder der Männer im Habit der Gesellschaft Jesu zum Leben zu erwecken, die in gleichmäßigen Abständen von den Wänden herabblickten.

Der Maler hatte eine spöttische Miene aufgesetzt, als Lissy draußen unter den Bäumen bleiben mußte, um mit ihrer Anwesenheit die Sammlung nicht zu gefährden, in der sich die künftigen Mitglieder des Ordens auf ihre Aufnahme in die Gesellschaft vorbereiteten. Robert sah ihn bewundernd von der Seite an, wie er da mit gelassenem Spott, groß, elegant und unbekümmert neben dem berühmten Exerzitenmeister des Noviziats, dem Pater O'Donnell einherschritt, ohne sich von dem Zauber der grauen Augen des irischen Geistlichen betören zu lassen, der im Ruf der Heiligkeit stand. Seine Stimme klang klar und unbeschwert von den Wänden dieser Räume wider, durch die sonst nur der Fuß der Auserlesenen schritt. Er verfiel nicht der dunklen Lockung dieser weiten Hallen, des kühlen, weltabgewandten Schweigens dieses weißen Hauses, das für sich gesondert in das Grün des Gartens gebettet lag und das den Frieden versprach, den die Welt nicht geben kann. Seine Stimme wurde nicht beeinflusst durch das geheimnisvolle und geregelte Leben derer, die unsichtbar hinter verschlossenen Türen ihren frommen Übungen oblagen, nachdem die endgültige Entscheidung für die Gestaltung ihres Daseins weit hinter ihnen lag, eine Entscheidung, gemäß derer sie nun Wege wandelten, die nicht die Wege der Welt waren.

Es schien Robert ungeheuerlich und bewunderungswürdig in einem, daß der Maler während des Mittagessens seinen Hinweis auf die Vision, die dem Pater O'Donell im Wolkengrau eines irischen Sturmtages erschienen war, leichthin abgetan hatte. Für die Divisionen der Immakulata umgab den Pater ein ehrwürdiger und bezaubernder Schimmer, denn man munkelte davon, daß ihn der Heiland persönlich gerettet hatte wie dereinst Petrus, als sein Schiff zu versinken drohte. Zum Dank dafür hatte der Ire sein Leben dem Dienst des Erlösers geweiht.

Harald hatte gelächelt und nichts auf die heiß erregte Mitteilung geantwortet, und jetzt sprach er mit dem Mann, der wie ein Beweis dafür, daß Gott noch immer der Gott der biblischen Wunder war, neben ihm herschritt, als sei er seinesgleichen.

"Ich höre, Sie sind selbst Maler", sagte Pater O'Donell und heftete seine unergründlichen Augen, die einen Abglanz der Erscheinung in sich trugen, auf Harald. "Ich freue mich, Ihnen die Bilder des verstorbenen Bruders Kremslehner zeigen zu können. Er hatte ein tiefes und inniges Talent. Nun ist er schon seit drei Jahren bei den Heiligen, die er so fromm malte."

Die Stimme des Exerzitenmeisters klang geheimnisvoll und leise, sie deutete Wunder und Verborgenes an. Haralds Antwort klang verbindlich heraus: "Ich stelle es mir schön vor, nach dem Tode mit seinen Modellen vereint zu sein!"

Der Pater betrachtete ihn mit jener liebevollen Anteilnahme, vor der die Herzen auch der hartnäckigsten Buben schmolzen, wenn er während der herbstlichen Exerziten in der Immakulata auf Gottes Güte zu sprechen kam. "Sie sind Porträtmaler, wie mir der Pater Generalpräfekt mitteilte? Nun, dann haben doch auch Sie die frohe Hoffnung, Ihre Modelle dereinst im Himmel wiedersehen zu können!"

Harald zog die Brauen hoch und lachte ein wenig. "Meine Vorbilder sind Damen, Hochwürden. Ob ich tatsächlich alle von ihnen im Himmel wiedersehen werde? Wir wollen das Beste hoffen!"

Robert erschrak, als er die Antwort hörte. Auch der Pater verstummte für einen Augenblick, dann antwortete er mit demütiger Güte: "Ihre Welt ist freilich

nicht die Welt unseres Noviziats, in dem der selige Bruder lebte. Wenn ich Sie bitten darf, sich hier ans Fenster zu stellen, ich hole die Bilder!"

Er trat an eine mächtige, altersdunkle Truhe heran, die massig im hellen Licht des Ganges stand, holte einen Schlüsselbund aus der Tiefe seiner Soutane hervor und schloß auf. Eine Mappe wurde sichtbar, in denen große Bogen Zeichenpapier lagen.

Er trug die Mappe an das Licht und – öffnete sie. Der Maler bückte sich über die Figur einer Madonna, die mit peinlicher Sauberkeit umrissen und schraffiert war. "Sieh dir das an, Robert," sagte Harald, "der selige Frater hat sehr sauber gezeichnet!"

Der Pater blätterte in kurzen Zwischenräumen die Skizzen um. Heilige und Engel, Szenen aus dem Leben Jesu, gesehen von einem, der in diesen weißgetünchten Mauern den Frieden der Entsagung gefunden hatte, zogen an den Beschauern vorüber. Die einfachen Figuren machten keine hastige Bewegung, sie standen, wandelten und rasteten, ihre Gewänder waren den Prägstöcken der Erde niemals untertan gewesen und zeigten die Glätte der Ewigkeit. Robert war gebannt, das zeichnerische Talent des Verstorbenen war zu offenbar, als daß er sich nicht hätte vor ihm beugen müssen. Dazu trugen alle diese Figuren den Frieden der endgültigen Vereinigung ihres Daseins mit Gott zur Schau, den er so heiß erstrebt hatte und der ihm nicht gegeben war.

"Ich habe selten einen reineren Ausdruck des Seelenfriedens gesehen", sagte Harald, als der Pater die Mappe schloß.

"Ja, das ist wohl das, was man dazu sagen muß. Ich freue mich, daß Sie dafür Verständnis haben. Sie bleiben noch länger hier?"

"Ich bleibe mit meiner Frau bis morgen nacht, aber ich möchte Ihnen nicht länger zur Last fallen. Nein, wir haben Sie schon zu lange bemüht! Ich möchte meine Frau auch nicht länger warten lassen!"

"Du hast heute die heilige Firmung empfangen", wandte sich der Pater an Robert. "Ich wollte dir etwas zur Erinnerung schenken!" Er zog sein Brevier hervor und überreichte dem Buben eines jener heiß begehrten Erinnerungsbilder an kirchliche Feste, das besonders wertvoll war, weil es vom berühmtesten Pater der

Immakulata stammte. Es stellte die Rettung Petri aus der Seenot dar und bezog sich darum doppelt auf den Geber.

Robert wurde rot, als er dankte. Er fühlte, daß er in seiner Bewunderung Haralds vom Weg abgekommen war, den er nach den Geboten des Instituts gehen mußte. Und nun schenkte ihm der Mann, dem Christus erschienen war, gar ein Erinnerungsbild! Er nahm sich vor, Harald, sobald sie außer Hörweite des Noviziats waren, zu erklären, daß er nicht mit ihm einverstanden sei. Dazu war er verpflichtet, das mußte er tun, sollte er sein Gewissen nicht belasten.

DRAUßEN SCHLUG DIE SONNENFLUT ÜBER IHNEN ZUSAMMEN. Das Licht stürzte in grüngoldenen Bächen durch die sausenden Linden, in denen der Fink sang. Sie schritten stumm durch die leere Allee, bis sie das Gittertor erreichten, wo Lissy auf einer Bank saß und wartete. Robert wollte eben damit beginnen, seinen Vorsatz zu verwirklichen, als Harald sich umsah, einen scharfen Blick nach rückwärts warf und sich mit einem lausbübischen Ausdruck schüttelte, als sei er ein Hund, der eben aus dem Wasser gestiegen war. "Sei froh, Lissy, daß du nicht mit drinnen warst, ich hätte es nicht fünf Minuten länger ausgehalten, bei soviel Seelenfrieden wird einem ja ganz katzenjämmerlich zumute. Ich begreife, daß die da drinnen so etwas Gefährliches wie dich nicht hineinlassen, das ganze Haus würde zusammenbrechen! Robert, du alter Schweiger, schau sie dir einmal an, damit du merkst, wie etwas Lebendiges aussieht!"

Lissy lachte Robert mitten ins Gesicht. Das Blut stieg ihm zu Kopf, als er ihre grauen, goldgepunkteten Augen auf sich gerichtet sah, er wurde verwirrt und vermochte trotzdem kaum, seinen Blick aus dem ihren zu lösen. Um auszuweichen, fragte er: "Ja, waren die Bilder denn nicht gut?"

Harald baute sich breitbeinig vor ihm auf. "Heilige Einfalt, ich habe dir heute schon einmal gesagt, daß du dich nur auf deine eigenen Augen verlassen sollst und nicht auf fremde. Merkst du denn nicht den Unterschied zwischen Lissy und diesen Madonnen? Der selige Bruder war gewiß ein frommer Mann, er hat auch brav und sauber gezeichnet, aber er hat Wachspuppen dargestellt und keine lebendigen Wesen. Deshalb solltest du dir ja Lissy ansehen, damit du den

Unterschied merkst! Du brauchst nicht rot zu werden, ein Maler muß nun einmal seine Modelle angucken, anders geht es nicht! Merkst du etwas?"

Roberts Vorsatz war verweht und vergessen. Es war ungeheuer peinlich, Lissy ansehen zu müssen, und es war traumhaft beglückend zugleich. Von sehr fern hörte er Haralds helle und spöttische Stimme: "So sieht eine Frau aus, falls es dir noch nicht aufgefallen sein sollte, lebendig bis ins letzte Haar! Fleisch und Blut muß sie haben, wenn man sie zeichnet, und nicht nur eine unsterbliche Seele, die noch niemand gesehen hat. Ja, mein Lieber, früher haben sich auch die Kirchenmaler nicht geschämt, ihre Heiligen sehr irdisch darzustellen, und so werden sie ja bei näherer Betrachtung wohl auch gewesen sein, als sie noch lebten. Denk an Rubens, falls du von ihm schon etwas gehört hast! Neuerdings malt man irgendwelche hohen Symbole, denen man Kleider anzieht, wie sie nur ein Symbol zu tragen vermag. Und dann freut sich der gottselige Künstler, daß es ihm gelungen ist, etwas anzufertigen, was man nicht anfassen kann, weil es sonst vor Hohlheit aufklingen würde wie ein irdener Topf. Oder was hast du dazu zu bemerken, Herr Kollege?"

"Es sind doch Heilige!"

"Und? Wie ein Heiliger aussieht, weiß weder der Pater Novizienmeister, noch weißt du es, noch hat es der selige Bruder Kremslehner gewußt. Dagegen weiß man ziemlich genau, wie ein gutes Bild aussieht. Mir will es aber nicht in den Kopf, daß man einen Heiligen dadurch ehren kann, daß man ihn schlecht malt. Malerei ist Malerei, sie wird niemals den verleugnen können, der sie angefertigt hat. Wenn du so etwas Blutleeres und Kaltes siehst wie diese Heiligen, dann kannst du dir ungefähr vorstellen, wie es in dem ausgesehen hat, der sie zeichnete! Kunst ist gefährlich, sie spiegelt den Künstler viel gründlicher wider als der beste Spiegel, der nur die Oberfläche zeigt. Und so möchte ich dir auf den Kopf zusagen, daß der selige Frater sich höchstwahrscheinlich ganz einfach vor der Welt deshalb verkrochen hat, weil er sich nicht zutraute, mit ihr fertig zu werden. Man kann natürlich jedes Ding von zwei Seiten betrachten, und die da drüben", er wies auf das weiße Gebäude unter den Bäumen, "nennen das wohl: Die böse Welt meiden. obzwar gerade die Jesuiten sich ganz verteufelt in die Belange der bösen Welt

einzumischen pflegen. Aber das hat mit dem Zweck dieses hochgelehrten Vortrags nichts mehr zu tun. Was ich sagen wollte, war vielmehr, daß ich annehme, daß der selige Frater in der bösen Welt mit seiner blutarmen Malerei verhungert wäre und daß ich es für leicht möglich halte, daß ihn erst diese Erkenntnis, auch wenn er sich niemals klar darüber wurde, ins Noviziat getrieben hat. Na, Schluß damit, du wirst niemals so malen, das versichere ich dir, wenn du willst, schriftlich. Und wohin gehen wir jetzt?"

"Irgendwohin, wo es schön ist", sagte Lissy. "Schlag etwas vor, Robert."

"Vielleicht auf den Weg nach Kirchdorf? Wir spielen dort oft im Wald!"

"Ausgezeichnet, gehen wir!" Er sah fragend in die Runde. "Wohin müssen wir jetzt?"

Robert wies mit der Hand über das Städtchen weg, den Hügel hinauf. Harald folgte ihm mit dem Blick. Ein massiger österreichischer Vierkanthof lag am Hang und spiegelte die Sonne in seinen Scheiben.

"Schau dir den Hof da drüben an", befahl Harald. "Ich habe keine Ahnung, wem er gehört und ob der Mann auch brav in die Kirche geht, aber ich sehe, daß er gut gehalten ist und darum weiß ich, daß der Bauer ein tüchtiger Kerl ist, wenn er vielleicht auch nach Ansicht dieser Gottseligen nicht so viel wert ist wie ein Novize, der sich in eine Zelle verkriecht, theologische Spitzfindigkeiten studiert und die Welt verachtet. Diese Maßstäbe gelten aber nur im Kloster, bei uns draußen gilt der Kerl genau das, was er hier auf Erde darstellt, und das ist auch in der Ordnung, denn das Seelenheil ist jedermanns eigenste Angelegenheit."

Robert sah verwirrt vor sich hin. Lissy schritt mit leichtem Gang neben ihm her, ihr weißes Kleid schlug in wehenden Falten um ihre Hüften, und sie fuhr ihm mit der Hand über die gekrausten Haare im Nacken. "Sei nicht so scharf, Harald," mahnte sie, "er ist nun einmal Jesuitenschüler!"

"O weh, das hatte ich ganz vergessen. Und nun noch diese Unterhaltung, das paßte wohl nicht ganz zum Firntag, was? Reden wir schleunigst von etwas anderem. Du brauchst auf keines anderen Meinung zu hören, wenn du eine eigene hast, Bub, auch auf meine nicht. Das versteht sich von selbst. Andere deine Ansicht nur, wenn du eingesehen hast, daß sie falsch ist, aber dann schleunigst,

denn nur Narren und verkalkte Greise klammern sich an verkehrte Grundsätze. Ich habe überhaupt nur einen Leitsatz, den ich anwende, so wenig ich sonst von Leitsätzen halte, und der lautet: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Das nützt mehr als aller geistlicher Zuspruch und sieben dicke Wälzer über die Gottseligkeit. Alles andere findet sich dann gewöhnlich von allein!"

Sie waren den Hügelhang emporgestiegen und traten unter die grünen Buchenpfeiler, deren Säulenschäfte, vom Sonnenlicht silbern gefleckt, zu den steilen Spitzbogen der Kronen emporstrebten. Das Laub schien mehr in der Luft zu schweben als auf ihnen zu lasten. Die jungen Buchenblätter wehten da oben in säuselnden Wolken, aus denen die Vogellieder herniederklangen. Das Himmelsblau war fast ausgeschlossen, es blickte nur spärlich aus kleinen Lücken herab, durch welche die Sonne Bündel von zersplitterten Lichtstrahlen über die Äste und den Grund streute, auf dem die flockigen Dolden der Spiräe nickten.

In diesem Augenblick erkannte Robert den Platz wieder. Wenn er den Hauptweg jetzt verließ, so gelangte er auf jene Wiese, wo bei der Tannenzapfenschlacht alles Ungemach der letzten Wochen begonnen hatte. Er überlegte, was er tun könne, um diesen unlieben Ort zu vermeiden, und blieb stehen.

"Schön ist das hier", sagte Harald, der ebenfalls seinen Schritt verhielt. "Du hast uns gut geführt"

"Können wir nicht ein wenig bleiben?" fragte Lissy.

"Dich reizen die Blumen, nicht? Natürlich können wir hier bleiben, und ich finde, daß es mir nicht schlecht bekommen wird, wenn ich mich ins Gras lege. Und was hast du vor, Robert?"

"Ich möchte mich nicht hinlegen."

"Sprichst du immer so geschraubt? Ich habe dich gefragt, was du tun willst und nicht, was du zu unterlassen gedenkst. Ich nehme also an, daß du Lissy Gesellschaft leisten möchtest. Tu das, mein Sohn, und lege dir keinen Zwang auf!"

Robert stand unschlüssig. Harald hatte geradeheraus das gesagt, was er besonders schlau hatte verheimlichen wollen, und so war es ihm nach den Ehrbegriffen seines Alters eigentlich nicht gestattet, mit Lissy zu gehen. Lissy

merkte etwas davon und half ihm über die Verlegenheit hinweg. "Komm nur, es ist nett, wenn einer dabei ist, mit dem man sich etwas erzählen kann."

Er schritt neben ihr zwischen den zinnfarbenen Stämmen hindurch, an deren glatter Rinde grünes Moos klebte. Ein dünnes, silbernes Rinnsal sprang eilig zwischen dem toten Fallaub und dem jungen Grün dahin und tränkte im Vorüberrieseln die Wurzeln des wilden Knoblauchs und des Aaronstabes, die an seinem Rand feist emporgeschossen waren. Knabenkräuter dufteten im Dunkel, und die Waldrebe umklammerte mit ihren Würgerarmen die Spiräen.

Lissy kauerte sich am Bachrand zusammen und begann Blumen zu pflücken.. Der Hut war ihr ein wenig in den Nacken geglitten, die Sonne tastete mit einem langen Glanzstreifen an seiner Krempe vorbei und über ihre Stirne hinweg, so daß ihre langen Wimpern aufflammten. Sie schwieg und lächelte freundlich vor sich hin. Das Bild war so schön, daß es Robert den Atem verschlug und daß ihm nichts anderes übrigblieb als hilflos stehenzubleiben und es zu bewundern.

Es wurde ihm nicht bewußt, daß er noch niemals in seinem Leben eine Frau so lange ruhig betrachtet hatte. Er versank hemmungslos in ihren Anblick, ein heftiges Drängen in der Brust und eine betäubende Süße im Herzen, die sich mit nichts vergleichen ließ, das er bisher erlebt hatte. Sein Auge tastete die Linie ihres Nackens ab, es verfiel sich im Gekräusel ihres Haaransatzes und berauschte sich an den zarten Farbenspielen des Lichtes, das aus den Wipfeln der Buchen wie aus Netzen von Gold und Smaragd auf ihren Hut und ihr Kleid fiel. Er glaubte sich unbeobachtet und brachte es deshalb fertig, die Blödigkeit seines Alters zu unterdrücken. Er wußte nichts davon, daß Lissy um seinetwillen längst lässiger Blumen pflückte, und so gebot er seinen Augen nicht Einhalt, als sie die Form ihres Knies unter dem gespannten Rock und die Wölbung ihrer Brust unter der Bluse zu erraten suchten.

Ohne den Kopf zu heben, den Blick in das Grün zu ihren Füßen versenkt, fragte Lissy so leise, daß die Gewebe der Stimmung nicht zerrissen: "Möchtest du eigentlich etwas malen?"

"Ich weiß nicht," würgte er verlegen hervor, "oder vielleicht doch. Ich könnte schon, wenn du meinst."

"Und was willst du malen?"

"Ach, eigentlich alles. Hier ist es zum Beispiel schön."

"Dann geh zu Harald und laß dir sein Malzeug geben, er tut das gern. Darf ich hierbleiben, wenn du malst?"

"Natürlich."

"Dann malst du mich aber mit!"

"Ja, vielleicht."

"Ich werde mich nicht rühren, damit du nicht gestört wirst." Sie hatte den Blick noch immer nicht zu ihm emporgehoben, sie ahnte, was in ihm vorging, und wollte den zarten Zauber nicht zerstören. Gewiß, er war von ihr hingerissen, aber das galt noch kaum ihr, das galt ihrem Geschlecht im allgemeinen, es galt dem ersten Gruß seiner Zukunft, deren Morgenrot am Horizont aufglomm, ohne daß er verstand, was es bedeutete. Sie spielte mit einer bleichen Vogelnestwurz und erwartete ihn, das hohe Sirren einer Schwebfliege im Ohr, die wie ein zitternder Goldpunkt frei in der Luft hing.

Roberts Stimme klang von ferne, er sprach hastig und unsicher auf Harald ein, der gleichmütig antwortete. Er kam zurück und kauerte sich, ohne sie anzusprechen, auf einem morschen Strunk nieder, der tief in den feuchten Boden gesunken war. Sie beobachtete ihn unter ihren langen Wimpern hindurch und sah, wie er entschlossen das Skizzenbuch aufschlug und das Malgerät zurechtlegte. Dann, ohne Übergang, wurde sein Blick gespannt, hart, seltsam kühn und doch bescheiden. Er begann, den Umriß ihrer Gestalt auf dem Papier zu entwerfen.

Robert versank in seine Tätigkeit. Es war eine schwierige Komposition, die er da unternommen hatte, das Bild verlangte nach der Darstellung von mehr Einzelheiten, als er bisher je darzustellen gewagt hatte. Diese Frau kniete als Verkörperung des Waldgeheimnisses am Rand des murmelnden und plaudernden Baches. Die grauen Buchen bewachten sie, und die Blumen, die sie gelockt hatten. Ihr Geäst verflocht sich zu schwebenden Triumphbogen, die ihren Scheitel überwölbten.

Er zeichnete und zeichnete. Er wußte nicht, wieviel Minuten oder Stunden vergangen waren, als Harald hinter ihn trat und ihm, ohne ein Wort zu sagen, den

Bleistift aus der Hand nahm, um da und dort eine Linie zu verbessern oder eine mißverständene Form zu berichtigen. Die Zeit, verzaubert, stand still unter den Buchenkronen, sie wölbte sich wie eine Kuppel aus makellosem Kristall über dem Buben, der die ersten Regungen seines Herzens mit aller Kunst, die ihm zu Gebot stand, auf die rauhe Oberfläche eines Bogens Malpapier bannte.

Er öffnete den Farbenkasten und mischte die Tinten. Dann begann er mit der zitternden Hingabe, die er der Unbefleckten hatte weihen wollen und die er dem Heiligen Geist nicht mehr zu schenken gewagt hatte, die Gestalt der Frau auszuführen.

Er erwachte wie aus einem abgrundtiefen Traum, als Harald jäh hinter ihm sagte: "Genug für heute. Lissy muß ja entsetzlich müde sein, und für dich wird es an der Zeit, an den Segen zu denken."

Er stand betrübt und verwirrt auf. "Mach dir nichts daraus", tröstete ihn Lissy, "wir kommen morgen wieder hierher, dann kannst du weitermalen!"

Er nickte stumm und packte gehorsam das Gerät zusammen. Es währte geraume Zeit, ehe er sich darauf besonn, daß es eine Immakulata gab, die ihn zurückerwartete. Er erschauerte, als er daran dachte. Seine Augen irrten über die Landschaft weg, als suche er die Trümmer der Welt, die ihn eben umgeben hatte und die zerbrochen war, als er an das Pensionat erinnert wurde. "Ihr holt mich morgen doch bestimmt gleich nach der Messe ab?" fragte er.

"Bestimmt, mein Lieber, du kannst dich darauf verlassen?"

ES WAR VIEL, AN DAS MORGEN DENKEN ZU DÜRFEN, das ihm leuchtend nach den Stunden im Pensionat erwartete. Er heftete seine Gedanken daran, während er allein durch die weiten und leeren Gänge des Instituts schritt, die ihn kühl und unpersönlich umfingen. Ein Schauer überrieselte ihn, als er zwischen den beiden Marmorknaben zum Studiensaal emporstieg, wo er sich zur Division gesellen mußte.

Auch dieses Morgen würde vergehen, es war nicht von Bestand, danach kamen die endlosen grauen Tage bis zu den Ferien.

Er blieb stehen, als er die Flüchtigkeit der Freiheit erkannte, die er eben zum erstenmal gekostet hatte, dieser Freiheit, die ihm die Bahn gezeigt hatte, auf der der Wettkampf seines Lebens vielleicht einmal gekämpft werden sollte. Was tun, wenn es nur mehr den streng geregelten Gang des Alltags gab, diesen Alltag, der ihn nicht förderte, wo er gefördert werden wollte?

"Ich werde Maler werden", wiederholte er sich. "Alles andere ist unwichtig. Ich weiß jetzt, was ich will, es muß gehen!" Entschlossen stieg er die letzten Stufen hinauf und betrat den Studiensaal.

Es gelang ihm, im Gedenken an seinen Vorsatz, das Rauschen und Schimmern des Buchenwaldes mit an sein Pult zu nehmen. Es gelang ihm, sich so fest an die Erinnerung zu klammern, daß der Segen nicht an der Wunde rührte, die die Firmung hinterlassen hatte. Er stand auf dem Spielplatz fremd unter seinen Kameraden, fremd und doch glücklich. Das alles war ja völlig nebensächlich. Ganz fern, hinter den langen Reihen grauer Jahre, war etwas Wesentliches, Lockendes aufgegangen.

In diesem Bewußtsein schlief er ein, daran erinnerte er sich, als er erwachte. Es war lästig, daß er erst die Messe hören mußte, ehe er sich den Freunden wieder anschließen durfte, aber es ließ sich ertragen, denn die feierlichen Orgelakkorde, die durch die Kirche tönten, hatten eine neue Bedeutung gewonnen. Sie rauschten nicht mehr zum Gott seiner Kindheit empor, der ihn verschmäht hatte, sie galten dem Gott seiner Zukunft, der sich ihm offenbart hatte, als er im Walde ungehemmt hatte er selbst sein dürfen.

Für seine Blicke verschmolz die Dreieinigkeit, die im Tabernakel thronte und auf die Weise der katholischen Kirche verehrt wurde, freilich noch mit dem Gott seines Herzens, und er dankte Ihm, hingeworfen vor dem gleichen Altar, der gestern seine Verwirrung und Schmach geschaut hatte, dafür, daß er in der gleichen Kirche knien durfte, in deren letzter Bank, wie er wußte, die Freunde knieten. Dort vernahmen sie das gleiche Orgelbrausen wie er, der unbegreiflich sichere Freund und die Wunderbare, die kaum erahnte und verwirrende Lissy der Wirklichkeit und jene von ihm erschaffene Frau, die geborgen zwischen den Blättern von Haralds Skizzenbuch darauf wartete, daß er sich vollende.

"Willst du wirklich wieder arbeiten?" fragte Harald gleich nach der Messe.
"Ja, wenn es euch recht ist!"

UND WIEDER WÖLBTE SICH DER WALD in hohen gotischen Bögen und Kreuzgewölben über dem zeichnenden Buben, hinter dem Harald lässig stand und mit zusammengekniffenen Augen das Werk mit der Wirklichkeit verglich. Lissy kauerte im Grund, der Bach murmelte und die Vögel sangen, während Robert sich in die Weite seines Schaffens verlor und die Sonne ihren ungeheuren Bogen funkelnd über die Landschaft spannte.

Der Augenblick, in dem Robert den letzten Pinselstrich auf das fertige Bild setzte, war unerbittlich nähergekommen. Er blickte auf, als sei er aus tiefem Schlaf erwacht, und sah sich fragend um. "Mehr würde stören", sagte der Maler hinter ihm, und klopfte ihm auf die Schultern. "Wenn du von Bild zu Bild immer solche Fortschritte machst, kannst du es weit bringen!" Lissy erhob sich mühsam und nickte ihm zu. Er sah verwirrt um sich und kehrte nur langsam aus der selbstgeschaffenen Welt seines Werks in die Wirklichkeit zurück. Betäubt starrte er auf das Stück Erde, das den Sturm seines Schaffens erlebt hatte, und Gedanken, die ihm vordem gänzlich fremd gewesen waren, bestürmten ihn. Der zertretene Fleck im Gras würde sich wieder erholen, die welken Blumen, die der Hand der Frau entglitten waren, würden gänzlich zerfallen, und alles würde wieder so sein, wie es immer gewesen war, als habe er hier niemals um die Vollendung gerungen, die ihm vorschwebte, ohne daß er sie erreichen konnte. Die Natur blieb fest und in sich vollendet, er aber mußte wieder hinaus auf die Pfade des Zweifels.

Als die Freunde aufbrachen, schloß er sich ihnen an und sah sich nicht mehr um, trotzdem er wußte, daß er die heimliche Stelle noch sehen konnte. In der Wegkrümmung, hinter der dieser Ort endgültig versunken war, schien es ihm, als habe er Unendliches versäumt. Es war, als habe ein einziger goldener Faden ihn noch mit diesem winzigen Ausschnitt des großen Waldes verbunden, der in diesem Augenblick sich spannte und schmerzhaft zerriß. Er empfand dunkel den Schmerz um die verrauchte Ekstase, die sich nicht wiederholen ließ. Er wußte nicht, daß sein Werk den gebannten Zauber enthielt, den er verloren meinte, und er

erschrak, ernüchtert durch die Plötzlichkeit der Vollendung. Unfähig, ein neues Werk sogleich zu planen, verstand er nicht, daß diese Erschlaffung der notwendige Zins war, den er für die Freuden des Schaffens zu entrichten hatte.

Sie wanderten zu Tal. Robert blieb immer weiter zurück und ließ immer mehr Raum zwischen sich und den beiden Gestalten, die vor den Dächern von Feldmünster talwärts stiegen. Es mußte so sein. Die beiden Freunde entfernten sich immer weiter von ihm, sie kehrten zurück in die feste Welt der Erwachsenen und wurden unerreichbar. Er blieb nun wieder allein, allein bei den bleichen und unverständlichen Notwendigkeiten seines Glaubens und seiner Erziehung.

Lissy blieb plötzlich stehen. Sie hatte bemerkt, daß Robert nicht mehr bei ihnen war, und nun wandte sich auch Harald um. Robert kam langsam heran, seine Schuhe schleppten im Staub und zogen seine Blicke auf sich, als habe er nichts Sehenswerteres zu beobachten als die weißen, dumpf riechenden Wolken, die sich dick und mehlig auf dem billigen Leder niederschlugen.

Die Frau legte die Hand auf seinen Kopf und richtete sein Gesicht auf. "Du kommst im Sommer zu uns, Robert, nicht wahr?"

"Ja." Es klang gedehnt und hoffnungslos.

"Ich verlasse mich darauf." Harald sah scharf ins Tal hinaus, seine blonden Haare flammten in der Sonne. "Wir werden uns immer freuen, wenn du kommst."

"Wenn du uns brauchen kannst, komm nur", fügte Lissy hinzu.

Robert kämpfte mit sich. In diesem Augenblick schien es ihm, als seien die beiden schönen Tage nicht gewesen, als sei es wieder der Vormittag des Firmtages. Plötzlich stieß er gequält hervor: "Ich muß euch etwas sagen — !"

Lissys weißer Hut neigte sich zu ihm, und ihre Augen suchten besorgt die seinen. "Sag es nur!"

"Manchmal glaube ich, daß ich ganz schlecht bin, ja, das bin ich, das müßt ihr nur wissen!"

"Aber um Gottes willen, warum denn?" Lissy stand ratlos. "Ich, ich habe die Firmung empfangen, und der Heilige Geist ist nicht zu mir gekommen, ich habe ihn nicht gespürt!"

Jetzt ließ auch Haralds Blick die Fernsicht los, die ihn gefesselt hatte. "Ja, hast du denn geglaubt, daß du etwas Besonderes spüren wirst?"

Robert nickte und verzog sein Gesicht. Die Tränen kamen ihm. Er wendete sich ab, hob einen Stein auf und warf ihn weit fort in das weiche Seidengewoge eines jungen Kornfeldes hinein.

"Heiliger Gott, wer hat dir denn das eingeredet?" Harald ereiferte sich. "Du dummer Bub, ich will dir einmal etwas sagen: Wenn einer von euch Firmlingen den Heiligen Geist verspürt hat, dann hat er sich das eingebildet. Die Zeiten der Wunder sind vorbei, falls es jemals welche gegeben hat!" Er blickte auf die Schultern dieses Kindes, die schon wieder krampfhaft zu zucken begannen wie gestern vormittag, und fuhr eindringlich fort: "Ich weiß nicht, was du noch alles von Gott verlangst! Wer so malt wie du, der hat einen Funken in sich, der unmittelbar von Gott stammt. Nenn ihn meinetwegen Heiliger Geist, es ist ja letzten Endes ganz gleichgültig, wie man so etwas bezeichnet. Um diese Gabe kann man dich beneiden, und mehr kannst du im Augenblick nicht verlangen."

"Das ist wirklich so, und deshalb haben wir dich lieb gewonnen," sprach Lissy, "denk immer daran!"

Die Schultern zuckten nicht mehr, aber der Bub hielt das Gesicht noch immer abgewandt. "Glaubt ihr wirklich, daß das alles, das Malen und so, was man sich dabei denkt, von Gott ist?"

"Von wem soll es denn sonst sein?" Haralds Stimme wurde scharf. "Und wenn man dir tausendmal weismachen will, daß das eitles Tun ist oder wie man das in diesen Kreisen", er wies auf die Immakulata, "auszudrücken pflegt, und wenn sie dir sagen, daß es vom Satan persönlich stammt, wenn dich die Kunst anspringt und niederzwingt und wegreißt, glaub mir, es ist falsch, es ist gelogen, aus der Kunst spricht Gott! Pfleg diesen Funken, es ist dein wertvollster Besitz! Wenn du zuläßt, daß man ihn in dir erstickt, wirst du arm und kalt. Wehr dich dagegen, Robert, wenn sie ihn dir nehmen wollen, versteck ihn, wenn sie darüber spotten. Ich kenne das alles, das geht jedem von uns irgendwie am Anfang so. Du bist noch sehr jung, du hast es nicht leicht, aber es hilft nichts, da mußt du ein Mann sein und wenn es dir noch so schwerfällt. Denn hierbei kann dir niemand helfen, auch

ich nicht, so gern ich möchte. Wenigstens vorläufig nicht. Hilf dir selbst, und Gott wird nicht müßig zuschauen, wenn ich ihn recht kenne!"

Robert erschauerte. Er stand mit lang herunterhängenden Armen da, ein wenig komisch in seinem viel zu großen Firmanzug, in den er erst hineinwachsen sollte. Dann drehte er sich um. Die beiden Erwachsenen sahen in Augen, in denen die Not und die Seligkeit seiner Bestimmung emporquoll wie ruhiges Wasser in einern Brunnen. In diesem Augenblick begriff der Bub, daß er nun ein Mann werden mußte, und alle unversehrten Kräfte seines jungen Herzens erwachten und machten sich bereit, den großen Kampf auf sich zu nehmen, den sein Geschick und sein Blut ihm vorgezeichnet hatten.

Harald sah ergriffen in das magere Gesicht, auf dem die Abendsonne lag, und in die Augen, die überzugehen drohten, weil sie nun endlich erkannt hatten, daß sie bestimmt waren, für andere zu sehen. Robert rang mit sich, schluckte und schüttelte den Kopf, als er keine Worte fand.

Aus dem Tal kam das goldene Gefunkel des Marienbildes. Robert sah es. Dort begann der Kampf. Und er wandte sich zum Gehen, ungelenk, erschüttert und voll tapferer Begierde, ihn zu beginnen.

4. Kapitel

Frau von Neitperg saß sehr steif und gerade vor ihrem Schreibtisch, wie immer, wenn sie eine Sache ernst nahm, und es gab wenige Dinge, bei denen das nicht der Fall war. Diese Entscheidung verlangte allerdings besonders skrupelhafte Überlegung. Sie wagte nicht, sie vollständig allein zu treffen, und warf einen hilfeschuchenden Blick zu Ihm, der in ihrem Barocksalon über ihrem Arbeitsplatz am Kreuze hing. Er war seit dem Zusammenbruch ihre einzige Hilfe geworden, noch mehr als vor dem Ende des Krieges, wo Staat und Kirche, Glauben und Leben für ihre Augen noch eine Einheit gebildet hatten.

Ihre Hände verschränkten sich, ehe sie die Briefe nochmals zu lesen begann, im Gebet. Dann wandte sie sich energisch und entschlossen ihrer Pflicht zu. Es blieb nur noch zu bedenken, ob vor der endgültigen Entscheidung nicht vielleicht doch Leos Rat einzuholen war oder ob sie das besser vermeiden sollte. Der Major war seit dem Zusammenbruch so verändert, daß seine Frau sich daran gewöhnt hatte, alles, was die Familie betraf, mit Ausnahme jener rätselhaften und gewiß nicht standesgemäßen Dinge, die der Major Geschäfte nannte, selbst zu erledigen. Es war kaum zu hoffen, daß sie bei dieser wichtigen Entscheidung einen klaren Rat erhalten würde, schon deshalb, weil er sich immer mehr in seiner bitteren Verwirrung abkapselte und ihr die Methode, Robert zu erziehen, völlig überließ. Wahrscheinlich billigte er diese Erziehungsweise überhaupt nicht, aber er äußerte sich, umringt von den Trümmern des Zusammenbruchs und betäubt von der Notwendigkeit, ein neues Leben mitten zwischen Schiebern und Kriegsgewinnlern, hastigen Geschäftsleuten und glatten Spekulanten aufzubauen, kaum jemals dazu. Spöttische und trübsinnige Anmerkungen waren das einzige, was man von ihm erwarten konnte.

Allerdings, so überlegte Barbara, Freifrau von Neitperg, die sich gern Baronin nennen ließ, trotzdem sie seit ihrer Heirat eigentlich nur eine *Frau von* war, mußte

sie ihn diesmal wenigstens formell um Rat fragen. Sie hatten sich vor dem Altar gelobt, keine Geheimnisse voreinander zu haben und alles Schwere gemeinsam zu tragen. Nun war vieles, was damals im Licht ihrer jungen Liebe leicht und licht erschien, im Zwielflicht dieser verstürzten und chisteren Zeit zweifelhaft und schwierig geworden. Die Zeit hatte sich verändert, die Liebe war verflogen, nur die Pflicht war geblieben, eine Pflicht, die sie ernst nahm, da sie ihr alles Verlorene ersetzen mußte.

Die Baronin verschränkte die Hände und hob ihre strengen Augen noch einmal zum Gekreuzigten, der blaß und stumm zwischen den Familienbildern hing. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel, die bitteren Falten an ihren Mundwinkeln vertieften sich nicht, die peinlich ordentliche Frisur saß wie immer in einem glatten Wulst auf ihrem Scheitel. Was konnte ihr dieser Mann, unter dessen Händen die Trümmer des Familienvermögens trotz aller unbeholfenen Bemühungen, es fruchtbar zu machen, zerfielen, ernstlich raten? Sie stellte sich Leo vor, wie er im gemeinsamen Wohnzimmer an seinem Schreibtisch saß, zusammengesunken, hinter die Zeitung verschanzt und schweigsam, als fürchte er, mit einem einzigen Wort den trügerischen Schimmer der versinkenden Sicherheit endgültig zu zerstören, der ja doch kaum mehr aufrechtzuerhalten war. Was konnte dieser Mann, mein Mann, wie sie sich verbesserte, zu einer so schwierigen und grundsätzlichen Frage vorbringen?

Sie erschrak über diesen Gedanken, der ihrem Gelöbnis vor dem Altar zuwiderlief, strich sich ein widerspenstiges, angegrautes Haar hinter das Ohr und nahm zum drittenmal das kindlich steife Schreiben Roberts vor, das gestern eingetroffen war.

"Liebe Eltern!" schrieb der Bub, "vielen Dank für Eueren letzten Brief, der mich sehr gefreut hat, und für das schöne HEILIGENLEBEN, das heute gekommen ist. Pater Zumstein hat mir erlaubt, es zu behalten. Ich habe schon darin gelesen. Ich habe am Sonntag die heilige Firmung empfangen. Der Herr Bischof hat sie persönlich gespendet. Es war sehr feierlich. Dann hat mich Harald und Lissy herausgenommen. Wir waren zuerst im Hotel, da haben wir uns unterhalten. Dann waren wir spazieren. Ich habe ein Bild gemalt, am Pfingstsonntag und am Montag

auch. Das Wetter war sehr warm. Wir spielen jetzt immer im Freien. Ich spiele jetzt viel mit Erich Reiz Ball. Er ist sehr stark. Am Dienstagnachmittag hat es geregnet. Es küßt Euch Euere Hände Euer Sohn Robert."

Die Baronin war nicht daran gewöhnt, es sich leicht zu machen. Darum prüfte sie jeden einzelnen Satz und versuchte, seinen möglichen Hintersinn zu erraten. Aber so sehr sie auch danach forschte, sie fand nichts von jener Hilflosigkeit und jener Beklemmung, die der Leutnant Otte bei Robert zu sehen vermeint hatte. "Man hätte dann doch irgend etwas davon merken müssen!" murmelte die Baronin und vergaß, daß ein Kind nicht fähig ist, Seelenstimmungen darzustellen. Noch weniger verfiel sie auf die Vermutung, daß Robert ihr, seiner Mutter, etwas verheimlichen könne. Kinder mußten ihren Eltern alles erzählen, was sie dachten. So wollte es Gott, und so wurde es gewiß auch in der Immakulata verlangt. Sie fand also auch bei der dritten Lesung des Briefes nicht das, was sie suchte, schüttelte den Kopf und griff zu dem Brief, den der Maler ihr geschrieben hatte.

Aber noch ehe sie ihn lesen konnte, klingelte es an der Türe. Die Baronin seufzte. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, daß sie gezwungen war, selbst die Türe zu öffnen, seit Leo nur mehr in der Lage war, eine Aufwartefrau zu halten. Sie machte ein abweisendes Gesicht, ging steif auf den Flur und öffnete. Es war kein Fremder, wie sie gefürchtet hatte, kein Bettler, kein Straßenhändler, sondern der Major, der ihr mit einer eckigen Bewegung die Hand küßte und offenbar mit seinen Gedanken ganz woanders war. Er hängte seine Windjacke im düsteren Vorraum an einen Haken und legte die Aktentasche aus Kunstleder vor den Spiegel. Sie sah in sein breites, großporiges Gesicht mit dem kurzen Schnurrbart und schob ihm die gestrickte Krawatte zurecht. Sein Blick wich dem ihrigen aus, als sie fragte: "Hast du heute Erfolg gehabt mein Lieber?"

Er sah sie leer an, sagte: "Ach Gott — !" und fügte hastig hinzu: "Ich muß gleich wieder weg. Kann ich das Essen bekommen?"

Sie war gekränkt, daß er ihr auch heute auswich, wo sie doch eben beschlossen hatte, ihn um Rat zu fragen, seufzte vernehmlich und wiederholte: "Ich habe gefragt, ob du Erfolg gehabt hast!"

Er sah sie mürrisch an und sprach an ihr vorbei: "Vielleicht wird die Sache mit der Phönix AG. etwas. Es sollen amerikanische Dollar dahinter sein." Er ging ins Eßzimmer und setzte sich sofort in seinen Lehnstuhl. Hier verschwand er hinter der Zeitung, während die Frau in die Küche ging, um das Essen aus der Kochkiste zu nehmen.

"Was sagt denn Mayer dazu?" fragte die Baronin, als sie die Terrine auf den Tisch stellte.

"Ach, was der halt immer so redet! Ist das Essen fertig?" Er setzte sich an den Tisch und begann hastig zu essen, ohne zu beachten, daß seine Frau ihm gegenüber in tadelloser Haltung Platz nahm. Ihr Blick streifte ihn und verglich wieder, wie so oft, die Erinnerung an den energischen Mann in der Felduniform mit diesem ungeschickt gekleideten, verfallenen Menschen. Sie suchte seinen Blick, der unter schweren Lidern verkrochen war, sie betrachtete die tiefen Falten auf der gelblichen Stirn, das starke Kinn und die schlaffen Stränge der Halsmuskeln. Sie seufzte leise.

"Laß das Seufzen," knurrte er, "du hast dir das schauderhaft angewöhnt, du weißt, daß ich es nicht vertrage. Was ist das? Amerikanisches Büchsenfleisch?"

"Ja, Leo, ich habe dich etwas zu fragen — "

Er griff mit einer Hand zum Lehnstuhl hinüber, auf dessen schäbigen Samtsitz er die Zeitung gelegt hatte, öffnete das Blatt, als habe er ihre Frage nicht gehört, und verschanzte sich hinter ihm.

"Leo, lege bitte einen Augenblick lang die Zeitung weg. Es handelt sich um Robert!"

Er faltete das Blatt zusammen, verbarg seine Erleichterung, denn er hatte geglaubt, sie werde sich nach dem Schwund des Vermögens erkundigen, und fragte unwirsch: "Hat er wieder etwas angestellt? Du hast ihn in die Immakulata hineingesteckt, bitte, das ist deine Sache. Es fällt mir schwer genug, das Geld für diese vornehme Erziehung aufzubringen. Schau zu, wie du mit den Patres fertig wirst!"

"Es handelt sich nicht darum. Otte hat geschrieben."

Das verspernte Gesicht erhellte sich. "Ah, das hört man gern. Was macht denn der Otte? Ja, der hat's gut, der fährt alleweil umher und malt schöne Frauen. Also was schreibt er denn?"

"Er schreibt." sie stockte und errötete, "er findet, daß Robert in der Immakulata nicht zufrieden ist!"

"Hast du denn geglaubt, daß so ein Bub in einem Institut auch noch zufrieden sein wird? Ich täte dort auch aus der Haut fahren."

"Bitte sei ernst und höre mich an. Robert hat doch gestern geschrieben, und ich finde nicht, daß sein Brief unzufrieden klingt."

"Es wird schon nicht so gefährlich sein mit der Unzufriedenheit."

"Das glaube ich auch. Ich möchte aber doch hören, was du denkst, Leo!"

Die Adern auf seiner Stirn schwollen, die Tränensäcke unter seinen Augen blähten sich. "Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich mich in diese Erziehung nicht hineinmische. Wenn es nach mir gegangen wäre —, es hat ja keinen Zweck, darüber zu reden. In eine Kadettenanstalt wäre er gekommen, und Offizier wäre er geworden. Aber jetzt ist es ja aus damit, aus und vorbei. Hier ist es die rote Schweinerei, und da drüben, na, ich will dir nicht zu nah treten, aber ich möchte kein Jesuitenschüler sein. Das ist eben eine schwarze Schweinerei!"

"Leo!"

"Ist schon gut, ich will ihm ja den Weg zum Himmel nicht verbauen, trotzdem man glauben könnte, Gott, Kaiser und Vaterland sind gleichzeitig zum Teufel gegangen. No, wein' nicht, ich tu ja sowieso, was du willst!"

Die steife Frau schluchzte hart und trocken, "Leo, was soll ich denn dem Leutnant Otte schreiben?"

"Schreib ihm halt einen schönen Gruß von mir, und es ist nett, daß er sich um den Buben so kümmert!"

"Er möchte ihn im Sommer nach Aussee einladen!"

"Das freut mich schon, ich laß ihm schön danken und er soll sich rühren, wenn er wieder einmal in Wien ist. Und das andere, das erledigst du, wie es dir halt richtig vorkommt, du kennst dich in den himmlischen Belangen besser aus als ich. Servus, ich muß gehen."

Die Frau schloß die Türe hinter der vierschrötigen und gebückten Gestalt, die immerfort an einer zu schweren Last zu tragen schien. Sie erappte sich bei der Erinnerung an die seltsam eckige und zugleich hilflose Form seiner Schultern in der schlechtsitzenden Windjacke, schluchzte einmal auf und machte sich daran, das Geschirr abzuwaschen. Dann ging sie an den Schreibtisch zurück. Hier glättete sie den Brief des Malers mit der Hand, setzte die Brille auf und las noch einmal in seiner schrägen Schrift, was sie bereits fast auswendig wußte:

"Hochverehrte Frau Baronin! Ich bin soeben mit Lissy nach Viten zurückgekehrt und möchte Ihnen sofort berichten, wie ich Robert angetroffen habe. Ich muß vorausschicken, daß der Bub meiner Frau und mir ungewöhnlich gut gefallen hat. Er ist ein gescheiter kleiner Kerl, der sich vielleicht einmal zu etwas sehr Gutem entwickeln wird. Ich habe ein ganz beachtliches Zeichentalent an ihm gefunden und könnte glauben, daß er auf diesem Gebiet einmal etwas leisten wird.

Das ist aber nicht der Hauptgrund zu diesem Brief. Ich habe leider den Eindruck gehabt, daß sich Robert in der Immakulata nicht wohlfühlt. Das Kind ist gedrückt und scheu zu uns gekommen, und wir haben uns viel Mühe geben müssen, bis wir ihn wieder aufgeheitert hatten. Ich weiß, daß Sie, verehrte Baronin, besonderen Wert auf diese Art Erziehung legen. Ich möchte Sie aber bitten, zu bedenken, daß eine so strenge und einseitige Erziehung vielleicht doch nicht für jedes Kind geeignet ist. Darf ich Ihnen anheimstellen, ja, Ihnen geradezu ans Herz legen. noch einmal vor den Ferien zu Robert zu fahren und dort nach dem Rechten zu sehen?

Ich könnte mir denken, daß sich das Kind in einer öffentlichen Unterrichtsanstalt, die von Laien geleitet wird, bei vielseitiger Berührung mit dem Leben besser entwickelt als in der Immakulata. Wenn Sie eine Rücksprache mit mir wünschen, stehe ich Ihnen jederzeit gern zur Verfügung. Um so lieber, als wir das Kind wirklich ins Herz geschlossen haben und ich mir als Firmpate ein gewisses Recht anmaßen darf, den Weg des Bubens zu verfolgen. Sie haben mir mit dieser ehrenvollen Aufgabe, wie ich Ihnen bereits versicherte, eine große Freude bereitet.

Darf ich gleich noch eine Bitte anschließen? Wir verbringen diesen Sommer, wie immer, in unserer Villa Kogl in Alt-Aussee. Dürfen wir Robert im August auf zwei oder drei Wochen zu uns bitten? Ich kann mir denken, daß Sie das Kind ungern hergeben, aber ich glaube, daß ihm die Gebirgsluft guttun wird.

Ich bitte, mich dem Herrn Major zu empfehlen. Meine Frau läßt ihre besten Grüße übersenden, und ich bin Ihr stets aufrichtig ergebener Harald Otte, Leutnant a. D."

Die Baronin warf noch einen kurzen Blick auf das Kruzifix, suchte einen Bogen Briefpapier und einen Faulenzer² hervor, zögerte kurz, entschloß sich und schrieb: *"Lieber Herr Leutnant! Ich danke Ihnen herzlich für das Opfer, das Sie Robert und uns gebracht haben, indem Sie ihm als Firmpate beistanden. Der Herr im Himmel wird Ihnen entlohnen, was Sie an dem Kind getan haben, und er wird Ihre guten Absichten bewerten, wie sie gemeint sind.*

Ich habe eben den letzten Brief Roberts gelesen und wieder gelesen und ich finde, daß es ein natürlicher und lustiger Bubenbrief ist. Ich hoffe, er hat sich bei Ihnen bedankt! Ich kann, um auf den Brief Roberts zurückzukommen, Ihre Befürchtungen daher nicht teilen und glaube, daß meine Anwesenheit in Feldmünster, die die guten Patres nur stören würde, nicht notwendig ist. Mein Mann hat leider wirtschaftlich schwer zu kämpfen, so daß wir unsere Ausgaben auf das Nötigste einschränken müssen. Ich kann ihm daher die Kosten dieser überflüssigen Reise nicht zumuten. Dagegen will ich gern und dankbar Ihrer Anregung in der Weise nachkommen, daß ich Robert ausfrage. Leider befürchte ich, daß seine Unzufriedenheit mit seinem widerspenstigen Charakter zusammenhängt, den ich von Kind auf kenne und der mir schon viel Kummer bereitet hat. Er benimmt sich auch uns gegenüber häufig nicht so, wie er sich benehmen sollte, so daß es wohl auch die Patres mit ihm nicht leicht haben. Aber ich bete zu Gott, daß Er ihn zu Seinem Lichte führen möge, so daß die Arbeit an seiner Erziehung in der Immakulata nicht umsonst getan wird. Die Wege des Herrn sind unerforschlich, und so wollen wir hoffen, daß Er auch Robert zu Seiner

² ein durchscheinendes Linienblatt, um auf einem unlinierten Blatt Papier ein gerades Schriftbild zu erreichen (Österreichisch)

himmlischen Seligkeit erkoren hat. Vielleicht sendet Er Trübsal über ihn, um ihn zu vollenden. Das Leben ist gerade jetzt nicht leicht, und ich glaube, daß eine harte Vorbereitungszeit ihn rechtzeitig den Ernst des Daseins erkennen lassen wird. Ich will als katholische Mutter mein Kind gern auf Erden leiden sehen, wenn ich hoff en darf, daß es dadurch im Himmel die Krone der Seligen erlangt.

Mein Mann läßt Sie bestens grüßen und Sie bitten, ihn bei Ihrem nächsten Aufenthalt in Wien doch bestimmt zu besuchen. Er ist ganz aus seinem alten Leben herausgerissen und freut sich sehr, wenn er einen alten Kriegskameraden trifft. Wir beide danken Ihnen für Ihr hochherziges Anerbieten, Robert im Sommer auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Wir nehmen es dankbar an, da wir kaum in der Lage sein werden, den Buben aufs Land zu schicken. Wenn das Kind Ihnen zur Last wird — ich weiß, wie lästig es manchmal werden kann —, senden Sie es unbesorgt zurück.

Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Fürsorge Robert gegenüber und bitte Sie, Ihre Gattin recht herzlich von uns beiden zu grüßen. Ich bin Ihre stets dankbare Barbara von Neitperg."

Sie hatte sich während des Schreibens in eine immer leidenschaftlichere Erregung hineingesteigert, die rote Flecke auf ihren Wangen erscheinen ließ. Jetzt überlas sie den Brief noch einmal, faltete ihn sorgfältig zusammen, steckte ihn in den Umschlag und beeilte sich, ihn zum Briefkasten zu tragen, als könne sie durch diese allerletzte Entscheidung die Stimme ersticken, die mahnend noch immer nicht völlig verstummen wollte.

5. Kapitel

Robert öffnete die Augen ganz vorsichtig zu einem kleinen Spalt, um sich davon zu überzeugen, daß er tatsächlich in dem schmalen Zimmer der Wiener Wohnung lag, und daß er nicht die weißen Wände des Alkovens erblicken würde, wenn er sie voll aufschlug. Er blinzelte und stellte mit Befriedigung fest, daß er wirklich nicht auf dem eisernen Feldbett des Pensionats lag, sondern in dem weißlackierten Kinderbett, das viel zu kurz war und das *durch ein neues ersetzt werden würde, wenn die Zeiten einmal besser wurden*, wie Mama immer sagte. Diese besseren Zeiten waren allerdings noch völlig ungreifbar, denn was da draußen mit brüllenden Motoren durch die warme Frühluft dahinraste, war ein Caproniflugzeug der italienischen Besatzungstruppen. Der Krieg war erst an der Front zu Ende, im Land des Besiegten dauerte er noch an.

Robert fuhr schnell aus dem Bett, um wenigstens noch einen Blick von der entwindenden Maschine erhaschen zu können, die so tief über die Dächer heulte, als wolle sie dagegenrennen. Er streckte sich am Fenster und runzelte die Stirn. Wie spät war es eigentlich? Sieben Uhr erst. Es hatte also noch gar keinen Sinn aufzustehen, denn Ferien zu Hause blieben sich immer gleich. Man ersehnte sie zuerst heiß, um sich nachher gründlich zu langweilen. Das einzige, was man an solch einem Morgen beginnen konnte, war lange zu schlafen. Man tat es im Bewußtsein, daß man in der Immakulata schon längst hätte aufstehen müssen, und das war ein großes Vergnügen.

Er setzte sich auf die Bettkante und zog die Uhr auf. Dabei fiel ihm ein, daß es heute Sonntag war und daß er daher noch vor dem Frühstück mit Mama zur Messe gehen mußte. Er kroch wieder unter die Decke. Von Schlaf war keine Rede mehr, denn Mama hatte gestern gesagt, er werde heute mit ihr zur Kommunion gehen. Sie hatte ein Recht, das zu verlangen, denn er war seit einer Woche nicht mehr zum Tisch des Herrn gegangen. Er liebte es nicht, mit Mama zur Messe zu

gehen; sie betete mit einer strengen Inbrunst, die ihn aus einem dunklen und gefährlichen Grunde bis aufs Blut reizte.

Obendrein durfte er heute nicht kommunizieren. In der Langeweile dieser eintönigen Ferien, die auf einer einsamen Insel zu verlaufen schienen, auf der er mit den beiden vergrämten Eltern hauste, war der böse Trieb reger denn je geworden. Es war einfach unmöglich, der Verlockung der Unkeuschheit zu widerstehen, wenn Satan mit ihr die einzige Abwechslung verhieß, die hier in Wien zu finden war. Mit Schaudern wurde sich der Bub bisweilen bewußt, daß er die Sünde leichtzunehmen begann. Es war ja so einfach: Man beichtete allwöchentlich, hielt sich, um die Schmach zu verbergen, so lange im Kampf gegen die Versuchung, bis man kommuniziert und Mama damit zufriedengestellt hatte, und ließ sich dann vom wilden Trieb übermannen, um das gleiche Spiel von neuem zu beginnen. Gottes Güte war grenzenlos, und so durfte man insgeheim hoffen, daß er dem Sünder Zeit lassen werde, wieder zu beichten, ehe er ihn vor seinen flammenden Richterstuhl rief.

Mama hatte keine Ahnung von alledem, irgendein unbekannter Priester vernahm das heiße Geflüster, mit dem ihm diese häufige Sünde gebeichtet wurde, und dann war alles wieder gut. Man nahm sich vor, sich zu bessern, langweilte sich mit Haltung, während Papa im Büro arbeitete, horchte auf die schwerverständlichen Gespräche der Eltern, die gänzlich uninteressant waren, und trieb unmerklich in den Wellenkreisen der Langeweile und Unausgefiilltheit erneut in den Strudel der Todsünde hinein, um sich von der nächsten Beichte wieder retten zu lassen. Die Gewohnheit bewirkte, daß Robert sich nur noch selten vor der Gefahr entsetzte, die ihn ständig umlauerte.

Daß diese Gefahr um so größer wurde, je öfter er sich in sie begab, hatte sich gestern abend erwiesen. Er war, trotzdem er noch nicht kommuniziert hatte, dem bösen Trieb unterlegen; der Teufel hatte über ihn triumphiert und ihn des Standes der heiligmachenden Gnade beraubt. Es war gänzlich unmöglich, heute an den Tisch des Herrn zu treten.

Er wälzte sich unruhig hin und her. Wie sollte er bloß Mama beibringen, daß das heute einfach nicht ging? Set hatte eine Art, Fragen zu stellen, vor der es sehr

schwer war, etwas zu verbergen. Er warf einen Blick auf seine Uhr, für die er mit der Laubsäge einen wackligen Uhrenständer angefertigt hatte. Der Minutenzeiger kreiste unbeirrt um das Ziffernblatt und näherte sich dem Augenblick, in dem Mama an die Türe klopfen mußte, um ihn zu wecken.

Als er die Schritte der Mutter hörte, verkroch er sich unter der Decke. Es klopfte. Er rief unwirsch: "Ja, ich bin ja schon wach!" Mama kam trotzdem herein und wünschte ihm guten Morgen, und so mußte er auftauchen und ebenfalls guten Morgen wünschen. Sie hatte natürlich sofort herausgehört, daß seine Laune nicht die beste war, und so sagte sie warnend: "Denk daran, daß du heute kommunizieren wirst!" Robert überlegte, ob er jetzt nicht so frech und ungehorsam sein konnte, daß Mama annehmen mußte, er habe eine Todsünde begangen, aber er brachte es nicht fertig. Er sagte nur unwirsch: "Ja, natürlich", und erhielt einen traurigen Blick zugeworfen, der ihn sinnlos ergrimmte.

"Hier hast du warmes Wasser!" Mama seufzte und sah gekränkt aus. Das war schrecklich, denn nun mußte er sich eigentlich darüber grämen und konnte es doch nicht. *Diese scheußlichen Ferien*, dachte Robert, und sah verstockt drein.

"Hast du mir nichts zu sagen?" fragte Mama. Robert schüttelte stumm und verbissen den Kopf, trotzdem er natürlich ganz genau wußte, daß sie eine Entschuldigung erwartete. Sie wendete sich ab, seufzte abermals, was ihn maßlos reizte, und ging hinaus. Natürlich, so mußte es kommen! Später hatte sie dann rotumränderte Augen, weil sie jetzt in der Küche trocken schluchzte, und wenn alles schief ging, bemerkte Papa das, und dann war der ganze Sonntag verpfuscht. *Wäre ich doch schon in Aussee*, dachte er, während er den Kopf ins Wasser des Waschbeckens steckte. *Wenn sie einen nur in Ruhe ließen, es wäre viel besser!* Er war so wütend, daß sein Gesicht verzerrt im Handtuch verschwand und daß seine Zähne knirschten. Während des Zähneputzens kam ihm der rettende Einfall, der seine Züge glättete. Man brauchte ja nur einen Mund voll Wasser zu verschlucken, um einen Grund zu haben, nicht kommunizieren zu dürfen! Das Wasser war abgestanden und schmeckte nach Zahnpasta, aber das war ja egal. Man durfte die Hostie nur dann genießen, wenn man völlig nüchtern war, denn Christi Leib durfte im Magen nicht etwa mit Speise und Trank in Berührung kommen, geschweige

denn mit Zahnputzwasser. Das konnte er Mama ruhig erzählen. Dann wurde am Donnerstag gebeichtet, oder besser erst am Samstag, und am nächsten Sonntag konnte er dann kommunizieren und alles war in Ordnung.

Der Bub zog sich fertig an und schlich auf leisen Sohlen ins Eßzimmer, denn Papa schlief noch und durfte nicht gestört werden. Er ging nie zur Kirche, trotzdem Mama deutlich genug merken ließ, daß sie es gern gesehen hätte. Manchmal nannte er sie dann eine *Heilige*, und Mama sah noch strenger und abweisender drein als sonst, denn Papa meinte das möglicherweise nicht ernst, und man spottete nicht über religiöse Dinge. Der Gedanke, vielleicht doch neben einer wirklichen Heiligen zu leben, die einen dauernd beobachtete, war peinlich. *Ich muß mich an solche Sachen erinnern*, beschloß der Bub, *wenn ich wieder in Feldmünster bin. Man hat immer so eine Sehnsucht nach den Ferien, und dann sind sie nicht einmal schön. Eigentlich möchte ich wieder dort sein!* Dann erschrak er, denn in sechs Wochen ging dieser Wunsch ohnedies in Erfüllung. Dazwischen aber lagen noch die unvorstellbar herrlichen Tage in Aussee. Sie hatten allerdings auch schon etwas von dem muffigen Beigeschmack der Wiener Zeit angenommen. Vielleicht war es dort genau so wie hier, und es lohnte gar nicht. Robert hatte vor Harald Angst, denn er hatte kaum gezeichnet. In Feldmünster hatte er sich, als die Stimmungen ausblieben, auf Wien vertröstet, und hier war es bis jetzt auch schlecht gegangen. Ein paarmal hatte er sich lustlos an den Zeichenblock gesetzt, ohne mit seiner Arbeit voranzukommen. Er mußte nun Lissy sagen, daß er ihre Hoffnungen nicht wahrgemacht hatte, und Lissy würde dann auch rotumränderte Augen haben und steif und beleidigt umhergehen.

Er ging, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab und paßte so wenig auf, daß ein Besen polternd umfiel. Mama kam sofort aus der Küche. "Kannst du denn nicht ein bißchen Rücksicht auf uns nehmen?" flüsterte sie. "Wir tun hier alles für dich, und du bist vom Morgen bis zum Abend ungezogen und läßt nicht einmal Papa schlafen!" Sie hatte bereits das Schottsche Missale in der Hand und legte ein farbiges Bändchen an die Stelle des Gebetbuches, die die heutige Messe enthielt.

Natürlich mußte er trotzdem einlenken, denn er konnte nicht dauernd verstockt schweigen, die einzige Rettung, die er kannte. Er mußte ihr ja noch

beibringen, daß er Wasser verschluckt hatte. *Ich habe heute leider gedankenlos* — nein, das war Lüge —, *ich habe heute leider Wasser geschluckt*, würde er sagen, *ich kann nicht kommunizieren*. Mama hielt ihn dann gewiß nicht zum Empfang des Sakramentes an, sie war viel zu peinlich in solchen Dingen. Aber ohne Einleitung war es nicht möglich, damit herauszuplatzen. Erst mußte wieder gutes Wetter gemacht werden.

"Gehen wir jetzt?" fragte er mit künstlicher Fröhlichkeit, als sei alles in bester Ordnung. Mama nickte nur. Er nahm seine Kappe, und nun stiegen sie die übelriechende Treppe des billigen Zinshauses hinunter, an den Türen vorbei, hinter denen sich noch nichts regte, und auf die stille Straße hinaus. Die Stadt schlief. Sie murrte nur leise, spärliche Schritte klapperten über die Fliesen.

Robert wurde bang zumut, denn Mama sah starr vor sich hin; sie war also sehr böse. Man mußte sie irgendwie zum Sprechen bringen. Er begann munter über die Tauben zu reden, die in den Ritzen des Pflasters umherpickten. Mama antwortete noch immer nicht. Es war peinlich, das Gespräch ganz allein bestreiten zu müssen, aber mit dem Wasser konnte er doch nicht einfach anfangen, sonst merkte sie womöglich noch etwas.

"Denk daran, daß du zum Tisch des Herrn gehst", sagte Mama vorwurfsvoll, und zog den rechten gestopften Handschuh glatt.

Jetzt mußte es gesagt werden, das war das Stichwort! "Ach —", er wurde rot, und gerade das sah sehr natürlich aus, "jetzt fällt mir etwas sehr Dummes ein. Ich habe heute einen Schluck Wasser getrunken, ich kann ja gar nicht kommunizieren!"

Mama war stehengeblieben, so tief war sie getroffen. Sie sah seine glühenden Ohren, und so glaubte sie, daß er sich schämte, weil ihm eine solche Nachlässigkeit zugestoßen war. "Da siehst du, was einem alles geschehen kann, wenn man so unordentlich und ungezogen ist wie du", sie sah wieder ganz traurig aus. "Bitte den lieben Gott und deinen heiligen Schutzengel um Verzeihung. Ich werde ebenfalls um Vergebung für deine Sünden beten!"

"Ich habe mich beim Gurgeln verschluckt", jetzt hatte er doch gelogen, aber Notlügen waren nur laßliche Sünden, und das Fegefeuer konnte man mit Ablaßgebeten abkaufen.

"Man muß eben aufpassen!"

Sie sprach immerhin wieder mit ihm, und das stimmte ihn hoffnungsvoll. Wenn sie erst ihr gekränktes Schweigen aufgab, war die Sache so gut wie gewonnen, denn dann konnte man sie unmerklich immer mehr zum Sprechen veranlassen, so daß sie alles vergessen hatte, ehe sie nach Hause kam und Papa etwas davon erzählte.

"Welche Farbe ist heute?" fragte er schlau, denn er wußte, daß Mama gern über kirchliche Dinge sprach. "Rot. Heute ist das Fest eines heiligen Märtyrers und Blutzeugen." Sie war verstimmt, weil er das nicht gewußt hatte.

"Natürlich! Rot war ja auch zu Pfingsten bei der Firmung. Der Heilige Geist hat an seinen Festen auch Rot. Das versinnbildlicht dann das Feuer und die Liebe, nicht wahr?"

"Ja. Du solltest immer wieder um die Gaben des Heiligen Geistes beten, Robert, du bist ihrer nicht würdig."

Er senkte den Kopf. Er hätte sich jetzt am liebsten geohrfeigt, denn das alles war ja nur Heuchelei und Berechnung. In diesen schrecklichen Ferien gab es nichts anderes, man war fehl am Platz, jedes Wort hatte einen Doppelsinn, aber anders ging es gar nicht, denn ein Musterkind, wie Mama es haben wollte, nein, das konnte er nicht sein. Er liebte die nicht, die Gott zu lieben geboten hatte, seine Kunst starb ab, und er war häßlich und gemein.

"Du mußt dich zusammennehmen!" klang die von Kummer belegte Stimme weiter.

Er hätte ihr am liebsten ein wildes *Ach, laß mich doch endlich in Ruhe!* ins Gesicht geschleudert, *ich weiß das doch alles selbst, ich kann es einfach nicht, wenn ihr dauernd an mir herumzerrt, ihr hindert mich daran, gut zu sein,* aber er biß die Zähne zusammen und schwieg.

IN BITTEREM ZWIESPALT BETRAT ER DIE KIRCHE, kniete er in der Betbank nieder. Neben ihm betete die Mutter. Ihre Hände waren eng verschränkt und ihr Blick senkte sich in starrer Selbstzucht zu Boden. Ihr Gebet flehte in dürrer Demut um Erleuchtung, damit sie endlich Erfolg in ihrem Bemühen habe, die Wege dieses Kindes zu lenken, das sich vor ihr verschloß wie das Muscheltier in seiner Schale. Sie betrachtete in harter Genauigkeit ihren eigenen Wandel und forschte nach den Fehlern, die Ihn veranlaßt haben konnten, sie mit einem Sohn zu züchtigen, der die Neigung zeigte, vom Weg abzuirren wie das Schaf, das sich von seiner Herde trennt. Ihre Bitte um Starkmut für sich und ihr Kind stieg zum Thron des Allerhöchsten empor, der die Macht besaß, ihr die rechten Mittel in die Hand zu drücken, die diesem gefährdeten und eigenwilligen Kind den Weg zum Heil eröffnen mußten.

Herr, betete sie, Deine Wege sind rätselhaft, und ich nehme in Demut an, was Du mir senden willst, ob Du mir nun diese Prüfung als Strafe schickst, oder ob Du sie nur gesandt hast, um meine Festigkeit im Glauben zu versuchen. Ich opfere Dir meine Sorgen auf und stelle die Zukunft Deinem allerheiligsten Willen anheim, der stets alle zum Besten lenkt.

Sie vertiefte sich in ihr Gebet und fand Trost in dem Gedanken, daß sich einmal, wenn sie alle Prüfungen bestanden hatte, die Glorie des Himmels vor ihr auftun werde. Dann würde Er die Tränen trocknen, die sie über die Wirrsal der Welt und über ihr tägliches Leid vergoß, und Er würde ihr einen Platz an Seiner Rechten anweisen, dort, wo am Tage des Gerichts die Erwählten des Lammes stehen, während der Rachen der Hölle die Sünder verschlingt.

Dieser Tag war noch fern. Noch waren Seine Absichten nicht offenbar, noch mußte der Fuß, der die steinigen Pilgerpfade des Lebens beschritt, darauf achten, nicht zu straucheln und anzustoßen. Die betende Frau, eingesponnen in ihren harten Glauben, überprüfte ihr Gewissen, um festzustellen, was sie etwa zu tun versäumt hatte. Sie entsann sich plötzlich, daß sie bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte, mit Robert über dessen Verhältnis zur Immakulata zu sprechen. Sie beugte sich in Zerknirschung vor Ihm und bat Ihn, ihr diese Lauheit zu vergeben. Sie faßte den ernstlichen Vorsatz, die leichtfertig aufgeschobene

Aussprache noch heute nachzuholen, ehe die Sonne dieses stickigen Tages hinter den Dächern Wiens und den Höhen des Wienerwaldes versank.

Denn gerade in dieser Zeit, wo die Verwirrung die Herzen Gott entfremdete, war es notwendig, strenger als sonst seine Pflicht zu tun. Die Welt schrie laut, ihre Stimme mischte sich in das Getöse der Orgel, die Stadt war voll Fallen und Verwirrung. War es ein Wunder, daß ein Kind sich verirrte, wenn selbst Erwachsene strauchelten? War es ein Wunder, da es ihr noch nicht einmal gelungen war, den Gatten aus seiner Lauheit aufzurütteln?

Aber sie durfte nicht überheblich sein. Ertrug Leo nicht sein Unglück, den Zusammenbruch der Armee, die Flucht des Kaisers, das Gären im Volk mit Fassung? Bemühte er sich nicht ehrlich um die Familie? Sie fügte dem Gebet um das Heil ihres Sohnes ein neues an, in dem sie den Herrn bat, Leo die Prüfungen und Demütigungen anzurechnen, die er erdulden mußte, und sie in seinem gewaltigen Buch zu vermerken, so daß seine Fehlschläge im Kampf um die vergänglichen Güter der Erde ihm zum Heile wurden und er dereinst gerechtfertigt dastehen möge am Tage des Gerichts.

Sie warf einen Blick auf den Buben. Robert kniete, die Augen träumerisch auf das Geflacker der Kerzen gerichtet, und schien zu beten. Diese Gemeinsamkeit ihres Tuns weckte weichere Gefühle in ihr. Gewiß hatte auch er sich vor dem Herrn gedemütigt und bereute nun, was er ihr angetan hatte. Sie warf sich vor, daß sie ihm nicht sofort verziehen hatte, als er ihr im Trotz dieses Morgens weh tat. Das war gewiß ein Fehltritt vor Gott gewesen, und sie beschloß, freundlich zu Robert zu sein, um die Sünde sogleich zu büßen.

WIE ALLE KARGEN NATUREN VERMOCHTE SIE keine anderen Gedanken als die eigenen in ein fremdes Gemüt zu verlegen. Robert empfand tatsächlich nichts von dem, was seine Mutter vermutete, ja, die Frau neben ihm wäre zutiefst erschrocken, hätte sie gewußt, was er dachte. Seine Bitten um Frieden und Erkenntnis waren längst verstummt. Er fühlte sich leichter als in den vergangenen Tagen, in denen eine ungelöste Spannung zwischen Mama und ihm seine Stunden verbittert hatte. Gott hatte ihm offenbar geholfen. Ganz allmählich waren seine

Gedanken zur Ruhe gegangen, und nun war es ihm, als öffneten sich seine Augen zum erstenmal seit Wochen wieder.

Er erkannte entzückt den Wohllaut, mit dem die uralten Kirchenfenster farbig erglühten. Aus ihren Scheiben stießen Schwerter von gedämpftem Licht in das dämmerige Dunkel des Kirchenschiffes; Weihrauchwolken schwebten empor und verschleierten das nachgedunkelte Gemälde über dem Hochaltar. Aus geheimnisvollen, graubraunen Tiefen funkelte uraltes, düsteres Gold. Ohne daß er sich dessen zunächst bewußt wurde, formte er an einem Bild. Als er erkannte, daß der Funken in ihm wieder aufglomm, erschrak er freudig. Er mußte Mama bitten, ihn nochmals hierhergehen zu lassen, bis er dieses Bild genau durchdacht und skizziert hatte. Und er begann eifrig damit, sein jüngstes Werk in Gedanken zu ergänzen.

Als die Orgel ihre Schlußakkorde spielte, blickte er rasch zur Mama empor. Es klappte, sie hatte keine rotgeränderten Augen mehr. *Wahrscheinlich wird sie Papa nichts erzählen*, überlegte er. Die Gefahr war vorüber.

Mama bekreuzigte sich erst, als die Orgel vertönte. Dann erhob sie sich in geziemender Langsamkeit und beugte neben Robert das Knie vor dem Altar. Der Bub hielt seine Ungeduld im Zaum, denn Mama wurde böse, wenn man sich nicht bemeisterte, und es war geboten, sie nicht wieder zu erzürnen. So bekreuzigte er sich denn bedächtig mit dem lauwarmen Wasser des Weihbrunnens und trat endlich hinter ihr hinaus in die flammende Grelle der Julisonne.

DIESE HARTE HELBIGKEIT WAR SO SEHR VON DER STIMMUNG in der Kirche verschieden, daß er zu fürchten begann, sie werde das zarte und gedämpfte Spiel der Lichter und Schatten in seiner Erinnerung auslöschen. Deshalb sagte er eilig: "Ich möchte gern morgen und vielleicht auch übermorgen hierherkommen, Mama!"

"Du willst in die Messe gehen?"

Erfreut über die friedliche Ruhe in ihrer Stimme bekannte er in einem Anfall von Aufrichtigkeit, von dem er im gleichen Augenblick wußte, daß er gefährlich war: "Ich möchte nämlich gern ein Bild des Kircheninnern malen."

Sie überlegte, im Zweifel, ob das statthaft sei, so daß er eilig hinzufügte: "Ich werde natürlich nicht in der Kirche malen, sondern mir nur die Messe anhören und das Bild dann zu Hause entwerfen!"

"Vergiß nicht, daß Andacht wichtiger ist als Malen." Sie zauderte wieder, peinlich berührt von den unerwarteten Einfällen, auf die dieses Kind kam. "Wenn du mir versprichst, andächtig zu beten, habe ich übrigens nichts dagegen, denn es ist ein Jammer, wie du deine Zeit verträdelst. Ich hoffe immer noch, daß aus dir etwas werden wird, aber du machst es einem nicht leicht, daran zu glauben!"

Robert wollte aufbegehren, aber er bezwang sich und senkte schweigend den Kopf, damit sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Wenn er sich jetzt schlecht benahm, gab es unweigerlich Krach, und dann war es mit dem Zeichnen vorbei.

Die Gedanken seiner Mutter wanderten unterdessen zu ihren Pflichten diesem unverständlichen Sohn gegenüber. Sie blickte aus dem Schatten der Straßenseite, auf der sie gingen, hinüber in die lodernde Hochsommerngrelle, in der die Luft über dem schlecht ausgebesserten Asphalt zu kochen begann. Es mußte jetzt endlich mit ihm über die Immakulata gesprochen werden. Gewohnt, ihre Pflichten sogleich zu erfüllen, begann sie: "Ich muß ein ernstes Wort mit dir reden, Robert!" Robert versteifte und verhärtete sich, als er an ihrem Ton erkannte, daß eine der verhassten Auseinandersetzungen begann, aber er beherrschte sich um des Bildes willen. "Ja, Mama?" fragte er so aufrichtig erstaunt, daß die Baronin sich täuschen ließ.

"Du bist nicht immer so, wie du sein solltest, und ich frage mich manchmal, ob ich die Schuld daran trage."

Das wurde noch viel schlimmer, als er erwartet hatte. Er konnte ihr doch nicht ins Gesicht hinein antworten: "Ja, Mama!" Ach, warum ließen sie ihn niemals in Ruhe, warum gönnten sie ihm nicht die Frist, die er benötigte, um auf die Stimmen in seinem Inneren zu horchen? Warum drängten sie sich wieder und immer wieder in sein Erleben ein, warum versuchten sie, ihn auf Bahnen zu stoßen, die er nicht gehen konnte, wollte er nicht schlecht werden?

Er war ja noch nicht alt genug, um ruhig über eine Frage sprechen zu können, es war ihm unmöglich, sein Inneres vor so viel Mißverständnis zu

eröffnen. Er quälte sich ein trockenes: "Wieso, Mama?" über die Lippen und verging fast vor Wut und Scham, weil es so falsch geklungen hatte.

"Das möchte ich eben von dir hören. Manchen — ", sie zauderte, "ja, manchen Leuten scheint es so, als ob du in der Immakulata nicht glücklich bist. Freust du dich eigentlich, darauf, daß du wieder in die Immakulata zurück darfst?"

Diese Erwachsenen! Als ob man sich mit vierzehn Jahren auf diesen Zwang freuen könnte. Er wollte aufrichtig antworten, und begann: "Gott, freuen — !", aber dann blieb er hoffnungslos stecken. Wie sollte man es ihr denn beibringen, daß man sich hier manchmal so unglücklich fühlte, daß man lieber wieder in der Immakulata sein wollte, aber daß er auf den Knien aus Feldmünster hierher nach Wien rutschen würde, sobald er wieder dort war. Wie sollte er der Mutter denn all diese Wirrnisse aufdecken, diese Sehnsucht nach Zuhause und den Ferien im Pensionat und die immer wiederkehrende Enttäuschung, wenn das Wunder geschehen, wenn er wieder zu Hause war! Wenn er das jetzt auseinandersetzte, es war natürlich ganz unmöglich, dann würde Mama antworten: "Und wir tun doch alles für dich", und dann würde sich Mißverständnis auf Mißverständnis türmen, bis es Krach gab. Es war besser, man hielt den Mund.

Die Mutter hatte lange Zeit auf Antwort gewartet. Sie hatte, wie sie glaubte, diesem Kind ein Entgegenkommen gezeigt, das es eigentlich nicht verdiente, aber der Bub schwieg, trotzig und verstockt, wie er immer war. Und so begann sie von neuem und wurde von Satz zu Satz schärfer und ärgerlicher: "Natürlich freust du dich nicht, denn es ist dir nicht angenehm, von Erziehern beaufsichtigt zu werden, die nicht so gütig und nachsichtig sind wie Papa und ich. Die Patres sind mit dir nicht zufrieden; ich bete darum, daß ihnen das schwere Werk gelingt, dich zu erziehen. Es müßte einmal ein Hindernis auftauchen, an dem dein Eisenkopf sich endlich eine so furchtbare Beule rennt, daß du zur Besinnung kommst, und ich fürchte, es wird dir so gehen. Ich mache mir Sorgen um dich. Aber du kümmerst dich ja nicht darum, ob man sich um dich sorgt oder nicht, du kennst keinen Dank für uns!" Sie hielt atemlos inne und besann sich darauf, daß sie vom Weg, den sie hatte gehen wollen, abgekommen war. Sie holte Atem, kämpfte ihren Ärger nieder

und lenkte ein. "Du fühlst dich doch in Feldmünster nicht etwa wirklich unglücklich? Du leidest doch dort nicht?"

Nein, sie brauchte keine Angst zu haben, er würde niemals ja sagen. Auf diese Weise war sein Herz nicht aufzuschließen; und wen er auf einem glühenden Rost gelegen hätte, er hätte nicht zugegeben, daß er litt. Dieses ganze Gespräch wat. scheußlich und peinlich, und man mußte damit irgendwie zu Rande kommen. "Ach wo", sagte der Bub leichthin und schüttelte den Kopf.

"Dann mußt du Papa dafür danken, daß er es dir wahrscheinlich wieder ermöglichen wird, nach Feldmünster zu gehen. Ich bin", so beschwichtigte sie mehr sich selbst als ihn, "davon überzeugt, daß es dort gar nicht so schlimm für dich ist. Das beste ist es gewiß für dich, wenn du weiter diese Anstalt besuchst!"

Robert hatte zum Schluß überhaupt nicht mehr zugehört. Er war am Rande seiner Fassung angelangt und fürchtete, daß er im nächsten Augenblick etwas Ungeheuerliches sagen könnte. Er klammerte sich zäh an die Erinnerung an das Bild, das während der Messe in ihm Gestalt angenommen hatte. Er versuchte, sich die Bahn der Sonnenstreifen wieder zu vergegenwärtigen, das Flimmern der Fliesen dort, wo sie von diesen Lichtbahnen getroffen wurden, und das Funkeln des Goldes. Er nickte zu Mamas Worten, denn es war ja ganz egal, was sie sagte, wenn nur das Gespräch ein Ende nahm,

Wenn Harald und Lissy hier wären, so malte er sich aus, könnte er heute nachmittag zu ihnen gehen und mit ihnen über das Bild sprechen. Und dann könnte er vielleicht so ganz nebenher das Gespräch auf dieses leidige Thema bringen und dann würden sie ihn trösten und er würde wieder einen Weg sehen. Aber so, so ging das nicht.

Man müßte sich einmal wieder deutlich vergegenwärtigen können, wie es in Feldmünster gewesen war. Wenn man nur mit einem Kameraden darüber sprechen könnte! Aber es war ja keiner von ihnen in Wien. Bondi fiel ihm ein, der demütige, verwandelte Bondi, der ihn am letzten Tag, als sie bereits die Reichsdeutschen an den Zug brachten, nochmals eingeladen hatte. Er hatte natürlich abgelehnt, aber das war vielleicht dumm gewesen. Jetzt könnte man ihn brauchen. War denn wirklich keiner aus der Division in Wien? Ach ja doch, der

kleine Abel, der Musterknabe, der ihn so oft aufgezogen hatte. Vielleicht konnte man zu Abel gehen, trotz allem?

"Du kannst ruhig danke sagen. wenn man sich um dich bemüht", warf die Baronin in seine Gedanken.

"Danke, Mama. Mama, ich möchte einmal Abel besuchen, er ist auch in I/2. Geht das?"

"Was sind seine Eltern?"

"Ich weiß es nicht, ich glaube, sein Vater ist Kaufmann."

"Ich werde Papa fragen, er wird wohl nichts dagegen haben. Dann kannst du ja einmal dort anrufen. Es wird dir gut tun, wenn du mit einem Kameraden zusammenkommst!"

Nun schwiegen sie wieder. Sie waren miteinander nicht einverstanden, sie wunderten sich, wenn sie miteinander sprachen. Das beste, was sie erzielen konnten, war ein lahmer Waffenstillstand wie eben.

Robert tröstete sich mit dem Gedanken an Aussee, als sie durch die sonntäglich leeren Straßen heimwärts schritten. Selbst Abel, sein Widersacher in Feldmünster. erschien ihm lockender als die Pein dieses Zusammenlebens in der heißen, staubigen Wohnung, die seine Heimat war. Nun, es gab keinen Krach mit Papa, und so war er noch leidlich zufrieden. Er hatte schon schlimmere Auseinandersetzungen mit Mama erlebt als diese. Wenigstens waren keine der morschen und brüchigen Stellen ihrer Beziehungen aufgezeigt worden.

ES HATTE DEN ANSCHEIN, ALS OB DOCH NICHT ALLES SO GLATT ablaufen werde, wie Robert geglaubt hatte. Papa war zum gemeinsamen Frühstück erschienen und hatte außer einigen kurzen Bemerkungen nichts gesagt. Das war nichts Ungewöhnliches, denn Papa pflegt seine Mahlzeiten schweigsam mit einem Auge auf der Zeitung einzunehmen, den schweren Schädel vorgebeugt und den Blick nur nach innen gerichtet. Papa faßte, seit er aus dem Krieg zum letztenmal nach Hause gekommen war, selten einen Menschen oder ein Ding voll ins Auge; es war, als lausche er ingrimmig in sich hinein. Deshalb hätte Robert aber noch keine Angst gehabt. Gleich nach dem Frühstück aber hatte ihn Mama aus dem Zimmer

geschickt, weil sie mit Papa noch etwas zu besprechen hatte. Robert war in seine schmale Stube gegangen und hatte vor sich hingepfiffen, als mache er sich nichts aus dem Inhalt dieser Besprechung, die sich offensichtlich auf ihn beziehen sollte. Kurz und gut, es lag also doch Krach in der Luft, und alle Bemühungen waren vergebens gewesen.

Krach mit Papa war sehr unangenehm. Der Major war Robert so fremd, daß es ihm manchmal schien, es sei unmöglich, daß dieser Mann sein Vater war. Während der vier Jahre Krieg hatte er ihn nur ganz selten gesehen, wenn seine Urlaube zufällig mit den Ferien zusammenfielen oder wenn der Major nach Feldmünster kam. Das war aber nur ein einziges Mal der Fall gewesen. Damals hatte sich Papa noch manchmal nach dem Fortgang seiner Studien erkundigt und hatte für die stets guten Zeugnisse auch immer ein Nicken der Anerkennung gehabt, das von diesem stattlichen Offizier in der feldgrauen Uniform doppelt beglückte. Dann hatte Robert angefangen, etwas aus seinem Leben im Institut zu erzählen, aber Papa hatte so unbeholfen versucht, sich den Anschein von Teilnahme zu geben, daß der Bub regelmäßig steckengeblieben war. Er war fern und rätselhaft, aber trotzdem ehrfurchtgebietend. Roberts Verhältnis zu seinem Vater war das genaue Gegenteil zu dem Verhältnis zu seiner Mutter gewesen, denn Mama war wenigstens dort, wo es sich um Dinge des Glaubens handelte, begreiflich, wiewohl sie doch in ihren Auffassungen nicht von denen der Patres ab. Dagegen war sie nicht fähig, ihrem Sohn wirkliche Ehrfurcht einzuflößen.

Seltsamerweise verbündeten sich aber diese beiden so verschiedenen Wesen in dem Augenblick, in dem es galt, den Sohn zu erziehen. Papa deckte Mama den Rücken auch in Fragen, die nicht auf seinem Gebiete lagen, und bewirkte, daß den Anordnungen seiner Frau Folge geleistet wurde, wo sie allein ihren Willen nicht durchgesetzt hätte.

Das war so geblieben, als Papa aus dem Krieg zurückkam und nun, fremd und in sich gekehrt, ein täglicher Bestandteil der Ferien geworden war. Er war noch viel dunkler und unbegreiflicher als in den Tagen, in denen er noch die Uniform getragen hatte. Mit dieser Unbegreiflichkeit hatte sich aber auch die Angst des Sohnes erhöht. Robert saß deshalb beunruhigt neben dem ungemachten Bett

vor seinem alten Tisch und versuchte vergebens, sich auf die Erinnerung zu konzentrieren, die auf einem Blatt Zeichenpapier Gestalt gewinnen sollte.

Er hatte den Bleistift angesetzt und mit Mühe und Not eine lahme Skizze des Altares zuwege gebracht, aber nun versagte seine Erinnerungskraft, als sei sie vertrocknet. Seine Gedanken schweiften zum Wohnzimmer hinüber, wo über ihn gesprochen wurde. Endlich ertappte er sich dabei, wie er den kostbaren Bogen Papier mit sinnlosen Figuren bedeckte, die ihn unbrauchbar machten. In einem Anfall von verzweifelterm Jähzorn packte er das Blatt und warf es zerknüllt in eine Ecke. Dann starrte er durch die herabgelassenen, aber nicht geschlossenen Rolläden auf die kochende Straße hinaus, auf der der Asphalt zu Brei geworden sein mußte.

In diesem Augenblick hörte er Mama kommen und die Tür öffnen. Mit dem Ausdruck eines in die Enge getriebenen Tieres wandte er sich der Mutter zu. "Du sollst zu Papa gehen", sagte sie und begann, sein Bett zu machen, nicht ohne einen jener entsetzlichen Seufzer auszustoßen. "Er hat etwas mit dir zu besprechen. Beeile dich!"

Der Major ließ seine Zeitung sinken und sah ihn mit dem verschwommenen Blick eines Kurzsichtigen an, trotzdem er ausgezeichnete Augen hatte. Seine Blicke umfaßten, als kämen sie von fernher und müßten sich erst besinnen, den Sohn, der verlegen vor ihm stand und unbehaglich feststellte, daß Papa anders aussah als sonst, wenn er zornig war. Was war nun bloß wieder los?

"Setz dich!" sagte der Vater und zündete sich umständlich eine lange dünne Virginia an. Es schien heute sehr schwierig zu sein, den feinen Strohalm aus dem dickeren herauszuziehen, und noch schwieriger, die Zigarre in Brand zu setzen. Endlich wurde er doch damit fertig.

"Ich muß heute etwas mit dir besprechen", fuhr er endlich schwer und schleppend fort. "Ich muß mit dir über deine Zukunft reden!" Nun schwiegen beide. Der Major faßte sich in den Kragen, als scheuere er an seinem faltigen Hals. Diese Bewegung verriet Robert blitzschnell die Hilflosigkeit des Vaters, und lautlos sank die Trennwand zwischen ihm und diesem Mann in sich zusammen und

verschwand. Etwas wie Rührung überkam ihn, und ein Ballen stieg in seiner Kehle empor.

"Wie hast du dir eigentlich deine Zukunft vorgestellt?" fuhr der Major fort. "Ich höre da allerlei; der Otte hat Mama geschrieben, daß es dir in Feldmünster nicht gefällt, und Mama weiß nicht aus und ein bei dir. Was ist da eigentlich los, Robert?"

"Ach," sagte Robert, der nun alles begriff, als er von Haralds Eingreifen hörte, "ich weiß nicht recht —"

"Ich habe mich in diese Dinge niemals eingemischt", fuhr der Vater bedächtig fort. "Ich habe es aus dem Feld natürlich nicht gekonnt. Ich weiß deshalb auch nicht viel davon." Und jählings, mit mehr Wärme, als Robert jemals an ihm gekannt hatte, sprach die mürrische Stimme: "Vielleicht hätten wir über diese Sachen schon eher reden sollen. Schließlich bist du mein Bub, nicht wahr?"

"Ja, Papa!"

"Wir haben uns früher über solche Sachen den Kopf überhaupt nicht zu zerbrechen gebraucht," seine Augen verschleierten sich und sahen wieder die unbekanntes Fernen, "denn der Kaiser hat jeden Burschen verwenden können, als Soldaten oder meinetwegen auch als Beamten. Was da draußen jetzt geschieht," er wies mit einer hoffnungslosen Gebärde über die Stadt, "hätten wir nicht für möglich gehalten. Das war wahrscheinlich falsch, und jetzt müssen wir auf unsere alten Tage umlernen. Ob uns das noch gelingen wird, weiß ich nicht. Ihr jungen Leute werdet euch aber damit befassen müssen." Er verstummte und dachte an die verlorene Vergangenheit. Nach einer langen Pause fuhr er fort: "Du wärest zur rechten Zeit in die Kadettenschule gekommen, wenn es keinen Weltkrieg gegeben hätte, und du hättest die Uniform getragen, wie das bei uns so üblich war. Das sah ich für dich voraus, und damals ist es mir selbstverständlich vorgekommen, daß es so sein wird. Jetzt geht das alles nicht mehr." Er streifte die Asche von der dünnen Zigarre und schüttelte mit hilfloser Gebärde den Kopf.

Robert hatte gespannt zugehört. Er hatte an eine solche Möglichkeit niemals gedacht. In diesem Augenblick, eingesperrt in ein ärmliches und stickiges Zimmer

mit dem müden, hilflosen Vater, schien ihm der Waffenrock der Kadetten, den er niemals tragen würde, als ein unersetzlicher Verlust.

"Offizier wirst du also kaum werden. Was von der alten k. und k. Armee übriggeblieben ist, no, darüber braucht man nicht zu reden. Dort willst du doch nicht dienen? Oder?"

"Nein, Papa."

Das schien den Major zu freuen. "Sag einmal," fuhr er mit einer ungewöhnlichen Vertraulichkeit fort, "was willst du denn eigentlich werden?"

Zu seiner eigenen Überraschung antwortete Robert: "Maler, Papa!" Ob Papa jetzt auffahren würde? Nein, seine Augen tasteten in die des Buben, als suchten sie dort zu ergründen, ob er es wirklich ernst meinte.

"So, so, Maler also." Er blickte auf seine breiten Hände, als suche er bei ihnen Rat. "Ich habe davon auch schon einmal etwas läuten gehört, es wird halt wohl wieder der Leutnant Otte gewesen sein. Siehst du, davon verstehe ich rein gar nichts. Aber das soll nicht heißen, daß ich deswegen jetzt hochgehe und dir eine herunterhau und dir die Malerei verbiete. Hat dich der Otte darauf gebracht?"

"Ich habe schon vorher gezeichnet!"

„Du hast schon vorher gezeichnet. Ja, davon weiß ich auch wenig. Du mußt mir einmal etwas Schönes zeigen. Ja, also was soll ich dir denn antworten? Ich glaube nicht, daß ein Bub in deinem Alter schon wissen kann, was er will. Darum mußt du auch zuerst deine Studien abschließen, das ist etwas Solides. Die Welt wird sich schon noch ein bisschen gedulden müssen, bevor sie etwas von dir zu sehen bekommt. No, mach kein Gesicht, es ist nicht böse gemeint. In vier Jahren reden wir weiter, dann bist du achtzehn. Und wenn du dann noch willst, meinen Segen hast du. Das verdankst du dem Otte, der war ein schneidiger Offizier, trotzdem sie ihn erst zum Schluß genommen haben, weil er auf der Lunge nicht ganz in Ordnung war. Bist du zufrieden?"

"Ja, Papa", sagte er, und er ärgerte sich darüber, daß seine Stimme schwankte und Tränen in seine Augen traten. Er schluckte sie und schneuzte sich.

"Also deine Studien wirst du beenden. Jetzt dreht es sich nur mehr darum, wo. Scht, sei still," hieß er ihn schweigen, "laß mich ausreden. Ich glaube nicht,

daß es gut ist, wenn man von einer Anstalt auf die andere hinüberwechselt. Es wäre schon gut, wenn du auf der Immakulata bleiben tätest, trotzdem ich nie verstehen werde, wozu man Latein und Griechisch, und das ausgerechnet bei Jesuiten, lernen muß. Ich bin ohne dem ausgekommen, aber was ich kann, ist freilich auch nichts mehr wert. Willst du also in der Immakulata bleiben? Der Mama wäre es halt lieb!"

Noch vor einem Augenblick hatte Robert den Vater unterbrechen und, mitgerissen von der Woge neugewonnenen Vertrauens, ihm sagen wollen. daß er nie mehr nach Feldmünster zurück wollte. Aber nun war Papa so gut gewesen, da konnte man doch einem Wunsch, den er so offenbar hegte, nicht widersprechen. "Ich glaube, ich muß bleiben, Papa!"

"Ich habe als Soldat gelernt, daß man einen Posten nicht verlassen darf, wenn man einmal darauf gestellt worden ist. Gegen Befehl handeln führt vors Kriegsgericht und nur ganz selten zum Theresienorden. Du weißt, daß wir knapp bei Kasse sind, und es wird nicht leicht sein, das Geld für deine Studien aufzubringen. Aber was sein muß, muß eben sein. Also ist das abgemacht!"

Robert ergriff die Hand, die sich ihm darbot. Ihm war plötzlich bewußt geworden, daß er sein Schicksal besiegelt hatte. Hätte er nein gesagt, hätte er sich gewehrt, wäre wenigstens die Imrnakulata aus seinem Leben verschwunden gewesen. Er setzte an, um noch nein zu schreien, um zu widerrufen, aber da schritten seine Beine schon zur Türe, er machte einen Bückling und ging hinaus.

IN GROßER VERWIRRUNG SAß ER GLEICH DARAUF IN SEINEM ZIMMER, ohne zu wissen, wie er hierhergekommen war. Er hatte, als er eintrat, den zerknüllten Bogen Papier wieder aus der Ecke hervorgeholt und versuchte nun gedankenlos ihn zu glätten. Der Schrecken über seine Feigheit, die ihn die große Gelegenheit hatte versäumen lassen, zitterte noch in ihm nach. Dann aber ging es wie ein Licht in ihm auf, und er begriff, daß er sich nun ernstlich auf dem Weg befand, Maler zu werden; er hatte eine Entscheidung getroffen und mußte zu ihr stehen, ob er nun wollte oder nicht.

Der Glanz, der von dem Wort Maler ausging, war so stark, daß er ihn blendete. Auf die vier Jahre Immakulata, die noch vor ihm lagen, fiel ein Streif der Glorie, die der Sonne seiner Zukunft entströmte. Diese vier Jahre, bis vor kurzem eine unendlich lange, auch nicht entfernt übersehbare Zeit, waren mit einemmal geschrumpft. Sein Blick reichte über sie hinaus und fiel auf die undeutliche Gestalt seiner Manneszukunft. Von ihr ging eine so gewaltige Lockung aus, daß er zu fühlen glaubte, wie sie ihn über alle Hindernisse hinweg anzog. Noch unbefleckt vom Staub der Kämpfe, die ihn erwarteten, erschien ihm diese Gestalt von blendender Reinheit, und es war ihm, als müsse er sich vor ihr zu Boden werfen und beten.

Ohne auf das Tun seiner Hände zu blicken, als sei er blind, schob er den unbrauchbaren Bogen zur Seite. Er holte seinen Skizzenblock hervor und begann ohne Versäumnis sich dem Strom in die Arme zu werfen, der ihn seiner Bestimmung entgegentragen sollte. Er mußte zeichnen, malen, zeichnen, sonst erreichte er nie, was ihm nun erreichbar geworden war. Und im Glück seiner endgültig erkannten Berufung war es, als fügten sich die Striche ohne sein Zutun harmonisch aneinander. Ein anderer stand hinter ihm, ein Größerer, und führte seine Hand. Die Schau des Morgens, befreit von allen kindlichen Schlacken der Angst und des Zwiespalts, erstand von neuem.

Zum erstenmal in seinem Leben wurde er nicht ungeduldig, als die Erinnerung an das Geschaute ihn verließ, als der Unsichtbare sich zurückzog und als er erkannte, daß nur neue Vertiefung in seinen Vorwurf das Werk fördern konnte. Morgen früh würde er das Bild fortsetzen. Es verlangte, daß er geduldig blieb, und er war bereit, geduldig zu bleiben.

Die Zeichnung wuchs auch tatsächlich am nächsten Morgen weiter, als sei keine Pause eingetreten, während der sich der ganze Kleinkram eines Feriensonntags wie Staub auf den Spiegel seiner Begeisterung niederschlug. Das Bild wurde notwendig zu dem, das Robert gesehen und empfunden hatte. Jede Linie war scheinbar bereits im Papier verborgen und trat nach festgelegten Gesetzen eigenen Wachstums hervor.

Er saß in einer der vordersten Bänke der fast leeren Kirche, während die Frühmesse zelebriert wurde. Der Skizzenblock lag über seinen Knien und sein Oberkörper duckte sich darüber, als wolle er das werdende Werk vor jedem fremden Einfluß schützen. Das war nicht nötig, denn die wenigen Beter, die sich im weiten Raum spärlich verstreut hatten, waren mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt und sahen sich nicht nach ihm um. Der Priester am Altar vollzog die heilige Handlung, ohne den zeichnenden Buben zu beachten, wahrscheinlich sogar ohne ihn zu bemerken. Robert stand gedankenlos auf, um das Evangelium des Tages anzuhören, er kniete zur Wandlung nieder und bekreuzte sich zur Kommunion, ohne seine Gedanken von dem Bild, das ihn gänzlich erfüllte, wegzuwenden. Manchmal sandte er gewohnheitsmäßig ein Gebet zu Ihm, um Ihn mild zu stimmen und sich vor Ihm zu entschuldigen. Seine Augen aber waren so sehr vom Spiel der Lichter und Schatten gefesselt, daß er Gott nicht mehr als eine gewohnheitsmäßige und kühle Aufmerksamkeit schenken konnte.

Es war deutlich sichtbar, daß er bei diesem Werk die Technik seines Blütenbaumes weit zurückließ und daß es auch das Bild von Lissy im Buchenwald bedeutend übertreffen werde. Der geheimnisvolle Vorgang innerer Reifung hatte ihn gewaltig gefördert. Er erkannte es mit stummem Glück, als seine Spannung endlich nachließ und zugleich mit dem Ende der Messe auch das Ende des Schaffens dieses Vormittags sich näherte.

Als der Sakristan die Kerzen auslöschte und damit das Spiel der Lichter am Altar entscheidend veränderte, strich er sich über die Stirn und erwachte wie aus tiefem Schlaf. Er klappte den Block zu, verschnürte ihn und steckte Bleistift und Radiergummi in die Tasche. Dann kniete er nochmals und diesmal im vollen Bewußtsein seines Tuns nieder, um Gott dafür um Vergebung zu bitten, daß seine Gedanken nicht während der ganzen Messe auf ihn gerichtet gewesen waren. Die Empfindungen seiner Kindheit und die seiner Zukunft vermischten sich an diesem Vormittag in wunderlicher Weise, und er versuchte, sie in Einklang zu bringen. Das gelang ihm nicht, das Gebet kam ihm nicht vom Herzen. Er empfand jäh, daß es in der Kirche, die sich geleert hatte, schwül zu werden begann. Sie war erfüllt vom fernen Brodeln der Straße, Hufschläge hallten in ihre Stille, eine Autohupe klang

mißtönig durch den gleichen Raum, den eben noch das silberne Klingeln der Ministrantenglocken durchzittert hatte. Er kniete in der Bank, ein eingeschlafenes Gebet auf den Lippen, und lauschte immer angespannter auf das Getöse der Stadt, und nun erkannte er, daß ganz fern durch diese zufällig zusammengewürfelten Geräusche eine Melodie aufklang, die ihn anlockte und zum Aufstehen veranlaßte.

Mit seiner Mappe unter dem Arm trat er vor das Kirchenportal, das unter einem von Säulen getragenen Vorbau geborgen lag. Die Sonne schleuderte auch heute wieder ihre Strahlen in erbarmungsloser Grelle herab und zerrte schonungslos die Verwahrlosung der Fahrbahn, die Armseligkeit der Vorübergehenden und den schlechten Verputz der Häuserfronten in ihr blendendes Licht.

ROBERT STAND UND ÜBERLEGTE, WAS ES WOHL ZU BEDEUTEN HABE, daß die Fußgänger entweder hastig davoneilten oder sich auf den Gehsteigen sammelten, daß ein Fiaker in den Rinnstein fuhr und stehenblieb und daß viele Gesichter sich einer fernen Straßenkrümmung zuwandten, hinter der das Lied lauter hervortönte.

Es klang wild und gedrückt, aufpeitschend und hoffnungslos in einem. Er trat einen Schritt zurück in den Schatten einer Säule hinein, während die getragenen Töne, vom rhythmischen Stampfen einer Marschkolonne skandiert, herandrängten. Ein barbarischer Taumel ging von diesem Lied der Marschierenden aus, von dem Klang der unsichtbaren Reihen und vorn Brausen einer Menschenmenge, die sich voranwälzte.

Hinter seiner Säule hervor hörte er unten aus den Massen, die sich allmählich Kopf an Kopf gestaut hatten, das Wort "Umzug" hervorklingen. Menschen stiegen die Stufen zur Kirchentür empor. ein hagerer Mann in einer Windjacke, mit kühlen, grauen Augen und schmalen Lippen stellte sich ganz dicht neben Robert auf Das Brausen, Stampfen und Singen kam immer näher und riß alle Gesichter herum.

Der Zug bog endlich um die Ecke. Er erinnerte Robert an eine Prozession. aber die schlaffe Fahne, die träg in der Glut und dem Gestank der brodelnden Straße an ihrer Stange flatterte, war keine gestickte Kirchenfahne mit einem frommen Bild auf ihrem Tuch. Sie war einfarbig rot wie Blut. Ein vierschrötiger

Kerl, die Schieberlocke schwarz und ölig in die bleiche Stirn gekämmt, hielt sie in behaarten Fäusten empor. Neben ihm ging ein kleiner Mann mit einer krummen Nase und Brillengläsern, der einen knallgelben Mantel über den hängenden Schultern trug und sich ab und zu nach dem Zug umsah, der der Fahne folgte. Jetzt war das Lied ganz nahe, es brach aus den aufgerissenen Mündern der Menschen hervor und schlug in trägen Wogen hoch über die Dächer hinaus. Robert unterschied die Worte: "Durch Internationale erkämpft der Menschen Recht!"

Er blickte wie gelähmt in magere und fette Gesichter, in aufgesperrte Augen, die starr vor sich hinsahen, in Züge, die von Not und Elend gezeichnet waren. Er sah verschossene Röcke, zerbeulte Hüte, alte Militärmäntel, er sah da und dort ein elegantes Kleidungsstück, er sah viele Männer, aber auch Weiber und Jugendliche, er sah uralte Frauen mit zottigen Haaren und junge in billigen Waschblusen, ein Kind auf dem Arm. Der Staub stand in einer dicken, gelbgrauen Wolke über dem Zug, und das alles stampfte unter den Klängen des Liedes, träg wie ein Lavastrom und ebenso unaufhaltsam, Minute um Minute vorüber. Es war eine düstere, finstergefleckte Schlange, auf deren Rücken da und dort grellrote Tupfen aufleuchteten, Fahnen, Kokarden, Armbinden.

Robert hielt den Zeichenblock krampfhaft an sich gepreßt, als wollte er ihn gegen diese gefährliche, drohende Masse schützen. Seine Lippen hatten das Wort: *Die böse Welt* geformt. Jetzt hatte dieser Schatten Gestalt gewonnen, jetzt hatte er die Ringe der uralten Schlange erkannt. Und trotzdem starrte er gebannt und hingerissen auf den Zug, dessen geschlossene Reihen sich in Nachzüglern mit Fahrrädern zerfaserten und endlich verschwanden, während die Straße aus ihrem drückenden Traum erwachte und ihr gewohntes Gesicht wiedererhielt.

Er sah sich um. Der Mann in der Windjacke blickte kühl vor sich hin und schickte sich an, den Schatten unter dem Vorbau zu verlassen. Robert griff, ohne zu überlegen, nach seinem Ärmel und hielt ihn an. Die grauen Augen trafen ihn und musterten ihn von oben her. "Was willst du?"

"Ich, ich bitte um Verzeihung, aber ich möchte fragen, was war das, ich meine, diese Leute?"

"Lebst du eigentlich auf dem Mond?"

"Nein, ich bin nur zu den Ferien hier."

"Mein Gott, du mußt doch schon einmal einen roten Umzug gesehen haben!"

"Nein, in Feldmünster dürfen wir nie zusehen, wenn ein Umzug ist."

"Soso, in Feldmünster bist du. Vornehm, vornehm! Ja dann freilich, dann hast du natürlich keine Ahnung, was in Osterreich vor sich geht, dann lebst du ja mit einem Fuß im Himmel und mit dem anderen auch nicht auf der Erde. Mein Lieber, merk dir das, das waren Sozis, Rote, Deutsche wie du und ich, wenn sie das auch nicht wahrhaben wollen." Sein Mund verzog sich zu beißendem Spott. "Du lebst also tatsächlich auf dem Mond. Ich habe keine Zeit für solche Narren wie für dich, aber denk darüber nach, wie leicht es sich ereignen könnte; daß die da", und er wies hinter der Kolonne her, "euch vom Mond herunterholen und dazu die ganze Immakulata in Stücke schmeißen, bevor ihr ausgeträumt habt. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Was ist denn eigentlich dein Vater, du Pinsel?"

"Mein Vater ist der Major von Neitperg!"

"So, der Neitperg. Den kenne ich. Und der hat dich ausgerechnet ins Kloster gesteckt! Grüß deinen Vater vom Oberleutnant Dülfer, er kennt mich aus Italien, und sag ihm, es ist nicht gut, daß man einem Buben die Augen zuhält, wenn man sich nicht dafür verbürgen kann, daß er sie nicht eines Tages wird aufreißen müssen, wenn es gilt, um diese ganze Kultur, oder wie man diese traurigen Rest sonst nennen soll, zu kämpfen. Hat dir das denn gefallen?"

"Nein, ja, ich weiß nicht — "

"So, du weißt nicht. No, dann frag halt deinen Herrn Papa danach, der wird dir das schon erklären. Und ich hoffe, daß er dir dazu ein paar hinter die Löffel haut, damit du aufwachst, du Simplizius Simplizissimus!"

Robert wurde rot und wollte sich davonstehlen. Der Oberleutnant hielt ihn zurück. "War nicht so böß gemeint, mein Lieber, wie es geklungen hat, vielleicht bist du mir obendrein sogar noch einmal dankbar dafür. Euch Jungen muß man ja in die Ohren schreien: Springt's hinein in den Wirbel, haut's um euch, haltet's zusammen, sonst nimmt das kein gutes Ende. Du kannst freilich nichts dafür, daß dir keiner etwas erzählt hat, aber merk dir das, es gibt heute nur eine Sache, die

einen jeden angeht, und das ist sein Volkstum. Wenn du mehr davon wissen willst, komm einmal zu mir. Und jetzt muß ich gehen! Also Servus!"

Der Bub straffte sich und hielt den Oberleutnant abermals am Ärmel fest. "Sind diese Menschen schlecht?" fragte er.

Der Hagere lachte trocken. "Das ist wieder eine Frage! Also du mußt schon ein ausgezeichneter Jesuitenschüler sein. Schlecht? Wenn ich ihnen vorhin eine Ansprache gehalten hätte und ihnen erzählt hätte, daß ich eine andere Ansicht habe als sie, wie man die Welt wieder in die Gleise bringt, dann hätten sie mich niedergeschrien, verprügelt und vielleicht erschlagen. Aber schlecht sind die deswegen doch nicht. Blödsinn treiben sie, weil die Regierung ein Sauhaufen ist, weil sie nichts zu essen haben und weil jeder Agitator das Maul aufreißen kann und sie anlügen darf von vorn und hinten. Die wissen ja gar nicht, was sie wollen, die werden verhetzt und machen dann rote Umzüge. Aber schlecht! Mein Lieber, im Beichtstuhl, da kannst du erzählen, ob du gut oder schlecht gewesen bist, aber hier draußen, da gilt etwas anderes. Da sind die meisten Menschen genau so, wie man sie formt, und gehen genau dahin, wohin man sie führt. Gut und schlecht aus sich heraus sind die wenigsten. Wenn die Führer so ausschauen wie der krumme Itzig neben der roten Fahne und wie der Herr Fahnenträger, dann kommen immer nur Schweinereien heraus. Es sind schon Köpfe gerollt wegen solchem Unfug. Und jetzt muß ich endgültig weiter. Es hat mich sehr gefreut, deine interessante Bekanntschaft zu machen, denk nach und wach auf!"

Robert stand reglos und starrte hinter dem Hageren drein, der die Treppen hinabsprang und verschwand. Gedankenlos öffnete er dann den Block und besah sein Bild. Es war tot und kalt geworden und hatte doch eben noch den Abglanz aller Inbrunst in sich getragen, deren er fähig gewesen war. Was sollte er tun? Papa fragen? Aber wußte denn Papa etwas davon? Er hatte niemals von solchen Dingen mit den Worten gesprochen, die der Oberleutnant gebraucht hatte. Vielleicht war es eine Schande, nichts von solchen Sachen zu wissen? Dann durfte man Papa nicht damit kommen.

Er begann nach Hause zu gehen. Sein Gesicht brannte wie Feuer, er war gewiß noch rot bis in die Haare hinein. Plötzlich blieb er stehen. Vielleicht konnte

er den kleinen Abel danach fragen? Abel wußte ja immer alles. Es war ein Glück, daß Mama noch gestern telephonierte hatte und daß er heute nachmittag zu Abel gehen sollte. Dort würde er sicher etwas erfahren, ohne zu Hause an das leidige Thema rühren zu müssen.

Eine Turmuhr schlug. Er mußte sich beeilen, sonst wurde Mama böse. Mama hatte ihm ausdrücklich verboten, Plätze aufzusuchen, auf denen Umzüge stattfanden. Sie durfte nicht erfahren, daß er heute in einen Umzug hineingeraten war, sonst erlaubte sie nie mehr, daß er allein von zu Hause wegging. Und wenn er sich verspätete, forschte sie nach, bis sie herausbekam, was los gewesen war.

ER RANNT IM LAUSCHRITT NACH HAUSE. Die Hitze griff mit bleiernen Fäusten nach ihm, aber sie hielt ihn nicht auf. Er achtete nicht darauf, daß der Schweiß ihm in Strömen über das Gesicht lief. In seinen Ohren schwang noch die getragene Weise des Liedes, und die Worte des Oberleutnants nesselten ihn. Er wußte, daß er nicht gut abgeschnitten hatte, und er beeilte sich, in sein Zimmer zu kommen, um endlich mit seinen Gedanken allein zu sein.

Mama war glücklicherweise nicht in der Wohnung, und Papa war ins Büro gegangen, so daß er Zeit genug fand, seine Lage zu erkennen. Die Stille dieser kargen Zimmer war auf einmal gefährlich und voller Spannungen geworden, das ferne Rollen der Stadt war der Laut des Tieres, das umherging — ach, wie hieß es doch in der Bibel? — wie ein brüllender Löwe, und suchte, wen es verschlingen könne. War denn dies nicht die böse Welt, vor der er in so vielen Predigten gewarnt worden war, diese Welt der Verwirrung, die nichts von der Klarheit der wahren Lehre wußte? Aber dann hatte ja der Oberleutnant unrecht, dieser Mann, der so plötzlich aufgetaucht und so plötzlich wieder verschwunden war, denn er hatte über die Immakulata gespottet. Irgend etwas in Robert widerstrebte der Annahme, daß der Oberleutnant unrecht haben könne. Wenn er aber recht hatte, dann hatten vielleicht die Patres unrecht? Das war vollends unmöglich. Wer sollte ihm aus diesem Wirrwarr hervorhelfen? Wenn doch bloß Harald hier wäre!

Er hoffte, beim Ausarbeiten seines Kirchenbildes die verlorene Ruhe wiederfinden zu können, und öffnete den Skizzenblock. Er hätte jetzt damit

beginnen können, die Skizze in Farben anzulegen, und er versuchte es auch, aber er kam damit nicht zurecht. Das Erlebnis des Vormittags hatte mit seiner plumpen Faust die feinen Züge der Erinnerung ausgelöscht, es hatte sich riesengroß neben das zarte Bild des Kircheninneren gestellt und erdrückte es mit seiner Nähe. Es hatte keinen Sinn, jetzt an dieser Skizze weiterzuarbeiten, er verdarb sie bestimmt. Er trennte das Blatt aus dem Block und besah aufmerksam das weiße Papier, das unter der Skizze lag. Dann ergriff er einen Bleistift und begann gedankenlos zu zeichnen. Als er sich dessen bewußt wurde, hatte er den Fahnenträger dargestellt, den vierschrötigen Kerl mit der Schmachtlücke und den harten Fäusten, über dessen gemeinem Gesicht die roten Tuchfalten schwer herniederhingen. Er skizzierte seine Umgebung, holte den Nebenmann im gelben Mantel klarer hervor und legte endlich die Zeichnung in Farbe an. Dann trennte er auch dieses Blatt aus dem Block, und nun lehnte er die Farbenskizze und die Bleistiftskizze nebeneinander an die Wand.

Er ging vor den beiden Bildern auf und ab und besah sie, als könnten sie ihm Antwort geben, aber sie schwiegen. Nur die Worte des Oberleutnants summten noch in seinen Ohren. *Du lebst ja auf dem Mond*, hatte er gesagt. – *Die Leute sind nicht gut oder schlecht, sondern genau so, wie man sie formt.*

Der gleiche Widerspruch, der ihn nun schon seit zwei Stunden quälte, trat auch bei den beiden Bildern wieder zutage. Die Kirche war Gottes Haus, er hatte sie mit aller Innigkeit darzustellen begonnen, und nun hatte die jüngste Farbenskizze mit ihren grellen Tinten diese zarte Arbeit zunichte gemacht. Der Fahnenträger hatte Gott aus seinem Herzen verdrängt. Wer hatte ihn wohl geformt?

Gott war es doch gewiß nicht. Die Divisionen waren von jedem Umzug ferngehalten worden, sie hatten nicht auf dem vorderen Spielplatz spielen dürfen, wenn die Roten marschierten, und ein Bub, der einmal ans Fenster gegangen war, als sie vorüberkamen, war bestraft worden. Auch Mama wollte ja nichts davon wissen. Wenn sie aber Gott nicht geformt hatte, dann waren sie in die Krallen des Teufels geraten, und dann waren sie doch schlecht. Und dann hatte Dülfer wieder unrecht, denn er sagte, sie seien weder gut noch schlecht. Auch das konnte doch

nicht sein, und wenn es falsch war, dann war Dülfer ebenfalls dem Teufel verfallen. Wie stand es überhaupt um alle Menschen, die in diesen letzten Monaten in seinem Leben die entscheidende Rolle spielten? Mama war fromm, aber Papa? Und nun gar Harald und Lissy? Wie standen die zu Gott?

Für Robert gab es nur den Gott, über den in der Immakulata gepredigt und gelehrt wurde. Es war dies der Gott, von dem die Paragraphen des graugebundenen Katechismus sprachen, dieser Gott der Theologie, nach dessen Willen es eine Hierarchie auf Erden gab, welche sich bemühte, die Menschen auf allen jenen verschlungenen Pfaden und durch die knifflig ausgesonnenen Labyrinth zu leiten, die zu Ihm führten. Es war sehr bedenklich, sich nicht ständig auf diesen Gott und seinen Himmel einzustellen, denn er führte Buch über jeden Menschen und vergaß nichts. Er war allmächtig und hatte den Menschen doch den freien Willen belassen, er war allgütig und kannte die Zukunft, ließ es aber doch zu, daß seine Geschöpfe sich in den Fallstricken des Bösen verfangen und in der Hölle endeten. Er rächte sich, dieser Gott des Alten Testaments, bis ins letzte Glied der Menschheit für den Frevel, den Eva im Paradies begangen hatte. Die Millionen, die in der Hölle schmachteten, dampften als Sühneopfer auf seinem Altare, Verdammte seiner barbarischen Gerechtigkeit. Man konnte diesen Gott nicht einfach übergehen, man mußte wissen, wie er sich zu den Dingen verhielt, die Robert zu bewegen begonnen hatten.

Man mußte Gut und Böse unterscheiden lernen, auch wenn es noch so schwer war. Im kühlen Zwang der Immakulata war es ganz leicht gewesen, zu unterscheiden. blieb ein Zweifel, so klärte ihn die Beichte. Hier aber, in der Welt, paßten und genügten jene Maßstäbe auf einmal nicht mehr. Oder paßten sie doch, und nur er, Robert, war vom Wege abgekommen? War er verlockt worden vom Brüllen des Tieres der Apokalypse? Gab es denn nur Toren in dieser Welt, die ihr Anrecht auf die Freuden des Himmels um das Linsengericht irdischer Leidenschaften verkauften?

Das alles wäre nicht so bedrohlich gewesen, hätte Robert nicht das leise Ziehen empfunden, das den Schwimmer warnt, der den Außenrand eines Strudeltrichters berührt. Der Strudel saugte ihn an, ja, was schlimmer war, er

lockte ihn. Er hatte grauenhafte Angst vor dieser Verlockung, die sein Seelenheil kosten konnte, und er sehnte sich gleichzeitig danach. Er begriff nicht, daß es seine junge Kraft war, die nach Kampf und Betätigung schrie.

Wem konnte er sich anvertrauen, wen fragen? Mama doch nicht! Sie fürchtete jeden Zweifel und vermied ihn wie die Pest. Sie würde niemals selbst einen Rat erteilen, sie würde ihn in den Beichtstuhl schicken. Und Robert konnte ihr doch dann nicht erklären, daß er sich vom Beichtstuhl nichts erhoffte, ja, daß er geradezu fürchtete, unter dem Gemurmel des Priesters seine schillernde, gefährliche und so herrliche verlockende Welt zerplatzen zu sehen wie eine Seifenblase. Wie, wenn Harald, Lissy, Dülfer vor dem Beichtvater nicht bestanden? Das konnte er Mama natürlich unmöglich erklären, es hätte unfehlbar mit einem Krach geendet, und das war keine Lösung.

Dem Papa von gestern, diesem so ergreifend aufgeschlossenen, müden Vater hätte er vielleicht etwas anvertrauen können, aber Papa war ins Büro gegangen und kam sicher genau so wieder, wie er sonst immer war, zugeknöpft und fremd. Harald und Lissy aber waren weit entfernt. Es blieb nichts anderes übrig: Er selbst, Robert, mußte die Fragen lösen. Er mußte beobachten.

Es war vielleicht ein Wink des Himmels, daß er sich entschlossen hatte, heute nachmittag zu Abel zu gehen. Abel war ein Musterschüler, wenn er auch sein Feind war, aber er galt in jener Immakulata etwas, wo es keine solchen Verwirrungen gab. Ja, das war es. Er mußte Abel vorsichtig aushorchen. Er würde ihn natürlich nicht geradewegs ins Gesicht hinein um Rat fragen, aber es würde sich wohl ergeben, daß er die Fragen einstreuen konnte. Wenn er dann außerdem noch beobachtete, dann mußte er doch zu einer Lösung kommen. Und diese Lösung würde ihn, so glaubte er, nicht von dem Gott seiner Kindheit trennen, an den zu glauben ihm gelehrt worden war.

"Gib acht, daß du nicht in Aufzüge hineingerätst," sagte Mama, als Robert sich nach Tisch zum Gehen fertigmachte, "und wenn du einem begegnest, so weiche ihm aus. Die Menschen sind so schrecklich verroht!" Es war, als ob die Mutter ahnte, was ihm am Morgen zugestoßen war. Aber der Bub schwieg und duldete widerwillig, daß sie ihm umständlich das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn

malte. "Sei recht artig!" rief sie hinter ihm her, als er die Treppe hinabpolterte, und er beherrschte sich so weit, daß er erst dann wütend das Gesicht verzog, als er um den ersten Treppenabsatz gebogen und nicht mehr zu sehen war.

ES WAR EIN ERSTICKEND HEISSER NACHMITTAG; die bleifarbene Luft lag wie ein glühender Deckel über den Dächern, und mitten darin brannte in grellem weißem Feuer die Sonne. Diese Sonne stellte die Gestalten, die ihm entgegenkamen, in ein gefährliches, stechendes Licht, und jede dieser Gestalten war ein Bestandteil der Welt, die er erforschen wollte.

Er schritt, schmal und blond, auf der Sonnenseite dahin, ein Kind, angetan mit dem lächerlichen Rüstzeug, das ihm in der Immakulata geschmiedet worden war, bereit, mit seinen Waffen die Zweifel zu bekämpfen, die ihn zermürbten. Er wich den Problemen nicht aus, er stellte sie. Manche der Vorübereilenden fühlten mit Verwunderung den gierigen Bubenblick über sich hinflackern.

Eine blasse Frau kam ihm entgegen. Sie war ärmlich gekleidet und sah abgehärmt und abgearbeitet aus, eine der vielen Mütter, die in diesen Tagen der Ungewißheit, Not und Unzufriedenheit zwischen den Mühlsteinen der Zeit zerrieben wurden. Robert faßte sie ins Auge. Die Frau hatte die Lider niedergeschlagen, so konnte er sie ungestört beobachten, denn er brachte es sonst nicht fertig, einem fremden Blick längere Zeit standzuhalten. Woran dachte die Frau? Dachte sie an Gott? Hatte sie eine Sünde begangen oder warum sah sie so traurig aus? Oder war sie böse?

Ach, die kümmerliche Skala versagte schon bei diesem ersten, einfachen Fall. Die Frau schritt vorüber, er hatte sie nicht verstanden. Die Welt verschloß sich vor ihm. Sie verschloß sich genau so wie die Gesichter der nächsten Leute. Der überlegene Blick eines gutgekleideten Mannes jagte Schamräte der Verlegenheit in Roberts Wangen und zwang ihn, die Augen niederzuschlagen. Warum war dieser Mann so sicher gewesen? Robert wußte es nicht. Er hatte nur gefühlt, daß dies eine andere Sicherheit als die war, welche die Gottseligkeit verlieh.

Die Zuversicht, mit der er sich in die Eroberung der Welt gestürzt hatte, geriet ins Schwanken. Da fesselte rauher Gesang und das Klimpern eines

verstimmten Klaviers seinen Schritt. Aus dem geöffneten Fenster eines Kellerlokals kam das Singen gleichzeitig mit dicken Schwaden von Tabakrauch hervor. Durch diese trüben Nebel erkannte der Bub ein paar schwitzende, schwere Männer, die um einen nassen Tisch saßen und tranken. "Maltschi, nimm dein weißes Kleid mit dem blauen Band!" klang es aus der Tiefe.³

Eine Erinnerung an ein weißes Kleid und einen großen weißen Hut huschte in seiner Erinnerung vorbei, eine Verlockung. Verlockungen aber waren Sünde, und daß sich gerade dieses Lied auf die Unkeuschheit bezog, war offensichtlich. Das war endlich ein eindeutiger Fall. Männer, die am hellen Tage Bier tranken und unkeusche Lieder sangen — wie konnte man nur an das Kleid einer Frau denken! — waren böse, sie lästerten Gott.

Er blieb stehen. Eigentlich mußte man die Bösen zurechtweisen und auf den Pfad der Tugend zurückführen. Aber er schämte sich schrecklich, in das Lokal hineinzugehen. Wie alle Internisten hatte er eine unerklärliche Scheu vor allen Leuten, die nicht *dazugehörten*. Man glaubte, etwas Besseres zu sein als sie, und wagte doch nicht, ihnen in die Augen zu schauen. Und er mußte überhaupt zu Abel!

In diesem Augenblick brach das Lied ab. "Kinder, es ist höchste Zeit", hatten sie eben noch gesungen. Jetzt schrie eine Stimme: "Zeit is's." – "Gehn mer", antwortete eine andere. Die gewaltigen Männer kamen heraus, sie sahen rot und gutmütig aus und gar nicht wie Sünder. Einer von ihnen setzte sich auf den Bock des Möbelwagens, der vor der Türe stand, die anderen aber hockten sich auf die Trittbretter, und zwei schwere Pferde, die zwar mager, aber immer noch massig waren, zogen an.

Robert hatte dunkle Vorstellungen von einer Orgie gehabt, die sich da unten im Keller abspielen mochte, und er hatte sich in Gedanken gesehen, wie er im Zeichen des Kreuzes die Sünder zurechtrief. Nun waren die Sünder nur Packer gewesen, die ihre Arbeit kurz unterbrochen hatten. Ob das Lied überhaupt sündhaft war? Vielleicht war es nur eine läßliche Sünde, es zu singen, denn ganz genau wußte er es ja nicht. Er war bei seinem Versuch, die Welt zu enträtseln,

³ "Im Prater blühen wieder die Bäume" (Text: Kurt Robitschek, Musik: Robert Stolz)

abermals gescheitert, und nun gab er es auf. Jäh überfiel ihn die Schüchternheit, die ihn nur selten auf der Straße verließ. Wenn er doch erst bei Abel wäre!

UNFÄHIG, SICH MIT DEN ERSCHEINUNGEN, die er eben erst zu sehen gelernt hatte, abzufinden, erschien ihm Abel als ein Stück der vertrauten, gehaßten, gefürchteten und doch so sicheren Umwelt, wo der Gläubige die Verantwortung nicht trägt, sondern der Priester, der ihn leitet. Und da dennoch ein Rest des Willens, sich selbst zu behaupten und das Neue nicht preiszugeben, in ihm wach war, begann er, aufmerksam die Gebäude, die seinen Weg säumten, zu mustern. Er hatte sein Auge schon so weit geschult, daß er die Feinheiten der Beleuchtung zu erkennen vermochte. Dieser Nachmittag, der heißen Dunst aus allen Poren der Erde strömen ließ, lag in einem silbernen, grellen Licht, das sogar die Schatten durchtränkte. Dieses Licht beeindruckte den Buben. Er heftete seinen Blick darauf und vermeinte, Motiv um Motiv zu erkennen. Es waren freilich keine fertigen Bilder, die sich ihm anboten, es waren nur die Ahnungen von Bildern, aber sie genügten ihm, denn sie retteten ihn vor dem Eingeständnis seines völligen Versagens. Er sah die Menschen nicht mehr, er sah nur noch das Licht über der großen, murrenden, von dumpfen Krämpfen erschütterten Stadt. Als er den Torbogen neben der Eisenhandlung, auf der *Joseph Abel* stand, betrat, erlosch das Licht. Er fuhr sich über die Stirn und zauderte. Weshalb war er eigentlich gerade auf Abel verfallen? Weshalb ging er zu einem von denen, die in der Division herrschten? Auch bei ihm, so fühlte er plötzlich, würde sich das Rätsel nicht entschleiern. Aber es war nicht mehr möglich, umzukehren. Er packte den Knauf der Glocke und zog daran.

Ein Dienstmädchen öffnete. Er nannte seinen Namen und fragte nach dem jungen Abel. "Kommen's nur herein", sagte das Mädchen und ließ ihn in einem Flur stehen, in dem es keine fleckigen Tapeten und keine Sessel gab, die längst hätten überzogen werden müssen.

Eine Tür öffnete sich, ein Streif Licht fiel in den dunklen Flur. Der kleine Abel erschien in der geöffneten Türe. Sein Gesichtsausdruck war im Gegenlicht nicht zu enträtseln, aber an seiner Haltung erkannte Robert, daß er genau der gleiche war wie in Feldmünster. "Servus, Neitperg", sagte die klare spöttische Stimme.

"Servus, Abel!" Sie gaben sich die Hand. Abel musterte seinen Gast mit wohlberechnetem Erstaunen. Aber er war schließlich der Gastgeber. "Komm doch herein", forderte er Robert auf.

Dieses Zimmer war, wie es Robert schien, geradezu kostbar möbliert. Die dunklen Schränke waren an jeder Stella geschnitzt, wo dies nur möglich war, breite Portieren verhüllten die Fenster, über dem Bett hing eine riesengroße Wiedergabe der Sixtina. Abel bemerkte den Eindruck, den seine Behausung auf Robert machte, und lächelte mit dünnem Stolz. "Ich mache jetzt den großen Vogelkäfig", sagte er, und zeigte auf den Tisch, der mit der Laubsägearbeit bedeckt war. In Feldmünster galt der große Vogelkäfig als der schwierigste Bogen, den man überhaupt in der Quästur kaufen konnte, und es ging von ihm die Sage, daß noch niemand damit fertig geworden sei. Abel wußte natürlich, daß das dem Neitperg bekannt war.

"Mir wäre er zu groß," sagte Robert, "ich würde damit niemals fertig werden". Er trat an den Tisch heran und ließ die braunen Vorlagen durch seine Finger gleiten. Nach der verlockenden Abbildung, die den großen Vogelkäfig fertig darstellte, zu schließen, mußte es das ungeheuerlichste Gebilde werden, in dem je ein Vogel geschmachtet hatte.

"Ich werde ihn schon fertigbekommen", lächelte Abel überlegen. Er sah mit spöttischem Wohlwollen auf den andern. "Und was machst du?"

"Ach, ich male etwas!"

"Natürlich, du bist ja der Maler!" Der leicht hingeworfene Spott biß wie immer, er zeigte Robert, daß der andere nicht vergessen hatte. Und darum trumpfte er auf.

"Ach nur so nebenbei, ich fahre bald zu meinem Firmpaten nach Aussee. Dort werden wir bergsteigen!" Er hatte noch niemals ans Bergsteigen gedacht, er wußte auch nicht, wieso es ihm gerade jetzt einfiel, aber er erzielte damit die beabsichtigte Wirkung.

"Das ist saftig", gab der Kleine zu.

"Hier in Wien ist ja nicht viel los", sprach Robert weiter, um die Wirkung auszunutzen. "Bleibst du den ganzen Sommer hier?"

"Ja. Wir fahren manchmal nach Grinzing hinaus, da hat mein Vater ein Haus." Er hatte offensichtlich verloren, denn ein Haus in Grinzing war mit Bergsteigen nicht zu vergleichen.

Sie kamen sich allmählich näher. Abel mußte zugeben, daß er, genau genommen, noch nicht einmal eine Wand des großen Vogelkäfigs fertig ausgesägt hatte. In diesen Ferien würde er ihn auch wahrscheinlich nicht vollenden können. Robert ging taktvoll über dieses Bekenntnis hinweg.

„Man kann ja kaum vors Haus gehen,“ sagte Abel, "das ist langweilig!"

"Ach, du auch nicht? Mama hat immer Angst, daß ich in Umzüge gerate!"

"Ja, meine Mutter läßt mich auch nicht zusehen!" Das war das Stichwort, auf das Robert gewartet hatte, jetzt konnte er doch noch von dem zu sprechen beginnen, was ihn beschäftigte und erfüllte. Unvermittelt fuhr die Frage heraus: "Du, die Roten, was sind das eigentlich für Menschen? Ich meine, ich weiß natürlich, daß sie Sozis sind, aber genau kenne ich mich da nicht aus!"

"Ach, die! Das sind schlechte Menschen. Unten im Laden ist der Kommissar, der immer eine rote Nelke im Knopfloch trägt, der Faulste. Wie kommst du eigentlich darauf?"

"Ich habe heute früh einen Umzug gesehen!"

"Vom Fenster aus?"

"Nein, ich war in der Kirche!" Daß er dort gezeichnet hatte, verschwieg er wohlweislich. "Wie ich herausgekommen bin, war gerade ein Umzug. Sie haben etwas gesungen, von Menschenrechten und so!"

"Die Internationale! Und was hast du dann gemacht?"

Es reizte Robert, etwas von Dülfer zu erzählen, aber als er das glatte Gesicht vor sich sah, beschloß er zu schweigen. "Ich bin nach Hause gegangen, wie der Umzug vorüber war", sagte er.

"Hier haben sie noch nie demonstriert", erklärte Abel.

"Glaubst du eigentlich, daß in der Immakulata auch Rote sind?"

"In der zweiten Abteilung sollen welche sein", sagte Abel wegwerfend. "Kennst du den Geiger? Der soll ein Roter sein!"

Robert kannte Geiger vom Sehen her. Er hatte ein intelligentes, häßliches Gesicht, das ein wenig an das eines Pferdes erinnerte. Es hieß, er sei ein glänzender Hockeyspieler.

"Bei uns sind sicher keine," fuhr Abel fort, "und wenn einer kommen würde, mein Lieber, der würde schöne Divisionsprügel bekommen. Heinrich Vierbrücken läßt so etwas nicht durch". Man sah ihm den Stolz an, daß er Anschluß an die Kaste der Herren gefunden hatte.

"Natürlich", bestätigte Robert. Abel redete offenbar auch nur einfach daher, was er gehört und gelernt hatte, und verstand nichts von dieser brennenden Frage. Es war sehr schwer, zu begreifen, was die Stadt bewegte. Daß seine Feinde den Roten Divisionsprügel erteilen würden, machte sie in seinen Augen nicht verächtlich. Er hatte ja selbst erst im April Prügel bekommen. Und Dülfer hatte doch etwas ganz anderes angedeutet, als er von diesen Leuten sprach.

Die Türe öffnete sich, und eine dickliche Frau trat ein, Abets Mutter, wie es sich herausstellte. "Herr Baron, das ist aber a Freud', daß Sie zu uns gekommen sind!" stieß sie atemlos hervor. "Der Pepi freut sich ja auch so darüber, daß einer von seinen Kameraden ihn besuchen kommt. Gelt, Sie behalten Platz, Herr Baron!" Sie sah sich um und flüsterte: "Ich darf doch Herr Baron zu Ihnen sagen, nicht wahr? Früher hat die Erzherzogin Bella allweil bei uns eingekauft, jetzt sind die hohen Herrschaften außer Land gegangen. No, man kann es begreifen, wenn man die Zustände hier sieht mit den Roten und der Regierung!" Sie öffnete die Türe und schloß sie wieder, nachdem sie einen Blick hinausgeworfen hatte. "Man muß halt aufpassen, daß keiner horcht, es ist ja jetzt eine Plag mit den Leuten, die san ja alles Rote, die zeigen einen womöglich noch an! Ja, Herr Baron, also was ich hab' sagen wollen, gleich bekommen's einen Kaffee, ich hab' bei den Bauern auch ein Schlagobers gehamstert, no, wir haben ja im Eisenladen Sachen, die die Bauern gern eintauschen!"

Robert war maßlos verlegen geworden. Einmal war er kein Baron, sondern einfach ein Herr von Neitperg, und dann war es ihm überhaupt peinlich, dauernd mit einem Titel angeredet zu werden. Er hatte einen Blick auf den kleinen Abel

geworfen, der spöttisch unbeteiligt auf das Gerede seiner Mutter horchte. Nein, es hatte keinen Sinn gehabt, hierherzukommen!

Aber die rundliche Frau war nun einmal in Schuß und konnte so schnell nicht wieder bremsen. "Ich bin ja so froh, daß mein Pepi in Feldmünster ist, da hat er halt einen feinen Umgang und bekommt eine Bildung. Da können die Leut' mir erzählen, was sie wollen, eine Bildung bleibt eine Bildung, da hat man etwas fürs Leben. Zeig nur dem Herrn Baron deine Sachen, Pepi, und nachher darf ich die Jause schicken, nicht wahr?"

Robert wäre gern wieder in seiner Kammer gewesen, aber es half nichts, er mußte bleiben. Er war müde, das alles war sinnlos. Und jäh brannte die wilde Sehnsucht nach Aussee in ihm empor, die Sehnsucht nach dem langen Maler und seiner Frau, die Sehnsucht nach jener ruhigen Klarheit, die er zwei Tage lang hatte erleben dürfen und die wieder versunken war.

"Gelt, Sie kommen jetzt öfters zu uns, Herr Baron?" fragte die Frau. "Der Pepi ist halt alleweil allein, da ist es schon gut, wenn er einen Umgang hat!"

"Nein", antwortete Robert entschieden und wurde rot, weil er mit vollem Bewußtsein log. "Ich muß in den nächsten Tagen nach Aussee fahren, da werde ich leider nicht mehr kommen können!"

"Ah, das ist aber schad," rief die Dicke überströmend, "no, aber in den nächsten Ferien, da kommen's aber öfters zu uns, nicht wahr? Mein Mann hat sich auch gefreut, wie er gehört hat, daß Sie kommen!"

Robert sah Abel ins Gesicht und bemerkte, daß der Bub über seine Mutter grinste. Hilfloze Wut stieg in ihm hoch. Besser in der Immakulata als hier, dachte er. Nein, besser in Aussee. Und er beschwor das Bild der Freunde so eindringlich, daß es ihm war, als ständen sie im Zimmer. Auch dieser Nachmittag würde vorübergehen, dann fuhr er nach Aussee. Er glaubte, er müsse ersticken, wenn er noch länger hierblieb. Nur fort, nur fort! Ach nein, es ging ja nicht. Die Jause mußte er noch abwarten. Aber dann ging er nach Hause. Und dann würde er nicht mehr an alle diese Fragen denken, nein, dann würde er malen, Denn mit leerem Skizzenbuch konnte er doch unmöglich vor Harald treten. Er hatte ja auch Papa gesagt, daß er Maler werden wollte.

WÄHREND ROBERT DIE MINUTEN ZÄHLTE, die er noch bei Abel verbringen mußte, saß der Major in einem kleinen Kaffeehaus dem Oberleutnant Dülfer gegenüber, "Wie ich deinen Buben heute früh gesprochen hatte," sagte Dülfer, "hat es mir keine Ruhe mehr gelassen und ich habe mit dir reden müssen, Herr Major!"

"Ja?" Der Major rührte sorgenvoll in der Tasse Ersatzkaffee herum. Eigentlich konnte er sich solche Sonderausgaben nicht leisten.

"Herr Major, nimm es mir nicht übel: Dein Bub gehört nicht nach Feldmünster!"

Der schwere Mann hob die Lider und sah Dülfer müde und geistesabwesend an. "Wie kommst du denn darauf?"

"Der Bub hat dir nichts erzählt? Also, daß ich ihn vor der Kirche getroffen habe, weißt du schon, und daß er mich dann gefragt hat, was der Umzug bedeutet, weißt du auch. Du, in ein paar Jahren wird er sich mit all dem Kram von Politik und Verhetzung auseinandersetzen müssen, auch wenn du ihn in der Immakulata läßt. Und wir brauchen doch hier jeden Mann! Wir können uns das doch einfach nicht leisten, daß unsere Buben wie blind umherlaufen. Es muß doch jeder, der gegen den Niedergang kämpfen kann, dabeisein, jeder!"

"Ich möchte ihm das ersparen, solange es geht, Dülfer!"

"Aber du kannst es ihm doch nicht ersparen. Politik ist eben heute nicht mehr, das Privatvergnügen von ein paar Staatsmännern, sie geht doch einen jeden von uns an, auch deinen Buben! Wenn ein jeder so denkt wie du und so einem jungen Burschen die Augen zuhält, dann fehlt nicht nur einer, dann fehlen viele, und dann behüt dich Gott, mein Osterreich! Was soll denn aus so einem Hascherl werden, wenn er im Kloster aufgewachsen ist, wo ihm keiner erzählt hat, was hier heraußen vor sich geht? Du, ich will nicht stänkern, aber die Jesuiten, die wissen allemal, was sie machen, die haben das schon immer gewußt! Wenn die den Buben die Augen zuhalten, dann tun sie es absichtlich, weil sie keine Unannehmlichkeiten mit der Regierung haben wollen, weil sie so lang loyal bleiben wollen, bis ihre Zeit wieder gekommen ist! Und wir können diese Politik nachher

ausbaden; denn abwarten, Herr Major, das geht jetzt nicht mehr, jetzt heißt es mittun, wenn nicht der Anschluß und alles andere zum Teufel gehen soll!"

"Ich hab' meinen Robert gefragt, ob er heraus will, aber er hat nicht gewollt." Der Major ließ den Kopf hängen und starrte unbestimmt vor sich hin.

"So, er hat nicht gewollt? Natürlich hat er nicht gewollt, der ist ja ganz wirr im Kopf! Wie soll er denn etwas wollen, was er nicht versteht? Weißt du, was er mich heute früh gefragt hat, vor der Kirchen? Ob die Leute aus dem Demonstrationszug gut oder schlecht sind, hat er mich gefragt, der Bub, der dumme. Das ist das einzige, was er versteht, gut und schlecht! Mehr hat er nicht gelernt als das, was in der Bibel steht. Herr Major, die Zeiten sind vorüber, wo das für einen Menschen genügt hat! Du mußt ihm beibringen, daß man die Welt auch anders betrachten kann als vom Standpunkt eines Gläubigen aus! Du mußt ihm beibringen, daß das für die Kirche zwar sehr bequem ist, daß aber die Kirche selbst sich niemals an so etwas gehalten hat, daß die Kirche eine politische Macht ist und daß er Parteigänger ist, ob er will oder nicht, wenn er der Kirche folgt. Das ist es ja, Herr Major, du mußt mir ja recht geben: Auch die Kirche treibt Politik! Und deshalb hältst du deinen Buben nicht aus all dem Dreck heraus, wenn du ihn in der Immakulata läßt, nein, du zwingst ihm eine politische Richtung auf, ohne daß er es merkt! Mein Gott, die hochwürdigen Herren, von Ausnahmen abgesehen, machen doch alle Politik, römische Politik, auch wenn sie so tun, als ob die Welt sie nicht kümmern täte. Das mußt du dem Buben sagen! Und du mußt ihm sagen, daß wir ihn brauchen, daß wir jeden Mann brauchen, und daß er mittun kann, wenn er ein Kerl ist! Der müßte ja ganz unbrauchbar sein, der da bei den Anschlußbestrebungen nicht mittun wollte, wenn er das erst einmal begriffen hat!"

"Ich dank dir halt schön, Dülfer — ", sagte der Major ausweichend.

"No und?"

"Ich glaube, daß einer etwas, was er angefangen hat, auch zu Ende führen muß, daß er sein Gymnasium abschließen muß. Dann kann man weiter sehen!"

"Herr Major, er wird dann diese Schul' abschließen und noch eine, und noch eine, und bevor er fertig abgeschlossen hat, wird hier alles zum Teufel sein."

"Ich glaub' eh nicht, daß da noch viel zu machen ist!" sagte der Major müde.

"Ja, wenn du freilich so denkst! Verloren ist doch erst etwas, was man aufgibt! Es sind doch jetzt genau die gleichen Leute, die wir im Krieg gehabt haben, und es waren brave Leut', wenn die Offiziere gut waren, das weißt du doch! Wir können doch unsere Leute nicht einfach von den Agitatoren verhetzen lassen, das geht doch nicht! Ich glaube an Österreich, nicht an dieses Deutsch-Österreich, daß sie jetzt zusammengemischt und zusammengeschnitten haben, aber ein Österreich in Großdeutschland. Einmal wird etwas daraus, wenn wir die Zügel nicht schleifen lassen!"

"Hoffentlich hast du recht!" Der Major sah auf seine Hände, als suche er bei ihnen Rat. "Aber vorläufig bleibt es dabei, der Bub kommt ins Pensionat zurück. In vier Jahren kann er sich immer noch entscheiden."

Dülfer erhob sich. "Zahlen, Herr Ober! Ich seh schon," wandte er sich an den Major, "es hat keinen Zweck, und ich hoffe, es wird dich nicht gereuen. Ich habe gedacht, wie ich aus dem Amt gelaufen bin, der Bub gehört eines Tages zu uns, und jetzt willst du ihn wieder auf vier Jahre in fremde Hände geben. Du bist der Vater, du hast ja leider zu bestimmen."

Der Major drückte ihn wieder in den Sessel zurück und winkte dem Kellner, sich wieder zu entfernen. "Setz dich, Dülfer, sei nicht so hastig. Also schau: Meinetwegen könnte der Bub ja heraus, aber meine Frau will halt gern, daß er bei den Jesuiten bleibt, wie halt die Frauen so sind."

"Und das kannst du nicht ändern?"

"Sie hat halt nichts mehr anderes als ihren Himmel; warum soll ich ihr die Freude nicht machen!"

"Du, vergiß nicht, daß der Bub noch an dem wird fressen müssen, was du ihm da einbrockst, auch dann noch, wenn du und deine Frau Gemahlin längst nicht mehr da seid! Es lebt jeder sein eigenes Leben und kein fremdes, und dieses Leben ist zu wertvoll, als daß man es einem anderen zuliebe verbiegen sollte."

"Also schön," die schweren Augen suchten wieder die Hände mit den dicken Venenstricken auf den Rücken, "ich werd' halt mit meiner Frau reden, dann können wir immer noch sehen!"

Der hagere Dülfer sah sein Gegenüber lang und durchdringend an. "Tu, was du für richtig hältst," meinte er leise und spöttisch, "aber ich glaub' nicht, daß etwas daraus wird!"

Diese Worte peinigten den Major, als er in der überfüllten Straßenbahn nach Hause fuhr. Er war ein gebrochener Mann, wenn er es sich auch nicht eingestand. Er war als Soldat in seinem Beruf aufgegangen und hatte nicht nach rechts und nach links geblickt, wie es seine Pflicht gewesen war. Dann hatte die trübe Woge des Zusammenbruchs alles hinweggefegt, was ihm Fundament und Richtschnur gewesen war, die Monarchie, den Kaiser und die Armee. Er hatte versucht, sich zurechtzufinden, er hatte für seine Familie zu kämpfen begonnen und hatte sich, noch betäubt von dem furchtbaren Schlag, wie so viele in einen neuen Beruf gestürzt, für den er nicht erzogen worden war. Keine Demütigung war ihm erspart geblieben, und was schlimmer war, er schien zu ewiger Erfolglosigkeit verdammt. Das brach ihm endgültig das Rückgrat, denn er sah immer deutlicher den völligen Ruin seiner Familie vor sich, wenn es ihm nicht endlich gelang, im Geschäft festen Fuß zu fassen. Daß dies nur auf einem ganz untergeordneten Posten möglich sein würde, begann er zu ahnen, während die Trümmer des Vermögens aus besseren Zeiten zwischen seinen Fingern zerrannen. Eine niemals genau überprüfte Hoffnung flüsterte ihm zu, er werde sich so lange halten können, bis Robert verdiente.

"Ich glaub' nicht, daß daraus etwas wird", hatte Dülfer gesagt, und die Erinnerung ließ ihn die schweren Brauen runzeln und die Adern auf der Stirne schwellen. Barbara hatte ihren Gott nicht verloren, sie stand steif und mit beherrschten Nerven auf ihrem alten Platz, während der Mann manchmal zu verspüren glaubte, wie der Boden unter seinen Füßen einbrach. Barbara stand fest und war darum stärker. Wenn sie berechnet zu schluchzen begann, war der Major, so grimmig er sich gab, vollends hilflos.

"Und ich werde doch mit ihr reden", sagte der Major halblaut und ärgerte sich darüber, daß zwei Backfische zu kichern begannen.

ZU HAUSE ANGELANGT, VERGEWISSETE ER SICH DAVON, daß Robert in seinem Zimmer saß und zeichnete, und begann das Gespräch: "Ich glaube, wir müssen den Buben doch aus Feldmünster herausnehmen", sagte er barsch, um seine Unsicherheit zu verbergen.

"Das verstehe ich nicht", antwortete die Frau und machte ihr versperrestes Gesicht.

"Siehst du," erwiderte er mit einem Anflug von Herzlichkeit, der Barbara mißtrauisch machte, "da draußen geht alles drunter und drüber, und der Bub erfährt gar nichts davon!"

"Das soll er auch gar nicht erfahren", sagte die Baronin entschieden.

"Vielleicht wäre es doch besser, wenn er etwas davon erfahren täte. Er wird sich damit auseinandersetzen müssen, er kann nicht an der Welt vorbeigehen!" Wie mager klangen diese Argumente auf einmal, wenn er in ihr säuerliches, hartes Gesicht blickte!

"Es ist notwendig, daß Robert ein gesichertes Fundament erhält, daß er fest im Glauben wird und daß er erst dann mit der Welt in Berührung kommt!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Wohnzimmers ein wenig, schloß sich aber wieder. Robert wollte seinem Vater die letzten Zeichnungen zeigen. Da vernahm er das laut geführte Gespräch, das sich offensichtlich auf ihn bezog. Er stand im dunklen, muffigen Flur, unfähig, sich vom Fleck zu rühren, preßte die Mappe an sich und hörte Wort um Wort, was über ihn gesprochen wurde.

"Ich habe heute nachmittag mit Dülfer geredet," sagte Papa, "und Dülfer meint, daß man niemand entbehren kann, jetzt, wo es hart auf hart geht. In der Immakulata erfährt der Bub nicht genug!"

"Du willst also den Patres unterstellen, daß sie gegen ihr Gewissen den Buben nicht alles das sagen, was für sie notwendig ist?" Die Mutter sprach scharf, und jetzt begann auch in Papas Stimme die Erregung zu grollen: "Die Kirche hat alleweil Politik gemacht, und es ist nie eine deutsche Politik gewesen!"

"Die hochwürdigen Herren werden wissen, was sie tun", sagte Mama abweisend.

"Ich weiß halt nicht, ob das Institut das Richtige ist, wenn es um Politik geht."

"Die unsterbliche Seele ist wichtiger als Politik!"

"Das stimmt schon, aber hier geht es um das Ganze, um Österreich!"

"Du meinst also ernstlich, daß ich Robert hier mitten in diese Verwirrung hineinstellen werde, nur weil der Oberleutnant Dülfer es gesagt hat? Hier in die Großstadt, die voller Gefahren ist? Und das soll ich vor Gott verantworten? Nein, das tue ich nicht!" Die Stimme bekam jenen schrecklichen Klang, den sie immer hatte, bevor Mama in Tränen ausbrach. "Robert ist ohnedies schon gefährdet genug, man ist mit ihm in der Immakulata gar nicht zufrieden, und da willst du seine Erziehung unterbrechen? Nein, Leo, das geht nicht, das geht nicht!"

Robert keuchte. Er wollte zurück in sein Zimmer, aber es war, als sei er auf dem zerfransten Linoleum des Flurs festgeklebt. Jetzt begann Mama gewiß gleich zu weinen. "Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne," zitierte sie mit schriller, sich beinahe überschlagender Stimme da drinnen, "und wenn er dabei an seiner Seele Schaden litte?"

"So hol doch das alles der Teufel", brüllte Papa auf einmal, und es krachte, weil seine Faust auf die Tischplatte gehauen hatte. Robert fuhr entsetzt zusammen. "So behalt ihn halt im Institut, soll er werden, was er will! Aber wenn er nachher nicht aus und ein weiß, so bin ich es nicht gewesen, ich nicht!"

Eine tiefe Stille folgte, dann hörte Robert Schritte und floh in sein Zimmer, wo er sich betäubt ans Fenster stellte und in das schwere Gewölk starrte, das über Wien emporzog. Er war unfähig, etwas zu denken, er zitterte und biß sich auf die Lippen. Nur fort von hier, nach Aussee oder besser gleich nach Feldmünster! Es war schrecklich zu Hause.

Ja, es war schrecklich zu Hause, das empfand auch der Major. Als er tappend und mit verdunkelten Augen nach der Zeitung griff, hatte die Baronin das Zimmer bereits verlassen. Seine Blicke überflogen die Schlagzeilen. Er las das Wort Austromarxismus, zerknüllte das Blatt und warf es in die Ecke. Dann sank er brütend vor seinem Schreibtisch zusammen. Unwillkürlich lauschte er ins

Nebenzimmer hinüber, ob von dorthier nicht Barbaras hartes, trockenes Schluchzen ertönte.

Aber er vernahm keinen Laut, denn die Baronin hatte sich wieder in der Gewalt. Sie stand vor ihrem Sekretär, den Blick auf den Gekreuzigten geheftet, und stützte beide Hände auf die Schreibplatte. Ein knappes, hochmütiges Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel und erlosch wieder. Und sie dankte Ihm dafür, daß Er ihr die Kraft erteilt hatte, auszuharren im Sturm und ihrem Kind die einzige Zuflucht zu bewahren, die es, wie sie meinte, in den Stürmen dieser aufgewühlten Zeit gab.

Sie ahnte freilich nichts von dem Buben, der mit bebenden Händen die Zettel seines Wandkalenders umwendete, um nachzuzählen, wie viele Tage ihn noch von der Erlösung in Aussee trennten.

6. Kapitel

Der Zug rollte schnaubend und Dampf speiend in die Halle, durch deren zerbrochene Scheiben die triesende Nässe dieses Hochsommerabends in grauen Strähnen hereinhing. Die Menge, die auf die lange Wagenreihe gewartet hatte, schob sich vor und drängte die Vordersten gefährlich gegen die hereinpolternden Wagen. Schreie wurden laut, Wirbel und Strömungen wallten gefährlich auf. Es war das alltägliche Bild jener Tage, als die Züge knapp waren und die große Stadt Ströme von Hamsterern ausspie.

Ein wildes Schieben und Drängen riß Robert von der Mutter weg. Willenlos wurde er, eingeklemt zwischen einem eckig vorgewölbten Rucksack mit Tauschwaren und einem nach schmutziger Wäsche riechenden Korb, dem nächsten Wagen zugewirbelt und hatte Mühe, die Handtasche festzuhalten. Er stand so weit von der Wagentüre, an der schimpfende Menschentrauben hingen, entfernt, daß er die Hoffnung, für diese Nachtfahrt einen Sitzplatz im Abteil zu bekommen, fahren ließ. Plötzlich trieb der Strom ihn über die Treppe in den Wagen. Neben einem herabgelassenen Fenster am Gang kam die Menschenmasse ins Stocken. Der Zug war vollgepfropft, aber er war drinnen.

Ein Mann im Lodenrock versperrte fast die ganze Aussicht, denn er lehnte sich breit zum Fenster hinaus. Zwischen der Schulter dieses Mannes und dem Fensterrahmen konnte der Bub in einiger Entfernung das Gesicht der Mutter erkennen, die ihm etwas zurief, was im Geschrei und Geschimpfe der Leute, die keinen Platz mehr gefunden hatten, unterging. Sie arbeitete sich mühsam an das Fenster heran und reichte ihm ein Päckchen herein. Er klemmte es unter den Arm. Mama war stehengeblieben und wandte ihr Gesicht gereizt hierhin und dahin, wenn sie angestoßen wurde. Ein paar Eisenbahner in schmutzigen Uniformen bemühten sich lahm, Ordnung in den Wirwarr auf dem Bahnsteig zu bringen.

Im Gang türmten sich die Gepäckstücke bereits zu wahren Bergen auf. Robert fand sich eingebaut zwischen Rucksäcken, Handtaschen und Koffern. Er

wurde schräg an die Wand geklemmt und sah atemlos durch die einzige heile Fensterscheibe der Abteiltür, die nicht durch Holzverschalungen ersetzt war, daß sich zwölf Leute auf den acht Sitzplätzen des Abteils drängten. Dann blickte er wieder zur Mutter hinaus, die unerreichbar fern im Gebrodel der Halle stand, in einem trüben, braunen Licht, das dem Schauspiel das Gepräge höllischer Hoffnungslosigkeit gab.

In diesem Augenblick erschien Robert die ganze Trostlosigkeit der letzten Tage zu Hause wie ein entschwundenes Glück. Es wäre schön gewesen, aussteigen und dem vollgepfropften, übelriechenden Zug entrinnen zu dürfen. Doch dazu war es schon zu spät. Die ersten Rucke der anziehenden Maschine warfen ein paar lose aufgetürmte Gepäckstücke über den Haufen, Schreie und Gelächter klangen auf, und die Halle begann am Fensterrahmen vorüberzuziehen. Mama lief noch ein paar Schritte neben dem Wagen her, dann blieb sie stehen und winkte. Sie verschwand. Schmutziges Gemäuer strich vorbei, und nun war es nur mehr der Regen, der zum Fenster hereinpeitschte.

Der Mann, der bisher im Fenster gelehnt hatte, stieß den Rahmen nach oben und entzündete bedächtig seine Pfeife. Es war halbdunkel im Wagen, denn mehr als die Hälfte der Scheiben fehlte und war durch Verschalungen ersetzt. Die Stearinstumpfen, die statt der Glühstrümpfe in den gläsernen Kuppeln der Leuchtkörper klebten, waren noch nicht angezündet worden. So holperte der Zug vollgepfropft in die sinkende Nacht hinein, die mit peitschenden Regenhieben die Schwaden der Lokomotive zu Boden schlug.

Wenn der Bub später an die ersten Stunden dieser Reise zurückdachte, so erschienen sie ihm wie ein wirrer Traum.

Ein trübes Goldbraun schwebte über der Erinnerung, er vermochte den fettigen Geschmack des Stearinrußes auf seinen Lippen nachzuschmecken, und er fühlte, wie sich seine Hände klebrig und schmutzig an die Reste des Ersatzriemens klammerten, um zu verhindern, daß er von seiner Handtasche und seinem Rucksack heruntergeworfen wurde.

Er verkroch sich während dieser ersten endlosen Minuten der Bahnfahrt in sich selbst, denn die Schüchternheit des Internisten hatte ihn lähmend überfallen.

Um sich gegen die andringende, scheußliche Außenwelt zu verteidigen, hatte er sich an die letzte Erinnerung geklammert, die ihm von zu Hause geblieben war, an die Gestalt der Mutter, die neben dem Wagen herlief und Worte rief, die er nicht verstand. Die vergangenen Tage, in denen er sein Zimmer selten verlassen hatte, da er seinen Eltern kaum mehr in die Augen zu sehen wagte, erschienen ihm licht und schön. Es war ihm, als habe er lieblos einen sicheren Hort verscherzt, und es kostete ihn Mühe, nicht aufzuschluchzen. Die Kraft der Lokomotive riß ihn mit der Übermacht höherer Gewalten von allen Bindungen seiner Kindheit los. Zum erstenmal in seinem Leben fuhr er allein, ohne den Schutz, den die Eltern oder ein Pater gewährte, einer unbekanntem Zukunft entgegen, die er nicht anders als durch die schmutzigen Scheiben des Augenblicks zu sehen vermochte.

Er sehnte sich danach, die Augen aufschlagen und selbst das Gesicht des Präfekten erblicken zu dürfen. Dann hätte er wenigstens gewußt, daß diese Fahrt nach Gesetzen vor sich ging, die andere für ihn ausgedacht hatten, und daß sie nicht, wie ihm die Furcht einreden wollte, ins Ungewisse führte und den Mächten der Welt überantwortete. Er schloß die Augen krampfhaft und redete sich ein, er könne, sobald er sie aufschlug, ein bekanntes Gesicht erblicken.

Das Ziel lag unendlich fern hinter den grauenhaft langen Stunden der Nachtfahrt. Er blinzelte und sah auf die Uhr. Es war noch nicht einmal eine halbe Stunde verflossen, seit er abgefahren war, und er erschrak vor der geballten Masse Zeit, die noch vor ihm lag. Eine Schwade beizenden Pfeifenrauches erinnerte ihn daran, daß er zwischen den gespreizten Beinen des Mannes saß, der vorhin die Aussicht versperrt hatte. Gleichzeitig bemerkte er, daß er unbedingt seine Stellung verändern mußte, sollten ihm die Beine nicht einschlafen. Er versuchte vorsichtig die Glieder zu strecken und stieß dabei an die Schuhe des Mannes. Erschrocken entschuldigte er sich und riß die Augen auf. Er sah mitten in das Gesicht eines Menschen hinein, der *nicht dazugehörte*, des ersten, den er voll ansah, seit er damals zu Abel gegangen war. Der Mann, vierschrötig und blondbärtig, nickte ihm gleichmütig zu und paffte weiter.

Es war herrlich, die Beine ausstrecken zu können. Das Paket mit dem Essen, das Mama ihm in den Zug gereicht hatte, knisterte unter seinem Arm. Er ergriff es

und legte es in seinen Schoß. Dabei streichelte er es mit den Fingern. Es war das letzte Pfand von daheim, das er da liebte. Es war wie ein Gruß aus der Sicherheit der ärmlichen Wohnung, ein Gruß, der ihn hier, mitten in den apokalyptischen Schrecken der Welt, die sein aufgepeitschtes Gehirn ihm ausmalte, erreichte.

In den letzten beiden Wochen, die er zergrübelt und vertan hatte, ohne auch nur einen anständigen Strich fertigzubringen, hatte er sich hypochondrisch eingeredet, daß sein Leben verpfuscht sei. Seit jener Auseinandersetzung, deren unfreiwilliger Zeuge er gewesen war, vermeinte er den Zwang körperlich zu spüren, der seine Tage lenkte, ohne daß er ihm zu entrinnen vermochte. Was seine Augen jetzt in dem überfüllten Zuge wahrzunehmen glaubten, paßte so genau zu jener zerquälten Stimmung, daß er glaubte, die Schrecknisse, die er sich zurechtgefabelt hatte, hätten Gestalt angenommen.

Die Nacht quoll nun in Schwaden geballter Dunkelheit zu den Fenstern herein. Später steckte der kränklich blasse Schaffner, der die Karten lochte, den Stearinstumpfen an. Jetzt lag braunes trübes Licht im Wagen.

ROBERT SCHRAK ZUSAMMEN, ALS DER MANN VOR IHM auf einmal die Pfeife wegsteckte, in deren Wolken er gedankenlos gestarrt hatte, und erklärte: "Aldann wird es Zeit zum Essen!" Der Bub warf einen scheuen, huschenden Blick in das Gesicht des Gegenübers und entdeckte, daß er ausgesprochen gutmütig dreinsah. Die breiten, behaarten Hände mit den schmutzigen Nägeln öffneten ein Paket, in dem Brot und Wurst lag. Die Selbstverständlichkeit, mit der der Mann zu essen begann, ermutigte Robert, nun ebenfalls sein Paket zu öffnen und mit dem Essen zu beginnen. "Magst a Wurst?" erkundigte sich der Blondbärtige nach einer Weile. Robert bejahte vor Verlegenheit, trotzdem er gar keinen Hunger hatte. Er erhielt eine dicke Scheibe Wurst, eine Seltenheit in diesen Tagen, und vernahm, daß der Bruder des Mannes einen Bauernhof besitze. "Zu dem fahr i hin, der hat alleweil was zu essen. Ja, dös san Zeiten!"

Das alles war furchtbar einfach und alltäglich, und gerade das überwältigte den Buben. Hätte sich der Mitreisende als Kannibale entpuppt, Robert wäre nicht

erstaunter gewesen. Seine Erziehung hatte ihm die Menschen so sehr verleidet und hatte ihn so scheu gemacht, daß er nicht daran gedacht hatte, ein fremder Bewohner der bösen Welt könne sich als ein harmloser und gutmütiger Kerl entpuppen.

Der Bub ermannte sich so weit, daß er dem Mann einen Apfel anbot, der mit einem "Dank' schön" angenommen wurde. "Wo fahrst denn du hin?" erkundigte er sich schmatzend.

"Nach Aussee zu Bekannten!"

"So, des ist a schöne Gegend. I muß schon vorher heraus. No, dann machen wir es uns halt bequem!" fügte er hinzu und bemühte sich, das Durcheinander des Gepäcks sinnvoll zu ordnen. Da saß er dann, klobig, breit, die behaarten Tatzen auf den Knien, und rauchte aus seiner Pfeife. Robert wagte es nun endlich, ihn aufmerksam zu beschauen, und nun fiel ihm der unbeschwerte, freie Blick des anderen auf. Wie machte man es bloß, so selbstsicher zu sein? Gab es denn für diesen Mann nicht die gleichen, brennenden Fragen, die ihn zermürbten und bedrängten? Es ging ein großes Gefühl der Sicherheit und Ruhe von ihm aus, wie er so dasaß. *Einmal auch so werden*, dachte Robert. *Einmal auch so ruhevoll und in sich gefestigt dasitzen können, auf einem wirren Haufen Gepäck, in einem elenden, zerschlagenen Wagen, der überfüllt mit Menschen unter dem Flackern einer Notbeleuchtung in eine verregnete Nacht hineinrumpelte, und trotzdem sicher und ruhig sein!* Der Mann hatte den forschenden Blick bemerkt und lächelte dem Buben gutmütig zu. Das war das erste Wunder dieser Nacht, daß ein fremder Mensch sich ihm gutmütig erschloß. Die Verkrampfung löste sich von dem Buben, und er lächelte verstohlen zurück. Dann wagte er es, erst zaghaft, dann immer selbstbewußter seine Blicke umherschweifen zu lassen. Er sah neugierig in das Abteil hinein, in dem zwölf Menschen durcheinander sprachen. Diese Leute hatten es sich auf die verschiedenste Weise bequem gemacht. Eine Frau im Kopftuch hielt das Wickelkind, das vorhin geschrien hatte, in den Armen und wiegte es hin und her. Drei Männer sprachen aufeinander ein, ein Mädchen lachte grell. Man konnte kein einzelnes Wort verstehen, das ganze Abteil mit seinen flüchtigen Bewohnern, mit ihren Gesprächen und dem Blaken des Stearinstumpfes bildete eine

geschlossene, sonderbare Einheit. Diese Einheit war nicht bedrohlich und nicht unfreundlich, sie lebte für sich. Ein jeder lebte für sich und begnügte sich damit. Das entdeckte der Bub. Vielleicht war das die Lösung aus aller Not?

Manchmal hielt der Zug an Haltestellen. Dann kamen zugleich mit einem Schwall frischer Luft neue Fahrgäste herein. Andere stiegen aus. Man hörte Stimmen von draußen, dann schlugen Türen, und der Zug setzte sich erneut in Bewegung. Das gleichmäßige Rattern und Stoßen schaukelte den Wagen, die Reisenden, die Gepäckstücke und das Kerzenlicht hin und her.

Die Fahrt erhielt etwas Unwirkliches. Sie war allem, was er bisher erlebt hatte, gänzlich unähnlich, und manchmal war er geneigt, sie für einen Traum zu halten. Die Müdigkeit, die sich seiner bemächtigte, betäubte ihn im Verein mit der stickigen, von Ausdünstungen gesättigten Luft. Robert machte einen Versuch, mit dem Mann, der so freundlich zu ihm gewesen war, ein Gespräch zu beginnen. Da entdeckte er, daß der Gefährte dieser Nacht schlief. Die breiten Hände lagen noch immer auf dem gerippten Samt seiner Hosen, aber der Kopf mit dem blonden Bart war zur Seite gesunken. Aus dem halbgeöffneten Mund kam rasselnd der Atem des Schlafenden. Kein Zweifel, der Mann schnarchte. In der Immakulata wurden unglückliche Schnarcher entsetzlich gequält und aufgezogen. Seltsam, daß das Schnarchen dieses Fremden Robert nicht störte und nicht reizte. Er besah aufmerksam das vom Schlaf gelöste Gesicht und fühlte, wie eine Welle der Zuneigung und der Zärtlichkeit sich seiner bemächtigte. Sein einsames Herz erschloß sich in dieser Nacht, ohne daß er sich dessen bewußt wurde.

Im Abteil ging das Licht aus. Man schalt, das Mädchen quietschte. Dann wurde es im ganzen Zug ruhiger. Nur noch selten klangen einzelne Worte durch das Stampfen des Zuges und durch das Klirren der Fenster in ihren Rahmen.

Im Gang brannte nur noch ein einziges Licht und tastete mit bräunlichen, unruhigen Strahlenfingern durch das polternde Dunkel. Robert schloß mit einem Seufzer der Entspannung die Augen. Er war heimisch geworden, die sinnlose Furcht war von ihm gewichen, die Angst vor den Gespenstern der Zukunft, diese Angst, die jeden Atemzug durchtränkt hatte, den er in seinem Bubenzimmer tat, ver-schwand. Dennoch gelang es ihm nicht sofort, einzuschlafen. Da war noch

etwas Erregendes und Neues, über das er sich klarwerden mußte, ehe er schlafen konnte.

AUS DEM SCHÜTTERN, DEM GESTANK UND DEM BRÄUNLICHEN HALBDUNKEL stiegen so rein und leuchtend wie lange nicht mehr die Leitsterne seines Lebens empor.

Er versuchte, zu erforschen, womit er eigentlich seine Ferien bisher verbracht hatte, und es schien ihm, als habe er sie bis zu diesem Augenblick nutzlos vertrödelt. Gewohnt, nach den Lehren seiner Erzieher im Leben nur die Vergänglichkeit zu sehen, hatte er dessen Dauer und Möglichkeiten niemals überrechnet. Plötzlich trugen die Worte Haralds in Feldmünster, trugen die aufwühlenden Erlebnisse in Wien Frucht. Er erschrak tief vor dem leeren Dahinrinnen eines geraumen Teiles jener Zeitspanne, die man Leben nennt. Seine Kindheit neigte sich ihrem Ende zu. Das Empfinden, daß er in die Welt gestellt sei, um die ihm von seinem Schicksal gestellten Aufgaben zu lösen, war erwacht.

Freilich fiel ihm im gleichen Augenblick ein, daß er vergessen hatte, sein Nachtgebet zu verrichten, und er entschloß sich sofort, dies nachzuholen. Er verschränkte die Hände und verachtete sich, weil er dies heimlich tat, denn er verleugnete Christus, indem er es nicht wagte, auffällig zu beten. Aber die drängende Sehnsucht nach einer Fortsetzung seiner Gedankengänge ließ ihm nur zu flüchtiger Reue Zeit. Kaum war diese Pflicht erfüllt, als er sich erneut seinen Gedanken überließ.

Er beschloß, von nun an jeden Tag ernstlich an seiner Zukunft zu arbeiten. Daß er sich in den letzten Wochen erst mühsam die Grundlagen zu einem fruchtbaren Schaffen errichtet hatte, wußte er nicht. Er empfand in jenem Augenblick nur ein Gefühl der Stille und des Friedens, dessen tiefste Ursache, das Begreifen eines ersten Teiles der Welt in Gestalt seines Reisegefährten, er nicht erkannte.

Er nahm sich vor, nun Tag für Tag an seiner Kunst zu arbeiten. In kindlicher Weise sah er sich als fleißigen und stillen Buben, der ein Gott wohlgefälliges Leben führte und der ganz in seinen Werken aufging. Diese Vorstellung erfreute ihn,

denn sie gaukelte ihm eine Möglichkeit vor, gleichzeitig seinen Neigungen und den Forderungen der Kirche zu leben.

So viel Torheit auch in solchen Phantasien steckte, so sicher war es doch, daß er zum erstenmal in seinem Leben von fast willenlosem Dahintreiben zu ernster Planung geschritten war. Die Grenzlinie zwischen dem Ende der Kindheit und dem Beginn des Mannesalters lag bereits hinter ihm. Der Zug riß ihn in dieser finsternen und aufgewühlten Nacht in das Land seiner Zukunft hinein.

Allmählich verwirrten sich die Bilder, die in unabsehbarer Folge vor seinen Augen vorbeizogen. Die Müdigkeit überfiel ihn gewaltig. Er rückte sich bequemer zurecht, ohne diesmal seine Bewegungen scheu zu beobachten. Da die Kühle der Nacht durch die Ritzen der Gangfenster hereinwehte, hüllte er sich fester in seinen Regenmantel, und so versank er in Schlaf.

Er erwachte kaum, wenn der Zug hielt und die Gehenden und Kommenden über ihn wegstolperten. Manchmal traf ihn der grelle Schein aus der Blendlaterne des Schaffners, manchmal vernahm er im Halbschlaf ein Wortgefecht, Schlagen von Türen oder den klagenden Pfiff der Lokomotive. Immer wieder stürzte er in die Abgründe des Schlafes hinein, den sein Körper gewohnt war und auf dem er bestand. Die Nacht erschien ihm unendlich lang und huschte doch eilig vorbei, ein Geflecht aus schattenhaften Erlebnissen und tiefer Unbewußtheit.

Als er endgültig erwachte, war der Tag angebrochen. Ihm gegenüber wühlte sein Reisegefährte brummend und herzlich gähnend in seinen Haaren; er machte sich offensichtlich zurecht, um auszusteigen. Kühles, perlgraues Licht schwebte über der Verwüstung im Wageninneren und machte die bleichen Gesichter der Schläfer im Abteil noch blasser. Die Morgenkälte drang durch alle Ritzen herein. Robert fror und erwachte endgültig. Es war unmöglich, bei solcher Kälte weiterzuschlafen.

Der Bub stand auf und reckte sich, der Mann nickte ihm zu und murmelte, daß er angekommen sei, während ein neues Gähnen die Hälfte seiner Worte verschlang. Er kramte in seinen Gepäckstücken umher und zerzte seinen Rucksack hervor.

Das Stoßen der Weichen kündete den Bahnhof an. Als der Zug quietschend und knarrend zum Stehen kam, verabschiedete sich der Mann und sprang aus dem Wagen heraus. Der Zug war nicht mehr so vollgekeilt wie im Wiener Bahnhof, die Hamsterer hatten ihn längst verlassen; freilich bestand noch immer keine Möglichkeit, einen Sitzplatz in einem Abteil zu ergattern.

ALS DER ZUG WIEDER ANFUHR, packte Robert sein Paket wieder aus und begann zu essen. Mit der Mahlzeit kehrte die Wärme wieder in seine erstarrten Glieder ein. Er erinnerte sich an die Vorsätze der Nacht, aber sie waren nicht mehr so nah und so zwingend wie vor dem Einschlafen. Er war ganz einfach zu müde, um sich sogleich an die Ausgestaltung seines neuen Lebens zu machen. Da ihn die Beine schmerzten, erhob er sich und sah sich um. Der Platz am Fenster war jetzt frei. Er trat an die Scheibe heran und hielt sich an dem schmierigen Fensterrahmen fest. Der Zug schüttelte ihn unbarmherzig durch, die Nacht hatte einen faden Geschmack in seinem Munde hinterlassen, und die Cbernächtigkeit brannte in seinen Augäpfeln. Die lange Kette der Stunden, die ihn noch von Aussee trennte, erschien ihm in diesem Augenblick viel gewaltiger als damals, als er eingestiegen war.

Dicke Dampfschwaden schleppten neben dem Zug her und verdeckten den Ausblick. Er starrte trüb in sie hinein und wollte eben wieder seinen Sitzplatz auf dem Rucksack einnehmen, als sich die Dunstfahne in einer Kurve vom Boden löste, geballt gegen die Scheiben anstürmte, auffaserte und verschwand.

Vor dem Fenster glitt ein Wiesengrund vorbei, auf dem der Wasserreif und der Regen der vergangenen Nacht wie feiner Zinnstaub lag. Es dampfte aus den Halmen und wehte über die Wiesen. Ferne Erlengruppen schwammen undeutlich im Nebel, der nach dem Regen der Nacht in breiten Massen emporgestiegen war. Der Himmel war grau wie Seide, im Westen dunkler als im Osten, wo sich hinter violetten Wolkenfetzen das reine Rotgelb des jungen Tages höher schob.

Die Landschaft war so still, daß ihr Schweigen das Rattern des Zuges übertönte, und sie war so rein, daß vor ihrem Anblick aller Schmutz der Fahrt dahinschwand. Robert sah wie gebannt auf einen Bauern, der mitten in der nassen

Wiese stand und mit breit ausladenden Bewegungen mähte. Ein Schwaden sank vor der Schneide der Sense und blieb in einer kleinen, rauchenden Welle liegen. Atemlos starrte Robert auf das Bild, bis es ein Laubhorst verdeckte.

"Aber das ist ja schön!" sagte er laut vor sich hin, "aber das ist ja fabelhaft schön!" Mit einem Schlage war ihm endgültig die unverlierbare Schönheit der Natur aufgegangen. Nun verließ er das Fenster nicht mehr. Er stieß den Rahmen herunter und fühlte die feuchte, frische Luft, die von draußen in breiten Schwaden hereinfegte, an seiner Stirn.

So erlebte er tief versunken den ersten Morgen seines Daseins, den er ganz für sich allein besaß. Er sah den Rauch aus den Schornsteinen der massigen Vierkanthöfe aufsteigen, er sah die Gespanne zur Arbeit fahren. Ununterbrochen neu, unausgesetzt gesteigert, begann das Land zu leben. Ein ungeheurer Fächer, dessen Achse rätselhafterweise immer durch das Fenster lief, drehte sich vorbei, ein Fächer, dessen Teile Felder trugen, Waldparzellen, Höfe, Wege und Menschen. Der Bub neigte sich weiter zum Fenster hinaus, um die Einzelheiten, die ihn fesselten, schon von weitem kommen zu sehen. Da entdeckte er am Horizont rosige Zacken. Die Berge erglühten in den ersten Sonnenstrahlen, die ihre Stirnen streiften.

Unwirklich, hinausgesteigert über ihr erdverwachsenes Dasein, schwebten sie über den Nebeln des Morgens.

Die Riesen standen wie eine Verheißung der kommenden Tage über dem Hügelland. das sich in sanften Wellen höher hob, als fließe eine sanfte Dünung durch das fruchtbare Land. Plötzlich überfiel ihn der Drang, auf seinem Wege zur Kunst unverzüglich vorzuschreiten. Mit einer bisher ungeahnten Sammlung beobachteten seine Augen die Farbenspiele, die über die Landschaft hinglitten. Er riß sich vom Fenster los, um aus dem untersten Grund seiner Tasche den Skizzenblock hervorzuholen. Flüchtig tauchten die Blätter vor ihm auf, auf die das Kircheninnere und die Gestalten des Demonstrationszuges gezeichnet waren. Er wendete sie hastig um und überflog mißbilligend das Gekritzeln, das er in den letzten vierzehn Tagen, nachdem er die Auseinandersetzung zwischen seinen Eltern belauscht hatte, auf die Blätter geworfen hatte. Vor dieser Landschaft

erschienen ihm diese Bogen, die er als Beweis seines Fleißes lustlos entworfen hatte, so schlecht, wie sie in Wirklichkeit waren. Mit Ausnahme der beiden ersten zog er sie aus dem Block heraus und verstreute ihre zerfetzten Schnitzel auf den Bahndamm. Der Wind wirbelte sie über die Böschung hinab und bettete sie in die Nässe des Grases, ein Sühneopfer vor der reinen Pracht dieser Landschaft.

Eine hellgoldene Flut spülte über die Hänge des Hügellandes hin und verwandelte die kühlen Farben in warme Tinten. Frei und stolz stieg die Sonne in den Morgen und erhellte das Land. Die Felder liefen auf den Zug zu, sie drehten sich, ihre Umrisse überschnitten sich mit den Böschungen der Hügel, sie bildeten Motive, vor deren Schönheit Robert der Atem stockte und die schneller entwandten, als sein Stift sie festzuhalten vermochte.

Allmählich erwachten die Reisenden im Zug. Zwischen den Gepäckstücken und hinter den Scheiben der Abteile tauchten zerraupte, übernächtige Köpfe auf. Die Frau, die das Kind im Arm hielt, kam auf den Gang hinaus und trug das Kleine vorüber. Robert sah das Kind und nickte ihm zu.

Er wunderte sich nicht einmal darüber, daß er nicht mehr verlegen war. Durch die wunderbare Kraft dieser Nacht fühlte er sich allen diesen Menschen nahegerückt, und was mehr war, er empfand sich als einer von ihresgleichen. Der gleiche Morgen umwob alle, das gleiche Licht tränkte die Landschaft, umriß die Gespanne auf den Feldern und erhellte den Zug, dessen unordentlich gestapelte Gepäckhaufen durch ein Land gefahren wurden, das ebenso zerrüttet war wie jeder einzelne Wagen in der langen Reihe, welche die altersschwache Lokomotive keuchend dahinschleppte.

Dies alles verstand Robert nicht klar, aber er empfand es. Er hatte den Bleistift weggesteckt, denn er hatte eingesehen, daß die Fülle der vorübergleitenden Motive zu schnell wechselte, als daß er auch nur ein einziges von ihnen zu bannen vermocht hätte. Diese Erkenntnis schmerzte ihn nicht, denn nun konnte er sich um so inniger in die reine Schau vertiefen.

In immer höheren und steileren Wellen wogte das Alpenvorland empor. Manchmal benahm ein Rücken den Ausblick auf die Berge vollständig, manchmal öffnete sich zwischen zwei Hängen eine breite Spalte und enthüllte Fernblicke auf

die Mauern der Kalkalpen, die in wilder Wucht gen Himmel stießen. Hatten die Berge noch vor kurzer Zeit einem leicht hingepinselten Gewölk geglichen, so offenbarten sie nun immer deutlicher den Kern ihres Wesens.

Robert starrte sie atemlos und hungerissen an. Er kannte sie ja nur als ferne Wächter am Rand der Landschaft von Feldmünster. So nah, daß er in ihren Zügen lesen konnte, war er ihnen noch niemals gekommen. Dabei fiel ihm Feldmünster ein. Irgendwann in dieser Nacht war er durch jene Station gefahren, wo ein Schienenstrang nach Feldmünster abzweigte. Sie lag in seinem Rücken. Diese Vorstellung befriedigte ihn.

Und wieder wandten sich seine Augen den Bergen zu. Schattenbänder zerlegten jetzt ihr zerfressenes Gemäuer, Wald schob sich in breiten Flächen in ihren Sockeln empor und verlor sich in spitzen Zungen zwischen dem nackten Fels. Der Schutt war in erstarrten grauen Gießbächen aus den Wänden niedergestürzt und türmte sich zwischen den Waldstreifen in breiten Fächern auf.

Der vierschrötige Klotz des Traunsteins war durch Stunden scheinbar kaum nähergerückt. Jetzt aber verwandelte sich die Landschaft in fliegender Eile aus der sanften Anmut des Vorlandes in die wilde Kühnheit des Hochgebirges.

Hinter weißen Häusern blitzte der blaue Spiegel des Traunsees auf. Er lag, vom Morgenwind kaum geraucht, wie eine Platte aus Lapislazuli im Rahmen der Berge, die ihn einschlossen und bedrängten. Sie wuchsen aus seinem ruhevollen Schoß empor, als tranken ihre Wurzeln aus seiner Fülle. Der Zug donnerte durch Tunnel, deren schwarze Wände den Hall und Widerhall betäubend zurückwarfen. Dann wieder schwebte die Bahn über den Gewässern bin, an die Felsen geklebt, in die menschlicher Fleiß ihren Unterbau geritzt und gemauert hatte. Mit jedem Ausblick, mit jeder Kehre, hinter jedem Durchbruch wurde die Landschaft neu, tauchten neue Orte und neue Berge auf. Der Bub erschauerte vor der kaum faßbaren Wucht dieser Massen, die sich lohend gelbweiß aus den dunkelgrünen Waldteppichen in den blauen Sommerhimmel reckten.

Die Hitze des Hochsommertages begann fühlbar zu werden. Sie drang in lauen Stößen zu den Fenstern herein und betäubte Robert, der sich erschlafft auf seinen Sitzplatz am Fenster zurückzog. Hier saß er, den Kopf in die Hände gestützt,

während Wellen von Schlaf über seine Lider strichen und ihn immer wieder aus der traumhaften Wirklichkeit in die Unwirklichkeit der Träume entführten. Er fühlte sich zum erstenmal in seinem Leben wunschlos glücklich.

Er schlief, erwachte und träumte von den Herrlichkeiten, die da draußen vorbeizogen und die er nicht mehr aufzunehmen vermochte, weil er zu müde war, um aufzustehen und ans Fenster zu treten. Die Erkenntnis dieser Versäumnis blieb frei von Bitterkeit, denn er fühlte, daß das, was er bereits aufgenommen hatte und das, was ihm in den kommenden Tagen aufgespart blieb, genug und übergenug sei. Hinter seinen halbgeschlossenen Lidern wiederholten sich die Ereignisse der Nacht, erschienen und verschwanden noch einmal die Bilder des Morgens. Sie verschmolzen miteinander und begannen im Licht der Erfüllung zu strahlen, das den zerbeulten, klappernden Wagen bis in den letzten Winkel durchleuchtete.

Er trat wohl noch einmal ans Fenster und sah die Firnfelder des Dachsteins vorüberziehen, aber er faßte seine Herrlichkeit nicht mehr. Als der Zug dann endlich in Bad Aussee einlief, griff er wie ein Trunkener nach seinen Habseligkeiten. Draußen flackerte das Feuer der Sonne zwischen den Bergen, es sprang ihn an wie ein geschmeidiges Raubtier und blendete ihn.

"DA BIST DU JA", SAGTE EINE SPÖTTISCHE STIMME NEBEN IHM. Es war Harald, der ihm den Koffer abnahm. "Sag einmal, hast du in dem Zug überhaupt einen Sitzplatz gehabt? Er war ja entsetzlich überfüllt."

"Ich bin im Gang gesessen", antwortete Robert strahlend. Die Kühle in Haralds Stimme fiel ihm nicht auf. "Es war wunderbar!"

"Das kannst du mir später erzählen. Draußen wartet ein Wagen, wir haben noch ein ganzes Ende zu fahren, bis wir in Alt-Aussee sind. Mach vorwärts, Lissy wartet mit dem Essen!"

Der Wagen zog an. Ein Kranz von Gipfeln stand um die Sommerfrische und loderte in das heiße Mittagsblau, in dem die Sonne strahlend schwamm. Der Bub saß und lächelte. Harald schwieg und sah mit gespanntem Gesicht gerade vor sich hin. Das machte nichts. Man brauchte ja nichts zu sprechen, es war alles herrlich und viel schöner, als er es sich ausgemalt hatte.

Der Zuckeltrab des Pferdchens rüttelte ihn durch, weißer Sand flog unter den Rädern auf, es roch nach Wiesen und nach Pferden, nach Leder und nach Frische trotz der flammenden Sommerhitze. Endlich hielt der Wagen vor einer weißgestrichenen Gartenpforte. Lissy kam über einen schattigen Weg geschritten, sie trug ein Dirndlkleid und winkte ihm lachend zu.

"Komm nur gleich in dein Zimmer," sagte sie, "dort kannst du dich waschen, und dann bekommst du etwas zu essen. Wie war die Fahrt?"

"Herrlich", wiederholte Robert und sah sich um. Ein paar hohe Fichten rauschten leise, ein Beet voll Pelargonien brannte wie Blut im grünen Rasen. Das Stubenmädchen nahm ihm seine Habseligkeiten ab und führte ihn über eine Stiege aus blankem Lärchenholz in das kleine, weiße Zimmer, das er bewohnen sollte.

Er neigte sich zum Fenster hinaus. Hinter den Fichten erhob sich ein Berg, erst sanft und grün geböscht, dann in jähem wildem Ansturm mit nackten Mauern zum Himmel ragend, als habe sich ein Riese dort sein Schloß gebaut.

"Der Loser", sagte das Mädchen und verschwand knixend. Robert nickte dem Berg zu. Ein heißes Glücksgefühl durchströmte ihn. Das da, das waren ja erst die Ferien!

Der Maler saß mit einer Furche zwischen den Brauen vor seiner Staffelei und arbeitete. Es war so still im Zimmer, daß das Knistern der Buchseiten, die Lissy in regelmäßigen Abständen umwendete, überlaut durch das Atelier klang. — Harald verbiß sich eine Bemerkung über das Knistern. Es war ja lächerlich, daß er sich so sehr dadurch stören ließ. Aber es half nichts, er wartete von einemal zum anderen auf dieses Geräusch. Dabei wurde es ihm immer klarer, daß der Hintergrund des Mädchenbildes, an dem er arbeitete, mehr litt als gewann. Endlich legte er mit einem mißmutigen Aufseufzen die Palette weg, reinigte den Pinsel, erhob sich und steckte sich eine Zigarette an.

"Es wird heute nichts," sagte er, "ich kann mich nicht sammeln."

Lissy schloß das Buch, legte es auf ihren Schoß und lehnte sich in ihrem Rohrstuhl zurück. Sie wußte, daß man ihn in solchen Augenblicken nicht

ansprechen durfte, denn er mußte den Ausweg aus der Sackgasse, in die er sich verrannt hatte, selbst finden. Sprach man ihn an, so verärgerte man ihn vollends.

Harald trat ans Fenster und sah hinaus. Es war so still, daß man das unwillige Brummen einer Fliege hören konnte, die gegen die Scheiben des offenen Fensterladens stieß. Von draußen her kam das Sausen des Windes in den Fichten, die sich im Licht des Nachmittags goldgrün zu tönen begannen. Manchmal flatterte von der Straße her ein verwehtes Wort über den Garten und versank in der Stille des Ateliers.

"Ich werde die Kleine vielleicht doch noch herüberbitten," sagte Harald endlich, "oder nein, warte, es hat noch Zeit. ich bin nicht in Laune." Er zerquetschte die Zigarette in einem Aschenbecher, ergriff den Pinsel von neuem und änderte eine Kleinigkeit an der Bergwand ab, die hinter dem beschatteten Mädchenkopf blendend und herrisch emporragte.

"Ich habe in den letzten Tagen zu viel gemalt," fuhr er fort, "ich muß eine Pause machen." Lissy nickte. "Schläft der Bub noch?"

"Ich glaube, ja. Du, Harald, er wird dich nicht stören? Ich meine, weil du dich über ihn geärgert hast?"

"Nein, er stört nicht! Wenn er aufwacht, soll er herkommen." Er verstummte, steckte den Pinsel endgültig weg und trat vor Lissy hin. "Ich möchte jetzt wirklich gern wissen, ob an ihm etwas dran ist oder nicht. Vielleicht haben wir uns da bloß etwas eingebildet? Wenn ich den Brief seiner Mutter recht verstanden habe, will er selbst nach Feldmünster zurück. Und wenn er das tut, geht er vor die Hunde, wenigstens als Künstler und vielleicht auch als Mensch. Ich habe geglaubt, er weiß, was er will, aber das scheint ein Irrtum gewesen zu sein. Mein Gott, es ist schwer, jemand zu heften, wenn er sich nicht helfen lassen will! Ich kann ihm doch nicht vorpredigen, daß jedes Leben auf seiner Fahrt ein paar gefährliche Untiefen überwinden muß, und daß er wahrscheinlich vor der schlimmsten steht, da er ja nun einmal aus einem Buben ein kleiner Mann werden muß. Da leiden viele Entwicklungen Schiffbruch oder retten sich nur als halbe Wracks über diese Stellen. Ich hatte doch fest geglaubt, daß er einer von den wenigen ist, die dabei nicht verdorben werden. Na, wenn es so ist, dann hat er eben doch nicht viel

getaugt, wie wir geglaubt haben, und dann ist es einfach lächerlich, daß wir uns so sehr mit ihm abplagen. Es sind ja jetzt Zeiten, daß man selbst den Kopf verlieren könnte. Wie soll man da noch einem anderen raten, der sich nicht entscheiden will, wo er sich entscheiden müßte?"

"Ja, es ist eine schwere Zeit", sagte Lissy einfach.

Harald legte den Leinenkittel ab und streifte den Rock über. "Wenn ich wüßte, was ich politisch will, wäre es leicht. Oder wenn ich leicht genug wäre, um an der Oberfläche zu bleiben. Aber wenn man dieses Elend sieht und wenn man zu erkennen glaubt, daß es noch nichts ist gegen das, was kommen muß, dann fragt man sich manchmal vergebens, ob man denn eigentlich das Recht hat, mehr oder weniger schöne Frauen zu malen und sich um die ganze Zeit nicht zu kümmern."

"Jeder muß tun, wozu er berufen ist, denke ich."

"Und wenn diese Berufung nur für die Zeit vor dem Krieg gepaßt hat?"

"Quäl dich nicht, Harald, du kannst es doch nicht ändern!"

"Nein, man muß sich darüber klarwerden, wohin man gehört. Aber ich bringe das einfach nicht fertig. Ich habe keinen politischen Instinkt, das ist es. Aber geht da nicht jemand auf der Treppe? Du, ich glaube, der Bub ist aufgewacht!"

"Ich will gehen und ihn holen," sagte Lissy, "er findet den Weg nicht." Sie stand auf und ging hinaus. Er blickte ihr nachdenklich nach. Das Wehen ihres geblühten Kleides hellte seine Stirn auf, und als er ihre Stimme hörte, lächelte er. Gleich darauf schob sie Robert vor sich her ins Atelier hinein.

"Ausgeschlafen?" fragte der Maler. "So, setz dich hierher in den Stuhl und horch zu, dann kannst du gleich etwas lernen. Das Bild laß jetzt in Ruhe, das kannst du dir später ansehen, das gehört jetzt nicht hierher. Ich zeige angefangene Sachen nicht gern herum. Was ich da eben mit Lissy besprochen habe, geht auch dich an. Oder willst du gar nicht mehr Maler werden? Dann sag es gleich!"

"Ich will Maler werden," flüsterte Robert, "und ich habe das auch Papa gesagt!"

"Und was hat der Herr Major geantwortet?"

"Er hat es nicht verboten."

"Das wäre noch nicht einmal so wichtig gewesen; man muß sich auch gegen einen fremden Willen durchsetzen können, aber das liegt dir ja weniger. Immerhin, so ist es besser."

"Harald hat heute einen ganz schlechten Tag." Lissy warf Robert den gleichen Blick heimlichen Einverständnisses zu, der ihn schon in Feldmünster bezaubert hatte. "Mach dir nichts daraus, er wird schon wieder lustig werden."

"Ich habe heute keinen schlechten Tag," widersprach Harald geärgert, "dieser Tag ist nicht besser und nicht schlechter als jeder andere. Hör zu, Robert, du hast uns in einem Gespräch unterbrochen. Kurz und gut, ich habe manchmal das Gefühl, als schwebe ich mit meiner ganzen Malerei in der Luft. Das verstehst du natürlich nicht, dazu bist du noch viel zu grün. Es hängt mit der ganzen Zeit zusammen. Wie stellst du dich eigentlich zu ihr? Verstehst du überhaupt etwas davon?"

"Ich glaube, nein", antwortete Robert kläglich.

"Wir werden es aber noch lernen müssen, mein Lieber, ist dir das schon klargeworden?" fragte Harald grimmig.

"Das hat auch der Oberleutnant Dülfer gesagt."

"Den kennst du auch? Der ist ein ganz großer Politiker, einer von den scharfen Großdeutschen. Der Mann glaubt zu wissen, was er will, und das ist schon eine ganze Menge. Wie hast du denn den kennengelernt?"

Robert berichtete. Er erzählte die ganze Begebenheit, die erst zwei Wochen weit zurücklag und die bereits lange vergangen schien.

"So, da hast du ja die ganze Frage selbst aufgerollt und hast dir gleich wieder einen erstklassigen Lehrmeister geholt. Diese Methode verstehst du, das muß man dir lassen. Und was hast du nun eigentlich für dich dabei gelernt?"

"Ach nichts, ich weiß nicht recht." Robert wurde allmählich in dem Atelier heimisch. Diese Fahrt hatte ihn vor völlig neue Aufgaben gestellt, die alten Fragen interessierten ihn im Augenblick nicht. Er warf immer wieder verstohlene Blicke auf das Mädchenbild und glaubte, er tue es der Maltechnik wegen.

"Damit du endlich bei der Sache bleibst," spottete Harald, "werde ich das Bild jetzt umdrehen. Malen allein macht nämlich den Maler nicht aus, falls du dir das

eingebildet haben solltest. Man malt ja schließlich nicht auf einer einsamen Insel, zu der kein Mensch Zutritt hat, sondern man malt unter Menschen, genauer in einem Volk und in einer Zeit. Das merk dir! Erst wenn du dich da eingefügt hast, oder wenn du wenigstens versuchst, dich da einzufügen, dann kannst du zu malen beginnen. Vorher hängst du in der Luft. Jetzt mache keine klägliche Miene, mir geht es nämlich genau so, ich hänge in der Luft und stramble, um wieder auf den Boden zu kommen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird oder daß wenigstens einer kommt, der einem wieder festen Boden unter die Füße schiebt. Das war es, worüber wir geredet haben, bevor du gekommen bist!"

"Ach, Harald," lächelte Lissy, "er hat doch noch nicht einmal den See gesehen, und du hältst ihm schon Vorträge."

"Den See kann er sich ansehen bis zum Überdruß, aber ob ich noch einmal Lust haben werde, mit ihm über diese Dinge zu reden, das weiß ich nicht. Und darum soll er aufpassen. Ich will dir einmal erzählen, wie ich Maler geworden bin, trotzdem du mir von neuem wirst beweisen müssen, daß du es wirklich noch ernst damit meinst. Ich könnte dir also an Hand einiger alter Skizzen zeigen, daß ich ungefähr ebensoviel Talent gehabt habe wie du, und dann könnte ich dir erzählen, daß ich in deinem Alter schon viel mehr gesehen hatte als du, denn ich bin ganz einfach in Wien in eine öffentliche Schule gegangen und bin nicht in ein Internat eingesperrt worden. Zu diesem Internat scheint es dich ja stark zurückzuziehen, aber davon später. Dann habe ich malen gelernt. Wahrscheinlich weißt du auch, daß meine verstorbenen Eltern viel Geld hatten und daß ich es gar nicht nötig hatte, zu verdienen. Das alte Österreich sah für uns junge Leute so aus, als solle es noch tausend Jahre weiterbestehen bleiben, jedenfalls länger, als wir es nötig haben würden. Wer dachte denn damals an solch einen Zusammenbruch, wie er nach dem Krieg gekommen ist? Ich konnte mir also den Luxus leisten, mich um nichts anderes als um die Malerei zu kümmern, denn Heimat und Kaiser, Gott und Vaterland, das waren Selbstverständlichkeiten, feste Werte in der Gleichung des Daseins. Als der Krieg kam, brauchte ich nicht einmal einzurücken, denn ich hatte einen leichten Lungenspitzenkatarrh, und alle klugen Leute meinten, ehe der ausgeheilt sein würde, wäre der Krieg mit Serbien längst vorbei. Ich malte also

auch während der ersten Kriegszeit noch weiter. Nun, der Krieg hat länger gedauert als der Anflug von Tbc, ich hatte mich eben verheiratet, mit fünfundzwanzig Jahren, sehr jung für einen Künstler. Es hätte leicht danebengehen können, und daß es nicht danebengegangen ist, ist wohl mehr Lissys als mein Verdienst. Mein Gott, was waren damals für Zeiten, auch noch bei Kriegsbeginn! Dein Vater hatte Angst, er werde zu spät kommen, weil er nicht gleich am ersten Tag an der Front war. Na, jedenfalls haben sie mich zum Schluß doch brauchen können, und ich habe mir meinen Leutnant im Schützengraben redlich verdient. Dann war der Krieg vorbei, und als wir wieder zu uns kamen, waren auf einmal sämtliche Voraussetzungen, auf die wir unser Leben aufgebaut hatten, ungültig geworden. Was dieses Deutsch-Österreich heute ist, verstehe ich nicht, ich hasse die Regierung und finde mich nicht zurecht. Daß ich genug Geld gerettet habe, um nicht Betteln zu müssen, war Glück, und daß ich gleich wieder Porträtaufträge bekommen habe, ebenfalls. Und nun sitze ich da und verstehe mich nicht! Hast du das begriffen?"

"Ich glaube, ja,"

"Du kannst das nicht begriffen haben. Es sind heute, mit Ausnahme der Gefallenen, noch genau die gleichen Leute in Österreich wie zu Kriegsbeginn. Es ist genau der gleiche Boden, auf dem wir stehen, wenn man von den gestohlenen Gebieten absieht. Und dennoch ist das alles etwas ganz anderes geworden. Man müßte es verstehen, müßte den Sinn erkennen können, um Hoffnung zu haben. Ich sehe den Sinn dieser Zeit nicht. Es wird immer schlechter, statt besser, aber das kann doch unmöglich das Ende sein, sonst müßte man sich selbst aufgeben. Man hat unsere Wurzeln aus dem Boden gerissen und man hat vergessen, uns neuen Boden zu geben, oder man hat uns in den verkehrten Boden gepflanzt. Manchmal glaube ich, daß man sich selbst wieder den neuen Boden suchen müßte, aber ich weiß nicht wie. Man kann sich nicht abschließen, die Zeit trinkt auch die Luft, die man atmet. Wenn man wüßte, was das Schicksal will, könnte man sich vielleicht anpassen, aber so!"

"Oberleutnant Duller meinte, man müsse die Menschen wieder in die Gewalt bekommen!"

"Ja, das meint er. Aber wie ich Leute in die Gewalt bekommen soll, weiß ich nicht, ich bin keine Führernatur. Vielleicht sollte ich mich doch mit Dülfer einmal näher unterhalten."

"Es wird wieder besser werden", versuchte Lissy zu beschwichtigen, denn Harald hatte immer bitterer gesprochen. "Robert wird ja ganz verwirrt, wenn du ihm gleich solche Sachen erzählst, und er soll sich hier doch wohlfühlen!"

"Das schadet ihm nichts. Er soll sich gleich von der Einbildung freimachen, daß Kunst eine einfache und leichte Sache ist, bei der man den lieben Gott einen guten Mann sein läßt und selbst nichts anderes tut, als was einem eben gefällt." Er trat vor Robert hin, sah ihn von oben bis unten an, und auf einmal war Wärme in seiner Stimme. "Man steht auf einmal da. Man ist angeblich ein guter Porträtmaler, ach zum Teufel mit der falschen Bescheidenheit, ich bin ein sehr guter Maler. Und dann entdeckt man plötzlich, daß man gut in eine Zeit gepaßt hat, die reich und in sich selbst gefestigt war und die sich daher alle Abstufungen der Kunst bis zur letzten Oberflächlichkeit leisten konnte. Vielleicht glaubte diese Zeit auch bloß, daß sie sich das leisten konnte, und es war nicht so. Sonst wäre sie ja auch nicht so morsch in sich zusammengebrochen, wäre nicht so spurlos weggeschwemmt worden wie Kehrlicht, als das große Unwetter kam. Ich war damals als Damenmaler einer der vielen netten Schnörkel jener Zeit, ein hübscher Schnörkel am großen reichen Haus Österreich. Nun ist das Haus zusammengestürzt und alle Voraussetzungen für meine Daseinsberechtigung sind dahin. Es gibt aber immer noch reiche Leute, und reiche Leute haben schöne Frauen, Luxusgeschöpfe meist, und diese Frauen lassen sie von mir malen, und ich verdiene, verdiene gut, und manchmal glaube ich, daß ich zu gut verdiene, und dann graust es mir. Dann habe ich dieses verdammte Gefühl, in der Luft zu hängen, dann glaube ich zu sehen, daß ich das Schillern auf der Oberfläche eines Sumpfes male, daß ich in diesem Sumpf treibe und daß dieser Sumpf mich eines Tages mit Haut und Haaren verschlucken wird. Was male ich denn? Eine hübsche Larve, und noch eine, und noch eine, and ich weiß nicht wozu. Es ist meine Berufung und in dieser Form meine Berufung doch nicht, denn es ist nicht Kunst um ihrer selbst willen, und das sollte es doch sein."

"Niemand kann es dir verübeln, daß du für Geld malst, Harald", sagte Lissy. "Ach," wandte sie sich an Robert, "wie schwer hat man es mit einem Mann, der sich solche Sorgen macht und der sich doch immer wieder zurückzieht und genau das malt, was er malen möchte, ob es ihm nun etwas einbringt oder nicht. Das Bild, das er vorhin umgedreht hat, ist wunderschön, und das malt er nur zum Vergnügen. Ich finde, es sieht wie die Hoffnung auf die Zukunft aus. Zeig es dem Buben doch, Harald!"

"Später! Diese Sache muß zu Ende besprochen werden. Du hast ein wenig recht, Lissy, aber leider zu wenig. Vielleicht sind diese Leute wie der Dülfer auf dem richtigen Wege, ich weiß es nicht. Und ich komme nicht dazu, mich mit ihnen auseinanderzusetzen!"

"Du kannst es noch nicht, Harald, aber eines Tages wirst du es können! Heute betäubst du dich noch, um zu vergessen, aber du wirst den Weg finden!"

"Diese Leute wie Dülfer sagen," sprach Harald leise, "daß die Masse wieder in eine vernünftige Form gepreßt werden muß, und daß diese Form das deutsche Volk im Deutschen Reich ist. Sie sagen auch, daß man sich an die Spitze der Leute stellen und ihnen den Weg zeigen muß. Herrgott ja, es sind doch anständige Kerle gewesen, sie müssen es doch wieder werden! Es muß etwas Neues sein, was man mit ihnen zuwege bringt, aber was? Der Kommunismus ist es bestimmt nicht, er ist als Theorie unmöglich und in der Praxis eine barbarische Vergewaltigung. Was aber sonst? Ich sehe das Neue nicht! Ich kann an dieses Deutsche Reich nicht glauben! Und überall kommen die Roten durch, überall. Ich schäme mich, weil ich keine Ahnung habe, wie man es anders machen könnte, aber beim besten Willen, ich weiß es nicht. Und das vergällt mir die Kunst!"

"Es kann nicht jeder Politiker sein, Harald!"

"Wohin es führt, wenn jeder wild Politik machen darf, das erleben wir ja am eigenen Leibe." Er setzte sich schwer in einen Stuhl. "Wir werden heute dieses Problem nicht lösen. Hoffentlich ist es lösbar. Wenn ich das glauben könnte, dann wäre alles wieder gut!" Er sah zum Fenster hinaus und wandte sich dann jäh unmittelbar an Robert. "Ich habe mich vorhin über dich lustig gemacht, verzeih, aber manchmal steigt einem der Ekel vor sich und der Welt bis zum Mund, und

dann muß man ihn sich von der Seele reden, trotzdem es kläglich ist zu reden, wo man handeln müßte. Bub, ich habe mit dir noch ein Hühnchen zu rupfen, nein, ein ausgewachsenes Huhn, aber ich kann es nicht ändern, ich mag dich gern. Darum glaube mir, wenn ich dir sage: Schlag Wurzeln, du bist noch jung genug dazu, suche dir den Platz, auf dem du als anständiger Mensch stehen kannst. Du bist noch jung, es muß dir noch gelingen. Erreichst du es nicht, so wirst du niemals ein voller Mensch, und wenn du das nicht wirst, wirst du auch niemals ein hochwertiger Künstler. Ich höre, du bleibst in der Immakulata. Sieh zu, ob es dir dort gelingt!"

Er lachte auf. Robert war rot geworden, denn jetzt hatte er endlich begriffen, weshalb Harald verstimmt war. Er schämte sich. Dann erinnerte er sich an die Minuten draußen auf dem Gang, als Mama und Papa aufeinander einredeten, und er schüttelte den Kopf. Es war schwer, das Rechte zu tun, sehr schwer. Endlich sagte er stockend: "Ich will es versuchen."

"Na ja," ging Harald darüber hinweg, "komm, jetzt zeige ich dir auch das Bild."

Robert erhob sich. Er war wunderbar verwirrt. Er hatte begriffen, daß er den Freund verärgert hatte, indem er seine Bemühungen, ihn aus der Immakulata herauszuholen, nicht unterstützte. Er hatte plötzlich hinter dem sicheren Auftreten dieses Mannes und Künstlers die gleiche Verwirrung gespürt, die ihn selbst bedrängte, und das tröstete ihn. Endlich hatte er etwas verschwiegen. Er war aus seinem Zimmer gekommen und hatte sich vorgenommen gehabt, sofort von den Erlebnissen seiner Reise zu berichten. Er glaubte, daß er der großen, brennenden Frage nähergekommen war, daß er auf dem Weg war, den Bann seiner kalten Vereinsamung zu durchbrechen. Das hätte er freilich nicht in klaren Worten sagen können, aber er ahnte bereits die Lösung. Daß Harald mit Dülfer sprechen wollte, hatte ihn nur darin bestärkt. Aber jetzt wollte er über alle diese Dinge nicht reden.

Denn noch leuchtete die Sonne dieses ereignisreichen Tages, der Garten blühte, Rosen hingen schwer und brennend im dornigen Gerank, die Fichten sausten. Am Himmel flogen Schwalben mit spitzen frohen Schreien hin und her.

Sie tummelten sich hoch im makellosen Blau des Himmels und strichen doch tief unter der Loserkrone dahin, die das Tal beherrschte.

"Hier ist das Bild", klang die Stimme des Malers hinter Ihm. "Um dir zu sagen, wer das ist: Ein kleiner Sommergast, dessen Kopf mir aufgefallen ist. Man findet diese Reinheit des Ausdrucks nur selten. Das Mädel hat es nicht immer leicht, der Vater ist tot, und die Mutter, na, reden wir nicht davon. Du wirst sie ja kennenlernen."

Robert wandte sich um. Harald hatte das Bild ins Licht gerückt, den Buben durchfuhr der Anblick mit betäubender Süßigkeit. Der fast vollendete Kopf neigte sich unter der Last der dunklen Flechten, die sich an den Schläfen mutwillig kräuselten. Die braunen Augen träumten unter langen Wimpern. Hinter dem bräunlichen Gesicht schoß grimmig und abweisend die wilde Reinheit der Bergwand in die Höhe. "Oh", sagte Robert.

"Das Bild ist zusammen mit dir, mein Lieber, schuld an dem Gespräch vorhin. Ich kam mit der Bergwand nicht zu Rande. Dort muß irgend etwas geändert werden, aber ich finde nicht, was. Gefällt es dir?"

Der leichte Ton und der halbe Scherz schmerzten den Buben, er wußte selbst nicht warum. Es war ihm, als müsse er schützend vor die liebliche Welt treten, die hinter dieser makellosen Stirn beschlossen lag.

Harald kümmerte sich nicht um ihn: Er war zurückgetreten und betrachtete das Bild aus zusammengekniffenen Augen. "Die Kleine wird eine feine kleine Frau werden, wenn sie hält, was sie verspricht. Solche Bilder sind verdammt schwer zu malen, denn eigentlich ist noch kein Zug eines solchen Mädchens fertig entwickelt, und doch steckt schon alles unter der Oberfläche. Das muß man herausholen, sonst taugt die ganze Arbeit nichts. Und darum ist es auch viel schwerer, solche halben Kinder zu malen als fertige Frauen." Er nickte sich gleichsam selbst zu. "Ich glaube, das ist mir ganz gut gelungen. Vierzehn Jahre, das ist ein schwierigeres Kapitel als dreißig!" Er griff nach einem Pinsel, mischte auf der Palette sorgfältig blaue Töne zusammen und begann, die Schatten der Felswand zu übermalen.

"Was machst du da?" fragte Robert. Er beobachtete mit hemmungsloser Bewunderung, wie sich die Tiefe der Schatten aufhellte, wie sich die Grimmigkeit

und Schwere des Gesteins zusehends milderte und wie das Licht immer reiner und frischer aus dem Felsen brach.

"Technik, ich zeige es dir ein andermal!", knurrte Harald.

Eine Hand legte sich auf Roberts Arm. Es war Lissy, die ihm zuwinkte, Harald nicht zu stören und sich zu ihr zu setzen. Er gehorchte und ließ sich neben ihrem Rohrsessel auf dem Hocker nieder, der ein knallbuntes Kissen trug. Sein Blick haftete immer noch auf dem Bild, das den Maler gefangenhielt.

"Hast du inzwischen etwas gemalt?" fragte die Frau.

"Nur wenig." Er wurde rot und senkte den Kopf. "Tch habe heute früh ein paar Skizzen zum Fenster hinausgeworfen, in die Wiese. Es war nichts."

"Hast du denn gar nichts mitgebracht?"

"Ach, nichts von Bedeutung. Ich konnte zu Hause so schlecht malen!" Er biß sich auf die Lippen und hielt die Augen gesenkt. "Sie lassen einem ja keine Ruhe zu Hause", sagte er leise.

"Du kannst hier tun, was du willst, malen oder spazierengehen oder schwimmen, wie du willst. Ein Gast ist bei uns völlig ungebunden. Nur zu den Mahlzeiten mußst du dasein!"

"Ja, geht denn das?"

"Warum soll das nicht gehen? Du bist doch vernünftig. Wenn es dir recht ist, gehen wir nach dem Tee zum See, dann lernst du die Gegend ein wenig kennen. Wenn Harald bis dahin fertig ist, kommt er mit."

"Was ist mit mir los?" fragte Harald.

"Wir haben eben beschlossen, nach dem Tee um den See zu gehen. Wenn du fertig bist, kannst du mitkommen."

Harald nickte. "Ich bin gleich fertig. Mir ist der Knopf aufgegangen während unseres hochinteressanten Gesprächs; es war nur eine Kleinigkeit, die nicht stimmte, aber jetzt habe ich sie gefunden." Er mischte Farbe auf der Palette und winkte Robert. "So, jetzt kannst du kommen, Herr Kollege, und meinen weisen Ausführungen lauschen. Der Witz war ganz einfach der, daß die Schatten zu schwer waren. Dadurch wirkte die Wand zu grell und das drückte auf das arme Mädchen. Ich habe eine Beleuchtung gebraucht wie diese da. Das ist das Licht

eines hellen Morgens, wenn die Sonne eben aufgegangen ist. Es ist natürlich noch ein wenig Dunst in der Luft, darum sind die Schatten so leicht. In solchen Stunden schweben die Berge über der Erde. Je stärker das Licht wird, desto härter wird auch der Stein, und desto schwerer lastet er. Das war alles. Man ist eben manchmal wie vernagelt."

"Was wirst du mit dem Bild machen?" fragte Robert. Er wartete in unbegreiflicher, angstvoller Spannung auf die Antwort. Er fürchtete zu hören, daß dieses Mädchenbild verkauft werden sollte, an irgend jemand Wildfremden.

"Ich weiß es noch nicht. Warum, willst du es kaufen?" Er lachte.

"Ich möchte schon", erwiderte Robert und wurde glühend rot.

"Zunächst bleibt es hier. Ich habe mir noch nicht überlegt, was ich damit anfangen werde. Wahrscheinlich werde ich es behalten. Die Kleine wird übrigens morgen herkommen, dann kannst du vergleichen!"

"Willst du jetzt Tee trinken, Harald?" fragte Lissy.

"Ja, Lissy, ich komme gleich. Das andere hat Zeit; über die Untiefe wäre ich ja wieder einmal glücklich weg." Er drehte sich um und lachte ganz entspannt und jung. "Jetzt kann ich aufhören, morgen ist auch noch ein Tag. Oh, Robert, du Anfänger, du weißt gewiß noch nicht, daß es manchmal schwerer ist, über ein winziges Steinchen des Anstoßes wegzustolpern, als sonst einen Quadratmeter Leinwand erstklassig zu bemalen! Na, laßt uns Tee trinken!"

DER SEE LAG AN DIESEM NACHMITTAG klar wie Glas und glatt wie eine Tafel aus poliertem Metall im Rahmen der Berge.

Weit draußen, wo eine Felswand kopfunter im grünen Dämmern der großen Tiefe versank, das sich seltsam mit dem Spiegelbild des Himmels vermischte, rauhte ein leichter Fallwind das Gewässer. Er glitt unaufhörlich, ein lautloser Wasserfall kühler Luft, an der erkaltenden Steinmauer herab und bettete sich über dem Gewässer zur Abendruhe. Hoch oben schwammen über den zerzausten Schattenrissen einiger Fichten Steinbasteien im Licht abendlicher Verklärung.

Der Weg am Rand der Flut schien kein irdischer Weg zu sein, denn er war nur eine Schramme zwischen den Abgründen der dämmerigen Flut und der

hemmungslosen Wucht der Bergpfeiler, zur Nichtigkeit verdammt vor dem Übermaß der ungebrochenen Natur, die ihn umsäumte. Die drei Menschen, die diesen Weg beschritten, wandelten auf keinem irdischen Pfad. Wenigstens schien dies Robert so. Er schwieg, und das Schweigen stimmte ihn feierlich. Nur so konnte das Gute, das dieser Tag gebracht hatte, ausklingen.

Unter seiner Stirn schwangen die Gedanken schattenhaft hin, ohne sich in Worte zu kleiden. Das verlorene Läuten der Herdenglocken zitterte über dem See und erfüllte die schattigen Talspalten, die zwischen die Bergmauern eingekerbt waren. Manchmal kam von fernher das Kollern und Ticken abgetretener Steine, manchmal schnellte sich eine Forelle aus der Flut. Die Wellenringe verliefen, die Steine kamen zur Ruhe, und die Glocken verklangen. Nun schwebte die Abendruhe wesenhaft über den Gewässern.

Das Schweigen umspann den Knaben immer dichter und enger, und es entrückte ihn über sich selbst hinaus. Er lauschte auf die Stille wie auf eine Melodie, die jenseits jeglichen Begreifens der Sinne die Natur durchbrauste. Vor seiner inneren Schau erstanden undeutliche Formen, Farben leuchteten auf, brachen sich und vergingen, Ahnungen kommender Werke oder Gebilde des Augenblicks, die er gläubig hinnahm, ohne ihren Sinn ergründen zu wollen.

Nun schwang sich der Weg über eine begraste Spitze, den Rest eines alten Felssturzes, der hier im Gewässer zur Ruhe gekommen war. Hinter einem gewaltigen Block duckte sich ein bräunliches Rindendach, Überbleibsel eines Holzfällerlagers. Der See ruhte hinter einem schmalen Band aus hellem Sand und kantigem Grus im Dämmern, das kühl aus den Uferwäldern kroch. Das Licht des Tages wich zusehends gegen die letzten Bergspitzen zurück. Sie hatten sich aus ihrer Verbindung mit der Tiefe gelöst, sie strahlten nicht mehr das allgemeine Licht des Tages wider. Es war, als leuchteten sie von innen heraus, aus den blutwarmen Adern im Gestein, wo die Kristalle wachsen. Hoch über den Schatten der Niederung schwebte das Leuchten der Gipfel, das sich lautlos und unmerklich in immer satteres Karmin und Violett tönte.

Der Blick des Buben flog empor zu den einsam brennenden Stirnen der Berge. Und mit einemmal unterbrach seine Stimme das Schweigen, das

unzerreißbar erschienen war: "Harald," sagte er, "das ist doch der Berg, den du gemalt hast."

Er erschrak selbst über den Mißlaut seiner Worte, und der Maler runzelte die Stirn. "Stimmt," sagte er, "du merkst aber auch alles!"

Robert ließ sich von dem Spott nicht einschüchtern. Er hatte zum erstenmal den raschen, immerwährenden Wechsel des großen Beleuchtungsschauspiels begriffen, der pausenlos über die Bühne der Erde läuft.

"Das ist aber eine ganz andere Beleuchtung als du gemalt hast", sagte er.

"Du hast eine unangenehme Art an dir, Stimmungen zu zerstören, aber da du es nun einmal gemacht hast, kann ich dir nur wieder sagen: Es stimmt!"

"Ich habe das vorher nicht so gewußt", wandte Robert schüchtern ein.

"Natürlich, woher solltest du auch?" Haralds Stimme klang nun wieder versöhnlich. "Man vergißt ganz, daß man selbst einmal hat lernen müssen. Übrigens ist das ein besonders starkes Alpenglühn. Sieh es dir genau an, weiß Gott, ob du noch ein ebenso schönes erleben wirst, während du hier bist. Da, jetzt brennen die Gipfel richtig, und jetzt ist es gleich vorbei." Mit einem Schlag verschwand alle Farbe. Die Felswände, die eben noch warm geschimmert hatten, ergrauten und verfielen. Sie hatten mit eingestimmt in den großen Abendchor, jetzt sonderten sie sich aus und verkrochen sich in unnahbare Greisenhaftigkeit.

"Verstehst du jetzt, warum ich das alles nicht hinter den Mädchenkopf setzen konnte? Wenn man schon die Eselsbrücke wählt, den Hintergrund eines Bildnisses mitsprechen zu lassen — das haben übrigens auch ganz Große gemacht, so die Florentiner der Renaissance —, dann muß er das betonen, was der Kopf ausdrückt."

"ich denke, es wird Zeit, nach Hause zu gehen", sagte Lissy.

"Nein", widersprach Harald. "Jetzt haben wir einmal zu reden angefangen, und nun will ich reinen Tisch machen. Setzen wir uns auf den Stein da. So, mein lieber Robert, und jetzt erzähle einmal, was denn in drei Teufels Namen in dich gefahren war, als du den merkwürdigen Entschluß faßtest, wieder in die Immakulata zu gehen. Wie war das?"

Robert erschrak. Er hatte diese Frage erwartet, aber er war nicht vorbereitet, sie jetzt zu beantworten. Doch das half nichts. Er saß zwischen Lissy und Harald, er zögerte, aber mußte sprechen.

"Vorwärts", trieb Harald ihn an, "es gibt keine Hintertüren."

"Erzähle doch, Robert", bat Lissy. "Ich glaube sicher, daß Harald das alles nicht richtig verstanden hat!"

"Ach", sagte Robert und verschränkte vor Verlegenheit gewaltsam die Hände. "Es war scheußlich zu Hause. Ich habe mir manchmal gewünscht, wieder in der Immakulata zu sein!"

"Was hast du getan?" fragte Harald zweifelnd.

"Doch", sagte der Bub trotzig. Und dann brach es aus ihm hervor, die ständige Spannung, in der er in Wien gelebt hatte, die Luft in der alten Wohnung, die mit Mißverständnissen gesättigt war, die trostlose Einsamkeit, die ihn umgab wie eine Glasglocke. "In Feldmünster war man nicht so allein," fügte er hinzu, "da war der Reiz und die anderen. Ich hatte wirklich Lust, nach Feldmünster zurückzugehen!"

"Unsinn." erwiderte Harald bedächtig, "nichts als Unsinn, du hast ganz einfach noch nicht zu denken gelernt; du hast aus Wien herausgewollt, und weil du nichts anderes kennst als die Immakulata, hast du an sie gedacht, und dort wärest du genau so unzufrieden gewesen. Aber ich fange an zu verstehen. Weiter!"

Jetzt war der Damm gebrochen, jetzt strömte es aus Roberts Erinnerung hervor. Er schilderte das Gespräch mit seiner Mutter nach der Kirche, er sprach von der Unterhaltung mit dem Major. Als er erzählte, wie er abermals in die Kirche gegangen war, um zu zeichnen, nickte Harald.

"Du hast das Bild doch mitgebracht?" fragte er.

"Ja, aber es ist noch nicht fertig. Es wird auch nie fertig werden. Denn dann war da doch der Umzug, und da habe ich dann mit dem Oberleutnant Dülfer gesprochen, und dann habe ich mich überhaupt nicht mehr ausgekannt."

"Wieso hast du dich nicht ausgekannt?"

"Mit den Menschen und so. Ich weiß doch nicht, was sie denken. Und Papa hatte doch erlaubt, daß ich Maler werde, und da wollte ich ihm ein Bild zeigen, und dann habe ich etwas gehört! Nein, das kann ich nicht erzählen."

"Das mußt du aber erzählen!"

"Papa und Mama haben sich gestritten. Wegen mir. Ich weiß nicht genau, wie es angefangen hat, ich habe ja gar nicht lauschen wollen, aber ich konnte einfach nicht weggehen. Papa wollte wohl nicht, daß ich in Feldmünster bleibe, und dann haben sie sich gezankt."

"Pfui Teufel," sagte Harald, "das hatte ich nicht erwartet. Und was ist dabei herausgekommen, wenn du schon alles gehört hast?"

"Mama sagte, ich müßte wegen meines Seelenheils in der Immakulata bleiben, und die Patres wüßten schon, was sie täten. Und dann habe ich nicht mehr den Mut gehabt, mit den Eltern zu sprechen. Es war schrecklich."

"Das habe ich natürlich nicht gewußt", sprach Harald, und es klang, als sagte er es für sich. Dann wandte er sich an den Buben. "Ich glaube nicht, daß du eine glückliche Lösung gefunden hast, aber ich begreife, warum du deinen Willen nicht durchgesetzt hast. Und jetzt willst du ernstlich nach Feldmünster?"

"Ja", antwortete der Bub gequält.

"Das ist ein Blödsinn, aber tu, was du nicht lassen kannst. Du hast nämlich etwas vergessen, und das ist folgendes:

Wenn du in Wien geblieben wirst und dort in die Schule gehen würdest, würdest du dich schnell einleben. Man schafft sich in der großen Stadt rasch seinen eigenen Kreis. Aber für den Augenblick ist die Sache wohl verfahren. Vergiß nur nicht, daß man etwas nicht durchzuführen braucht, wenn man einsieht, daß es falsch ist. Du kannst auch noch im nächsten Jahr aus der Immakulata heraus. Denn daß du dich dort nicht mehr heimisch fühlen wirst, das weiß ich sicher. Jedenfalls verstehe ich jetzt, was los war, und ich habe auch keine Wut mehr auf dich. So, und nun Schwamm darüber, was sich nicht mehr ändern läßt, läßt sich nicht mehr ändern. Es wird kalt, gehen wir heim!"

Roberts Aufregung legte sich. Sie schritten schweigend nach Hause, mit ihren Gedanken beschäftigt. Der Bub empfand ein gewaltiges Gefühl der Erleichterung.

Er hatte schon geglaubt, daß dieser Tag mit einem Mißklang enden werde, aber das war nicht so. Er hatte manches falsch gemacht, das hatte er eingesehen, aber es gab noch Möglichkeiten, das Versäumte wieder nachzuholen.

Als er das erkannte, wurde ihm ganz leicht zumute. Vielleicht war es doch gut, noch einmal in die Immakulata zurückzukehren? Vielleicht war es dort gar nicht so schlimm, vielleicht würde er sich jetzt zurechtfinden? Und wenn nicht, dann könnte er im nächsten Jahr bei Papa vorsprechen und ihm erklären, daß er einfach nicht in Feldmünster bleiben könne. Bis dahin war es noch weit, und es konnte sich vieles ereignen. Er schob alle weiteren Folgerungen von sich. Die Nachtluft strich kühl an seiner Stirn vorbei, die ersten Sterne begannen über den Bergen zu funkeln: Er atmete tief auf. Er war in Aussee, und es war herrlich, hier zu sein.

Über dem Wasser begann der Nebel emporzudampfen. Die Nebel verschwammen vor seinem Auge, und statt ihrer erschien der Mädchenkopf aus dem Atelier mit letzter Deutlichkeit. Er überlegte sich, wie er es wohl anfangen könne, über dieses Mädchen zu sprechen, aber es fiel ihm nichts ein. Er konnte doch nicht einfach nach der Technik fragen, die Harald etwa angewendet hatte, als er die Haare des Mädchens malte! Dann hätte er natürlich gemerkt, daß Robert gar nichts über die Technik, sondern nur etwas von dem Mädchen wissen wollte.

Unmerklich ließ sich dieses geneigte Haupt auf dem leeren Altar in seinem Herzen nieder, wo noch vor wenigen Monaten das Standbild der Jungfrau gestanden hatte. Diese Leere war ein ständiger dumpfer Schmerz gewesen, seit die Himmlische sich von ihm gewendet hatte. Jetzt spürte er wieder die beseligende Nähe eines weiblichen Wesens und war bereit, ihm seine Sehnsucht und seine Verehrung zu Füßen zu legen. Natürlich war er jenes Traumwesens nicht wert. Er war ja nicht einmal imstande gewesen, seinen Entschluß, der Kunst zu leben, durchzuführen. Aber von jetzt an sollte das anders werden.

Er sah um sich und bemühte sich in frommem Eifer zu erfassen, was dieser erlöschende Abend ihm bot. Die geballte Wucht einer finsternen Waldzunge vor dem Eisengrau des Sees ließ sein Herz hämmern, und die blanken Lichtstreifen, mit

welchen sich die Lichter des Ortes im Wasser spiegelten, bezauberten ihn durch ihre feine Zusammensetzung aus schwach wallenden Querbändern.

"Bist du müde?" fragte Lissy plötzlich aus dem Dunkel heraus.

"Nein!" Robert schreckte aus seinen Träumen hoch und war froh darüber, daß die Dunkelheit sein Erröten verbarg.

"Du bist so schweigsam! Du mußt heute früh schlafen gehen. Wir sind ja gleich zu Hause."

"Ich muß", warf der Maler dazwischen, "der kleinen Beate noch sagen, daß sie morgen kommen soll. Ihr könnt vorausgehen. Oder wollt ihr mitkommen?"

"Ich bin noch gar nicht müde", sagte Robert hastig. Sein Herz schlug wie ein Hammer und er wartete auf Haralds Antwort wie auf einen Richterspruch.

"Schön, dann kommt mit. Es sind ja ohnedies nur ein paar Schritte Umweg."

Die Straße schimmerte matt im letzten Licht, das wogend im Westen versank. Ein scharfer, eckiger Schattenriß stand davor, ein Berg. Büsche hingen reglos über den Weg und dufteten in der Kühle, die von den Höhen herabsank. Man hörte Flüstern in den Schatten, da und dort ein Lachen und Sprechen. Schwere Schritte näherten sich, ein Holzknecht, die Axt über der Schulter, tauchte aus dem Dunkel auf, stapfte grüßend vorbei und verschwand wieder.

Vor einer Gartentüre blieb der Maler stehen. "Vielleicht kommt sie selbst heraus, wenn ich läute", meinte er, als er die Klingel zog.

"Es kann sein", antwortete Lissy.

Robert versuchte die Umrisse des Gebäudes zu erraten, das im Dunkel des Gartens ungewiß schimmerte. Zwei Fenster waren erhellt, aber Gardinen verhinderten den Einblick. An einer dieser Gardinen glitt ein Schatten vorbei und verschwand wieder. Dann klinkte eine Türe, ein Schlüssel drehte sich im Schloß und ein breiter Teppich von Licht rollte über den Weg. Über diesen Teppich schritt dunkel und schmal die junge Gestalt heran.

Das Mädchen hatte auf den ersten Blick so wenig mit dem farbigen Bild im Rahmen gemein, daß Robert erschrak. Es war ein Mädchen wie viele andere, schien es ihm, eines jener Wesen, die er bisher teils nicht beachtet, teils gemieden hatte. Das Urbild seiner Träume zog ernüchternd praktisch ein buntes Tuch um

seinen Hals fest und schritt auf derben Halbschuhen, in denen die bloßen Beine verschwanden, näher. Es schien, als stapfe es durch einen Bach von Licht, über den sein Schatten groß und bewegt einhertanzte.

"Wir stören doch nicht beim Essen, Beate?" fragte Harald.

Das Mädchen reichte dem Maler die Hand, knixte vor Lissy und warf Robert einen schnellen Blick zu. Robert erkannte es am Aufschimmern ihrer Augen und hielt den Atem an. "Nein," antwortete Beate, "wir haben noch nicht gegessen."

"Willst du so freundlich sein, mein Kind, morgen vormittag zu mir zu kommen?" Harald hatte seine Rechte auf ihre Schulter gelegt. "Du mußt mir noch einmal sitzen. Das ist übrigens der kleine Neitperg, von dem ich dir erzählt habe. Ih.r könnt euch ja morgen bei Licht besehen! Gebt euch die Hand, und dann weiter, ich habe Hunger."

Robert fühlte die warmen Finger in den seinigen und nickte stumm. Das Mädchen sagte ein wenig spöttisch guten Tag und trat wieder schnell von ihm weg.

"Er ist heute schon den ganzen Tag so stumm", scherzte Harald. "Ich glaube, er hat zu wenig geschlafen. Morgen wird er munterer sein. Leb wohl, mein Kind, und morgen um halb neun!"

Beate wandte sich schnell um und schritt eilig den Pfad aus Licht zurück, in die offene Türe hinein. Dann schloß sich die Türe, und das Dunkel fiel schwer und massig über den Weg her wie über eine Beute.

Das wirkliche Mädchen war verschwunden, und es war nicht viel mehr gewesen als das Fließen eines Schattens über den beleuchteten Weg, als ein kurzes und herbes Sprechen, als eine flüchtige Berührung. Aber wenn das Urbild auch gegangen war, so stand doch das Porträt lockend dort oben im Atelier, und Robert konnte hoffen, daß er es heute noch einmal zu Gesicht bekommen werde.

Diese Hoffnung betrog ihn. Harald ging wohl nach dem Abendbrot in den Arbeitsraum, um die Leinwand schräg nach vorn zu neigen und sie so vor dem Verstauben zu schützen. Er nahm den Buben aber nicht mit. Robert saß mit Lissy im Wohnraum und lauschte auf das Hin und Her der Schritte, die im Atelier kamen und gingen.

Als der Maler wieder erschien, verlangte er die Wiener Skizzen zu sehen. Er stimmte den Versuchen nicht mehr restlos bei und erklärte endlich kurz: "Du mußt noch eine ganze Menge Technik lernen!" Dann nahm er die Blätter noch einmal vor und besah sich die Farbenskizze des Aufmarsches. "Das ist das beste," meinte er, "die Kerle sind wahrscheinlich genau so unerfreulich, wie du sie gemalt hast. Und was willst du eigentlich hier machen? Hast du etwas Bestimmtes vor?"

Robert verneinte. "Dann kannst du mir zusehen, wenn es dir Spaß macht. Vielleicht findest du etwas, was du zeichnen möchtest. Aber du mußt den Mund halten, wenn ich male. Hast du Lust dazu?"

"Kann ich dir schon morgen zusehen?"

"Natürlich, warum nicht?" Weiter ging Harald nicht auf den Vorschlag ein. Er schien dem Buben ferner und unbegreiflicher als damals in Feldmünster, ein Mann, der unbekanntes Gedanken nachhing und sich nicht bedingungslos mitteilte.

Lissy fühlte Roberts Enttäuschung und griff ein. "Du kannst dir etwas darauf einbilden, daß er dich überhaupt zusehen läßt," sagte sie, "das darf sonst nur ich tun!"

"Ich möchte dich aber nicht stören", flüsterte der Bub tapfer.

"Unsinn, du störst mich nicht." Harald stand mitten im Zimmer. "Weißt du eigentlich, daß ich gleich nach der Firmung deiner Mutter geschrieben hatte?"

"Nein."

"Ich hatte ihr mitgeteilt, daß du dich in der Immakulata nicht wohlfühlst und daß sie nach dem Rechten sehen soll. Ich hatte ihr ferner anheimgestellt, sich zu überlegen, ob es nicht besser wäre, dich herauszunehmen. Davon weißt du nichts?"

"Mama hatte wohl einmal so etwas gesagt, ja, ich glaube, sie sprach davon — "

"Hm," murmelte Harald, "das muß eine ganz verwickelte Geschichte gewesen sein. Ich dachte, es würde genügen, dir den Rücken zu steifen, damit du aus dem Pensionat herausfindest, aber so einfach war das eben doch nicht. Ich weiß ja nun, daß du es daheim nicht leicht hast, aber das ist keine vollgültige Entschuldigung für dich. Du bist der komischste kleine Kerl, den man sich vorstellen kann. Einmal

erwartest du ein Wunder von oben, dann aber bringst du es nicht einmal zuwege, die einfache Wahrheit zu sagen. Ich bin nach wie vor bereit, dir zu helfen, aber in die Immakulata setze ich keinen Fuß mehr. Wenn du etwas von mir brauchst, dann komm hierher, in meine Welt, denn ich habe nicht die Absicht, in der Höhle der Jesuiten um dich zu kämpfen. So lange du von jetzt ab hinter Klostermauern lebst, nehme ich an, daß du dich dort wohlfühlst. Mir paßt es dort nicht. Das wollte ich noch gesagt haben!"

Robert starrte Harald erschrocken an. Da legte sich Lissys Hand auf die seinige. "Es ist noch nichts entschieden", sagte sie. "Vielleicht ist es auch besser so für dich. Man soll sich erst entschließen, wenn man ganz genau weiß, was man will. Und du, Harald, bist zu hart zu Robert, du verstehst ihn nicht. Ich glaube, er konnte einfach nicht anders handeln! Erst erzählst du dem Buben, daß du dich selbst nicht zurechtfindest, und dann willst du ihn verlassen, wenn es ihm genau so geht. Das ist nicht richtig gehandelt!"

Der Maler hatte mit gehobenen Brauen auf die Stimme seiner sanften Frau gelauscht, die auf einmal metallisch zu klingen begonnen hatte. Er kramte jetzt umständlich in seinen Taschen umher, holte eine Zigarette hervor und setzte sie in Brand. Als er aufsaß, lachte er unbekümmert. "Du bist ja seinetwegen giftig geworden, Lissy!"

"Weil ich recht habe," erklärte sie zornig, "das lasse ich mir nicht nehmen!"

"Ich will es dir ja auch gar nicht abstreiten. Nehmen wir an, Robert, daß wir beide vorbeigehauen haben. Ich bin zu scharf zu dir gewesen und habe mich geärgert, weil nicht alles so ging, wie ich es mir vorgestellt hatte. Aber du hast auch mindestens eine Dummheit gemacht. Ich finde, das ist ein anständiger Ausgleich." Damit streckte er ihm die Hand hin.

Robert legte seine Hand in die Finger Haralds. "Ja", murmelte er.

"Schön, dann sind wir einig. Ich will ja wirklich nur dein Bestes, glaube mir das!" Und er fuhr scherzend fort: "Wenn du etwas von Politik verständest, würdest du ja sofort ein Hintertürchen in unseren Abmachungen entdecken. Ich komme nicht mehr nach Feldmünster, aber du kannst ja durchgehen und zu mir kommen, wenn du es dort nicht mehr aushältst, vorausgesetzt, daß ich dann gerade in der

Nähe bin. Willst du das tun?" Er lächelte belustigt, als er sah, mit welchem Eifer der Bub nickte.

"Harald, Harald", mahnte Lissy, "du kannst aber auch nicht ernst bleiben. Dieser kleine Kerl ist imstande und macht es wirklich."

"Und wenn schon", lachte der Maler. "Es sind doch schon mehr aus der Immakulata durchgegangen, nicht wahr?"

"In der zweiten Abteilung ist es schon vorgekommen, ich habe es nur einmal erlebt."

"Aha, ihr von der vornehmen Abteilung bringt es also nicht fertig! Ihr habt schon so verwickelte Überlegungen nötig, um etwas durchzuführen, daß euch die einfachsten Gedanken gar nicht kommen. Na, Robert, das wäre ja etwas für dich, damit anzufangen! So, und jetzt gehen wir schlafen, es ist spät geworden."

ES WAR NICHT LEICHT, NACH DIESEM TAG VOLLER ERLEBNISSE Ruhe zu finden. Robert lag in seinem Bett, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, und sah empor zum Gefunkel der Sterne, die viel heller als in Wien hinter den Gardinen blitzten. In der Immakulata sah man sie nie, dort brannte nur die blaue Birne der Nachtbeleuchtung.

Es war unerträglich, sich vorzustellen, daß er einmal wieder, Abend für Abend, hinter dem weißen Vorhang des Alkovens liegen und diesen mattblauen Schimmer in seine Träume hinübernehmen würde. Ob er wirklich durchging? Seine Phantasie begann sich zu erhitzen. Er sah sich, sehr romantisch, bei Nacht und Nebel davonschleichen, aber wohin und wie? Er wußte es nicht. Aber durchgehen würde er wahrscheinlich, wenn es auch sehr schwer war.

Vielleicht brauchte er nur einfach in das Gasthaus zu gehen, in den *Roten Adler*, wo er mit seinen Eltern und mit den Ottes so oft gegessen hatte? Wenn er sich der dicken Adlerwirtin anvertraute, hatte sie gewiß Verständnis für ihn. Er würde sich ihr offenbaren, er würde ihr seine Leiden schildern, und sie würde ihm weiterhelfen. Oder ob das doch nicht ging? Wenn sie ihn nun verriet?

Er konnte natürlich auch ein Fischerboot auf der Ach von der Kette lösen und sich treiben lassen. Die Ach mündete irgendwie in die Donau, und die Donau floß zweifellos nach Wien. Das wäre etwas!

Vielleicht würde auch die noch immer so undeutliche Beate ihm zulächeln, wenn er nach seiner tollkühnen Flucht aus der Gefangenschaft in Wien ankam? Er erinnerte sich dunkel an ein Buch, das er gelesen hatte, in dem ein Offizier aus der Gefangenschaft in Sibirien entflohen und nach gewaltigen Abenteuern nach Hause gekommen war. Alle hatten ihm zugejubelt. Das würde auch bei ihm der Fall sein. Seine Gedanken irrten von der Flucht selbst ab und sammelten sich in dem Brennpunkt seiner Ankunft bei Beate. Sie wohnte natürlich in Wien, wo sollte sie denn sonst wohnen? Sie hatte ihn bis zu seinem Abenteuer nicht beachtet, sie hatte ihm immer nur flüchtig die Hand gereicht und war gleitend im Lichtdunst zerflossen, jetzt aber bewunderte sie ihn.

Seine Gedanken verwirrten sich. Eine große Ruhe überkam ihn, ein Gefühl völliger Geborgenheit entspannte seine Glieder. Das Mädchenbildnis erschien vor seinen Augen und versank im Dunkel. Er war eingeschlafen.

7. Kapitel

Es war wunderbar, in einem weißen, stillen Zimmer zu erwachen, wo hinter geblühten Gardinen Fichtenwipfel reglos in den hellblauen Himmel ragten und der Berg stolz und still seine Stirn erhob. Es war herrlich, zu wissen, daß in diesem gleichen Hause die Freunde lebten, die ihn verstanden, und daß er nicht zu befürchten brauchte, es werde Krach geben, sobald er an den Fragen rührte, die ihn beschäftigten. Diese Fragen waren weit zurückgesunken, sie bedrängten ihn nicht mehr. Die Gespräche des vergangenen Tages hatten sie geklärt und auf einen Punkt geschoben, wo sie wenigstens eine Zeitlang ruhen konnten. Der Bub brauchte nicht zu sorgen, daß ihre gedrängten Massen wieder über ihm zusammenstürzen würden. Er hatte Ferien, er ruhte aus, und auch von dieser Bedrängnis. Da waren die kommenden Tage, deren Reihen noch nicht gelichtet waren und die noch nicht merklich dem Ende entgegenstrebten. Da war die Arbeit, die, das fühlte Robert, ihn erwartete und für die er ganz bereit war. Und da war endlich das Mädchen.

An Beate vermochte Robert allerdings nicht ohne Bangigkeit zu denken. Bisher hatte nur ihr ruhendes Bild an sein Herz gerührt, ein schöner, stiller Abglanz, auf die Leinwand gezaubert, wehrlos in sich ruhend und darum nicht bedrohlich. Das Bild hatte es zugelassen, daß er sein ganzes unklares Sehnen darauf übertrug, denn es führte kein Eigenleben. Aber die flüchtige Begegnung mit dem Urbild am gestrigen Abend hatte daran etwas geändert. Gebannt in den Lichtstreif war das Mädchen plötzlich wesenhaft erschienen. Es konnte wählen und verwerfen. Das fühlte er angstvoll und dennoch beglückt. Er ersehnte den Augenblick ihres Erscheinens und er fürchtete ihn gleichzeitig mit dem gleichen saugenden Gefühl in der Magengrube, das er empfunden hatte, wenn er schlecht vorbereitet auf eine mündliche Prüfung wartete.

Er stand im Atelier zwecklos umher und sah Harald zu, der aufgeräumt vor sich hinpiff und sein Malgerät ordnete. Dabei warf er Robert kurze Bemerkungen

zu, die der Bub mit erkünstelter Ruhe beantwortete. Robert verfiel endlich auf den eigentümlichen Ausweg, sein Malgerät herbeizuschaffen, trotzdem er keineswegs hätte angeben können, was er denn jetzt eigentlich malen wollte. Er baute sein Skizzenbuch, den Kasten mit den Wasserfarben und den Wassernapf wie einen Wall auf dem leichten Tischchen auf, an dem er sitzen wollte. Er verschanzte sich vor dem Ansturm, der unweigerlich über ihn hereinbrechen mußte, sobald Beate erschien.

Er hätte eine Erscheinung der Gottesmutter auch heute noch ohne große Verwunderung zur Kenntnis genommen und hätte wahrscheinlich mit der Königin der himmlischen Heerscharen ohne Verlegenheit gesprochen, aber auf das vierzehnjährige Mädchen wartete er mit hämmernden Pulsen. Er war ihm rettungslos verfallen, noch ehe er es kannte.

Nach den Lehren der Männer, die ihn erzogen hatten, hatte in diesen Stunden der Leib die Herrschaft über seine Seele gewonnen, dieser Leib, der nach den gleichen Lehren eine ständige Gefahr für die Seele bildete, der schwer beherrschbar und von Natur aus zur Sünde geneigt war. Robert war sich freilich nicht klar darüber, daß er auf den ersten Anruf seines erwachenden Blutes hin die Schranken, die ihm hätten anezogen sein sollen, übersprungen hatte, und daß er im Begriff stand, sich dem breiten und gefährlichen Pfad anzuvertrauen, der zu jenen Erlebnissen führen mußte, welche die Kirche als geistig zu bezeichnen ablehnt. Er hatte jene seltsame Erklärung vergessen, wonach der Leib nichts anderes als ein Prüfstein des freien Willens war, den Gott nur geformt hatte, um der Seele die Möglichkeit zu geben, seine niederen Triebe zu überwinden und sich dadurch unvergänglichen Lohn zu sammeln. Was sich in den letzten Wochen vorbereitet hatte, wurde nun fortgesetzt. Er entfernte sich immer mehr von den Gedankengängen der Kirche und nahm mit heidnischer Selbstverständlichkeit das hin, was ihm die Natur, weniger kraus als die Spitzfindigkeiten der Dogmatiker, anbot.

"Willst du denn zeichnen?" fragte Harald, als er Roberts Vorbereitungen sah.

"Vielleicht." Robert sah sich um, um schnell ein Motiv zu entdecken, das er als brauchbaren Vorwand für seine Bemühungen anführen konnte, aber er fand

keines. Harald ging glücklicherweise auf diesen heiklen Punkt nicht näher ein. "Es ist eigentlich dumm", meinte er, "daß du nicht mit Lissy baden gegangen bist, du siehst nicht besonders gut aus, etwas Farbe würde dir nichts schaden. Na, du kannst dich ja vielleicht mit der Kleinen für den Nachmittag verabreden. Wir müssen nämlich einen Besuch machen, der für dich langweilig ist und den du nicht mitzumachen brauchst. Beate kann dir etwas von der Umgebung zeigen. Sie ist pünktlich wie die Uhr," fuhr er fort, "halb neun, und da ist sie!"

Die Schritte des Mädchens klangen im Flur auf, nicht anders, als es Bubenschritte auch gemacht hätten, und dennoch erschien dieses Geräusch Robert neu und geheimnisvoll. Er überlegte hastig, was er zur Begrüßung sagen sollte, aber da ging die Türe schon auf.

Beate trat lachend und ein wenig außer Atem ein. Mit einer schnellen Bewegung ihres gebräunten Armes strich sie sich ein paar schwarze Haare aus der Stirne und gab dem Maler die Hand. Dann wandte sie sich um und erblickte den Buben hinter seinem Tischchen. In einer kleinen Gebärde des Befremdetseins hoben sich die dunklen Brauen über den braunen Augen, ihr Kinn schob sich empor und der weiche Mund verzog sich ein wenig. Dann wischte ein Lächeln die Spuren des Unwillens hinweg. Sie streckte Robert die Hand entgegen. "Guten Morgen", sagte sie, und legte ihre Finger fest in die seinen.

"Er wird zusehen," erklärte Harald, "er will etwas lernen. Ich denke, du hast nichts dagegen, Beate? Mich stört er nicht!"

"Sie können gern hierbleiben", sagte Beate und verzog wiederum den Mund.

"Ich möchte, wenn ich Sie nicht störe, dann werde ich", verhaspelte sich Robert und wurde rot.

"Kinder, ich gebe euch den guten Rat, sagt euch du", erlöste ihn Haralds Stimme. "Ihr habt zwar beide bereits ein stolzes Alter erreicht, vierzehn und fünfzehn, aber nützt trotzdem noch die Gelegenheit, euch einfach zu duzen. Das Sie kommt früh genug." Der Maler quetschte Farbe aus einer Tube auf die Palette und rückte die Staffelei zurecht. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: "Setz dich, Beate, du weißt ja wohin. Ich habe Lust anzufangen, und ich denke, ich werde heute fertig werden. Ich habe dich lange genug gequält!" Das Mädchen

setzte sich in den Stuhl hinter der Staffelei. Ihre Augen tasteten noch einmal flüchtig zu Robert hinüber, ein letztes Wölkchen huschte über ihre Stirn, dann nahm sie die Pose ein. Robert sah verwundert, wie unbekümmert Harald auf sie zuging und das bunte Tuch ordnete, das sich um ihren Hals schlang. Der Bub stand noch immer neben seinem Tischchen und wagte nicht, sich zu setzen. Er fühlte sich ausgeschlossen, denn Harald begann ohne weitere Einleitung zu arbeiten, das Mädchen aber sah still vor sich hin. Es kam Robert so vor, als vermiede Beate absichtlich, nach ihm hinzublicken. Da entschloß er sich, sich leise zu setzen.

Er öffnete sein Skizzenbuch und begann angelegentlich darin zu blättern. Die Luft im Atelier zitterte in einer geheimen, unsichtbaren Spannung, sie war von einer betäubenden Süßigkeit durchtränkt und atmete sich schwer. Sein Herz schlug, wie es noch nie geschlagen hatte. Er wagte es, einen verstohlenen Blick auf Beate zu werfen. Das Mädchen hielt den Kopf ebenso geneigt wie das Bildnis und regte sich nicht. Da schien es ihm, als sei diese Stunde zu kostbar, um sie durch Müßiggang zu entweihen. Er ergriff einen Bleistift und setzte ihn auf einem leeren Blatt an.

Er hatte die Skizze bereits in ihren großen Umrissen festgelegt, als er erkannte, was da gebieterisch in seiner Erinnerung wieder erstanden war. Es war eine klare, sanft gehügelte Landschaft, über der einige zerzauste Wölkchen schwebten. In der Wiese, deren Gras zur Hälfte gemäht war, stand breitbeinig und festgefügt ein Bauer und schwang mit weitausholender Bewegung die Sense.

Es war ein glücklicher Zufall, daß jenes erste Bild, das ihn am vergangenen Vormorgen so tief beeindruckt hatte, aus einfachen Linien bestand, so daß er es zu meistern vermochte. In seiner Seele schwang die betäubende Frische und Klarheit jenes Anblicks nach und vermengte sich mit den Gefühlen, die das Atelier belebten. Der zinnfarbene Wasserreif auf den Halmen war ihm noch so gegenwärtig, als schritte er durch ihn, die Nebel dampften noch immer lautlos aus dem Wiesenboden, und die gelbe, klare Fläche des Morgenhimmels spannte sich noch immer über der Landschaft. Er zeichnete mit Hingabe und bemerkte mit

Freuden das kommende Gelingen, während er die zerzausten Wölkchen umriß, die einmal dunkelviolet, mit angeglühten Säumen, das Bild beherrschen sollten.

Als er die Umrise des Bildes aufs Papier gebracht hatte, hob er die Augen und fand seinen Blick im Braun der Mädchenaugen wieder, die ihn schon länger beobachtet haben mochten. Durch das Gelingen seiner Arbeit war die Verlegenheit von ihm genommen, und so lächelte er Beate zu. Ihr linker Mundwinkel kräuselte sich freundlich, dann schlug sie die Augen nieder.

Robert versenkte sich mit verdoppelter Begeisterung in sein Tun. Er mischte die Farben und begann, sie mit ungewöhnlicher Behutsamkeit anzulegen. Ein Streif Sonne, der über den Tisch fiel, nötigte ihn, zur Seite zu rücken. Dann arbeitete er weiter.

Er empfand kein drängendes Hasten und kein kindisches Bedürfnis, so rasch als möglich die Vollendung vor sich zu sehen. Er arbeitete, ohne es zu wissen, vor ihr und für sie. Das gab ihm die Freude an jeder Einzelheit. Er fühlte sich in dem stillen Raum, in dem das Atmen der drei Menschen, das Knarren einer Diele oder das Klappern eines weggelegten Pinsels die lautesten Geräusche waren, völlig glücklich. Er war geborgen, gefangengenommen von der sommerwarmen Stimmung, in die ab und zu ein Schwalbenzwitschern und ein Sperlingsruf hineintönte. Die Zeit stand still. Gerade darum wurde er nicht ungeduldig und mischte die Farben reiner, als er es je zuvor getan hatte.

Die Wölkchen standen bereits dunkelviolet, mit brandroten Rändern, am papierenen Himmel. Dieser Himmel war gewiß der schwierigste Teil des Unterfangens, denn es war nicht leicht, eine so große Fläche mit Wasserfarben fleckenlos anzulegen, ohne daß die feinen Übergänge vom Seidengrau der höchsten Luftschicht bis zum durchsichtigen Zitronengelb am Horizont verloren gingen. Er schob das Skizzenbuch aufatmend vor sich, um sich zu sammeln, ehe er an diesen schwierigen Teil des Werks heranging, und sah vor sich hin, die Stirn ernsthaft gekraust.

Er hatte in diesem Augenblick das Mädchen ganz vergessen, und er wurde nur dadurch auf Beate aufmerksam, daß sie den Kopf ein wenig sinken ließ. Es konnte ein Nicken oder ein Zeichen der Ermüdung sein, Absicht oder Zufall. Als sie

bemerkte, daß er sie ansah, ließ sie mit einem belustigten Lächeln die Lider fallen, als wollte sie ihm andeuten, daß sie müde war.

Robert warf einen hastigen Blick auf Harald, der von der kleinen Komödie nichts bemerkt hatte. Da wurde der Bub frech. Er hob mit spitzbübischem Einverständnis die Hand und tat so, als ob er gähne. Sie lachte ein wenig, und nun merkte der Maler etwas.

"Unfug wird hier nicht getrieben", knurrte er über seine Schulter weg, ohne den Pinsel abzusetzen. "Oder bist du müde, Mädchen? Dann sag es, und wir machen fünf Minuten Pause."

Ohne weitere Erwiderung stand Beate auf und strich sich den Rock glatt. "Na, schön," meinte Harald, "dann also doch Pause. Und was hast du eigentlich in deiner Ecke getrieben, Robert? Kaum paßt man auf dich nicht auf, so machst du Unfug!" Er schritt zu Roberts Tisch hinüber und ergriff das Skizzenheft. "Was soll das werden? Eine Landschaft am Morgen, was? Und wie soll der Himmel aussehen?"

Robert erklärte seine Absichten. Er sprach auf einmal gut und fließend, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, weil Beate ebenfalls herangetreten war. Sie kaute an einem Frühapfel, den sie aus einer Zinnschale genommen hatte. "Sie sind gut," erklärte sie, "nimm dir auch einen, Robert!"

"Eigentlich sind ja diese Apfel nur für brave Modelle bestimmt," sagte Harald lachend, "aber weil du gearbeitet hast, sollst du auch einen bekommen! Hol ihn dir! Kannst du allein mit dem Himmel fertig werden?"

Robert schilderte seine Befürchtungen. "Zeig den Pinsel her", sagte Harald. "Zu fein, viel zu fein. Nimm den da. Soll ich dir helfen?" Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm Harald den großen Pinsel und begann den Himmel zu malen. Es war wie ein Wunder, denn anscheinend brauchte der Maler sich überhaupt nicht anzustrengen, um die schönsten Wirkungen zu erzielen. Der Himmel stieg in reinem Gelb hinter den Wiesenhängen empor, er wurde in zunehmender Höhe immer milchiger und blasser und tönte sich endlich zu kühlem Stahlgrau und Seidengrau ab. "So war es doch?" fragte Harald. "Das muß du einmal auf einem besonderen Blatt üben, man muß es können, bevor man an so große Flächen

herangeht. Wenn du die Technik erst einmal heraus hast, malst du mit dem nassen Pinsel eine Farbabstufung in die andere hinein, ohne daß die Farben klexen. Aber übe das nicht auf dem Bild, du verdirbst es sonst. Und warum lachst du, Beate, wenn man fragen darf?"

"Du erinnerst mich an einen Lehrer", kicherte sie vor sich hin. "Aber du bist doch nicht böse?"

"Doch, ich bin wütend, und zur Strafe mußt du wieder sitzen! Wenn ich aber noch einmal entdecke, daß ihr euch Grimassen schneidet, dann setze ich euch alle beide an die frische Luft. Ja, dabei fällt mir etwas ein: Beate, kannst du mir diesen hoffnungsvollen Knaben heute nachmittag vom Halse schaffen? Du könntest irgend etwas mit ihm unternehmen. Ich werde deine Mutter verständigen, damit sie keine Angst hat, er ist im allgemeinen ganz gut erzogen. Am besten gehst du mit ihm spazieren, im Freien ist er am erträglichsten!"

"Gern", antwortete Beate und errötete ein wenig, als sie das Aufblitzen in Roberts Augen sah.

ROBERT WUSSTE VON BEATENS MUTTER NUR, DAß SIE WITWE WAR und daß Harald sie nicht besonders schätzte. In seinen Gedanken war nur das Wort Witwe haften geblieben, und so stellte Robert sich eine Frau in schwarzen Kleidern vor, die ab und zu eine heimliche Träne mit dem Taschentuch fortwischte. Die Frau, die auf der Terrasse des gemieteten Häuschens saß, entsprach diesem Bild in keiner Weise.

Sie lag in einem Liegestuhl und reichte Robert träg die Hand. Ihre Augen überflogen ihn prüfend, blieben gleichgültig und behielten ihren Ausdruck teilnahmsloser Starre an. Dann griff sie nach einem silbernen Zigarettenetui und bot es ihm an. Er dankte und lachte verlegen bei dem Gedanken, zu rauchen. Es war in der Immakulata streng verpönt und bei der ununterbrochenen Kontrolle, unter der die Zöglinge lebten, auch einfach undurchführbar, zu rauchen. Der Duft von Zigaretten, der manchmal in den stillen Gängen hing, war stets ein Beweis dafür, daß Besuch von außerhalb gekommen war, denn auch die Patres rauchten nicht, wenigstens nicht außerhalb der Klausur. Ganz selten sah man einen der

Missionare, die manchmal in der Immakulata verweilten, eine Zigarre rauchen, Anpassung an die Verhältnisse, unter denen er arbeiten mußte.

"An was denken Sie?" fragte die träge Frau und legte ein Bein über das andere, so daß der schillernde Seidenstrumpf anstößig weit sichtbar wurde.

"Ich habe an die Immakulata gedacht. Man darf dort nicht rauchen!"

"Ja, richtig, Sie leben ja im Kloster. Fühlen Sie sich denn da wohl?"

"O doch!" Er war nicht mehr bei der Sache, denn er hörte Beates Schritt.

"Sie müssen mir einmal davon erzählen, es ist hier so langweilig. Da bist du ja, Bea! Wollt ihr wirklich gleich in die Hitze hinaus? Früher wäre es unmöglich gewesen, zwei so junge Leute zusammen wegzuschicken, aber heutzutage! Man muß modern sein. Es beruhigt mich, daß Sie Jesuitenschüler sind; oder ist das vielleicht ein Grund zur Beunruhigung?" Ihre Zunge fuhr über die gemalten Lippen. "Die Jesuiten haben ja so etwas an sich! Wir sehen uns noch, wenn Sie zurückkommen!" Ihre Hand kam schlaff über den Rock herüber.

"Gehen wir", sagte Beate mit leiser Ungeduld in der Stimme. Robert sah sie verwundert an. Das Mädchen beugte sich über seine Mutter und küßte sie flüchtig auf die Wange. "Paßt auf, daß nichts passiert", rief die Frau ihnen nach. Damit waren sie entlassen.

"Kannst du rudern?" fragte Beate. "Nein? Das macht nichts, du mußt es lernen. Ich kann rudern. Wir werden ein Boot nehmen und über den See fahren. Ich denke, es wird schön bleiben. Oder willst du lieber etwas anderes machen?"

"Nein, ich mache alles, was du willst", sagte er, und beide erröteten. Sie riß einen Halm ab und begann an ihm zu kauen. Der Ort lag weiß und gleißend in der heißen Sonne des Frühnachmittags, die Bergwälder an den Hängen kochten. Die Schatten der beiden Kinder tanzten vor ihnen her über den Kalkstaub der Straße, der träg emporwölkte und sich wieder auf den Weg bettete.

Nun schwiegen beide. Dieses Schweigen wuchs immer mächtiger empor, es schritt wesenhaft zwischen ihnen und beunruhigte sie. Das Mädchen kniff die Augen zusammen und ließ die Arme schlenkern. Seine Finger öffneten und schlossen sich. Endlich runzelte es unwillig die Brauen. "Du bist stumm wie ein Fisch. Erzähle doch einmal etwas, aus dem Pensionat oder sonst was!"

Robert erschrak, denn nun ärgerte sie sich über ihn. Hastig dachte er über ein Thema nach, doch ihm fiel so schnell nichts ein. Es war nicht leicht, einem Mädchen zu gefallen, und er mußte ihr doch gefallen! "Ach," machte er gedehnt, "aus der Immakulata, da ist nicht viel zu erzählen."

Ihr Unmut schien wieder verflogen zu sein. "Warte, ich werde dich etwas fragen. Bist du fromm?"

"Es geht."

"Ihr geht doch viel in die Kirche, nicht wahr?"

"Jeden Tag, und am Sonntag können die, die kommunizieren wollen, zweimal in die Kirche gehen: morgens in die stille Messe und nachher ins Hochamt."

"Ich gehe nur am Sonntag in die Kirche, und auch das nicht immer. Mama geht nie."

Das war Sünde, überlegte Robert. Es schoß ihm durch den Kopf, daß er ihr jetzt erklären mußte, daß sie sündige, denn es war seine Pflicht, zu versuchen, sie auf den rechten Weg zurückzubringen. Er öffnete den Mund, um etwas dergleichen zu sagen, aber er schloß ihn wieder. Es war unmöglich, Beate Vorhaltungen zu machen. Ja, es schien ihm, als sei die Sünde, die für ihn grob und unentschuldig gewesen wäre, bei ihr gar nicht so schlimm.

"Mich interessiert das", fuhr sie fort, als er nicht antwortete. "Man hat doch geistliche Bedürfnisse. Ich gehe manchmal gern in die Kirche, am liebsten, wenn jemand Orgel spielt. Das ist dann wunderschön und man ist dann nicht so allein. Aber bei den großen Messen, zu denen alle gehen, kann ich nicht fromm sein. Du verachtest mich wohl deswegen, nicht?"

"Nein," beeilte Robert sich zu erwidern, "das tue ich nicht. Warum denn auch?" Es war ja ganz unmöglich, ein so wunderbares, schlankgliederiges Geschöpf zu verachten. Plötzlich setzte er hinzu: "Mir geht es genau so."

Da war es gesagt. Da hatte er sich eingestanden, daß er die großen Messen nicht liebte, daß er nur dann fromm sein konnte, wenn kein äußerer Zwang ihn antrieb. Er erschrak, aber der Strom, der ihn dahinrug, war so sanft. Er konnte nicht gegen ihn ankämpfen.

"Ich habe gedacht, daß du ein braver Jesuitenschüler bist", sprach Beate nachdenklich.

"Nein, so brav bin ich gar nicht. Ich bin überhaupt nicht gern in Feldmünster." Er sah sich um, er bekam es nun doch mit der Angst zu tun. Wohin führte dieses Gespräch. "Ist das schon der See?" fragte er, um abzulenken.

"Ja. Wir werden ein Boot mieten. Soll ich das tun oder willst du?"

"Ich habe noch nie ein Boot gemietet", gestand er ein, und dieses Bekenntnis drückte ihn mehr als seine geistigen Zweifel.

"Warte, ich nehme eins." Sie schritt zur Anlegestelle und verhandelte hier mit einem braunverbrannten Burschen in Lederhosen, der sein Hütchen nur eben ein wenig in den Nacken schob, als er grüßte. Er machte das Boot von der Kette los und holte Ruder aus einem Verschlag. "Geben's Obacht," meinte er bedächtig und sah zur Trisselwand hinüber, "es könnt' heut ein Wetter geben!"

"Wir werden schon aufpassen", erwiderte Beate.

Grauer Dunst hatte den Himmel überzogen und lag über dem spiegelblanken See so schwer wie Blei. Die träge Wasserfläche regte sich nicht; sie hatte sich über dem Geheimnis ihrer Tiefe geschlossen und war undurchsichtig geworden. Als das Boot vom Ufer abstieß, weiteten sich die Wellenkeile so träg, als glitte der Nachen durch Öl. Schwalben schossen ganz tief über der Flut dahin.

"Du kannst steuern", sagte das Mädchen und unterwies Robert, wie er die Tauen des Steuerruders zu handhaben hatte. Dann setzte sie sich ihm gegenüber. Er sah sie wie verzaubert an, als sie die Riemen auslegte und die Ruderblätter eintauchte.

Sie trieb das Boot mit ruhigen Schlägen voran. "Da drüben ist eine Gastwirtschaft," erklärte sie, "dort können wir etwas trinken. Ich habe Geld mit."

"Ich habe auch etwas mit", sagte er und wandte den Blick nicht von ihren Händen, die sich braun und feingliedrig um die glatten Ruderschäfte schlossen. Wenn sie sich zurückbeugte, erschien unterhalb des gebräunten Halses ein heller Streif über dem Rand des Mieders. Plötzlich ließ sie das Boot treiben. "Wir haben da vorhin über etwas gesprochen", sagte sie und suchte mit ihren Augen irgendwo

in der Ferne. "Manchmal fürchte ich mich, weil ich nicht fromm bin. Muß man fromm sein?"

"Ich glaube, ja," antwortete er, "aber es ist schwer!"

"Ich dachte, du weißt das ganz genau. Man wird älter und muß doch mit dem Leben zurechtkommen. Du lebst ja im Kloster, du müßtest es eigentlich wissen. Ich bin immer allein."

Da war es ihm, als müsse er sein verwirrtes junges Leben vor ihr ausbreiten. "Das bin ich auch. Ich glaube, es kommt nicht so sehr darauf an, ob man mit vielen anderen zusammen ist oder nicht. In der immaculata sind wir doch sechzig Mann in unserer Division, und ich habe nur einen Freund, den Reiz, der ist so stark."

"Ich habe hier gar keine Freundin, nur in Wien! Man kann mit den Mädchen auch nicht über alles sprechen, was man gern möchte."

"Ich kann mit Reiz auch nicht über alles sprechen. Manches versteht er nicht; daß ich male, zum Beispiel."

"So! Man findet eben niemals jemand, mit dem man sprechen kann."

"Mit dir kann ich über alles sprechen", sagte Robert, und wurde knallrot. Er fühlte ordentlich das Blut in seinen Ohren.

"Ja", nickte sie ernsthaft. "Ich glaube, daß wir uns ganz gut unterhalten können."

"Ich habe früher ein Heiliger werden wollen", versicherte er ihr.

"Ein richtiger Heiliger? So einer, der auf den Altären sieht?"

"Ja. Man hat sie uns doch immer als Beispiele vor Augen gestellt, und dann habe ich es auch versucht. Es ist aber nicht gegangen. Es war wohl zu schwer für mich."

"Das könnte ich auch nicht." Sie begann wieder zu rudern. "Du mußt jetzt auf die Waldecke zusteuern, der See macht einen Bogen."

"Wenn es dich nicht langweilt, möchte ich dir noch etwas erzählen. Aber du darfst nicht darüber lachen. Ich habe es auch noch niemand gesagt, auch Reiz nicht. Harald und Lissy auch nicht!"

"Ich lache ganz bestimmt nicht. Wieso sollte ich denn lachen? Du magst Harald wohl sehr gern?"

"Er ist so sicher. Aber das war es nicht. Nein, also das war so." Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. "Früher einmal, als ich noch richtig fromm war, ist mir die Gottesmutter erschienen."

"Tatsächlich erschienen? Wie war das?"

"Sie kam nachts zu mir und strich mir die Decke glatt. Es war im Schlafsaal, wir schlafen da in einem großen Schlafsaal, und das blaue Licht brannte. Mehr weiß ich auch nicht."

"Und was war dann weiter'?"

"Das ist es eben, es war nichts weiter. Sie ist auch nie mehr gekommen, und jetzt glaube ich manchmal, daß es nur ein Traum war. Früher war ich sicher, daß sie es gewesen ist. Ich habe gebetet, daß sie noch einmal erscheint, aber sie hat es nicht mehr getan. Wahrscheinlich kommt sie gar nicht zu unsereinem. Und so ist das immer. Die Patres erzählen uns, daß der Heilige Geist bei der Firmung seine Wohnung in uns aufschlägt, aber man spürt ihn nicht, und beim Kommunizieren spüre ich auch nichts. Es ist eben immer daselbe. Manche glauben nicht daran, was die Patres erzählen."

"Du mußt mir mehr davon sagen", munterte sie ihn auf. Sie zog die Ruder ein und stützte ihr Kinn in die Handflächen. Ihre Finger gruben weiche Vertiefungen in ihre Wangen, während sie träumerisch auf ihn blickte.

Dieser Blick ihrer braunen Augen! Er verwirrte und spornte an in einem. "Bei uns in der ersten Abteilung war das nicht, aber in der zweiten ist einmal einer geschäßt worden, weil er gesagt hat, er glaubt nicht daran und das ist alles Unsinn. Aber so einfach ist das nicht, und beweisen hat er es auch nicht gekonnt."

"Ich glaube, das weiß keiner sicher." Sie tauchte eine Hand ins Wasser. Kleine Wellen murmelten an ihrem Handgelenk empor, denn das Boot machte immer noch ein wenig Fahrt. "Und du gehst gern in das Pensionat zurück?"

"Nein, ich gehe gar nicht gern zurück. Ich möchte jetzt gar nicht daran denken. Mama will es so und Papa hat nachgegeben. Und ich glaube," sagte er plötzlich, ohne daß er wußte, woher ihm der Entschluß kam, "ich muß noch einmal

zurück. Ich muß das noch einmal mitmachen, ich kann nicht so einfach davonlaufen. Ich weiß doch selbst nicht genau, was ich will, und das müßte man doch wissen!"

"Aber vielleicht geht es dann gar nicht mehr gut?"

Er sah plötzlich über sie hinweg, Blick des Mannes, der jenseits aller Bindungen des Augenblicks seine Bestimmung erspäht hat. »Wenn es wirklich nicht mehr geht, dann gehe ich durch!"

"Das tust du doch nicht. Man glaubt immer, man kann davonlaufen, wenn es zu Hause schrecklich ist. Ach, ich habe da auch meine Erfahrungen! Aber dann tut man es eben doch nicht. Man bleibt."

"Du brauchst doch nicht durchzugehen!"

"Doch, ich erlebe da etwas ganz Ähnliches. Wenn man wirklich einmal etwas wissen will, dann versteht es keiner. Es versteht einen niemand, auch Mama nicht." Sie griff wieder zu den Rudern. "Ich kann mit ihr nicht offen sprechen, da sind immer Herren und so; ich kann mir schon denken, was die bei Mama zu suchen haben, und das ist alles so ekelhaft! Und darum kann ich mit Mama nicht sprechen, wie ich gerne möchte, und dann sagt sie, ich bin gefühllos. Manchmal, wenn ich abends im Bett liege, höre ich die Herren lachen, und Mama lacht dann auch —. Ach, was erzähle ich dir da. Das ist eben alles sehr schwer. Man muß älter werden, um das zu verstehen, und dann hat man von seiner Jugend nichts gehabt. Keinen Menschen, der einen versteht."

"Das kenne ich. Aber Harald ist anders und Lissy auch."

"Du bist ja sein Freund, du mußt das wissen. Ich verstehe ihn auch nicht immer. Manchmal spottet er über Sachen, über die er nicht spotten dürfte. Vielleicht begreifst du es, weil du Maler werden willst!"

"Malen ist schön. Es ist eigentlich das gleiche wie fromm sein. Ich meine das wirklich. Man sieht da etwas, und es ist einfach schön, und dann malt man es, weil es schön ist. Ich muß natürlich noch viel lernen, denn ich kann nicht das malen, was ich sehe. Es gelingt mir noch nicht."

"Es muß schön sein, wenn man ein Talent hat. Ich habe gar kein Talent. Wir Frauen haben es da viel schwerer." Sie warf einen Blick zum Himmel. "Du, ich glaube, es kommt wirklich ein Gewitter. Wir müssen uns beeilen."

Er sah sich um. Hinter den Bergen hatte sich der Dunst verdichtet. Ober den Grat der Trisselwand hingen graue Pranken herab, die nach dem See tasteten. Noch war die Luft still und heiß, aber die Nebelfetzen bewegten sich doch, sie wirbelten durcheinander und troffen in langen, zähen Strähnen am Felsgemäuer herab. Die Sonne war in den Wolken erstickt, man sah sie nicht mehr. Ein fernes Rollen kam über die Berge. Der Donner meldete sich.

Auf Beates Stirn standen helle Tropfen. "Du," sagte sie, "ich glaube, wir kommen gar nicht mehr bis zum Gasthof. Was machen wir bloß? Zurück ist es genau so weit!"

Sie sah ihn ein wenig verzweifelt, ängstlich und gespannt an, und nun mußte er entscheiden. Er hatte keine Ahnung, was er nun beginnen konnte, aber es half nichts, er mußte ihr doch helfen! Da fiel sein Blick auf die Landzunge, und jetzt erkannte er sie wieder. "Ich weiß etwas", sagte er. "Wir können hinter der Landzunge landen. Da steht ein kleines Rindendach. Unter dem können wir das Gewitter abwarten!"

"Das ist gut, daß du das weißt", erwiderte sie. "Woher — ?" Ein Windstoß fuhr jäh über den See und brachte das Boot ins Schwanken. Die Wellen sprangen empor und gurgelten, die Fichten am Ufer beugten sich nieder. Sie biß die Zähne zusammen und ruderte heftiger.

"Ich lerne morgen rudern, dann kann ich dir helfen", schrie er ihr zu, aber sie nickte kaum.

Ein Blitz flackerte auf und verzuckte, der Donner kam nach einer knappen Pause hinterdrein. Doch der Bug des Bootes glitt bereits an dem mächtigen Felsblock vorbei, der die Landzunge krönte. Er trug eine kleine Fichte auf seinem Rücken, die im Winde schwankte.

Der Kiel schlurrt auf, das Mädchen sprang heraus. "Komm, hilf mir, das Boot an Land ziehen, sonst treibt der Wind es fort."

Die ersten Tropfen platzten hart und schwer wie Bleikugeln in den See hinein. Auf den gelben Ruderbänken bildeten sich hurtig dunkle Blüten mit rundem Kern und dünnen Blütenblättern ringsum. Sie nahmen, als sie das Boot hoch ans Ufer gezogen hatten, die Ruder an sich.

"Habe ich das nicht gut gemacht?" fragte er, als sie das schiefe Rindendach erreicht hatten.

"Sieh bloß, wie es jetzt gießt!" Sie kniete unter dem niedrigen Schutz und blickte in den aufgewühlten Wald hinaus.

Er zog seine Jacke aus und breitete sie über das Laub, das den Boden der Unterkunft bedeckte. "Wenn ich Streichhölzer hätte, könnten wir Feuer machen", meinte er. Er stand gebückt und sah über den Nacken des Mädchens hin auf den Waldboden, auf den die Tropfen immer heftiger trommelten. Es rauschte in den Bäumen, ein Blitz hüllte den Wald in violettes Licht und stieß ihn roh in die Dunkelheit zurück. Der Donner polterte fast unmittelbar hinterher und brach sich, ununterbrochen rollend, an den Felswänden, die den See begrenzten. Feiner Wasserstaub wehte unter das Dach und erfüllte die Luft mit neuer Frische.

"Fürchtest du dich?" fragte Robert das Mädchen.

Sie schüttelte den Kopf und nestelte am Bund ihres Halbschuhs. Dann kroch sie in den hintersten Winkel des Dachs und ließ sich auf seiner Jacke nieder. Er blieb ungelenkt stehen, von einer, jähen Schüchternheit befallen.

"Warum stehst du?" fragte sie nach einer kleinen Weile. "Komm, hier ist noch Platz." Sie zeigte auf die Jacke. "Oder willst du dich nicht setzen?"

Er ließ sich neben ihr nieder. Es war betäubend süß und bedrängend zugleich, so dicht neben dem Mädchen zu sitzen. Man durfte sich nicht bewegen, denn bei der geringsten Bewegung ließ sich nicht vermeiden, sie zu berühren.

Der Regen umschloß das triefende Dach wie eine rauschende Mauer. Es war dämmerig geworden, so tief hingen die Wolken über dem See. Der Bub sah starr in die brausenden Güsse hinaus, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Sein Blut klopfte fast schmerzhaft im Halse. Ein Wasserstrahl, der sich eine Bahn zwischen den Rindentafeln über seinem Kopf gesucht hatte, klatschte plötzlich gegen sein nacktes Knie, das aus der Lederhose hervorsah. Er zuckte zusammen.

"Rück doch näher," sagte Beate, "du wirst ja ganz naß!"

Jetzt mußte er gehorchen. Er fühlte ihren Körper neben sich, er fühlte jeden ihrer Atemzüge. Scheu sah er sie von der Seite an. Das Mädchen blickte mit einem wunderbaren, zugleich zaghaften und erwartungsvollen Lächeln in die Sturzflut hinaus. Seine Hände lagen schmal und schlank in seinem Schoß, seine Wärme drang zu Robert herüber.

Er setzte mehrmals zum Sprechen an, öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Sie mußte es bemerkt haben, aber sie sagte nichts, sie regte sich nicht, nur der Atem hob ihre junge Brust.

"Du hast vorhin gesagt," begann Robert leise, "daß ihr Frauen es viel schwerer habt. Warum hast du das gesagt? Ich meine, sprich natürlich nur, wenn es dir nicht unangenehm ist."

"Wie soll man das erklären?" Sie nagte an ihrer Unterlippe, lächelte auf einmal zu Robert hinüber und fuhr fort: "Du kannst es ja gern wissen. Es ist so, daß man viel allein ist. Es sind ja natürlich oft Menschen da, aber die sagen einem nichts. Und dann wartet man wieder, ob nicht doch einmal einer kommt, mit dem man sprechen kann. Ich denke, daß ihr Männer es da viel leichter habt. Ihr könnt euch aussuchen, mit wem ihr zu tun haben wollt, und dann habt ihr ja eine Arbeit."

"Das ist aber doch nicht alles!"

"Nein? Was fehlt denn da noch?"

Er glaubte eine Lockung und ein Warten in ihrer Stimme vernommen zu haben. „Wir suchen auch jemand," sagte er, "mit dem man wirklich sprechen kann. Und so jemand ist nicht leicht zu finden. Wenn zum Beispiel — "

Ein ungeheurerer Blitz knatterte in den Wald hinein, der Donner platzte noch in sein flammendes Licht und schmetterte grell in das Brausen des Gusses und Sturmes. Kreidige Helle blendete unter den Schirm. Beate zuckte zusammen und schmiegte sich an ihn. "Oh!" sagte sie.

"Du hast doch Angst!"

Ihr Gesicht war wie von Traurigkeit durchtränkt. "Ich glaube, man sollte nicht so viel allein sein. Und man versteht die Erwachsenen nicht."

"Ja, das habe ich auch schon bemerkt", antwortete er hastig. Was hatte er vorhin, vor dem Donnerschlag, sagen wollen? Daß er zu ihr sprechen konnte wie zu niemand vordem! Und ob sie das gleiche bemerkt habe. Das war es gewesen. Und jetzt war es unmöglich, diesen Gedanken von neuem aufzunehmen. "Man versteht nicht immer, was die Erwachsenen meinen. Und dann weichen sie so oft aus, oder sie sprechen so, daß man es nicht versteht. Vielleicht verstehen sie es selbst nicht?"

"Man muß sich eben damit abfinden."

Sie schwiegen wieder. Das Gewitter füllte den Talkessel aus. Die Blitze flackerten unaufhörlich, der Donner schmetterte seinen Schall gegen die Bergwände, und die Felsen, warfen ihn sich wie einen Fangball zu. Das Poltern fuhr von einer Wand zur anderen, es hörte nicht auf, ehe nicht der nächste Schlag in den Aufruhr hieb.

"Du bist der einzige Bub, mit dem man reden kann", sagte sie plötzlich leise und hastig. "Die anderen verstehen alle nicht, was man meint." Sie warf mit einer jähren Bewegung eine Strähne nassen Haares aus der Stirn zurück.

Das Trommeln seines Herzens wurde heftiger. Unmerklich schob er seine linke Hand gegen ihre Knie, das unter dem kurzen Rock hervorkam. Er fühlte die weiche und kühle Haut. Sie wehrte ihm nicht.

"Ich möchte ein großer Maler werden", sagte er heiser. Er blickte aus weitgeöffneten Augen in das Geflacker. "Es ist alles so schön. Oder es ist doch wenigstens manchmal schön. Hier ist es zum Beispiel schön. Und da kann man dann irgendwie malen, nicht? Oder glaubst du nicht, daß ich ein Künstler werden kann?"

Sie lächelte wunderbar, und sein Herz schwoll. "Ich glaube, daß du es werden wirst. Bei dir glaube ich es." Ihre Züge verzerrten sich. "Und jetzt habe ich doch Angst", sagte sie, und ihre Lippen zuckten. "Oh, du mein Gott, was für ein Gewitter!"

Da legte er zögernd seinen linken Arm um ihre Schultern und fühlte, wie sie bebten. Sie sank ein wenig an ihn, sah aber starr geradeaus. "Jetzt ist es besser", flüsterte sie. "Jetzt babe ich keine Angst mehr. Hast du den Blitz gesehen?"

"Hier schlägt er nicht ein! Die Holzknechte haben gewiß gewußt, warum sie das Dach gerade hierher gestellt haben."

"Das ist wahr."

"Ob man uns suchen wird, du? Die werden glauben, wir waren mitten auf dem See, als es losging."

"Mama weiß ja, wohin wir gefahren sind. Aber ich glaube nicht, daß Mama uns suchen läßt —"

"Und hier können sie uns auch gar nicht finden!"

"Nein, hier finden sie uns nicht."

Sie schwiegen. Der Regen ließ nach, das Trommeln wurde leiser und verlor sich endlich in ein Tröpfeln. Die Blitze flackerten ferner und blasser, und der Donner war nicht mehr so nahe. Aus dem Wald strömte ein schwerer Duft herein. Es roch nach nassem Boden, nach Harz und Blättern.

"Wenn ich ein Maler werde, schenke ich dir einmal ein Bild", sagte er plötzlich.

"Ja, das mußt du tun. Du vergißt es doch nicht etwa wieder? Was wolltest du eben noch sagen?"

"Es war nur ein Gedanke. Ich wollte sagen, ja, ich würde dir auch jetzt schon ein Bild schenken, wenn du magst."

"Ja, willst du mir wirklich jetzt schon ein Bild schenken?"

"Wenn du es haben willst!" Sie nickte, ohne ihn anzusehen. "Ich habe schon heute früh ein wenig daran gedacht," gestand er, "wie ich den Morgen malte."

"Dann habe ich ein Andenken an dich."

"Ich bringe es dir noch heute, wenn das geht, oder du holst es dir ab!"

Sie nickte wiederum. Plötzlich wurde sie sehr rot und flüsterte kaum hörbar: "Ich möchte dir auch etwas schenken!"

"Ja?"

Sie erhob sich und stand nun gebückt unter dem Rand des Rindendachs. Helle Tropfen rieselten aus den triefenden Zweigen, ein Fink rief im Geäst. "Wenn du es haben willst —", fügte sie gedehnt hinzu.

"Was ist es denn?" Eine betäubende Ahnung stieg in ihm hoch, er preßte seine verschränkten Hände um sein rechtes Knie.

"Du mußt es erraten. Aber nicht jetzt gleich, sondern später. Irgendwann einmal. Ach, frage lieber nicht danach, ich sage es dir jetzt auch gar nicht!"

Ein zaghafter Sonnenstrahl tastete sich durch den Wald, ein Schimmer kam mit ihm herangeweht. Tropfen, die an den Zweigen hingen, sprühten vielfarbig auf. Sie trat vor das Dach und reckte sich. Ohne sich umzusehen, schritt sie dann zum Kahn hinunter. Er ging hinter ihr her, und ihm war, als sänge der Wald.

Das Gewitter hing in der Ferne an einem Bergkamm, die Luft stieß in frischen Schwaden über den See, der mit kurzen munteren Wellen ans Ufer schlug. Tiefe Rinnen zerfurchten den Boden, Unrat schwamm unter den äußersten Fichten. Das alles sah Robert mit überwachem Blick.

"Schau dir nur den Kahn an!" rief sie, und zeigte auf das Boot, in dem das Wasser in einer großen Lache stand. "Er ist ganz naß. Wir müssen ihn umdrehen, dann läuft das Wasser heraus." Ihre Stimme klang wie immer, es war, als habe sie ihm niemals mit halben Andeutungen etwas versprochen.

Er trat neben das Mädchen und stemmte sich gegen den Bootsrand. Der Kahn schlug endlich um, und das Wasser spritzte ihnen gegen die Beine.

"Verzeih!" bat er.

"Das macht nichts."

"Wenn wir ein wenig warten, trocknen die Ruderbänke ab." Er zog sein Taschentuch hervor und wischte an ihnen herum.

Beate lachte hell auf. "Du lieber Gott, wie sieht dein Taschentuch jetzt aus!"

"Egal, es wird schon wieder trocken werden."

"Du, ich glaube, wir müssen doch nach Hause. Vielleicht ängstigt sich Mama doch, oder Harald."

"Schade. Ich habe Pech, ich komme nie um den ganzen See herum. Gestern waren wir auch gerade dabei, als es dunkel wurde. Da sind wir wieder umgekehrt."

"Du bleibst ja noch lange hier, da können wir es noch immer nachholen."

Ja, er blieb noch lange hier! Als breite er einen Schatz vor ihr aus, antwortete er: "Noch vierzehn Tage!"

"So kurz? Kannst du nicht länger bleiben?"

"Nein, ich muß ja doch zuerst nach Wien und dann wieder nach Feldmünster. Ich werde in Wien abgeholt."

"Ach ja!" Sie verzog den Mund. "Ich hatte es natürlich schon wieder vergessen, du mußt ja ins Pensionat zurück."

"Und du fährst wieder nach Wien!" Leid und Eifersucht kämpften in seinem Herzen. "Das muß schön sein. Du, ich sage dir etwas: Ich gehe durch und komme auch nach Wien!"

"Du wirst doch nicht! Nein, das darfst du nicht! Was werden deine Eltern dazu sagen?"

"Ach die! Aber du möchtest ja gar nicht, daß ich nach Wien komme!"

Sie lachte, es klang wie ein leises Gurren, Verlockung war darin:

"Das weiß ich nicht."

Er mißverstand sie, und eine Wolke flog über seine Stirne. "Das habe ich ja gleich gewußt, daß du eigentlich nicht willst!" Er nahm einen flachen Stein und ließ ihn über das Wasser tanzen. Seine Stirne zog sich zusammen.

Und wieder lockte ihre Stimme: "Du kommst ja doch nicht."

Der Klang ihrer Worte reizte ihn, so daß er sie hart am Arm faßte: "Warte es ab!" zischte er, und bemühte sich, sie fest anzusehen.

"Au, du tust mir weh!" Sie entwand sich seinem Griff. "Komm, wir fahren."

Was ging eigentlich wirklich in dem Mädchen vor? Er verstand es nicht. Eben hatte er sie wohl zu herb angefaßt, aber sie tat, als sei nichts gewesen. Verwirrend wechselten ihre Stimmungen, wechselte Lockung und Abwehr.

"Ich will nun selbst rudern", erklärte er trotzig.

Sie stieß das Boot ab. "Du kannst es ja doch nicht", lächelte sie ein wenig spöttisch.

"Dann werde ich es eben lernen", sagte er barsch, und nahm die Ruderschäfte in die Hände.

Sie saß am Steuer und beobachtete ihn, und das spornte ihn gewaltig an, aber es war doch nicht so einfach, wie er sich das vorgestellt hatte. Ihre Ratschläge bissen ihn, wenn sie auch ganz ernst und freundlich klangen: "Du

mußt. die Ruder flacher eintauchen! Und gleichmäßig, sonst fahren wir ja im Kreis! Oh, nicht nur mit den Armen rudern, nein, du mußt den ganzen Oberkörper nach hinten legen!"

Er arbeitete verbissen und gab keine Antwort. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, der Rücken schmerzte ihn, aber er gab nicht nach. Es war ganz einfach unmöglich, sich jetzt zu blamieren. Sie beobachtete ihn, und das gab ihm doppelte Kräfte. Schweigend fuhren sie über den See zurück, der nun wieder tief und klar geworden war, ein ungeheurer, geschliffener Edelstein in wilder Fassung.

"Du, ich wollte dir sagen," brach Beate nach einiger Zeit das Schweigen, "das von vorhin habe ich nicht vergessen."

"Nein?" Er hatte sich geärgert, er ließ sich so leicht nicht versöhnen, das mußte sie empfinden.

Sie schüttelte den Kopf. "Ich komme nach dem Abendessen zu euch und hole mir die Zeichnung, nicht?" sagte sie zaghaft.

In seinem Herzen war Zorn und Traurigkeit, als er erwiderte: "Komm nur, wenn du noch willst, ich habe sie dir versprochen, du bekommst sie natürlich."

"Willst du wirklich allein nach Hause rudern, oder soll ich wieder?"

»Nein, danke, ich rudere allein."

"Wir müssen jetzt zu meiner Mutter gehen, wenn wir angekommen sind, und dann — . Ach, ich weiß noch nicht, was wir dann machen werden."

"Es hat keinen Zweck, wenn ich mit zu deiner Mutter komme."

"Ach ja, komm doch mit."

Der Bursche an der Anlegestelle sah ihnen von weitem entgegen: "Wann Sie net bald gekommen wären, wär' ich nachschauen gefahren", sagte er. "Aber Sie san ja gar net naß. Wie haben's denn das gemacht?"

Robert erklärte ihm, wie es zugegangen war.

"Ja dann freili," stimmte er zu, "fein gut, daß Sie dös Dachel gekannt haben!"

Jetzt war Robert stolz. Es war keine Rede davon gewesen, daß sein Landungsmanöver nicht einwandfrei gelungen war, aber da hatte er die Bestätigung dafür, wie umsichtig er sich benommen hatte. Ob das auf Beate Eindruck gemacht hatte?

Er war noch verbockt und widerspenstig; es quälte ihn, einsilbig neben dem Mädchen hergehen zu müssen. Wie hübsch war es doch vorher gewesen! Und sein Bild wollte sie natürlich doch haben. Schade darum.

Er kam sich betrogen und enttäuscht vor, er hatte für ein halbes dunkles Versprechen sein bestes Bild verschenkt, und nun war es aus und es würde nie etwas Vernünftiges mit dem Mädchen werden. Er war sich allerdings nicht ganz klar darüber, was es hätte werden können, aber etwas Herrliches hätte es doch sein müssen. Er schlenderte neben ihr her, böse und enttäuscht trat er in die grauen Lachen. Er würde sich verabschieden und nach Hause gehen. Dort konnte er sich wohl ins Atelier setzen und zeichnen, irgend etwas. Es war am besten, er blieb allein.

Als sie vor der Pforte angelangt waren, wollte er es wirklich tun, grimmig, und doch von wildem Schmerz zerrissen.

"Aber nein," sagte Beate, "du solltest doch noch hereinkommen. Oder hast du noch etwas zu tun?"

"Ich muß noch malen."

"Ach komm doch nur für einen Augenblick mit, ja?" Sie lächelte zaghaft. "Mama hat Besuch, und dann brauche ich nicht zu bleiben, wenn ich sage, daß wir noch verabredet sind. Ich werde dich auch nicht stören. Willst du?"

Eben wollte er sich noch von ihr trennen, und jetzt gab er nach, ach so gern nach. "Schön, wenn dir so viel daran liegt", antwortete er großmütig, und sie schritten über den Kiesweg, zwischen dessen Steinchen gelber Löwenzahn blühte, auf das Haus zu.

Im Vorraum roch es nach Zigarettenrauch. Hier stockte noch die schwüle Luft des Mittags, die niemand hinausgelassen hatte. Aus dem Wohnzimmer klang das Lachen eines Mannes zwischen die Klänge eines Grammophons hinein, auf dem ein Schlager ablief. "Besuch!" wiederholte Beate vielsagend mit gerunzelter Stirn. Dann drückte sie die Klinke nieder.

Beates Mutter saß auf dem Sofa. Sie hatte wiederum die Beine hochgezogen und rauchte eine Zigarette aus einer überlangen Spitze. Zwei Herren erhoben sich. Der eine war mager und dunkel, der andere hatte ein verschwommenes, fettes

Gesicht. Zwischen dünnen, gelblichen Haarsträhnen schimmerte eine Glatze. "Ah, das schöne Fräulein Tochter", sagte er.

"Ihr seid schon wieder zurück. Wo wart ihr denn während des Gewitters?" erkundigte sich die Mutter, ohne ihre Stellung zu verändern. "Ich habe euch noch gar nicht erwartet. Aber wenn ihr schon da seid, dann könnt ihr auch bleiben." "Wir wollten dir nur sagen, daß uns nichts geschehen ist", sagte Beate leise. Sie wich einen Schritt zurück, als der Blonde auf sie zutrat.

"No, gnädiges Fräulein," erkundigte er sich, "wann fahren denn wir beide einmal zusammen Boot?" Seine Stimme klang zudringlich, fand Robert, den man bisher nicht beachtet hatte.

"Sie ist doch erst vierzehn Jahre, Rudi", warf die Mutter ein.

"Gerade deshalb gehört sie unter meinen väterlichen Schutz", erklärte er, und der Dunkle lachte spöttisch.

"Gehn's, Sie mit Ihrem väterlichen Schutz", spöttelte die Frau. "Also, Kinder, setzt's euch zu uns!"

Robert sah Beate fragend an. Sie erwiderte hastig: "Ich wollte Robert noch hinüberbegleiten, wenn es dir recht ist. Ich glaube, man erwartet uns zum Tee!"

"Dann geht's nur hinüber", meinte die Mutter gleichgültig.

"Komm, wir gehen", stieß Beate Robert an, der sich verlegen verbeugte.

"Ich bin unglücklich", rief der Blonde hinter Beate her. "Also, wir fahren aber sicher einmal zusammen Boot!"

Sie zog Robert hastig mit sich fort, durch den Flur, über den Kiesweg, zur Gartenpforte hinaus, Er schwieg, seine Finger lagen starr und steif in ihrer Hand.

"Ob ich so einfach zu euch hinübergehen kann?" fragte sie auf der Straße.

"Natürlich!" Er starrte angelegentlich einer Schwalbe nach, die zwischen den Häusern hin und her schoß, immer hin und her, und die dabei spitze und frohe Rufe ausstieß.

"Du, ich werde dich bestimmt nicht stören! Ach, ich bin ja so froh, daß ich da weggekommen bin. So ist das meist bei uns. Ich mag sie alle nicht, und den Rudi am allerletzten."

"Und dann fährst du doch mit ihm im Boot", antwortete er bitter und bereit, sie zu kränken.

"Nein, ich fahre nicht mit jedem ersten besten! Wo denkst du hin?"

"Du kannst aber... auch gern zu deiner Mutter gehen", antwortete er schwach und bereits halb versöhnt.

"Nein, das will ich nicht. Vielleicht macht uns Haralds Mädchen Tee? Dann trinken wir ihn zusammen."

Der Herr Otte habe sagen lassen, wenn die jungen Herrschaften kämen, solle sie Tee machen, berichtete das freundliche Mädchen. Unten im Eßzimmer oder im Atelier? Ja, sie werde ihn ins Atelier bringen. Es würde nur zehn Minuten dauern, es sei Feuer im Herd. Es dauerte wirklich nur zehn Minuten, aber diese zehn Minuten waren unerträglich lang. Robert ärgerte sich über sich selbst, daß er nun auf einmal so steif und unfreundlich sein mußte, während das Mädchen längst wieder still und freundlich geworden war. Ach, er verdarb sich alles! Er blätterte in seinen Skizzen umher und tat, als sei er tief in Gedanken versunken.

Und Beate gab sich doch wirklich Mühe. Sie fragte ihn, wieviel Zucker er in den Tee zu nehmen gewohnt sei, ein oder zwei Stücke, und ob er Milch nehme, oder vielleicht Rum. Nein, er nahm nur Zucker.

"Ich nehme nicht einmal Zucker", sagte sie.

Aber seine erstarrte Seele wurde nicht warm, trotzdem er sich nun immer mehr über sich ärgerte. Er warf einen Blick auf das Mädchen im Rahmen hinüber und verglich. Jenes Mädchen seiner Traumwelt gab es ja gar nicht, es gab ja keine Beate, die nur für ihn allein da war. Da war ihre Mutter und da waren Männer, vor allem dieser Rudi. Der würde gewiß noch hier sein, wenn er längst wieder in Wien oder in Feldmünster war.

Er blickte vorwurfsvoll auf das Bild, er vergrub sich in seinen kindischen Schmerz. Er war hier zu Gast, er war gekommen und würde wieder gehen, das wußte Beate natürlich ganz genau, und darum wollte sie mit ihm nichts zu tun haben; und später würde er sich an seine Enttäuschung erinnern wie an einen befleckten Traum.

"Das ist bei uns immer so", klang ihre Stimme leise in seine Hirngespinnste, "wir haben immer Besuch, hier und in Wien. Mama ist niemals allein. Das verstehst du wohl nicht?" Er schüttelte den Kopf. "Ich verstehe es ja auch nicht," fuhr sie fort, "nein, wirklich, ich verstehe es nicht. Immer sind Männer bei uns, und dann Mamas Freundinnen. Sind alle Erwachsenen so?"

"Ich weiß es nicht", antwortete er. "Nein, Harald ist anders, und Mama und Papa auch. Aber dir gefallen wohl ein paar von diesen Männern?"

"Ach nein, sie gefallen mir nicht. Mama sagt, ich habe Aussichten bei ihnen, aber ich will das gar nicht hören. Und dann sagt sie wieder, ich bin noch zu jung und dumm. Aber jetzt erzähle ich, und du willst zeichnen."

"Ich will jetzt gar nicht mehr zeichnen, sprich nur weiter!«

"Weiter ist da nicht viel zu erzählen." Sie flüsterte, ihr dunkler Kopf hob sich vom hellen Geflecht des Stuhles ab. "Das ist es ja, warum ich in die Kirche gehe und dort etwas suche. Dort kann man sich denken und wünschen, was man will. Aber man bekommt es meistens nicht. Ich bin ja nicht fromm und du bist es auch nicht. Ich habe gedacht, du würdest mir sagen können, wie man es macht, damit der liebe Gott einem alle Wünsche erfüllt. Ich will ja das alles gar nicht," fuhr sie heftiger fort, "Mama sagt, ich bin noch dumm, aber ich weiß ganz gewiß, daß das die Liebe ist, von der die Erwachsenen sprechen. Das hast du wohl noch nicht gewußt?" Sie hatte ihr Taschentüchlein hervorgezogen und drehte es zwischen den Händen. "Glaubst du, daß wir auch einmal so werden?"

Das Wort Liebe war, als sie es zum erstenmal aussprach, an Robert vorbeigestreift, jetzt aber erhellte es mit einem Schlag die ganzen Ursachen seiner Verwirrung. Es erschütterte ihn, es betäubte ihn beinahe. Er saß in seinem Sessel, er sah sie an, und ihm war, als sehe er sie zum erstenmal. Er wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort hervor.

"Du glaubst es also", sagte sie mutlos, denn sie mißdeutete sein Schweigen. "Manchmal denke ich, sie werden uns genau so machen, wie sie sind. Man kann ja doch nicht dagegen an."

Da fand er die Sprache wieder. "Nein," sagte er ganz laut und klar, und ihm war, als müsse er sie nun schützen wie vordem in der Hütte, als der Donner sie erschreckt hatte, "nein, das glaube ich nicht!"

"Ja, aber wie soll es denn sein?" Sie hob die Augen nicht mehr empor, sie drehte an ihrem Tüchlein.

"Ich weiß es nicht." Er suchte nach Worten, um das auszusprechen, worüber er noch niemals nachgedacht hatte und das ihm jetzt erschienen war, ein unbegreiflicher, unerhörter Glanz. "Aber es muß doch anders sein. Irgendwie schön, so ähnlich, wie wenn man malt und wirklich dabei ist. Ich denke es mir wenigstens so." Er schwieg und errötete nun ebenfalls.

Da saßen sie sich gegenüber und wagten nicht, die Augen aufzuschlagen. Das Schweigen hing im Raum, greifbar, dunkel, trotz der großen Helle dieses Nachmittags, dessen Luft gereinigt zwischen den wehenden Gardinen hereinströmte. Um Beates Gesicht spielte ein wunderbares Lächeln, als erhelle eine sanfte Flamme ihr Gesicht. Sie spielte noch immer mit ihrem Tüchlein.

Da blickte er sie an. Es war, als schlüge eine Flamme in sein Herz.

Zwischen ihren Sesseln war ein Zwischenraum, nicht breiter als ein kleiner Schritt, und dennoch breiter als das Meer. Es zog ihn heftig zu ihr, aber er vermochte doch nicht, sich zu regen und aufzustehen.

"Wenn du mir jetzt deine Zeichnung schenken willst", murmelte sie, und ihre braunen Wangen färbten sich dunkler.

"Ja?" Er regte sich ein wenig, denn es war sehr schwierig, aufzustehen.

Da warf sie entschlossen die widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn und sah ihn an. "Es ist nämlich deshalb —

"Ja?" wiederholte er atemlos, während sein Herzschlag dröhnte.

"Weil ich dir dann auch das andere geben möchte."

Die Schranke zwischen ihnen zerbrach. Er stand auf und legte seinen Arm ungeschickt um ihren Nacken. Für einen kurzen und betäubenden Augenblick lagen ihre Lippen aufeinander.

8. Kapitel

"Du hast es natürlich auch schon bemerkt?" fragte Lissy, und streifte den Morgenrock über ihre Schultern. Der Nachtwind wehte kühl in das Schlafgemach, gesättigt vom Regen, der draußen gleichmäßig rauschend niederrann. Sie setzte sich vor den Frisierspiegel und begann ihr Haar zu lösen, während sie aus dem Spiegel heraus ihren Mann beobachtete.

Harald trocknete sein Gesicht umständlich ab und wandte dann den Kopf zu illr. "Natürlich," sagte er, "das merkt ja ein Blinder. Und was dann?"

"Ich weiß nicht, ob es gut ist. Ob wir da einfach so zusehen dürfen."

"Ich kann doch nicht dazwischenfahren und den Kindern verbieten, zusammenzusein. Oder was hast du dir sonst vorgestellt? Ich habe es längst bemerkt, der Bub war wie verzaubert, seit er das Bild gesehen hatte. Soll ich mich jetzt vielleicht vor ihm aufpflanzen und ihm einen Vortrag halten: Du bist noch zu jung dazu, und was soll daraus werden? Das wäre doch der reine Unsinn. Nach dem üblichen Sprachgebrauch sind sie ineinander verliebt. Schön, ich finde, daß das schon öfter vorgekommen ist und daß es vermutlich noch einige Male geschehen wird, so lange die Erde sich dreht. Es ist also nichts Ungewöhnliches. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß die beiden Kinder es besonders nett machen. Glaubst du, sie werden später in ihrem Leben noch oft ein so starkes und sauberes Gefühl aufbringen? Es ist eben Liebe, wie sie ihr Alter mit sich bringt, wenn sie auch ziemlich früh damit angefangen haben. Oder hast du daran etwas Unschönes gefunden? Ich nicht! Ich meine, man könnte neidisch werden bei so viel unverdorbenem Gefühl. Denn unverdorben sind sie beide; den Buben kennen wir ja, und das Mädchel ist es doch gewiß auch noch, trotz ihrer Umgebung. Ich sehe also nicht ein, was ich dabei zu tun habe."

"Das habe ich auch nicht gemeint." Lissy drehte sich auf dem Hocker um, der gespiegelte Harald genügte ihr nicht mehr. "Um das Mädchen Sorge ich mich

überhaupt nicht. Und ich finde das alles natürlich auch sehr hübsch. Beate wird einen kleinen Kummer zurückbehalten, dann wird sie ihn vergessen, und dann wird sie sich in den nächsten verlieben. Sie läuft dabei keine Gefahr. Robert muß aber nach Feldmünster zurück."

Harald hatte unterdessen den Schlafanzug angezogen, jetzt setzte er sich auf die Bettkante. "Das ist richtig," sagte er, "Robert muß nach Feldmünster zurück. Und es wird für ihn ein böses Erwachen geben aus diesem Traum. Wie lange bleibt er eigentlich noch?"

"Warte: Er ist jetzt über eine Woche hier; ich glaube, noch fünf oder sechs Tage."

"Das ist eine kurze Zeit. Aber soll ich sie ihm verderben? Ich hoffe im stillen, daß diese zwei Wochen bei uns für ihn eine Erinnerung bedeuten werden, die er so leicht nicht vergißt. Was natürlich die Patres zu dieser Erinnerung sagen würden, erführen sie davon, weiß ich nicht und will ich mir auch lieber nicht vorstellen, aber das ist kein Grund für mich, die beiden zu trennen. Ich glaube, es wird bei der sogenannten Erziehung mehr dadurch verdorben, daß man Entwicklungen gewaltsam hemmt und verbiegt, als durch das Gegenteil. Oder hältst du uns für Kuppler?"

Lissy lächelte. "Nein, natürlich nicht. Ich sehe natürlich auch gar keine Gefahr im landläufigen moralischen Sinn. Wenn Robert nicht in die Immakulata zurück müßte, hätte ich überhaupt nichts gesagt. Ich fürchte bloß, daß dieses Gefühl zu stark wird und daß es ihm schadet, wenn er wieder im Pensionat ist."

"Leider geht er zurück — "

"Ja, leider. Damals, als wir ihn einluden, haben wir geglaubt, daß er von uns etwas Festes mitnehmen wird, etwas, das ihm hilft. Wir haben beide nur ans Malen gedacht, nicht wahr? Und nun ist es ganz anders gekommen."

"Wenn das Leben ein schlechter Roman wäre, würde auch diese Liebesgeschichte ihm helfen. So wird sie ihm möglicherweise schaden." Er stand auf und trat ans Fenster. "Man kann solchen Kindern kaum etwas geben; sie verstehen uns nicht, oder aber, sie können das, was wir ihnen endlich begreiflich

gemacht haben, nicht befolgen. Ich finde, wir waren reichlich naiv, damals in Feldmünster."

„Nein, Harald, ich bedauere nicht, daß wir ihn eingeladen haben, ich mag ihn gern. Glaubst du eigentlich, daß etwas aus ihm wird?"

"Das ist wieder die berühmte Frage. Ich weiß es nicht. Ich müßte wissen, wie er sich entwickeln wird und ob er sich als Persönlichkeit behaupten kann. Technisch kann er etwas, und er hat wieder eine ganz erstaunliche Menge zugelernt. Die erste Entscheidung über seine Zukunft muß aber erst noch fallen, fürchte ich."

"Ja, das Bild, das er da unten am See malt, ist wirklich hübsch."

"Das ist richtig, ich finde es auch gut. Aber was nützt ihm das alles später, wenn es wirklich ernst mit diesem Beruf werden sollte? Vorläufig malt er das, was ihm eben einfällt, es ist mehr Liebhaberei als Kunst. Er muß Technik lernen, er muß planen lernen, er muß vor allem mit sich selbst ins reine kommen. Wenn ihm das alles gelingt, ohne daß sein Talent versandet, wird er ein Künstler. Und das alles soll er in der Immakulata fertigbekommen! Und von dort aus soll er fast unmittelbar vor das Publikum treten! Ich finde, das alles genügt, um seine Erfolgsaussichten nicht allzu hoch einzuschätzen."

"Oh, Harald," lächelte Lissy, "wenn man dich reden hört, könnte man sich vor dir fürchten und glauben, du bist ein schlimmer Pessimist, und das bist du ja gar nicht. Du hast ihm geholfen, du hast ihn eingeladen, du hast dich um ihn gekümmert und hast ihn in die Schule genommen, trotzdem du auf ihn wütend warst, als das in Wien nicht gut ging. Und das alles tust du, trotzdem du glaubst, daß er wenig Aussichten hat? Das glaube ich dir nicht."

"Na ja", gab der Maler zu, "ich hoffe ja immer noch, daß er mit seiner Entwicklung fertig werden wird."

"Siehst du!"

"Hast du sonst noch Wünsche, Lissy?" erkundigte sich Harald, fuhr unter die Decke und löschte seine Nachttischlampe aus.

"Nein," erwiderte sie, "jetzt bin ich zufrieden. Mehr werden wir wohl nicht für ihn tun können." Nach einer Pause fügte sie hinzu: "Und wie sollten wir wohl verhindern, daß die kleine Beate seine Gedanken ausfüllt?"

ROBERT STAND AM UFER DES SEES UND MALTE. Er mußte sich beeilen, denn die beiden Regentage hatten ihn viel Zeit gekostet, und der Abschied rückte greifbar näher. Es war dies ein Bild, das sich nicht in wenigen beschwingten Stunden hinpinseln ließ, es hatten Tage voll Arbeit dazu gehört, um den Winkel am See festzuhalten, wo die niedrige Hütte stand, die ihn mit Beate während des Gewitters beherbergt hatte.

Der Wasserspiegel blitzte durch die Fichten hindurch, ein Widerschein der Bergwand lag auf der Flut. Hinter den Zweigen der dunklen Bäume bäumte sich der Felsklotz grau und uralt aus den Wassern, unberührt vom Sonnenlicht, das nur den Vordergrund vergoldete. Da und dort schimmerte ein Farnwedel in grünlichem Gold auf, da und dort legte sich ein heller Streif Sonnenlicht über den Wirrwarr des Waldbodens, über herabgestürzte Äste, Steine und den braunen Nadelbelag zwischen den verkrümmten Wurzeln. Das Mädchen Beate stand klein und hell am Ufer, ein lichter, wohlberechneter Punkt, an jener Stelle, zu der alle Linien des Bildes hinführten, ein Drittel der Bildbreite vom rechten Seitenrande, ein Drittel der Bildhöhe vom unteren Bildrand entfernt.

"Wenn du sie unbedingt auf das Bild bringen willst," hatte Harald gesagt, "dann tu es. Aber dann überlege dir, wo du sie hinstellen muß. Man malt nämlich nicht nur, weil man gerade etwas hat, an dem das Herz besonders hängt, sondern man malt auch nach den Regeln der Komposition. Wenn du beides unter einen Hut zu bringen verstehst, hast du hier einiges mehr vom Wesen der Kunst verstehen gelernt."

Robert hatte es abgelehnt, einen Berg zu besteigen, nur, um mit diesem ersten Ölbild fertig zu werden, ehe er abreisen mußte. Er war Tag für Tag, sobald die Beleuchtung es erlaubte, hierhergekommen, manchmal allein, manchmal von Beate begleitet.

Heute stand das Bild dicht vor der Vollendung. Er malte hingeeben und unverdrossen, bestrebt, auch das Letzte dieser Stimmung wiederzugeben und sie im Bild festzuhalten. Das Bild würde zusammen mit der verklingenden Erinnerung das einzige sein, was er von diesen Tagen mitnehmen konnte, das fühlte er, und er gab sich noch einmal ganz dem Zauber jener Stunden hin, die nun versiegen und verwehen mußten, dieser Stunden, die von ihrer Nähe durchtränkt gewesen waren, während er fast von Stunde zu Stunde Fortschritte machte. Bald war dies alles nur mehr Erinnerung, ein Traum, eingefügt in das graue Einerlei seines alten Lebens und des neuen, das ihn nun erwartete. Er wagte es nicht, sich dieses neue Leben vorzustellen, aber er empfand die lähmende Furcht der Voreltern, die vom Apfel der Erkenntnis gegessen hatten und nun in den harten Alltag hineinmußten, nachdem sie die letzten Freuden des Paradieses mit dem vollen Bewußtsein ihrer Unwiederbringlichkeit ausgekostet hatten. Daß er nicht als der alte in die Immakulata zurückkehren werde, ahnte Robert.

Der Mittag näherte sich. Weiße Wolken schwammen über dem See. Wenn sie die Sonne verdunkelten, lief es wie ein Schauer der Angst über das Wasser, das den Herbst zu ahnen begann. Bald mußte er aufstehen und das Malgerät zusammenpacken, denn das Bild war nun vollendet; er fand auch nicht die geringste Kleinigkeit mehr, die zu verbessern geblieben war. Wenn die Glocken von Aussee die Mittagsstunde einläuteten, war es Zeit, an den Heimweg zu denken.

Er hatte Beate versprochen, diesen Nachmittag und den ganzen nächsten Tag mit ihr zu verbringen. Übermorgen mußte er abreisen. Daran dachte er, als er den Pinsel sorgfältig reinigte und dabei zurücktrat, um das vollendete Bild zu betrachten. Zaudernd begann er, den Aufbruch vorzubereiten, denn nun wußte er bereits, daß dies ein endgültiger Abschied war, der erste Abschied in diesen beiden letzten Tagen. Er würde nicht mehr zurückkehren zu dieser Stelle, die ihm lieb geworden war, sie mußte zurückbleiben und würde versinken, sie würde vom Duft der Ferne verschleiert werden und die Hügel der Vergangenheit würden sich vor ihr aufbauen. Das, was für ihn bisher das Leben bedeutet hatte, reckte sich düster und gespenstig, unverständlicher denn je, hinter der Klarheit dieser kurzen

Tage empor. Er aber mußte zurücktreten in den drohenden Kreis der Verwirrung und der Pflichten, dem er für die Dauer eines befreiten Atemzuges entronnen gewesen war.

Er zauderte und lauschte hinter den letzten Glockentönen her, die über das Wasser davonschwebten. Nach alter Gewohnheit nahm er die Mütze vom Kopf, aber er betete nicht. Gedankenlos schloß er den Malkasten, den ihm Harald geliehen hatte, gedankenlos packte er die Staffelei zusammen. Dann warf er noch einen Blick über den See und begann heimwärts zu schreiten. Die Arbeit war getan, die Stunden, die er seiner Kunst gelebt hatte, waren vorbei. Es blieben noch das Mädchen und die Abreise.

Er war so versunken in seine Gedanken, daß er Beate erst erblickte, als sie dicht vor ihm stand, und da schien es ihm, als sei auch sie fremd geworden. Beate war so unbeschwert, sie gab ihm die Hand, sie fragte ihn, ob er fertig geworden sei. Er bejahte es. Sie verstand ihn nicht. Da verlangte sie das Bild zu sehen, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als es wieder auszu packen und es ihr zu zeigen.

Ihr feiner Kopf neigte sich dicht neben seiner Wange über die Leinwand, ihr Haar streifte ihn, er sah sie an und erwachte aus seinem Kummer. Ach, es war ja noch so viel Zeit bis zur Abreise! Robert zählte die Stunden, die er noch hierblieb, und fand, daß es noch viele seien.

Das Lachen der Kinder klang über den See, als sie den mittagsleeren Weg entlang heimwärts schritten. Sie waren jung, sie dachten nicht weit.

"Kommst du heute nachmittag mit mir baden?" schlug Beate vor. Er nickte. Er hätte zu jedem Vorschlag aus ihrem Munde ja gesagt. "Und morgen gehen wir doch auf den Loser, nicht wahr?"

Ja, auch das wollte er gern tun. Er war mit seiner Arbeit fertig geworden, er durfte diese letzten zwei Tage für sich beanspruchen. Es war eigentlich unausdenkbar schön, sich zu überlegen, daß er morgen mit dem Mädchen den ganzen Tag allein zusammen sein werde, fernab von allen Menschen im Gehäng des Berges, der still und stolz über dem Ort emporstieg. Alle Fülle des Erlebens blieb für morgen aufgespart, und auch die Herrlichkeit des Nachmittags würde nur ein Vorspiel für morgen sein.

"Du, das wird fein werden", sagte er.

Sie nickte. "Wann holst du mich ab?"

"Gleich nach dem Essen."

Der Abschied war für einen Augenblick aus seinem Gesichtsfeld verschwunden, aber nur für einen Augenblick. Schon beim Mittagessen wurde er wieder an ihn erinnert.

"DU WIRST UNS FEHLEN", SAGTE LISSY, "ja, wirklich. \Vir würden dich so gern noch länger hierbehalten, aber das geht ja nun leider nicht."

"Mach ihm den Abschied nicht heute schon schwer," Harald griff nach seinem Weinglas, "er fährt ja schließlich erst übermorgen. Du hast bisher keinen Wein bekommen. Robert, heute bekommst du aber welchen. Dein Bild ist sehr anständig geworden, du hast dir Mühe gegeben. Darauf wollen wir trinken."

Sie tranken. "Willst du immer noch Maler werden?" fragte Harald, "auch jetzt noch, wo du immerhin eine Ahnung von der wirklichen Arbeit bekommen hast?"

"Ja", antwortete Robert fest.

Harald nickte. "Ich hatte es nicht anders erwartet, aber nun denke noch einmal daran, daß du dir dann dein Leben selbst einrichten mußst und daß dir diese Arbeit von niemand abgenommen werden kann. Als Künstler kannst du nur dann etwas leisten, wenn du ein ganzer Kerl wirst, merk dir das. Talent hast du, das ist zweifellos, und arbeiten kannst du auch, das hast du bewiesen. Du hast hier in ein paar Tagen erstaunlich zugelernt, ich hoffe, es steigt dir nicht zu Kopf, wenn ich dir das sage. Und so paß nun selbst auf, daß dieses Talent nicht vor die Hunde geht, denn das ist schnell geschehen. Alles andere kommt wieder, alles andere läßt sich ersetzen und verschmerzen, auch eine Frau, Robert. Verlorenes Talent kommt nicht wieder. Wenn das Vermögen, zu schaffen, einmal dahin ist, bleibt es verloren. Ich glaube nicht, daß für dich im Augenblick noch eine Möglichkeit besteht, vor der Immakulata auszuweichen. Aber vergiß nicht, daß nicht jeder Feldzug beim erstenmal gewonnen wird, daß der erste Mißerfolg nicht entscheidend zu sein braucht. Du kannst den Kampf um deine Freiheit, wenn dir daran noch liegt, im nächsten Jahre wiederaufnehmen, und wenn du mich

brauchst, werde ich dir trotz allem wieder helfen. Das war, was ich dir noch sagen wollte."

Sie waren am Ende der Mahlzeit angelangt. Robert war still geworden, Haralds Worte hatten ihm zu denken gegeben. Sie hatten ihm mit großer Schärfe die Gefahr gezeigt, die ihn erwartete, aber auch die Möglichkeit, vielleicht zuletzt doch noch aus Feldmünster herauszukommen. Das war ein großer Trost für ihn.

"Was machst du heute nachmittag?" fragte Harald.

"Ich hatte mich mit Beate verabredet, wir wollten baden gehen."

"Gut, tu das. Zum Abendessen und nach dem Nachtmahl gehörs du aber uns, denn morgen willst du dich ja als Bergsteiger betätigen. Übrigens, daß ich mich einmal gründlich über dich geärgert habe, das ist jetzt ausgelöscht und vergessen!" Er erhob sich und klopfte ihm auf die Schulter. "Und jetzt hole das Kind ab, du wirst ja kaum Lust haben, mit uns Kaffee zu trinken!"

LEICHTER WIND STRICH ÜBER DEN SEE, als sie mit dem Kahn übersetzten. Die Wolken, die noch vor kurzem durch die blaue Luft gestrichen waren, waren von der Sonne aufgesogen worden. Die Luft zitterte silberig über der himmelblauen Wasserfläche, in die der Kahn seine glatten Wellenkeile pflügte. Robert handhabte die Ruder. Eine Doppelreihe sich drehender Wirbel blieb hinter ihnen zurück und verging in der Weite des Gewässers.

Das Mädchen ihm gegenüber schwieg. Die beiden Kinder sahen träumerisch auf das Geglitzter des Sees hinaus. So trieb der Kahn dahin, klein in der schimmernden Fläche, über das die Berge hott emporragten. Die beiden hatten miteinander zu schweigen gelernt, sie verstanden sich auch ohne Worte. Endlich streckte Beate den Arm aus und berührte das Wasser mit den Fingerspitzen. "Es wird kühl," sagte sie, "bald werden wir nicht mehr baden können."

Da und dort schimmerte am Ufer ein bräunlicher Ton zwischen den Fichten. Die Matten an den Hängen waren graugrün geworden, der Sommer hatte seine Kraft erschöpft und neigte sich seinem Ende zu. Der Herbst stand vor der Türe.

Beate ließ für einen Augenblick das Steuer fahren und streckte sich behaglich. "Ich möchte immerzu baden", erklärte sie. "Schade, daß du niemals Zeit dazu

gehabt hast. Heute ist das erste- und letztmal, daß wir zusammen baden können! Es war so lustig."

"Kannst du schwimmen?"

"Ja, ich kann auf der Brust schwimmen und auf dem Rücken auch. Nur tauchen kann ich nicht, ich wage es nicht."

"Das kann ich auch. Ich habe es in Feldmünster gelernt."

Da war der Name wieder, und mit ihm tauchte der Schatten der Zukunft auf und fiel über den schwimmenden See. Robert trieb das Boot mit hastigeren Ruderstößen voran, als wollte er ihm entinnen, aber die formlose Drohung war schneller als er, er entging ihr nicht. Er dachte an das Bad in der Anstalt und fragte: "Du, wo zieht man sich hier aus?"

Er war sich noch nicht darüber klargeworden, daß er zum erstenmal in seinem. Leben mit einer Frau gemeinsam baden sollte. Seine Frage bezog sich nur auf jene strenge Institutsregel, nach der es verboten war, auch nur den Körper des gleichen Geschlechts unbekleidet zu sehen. Er hatte zwar niemals an jenem Ende des Sees, dem sie jetzt zustrebten, eine Badeanstalt gesehen, aber er nahm an, daß dort in der Verborgenheit des Waldes Kabinen liegen mußten.

"Ach, da sind so viele große Steine," erwiderte sie, "dahinter kann man sich ja ausziehen. Du darfst eben nicht hinschauen!"

"Dann muß man sich also im Freien ausziehen", fragte er beinahe entsetzt.

Sie verstand seinen Gedankengang nicht. "Das macht doch nichts, es ist ja warm. Oder frierst du leicht?"

Er schüttelte den Kopf. Das Pensionat war nahe, seine Forderungen waren wieder deutlich geworden; er hatte sie vergessen gehabt, aber da waren sie wieder, und nun galt es, sich ihnen zu beugen. Aber wenn er das jetzt tat, dann durfte er nicht mit Beate baden, und das war unmöglich. "Nein", antwortete er. Und als ob er seinen Entschluß, diese letzte Strecke Weges gemeinsam mit ihr zu gehen, bekräftigen wollte, fügte er hinzu: "Natürlich macht es nichts aus."

Der Kahn glitt über heile Kiesel, die erst ganz schwach aus der blaugrünen Tiefe hervorschimmerten, die dann immer heller hervortraten und die endlich den Bug des Bootes aufhielten. Es schlurrte, der Kahn lief auf. Er stieg vorsichtig aus

dem Boot und nahm den Packen Badesachen, den sie ihm reichte: sie sprang hinterher.

Da stand sie am Ufer und lächelte ihm zu. Der Wind trieb ihr dünnes Sommerkleid an ihren Körper, dessen junge Formen sich klar abzeichneten. Er sah sie an und erschrak, denn erst jetzt begriff er, daß er neben ihr liegen würde, während ihr Leib kaum verhüllt war. Und dieser Körper würde nicht der Körper eines Kameraden sein, nein, er würde Beate gehören, einer Frau.

Er hatte in den Tagen ihrer kindlichen Liebe, welche die Grenzen der Kameradschaft äußerlich kaum überschritt, niemals an ihren Körper gedacht, er hatte nicht gewagt, ihn sich vorzustellen. Der Leib, und erst recht der Leib einer Frau war Sünde und Versuchung, und das beste, was man mit ihm anfangen konnte, war, daß man ihn übersah. Er überlegte hastig, daß er im Begriff war, dieser schrecklichen Versuchung entgegenzutreten und daß es nach den Lehren der Kirche zweckmäßig war, die Versuchung zu meiden. Er mußte heimfahren, um seine Seele zu retten! Er ahnte nichts von den Dingen des Geschlechts, er hatte diesen Bezirk niemals bewußt betreten, er kannte nur die Warntafeln und Verbole, die seine Umfriedung deutlich machten und die darauf hinwiesen, wie furchtbar die Gefahren waren, die den erwarteten. der sie mißachtete.

"Was denkst du die ganze Zeit?" fragte Beate und scharrte ungeduldig mit dem Halbschuh im Kies. "Komm, es wird ja so bald kühl, wir müssen die Sonne ausnützen, ich gehe dort hinter den großen Stein, dreh dich erst um, wenn ich rufe."

Sie verschwand, während er immer noch stand und überlegte. Er hatte diese Tage in Aussee im halben Traum verbracht, er hatte nicht mehr an das verwickelte Gefüge der Verbote und Gebote gedacht, er hatte geglaubt, den Maschen des großen Netzes entronnen zu sein, das sein Leben umfassen hatte, aber das war ein Irrtum gewesen. Das Netz der Zweifel bestand noch, er hatte es bloß vergessen gehabt; überall lauterte Verstrickung und Verwirrung. Die erlernte Zucht stand vor ihm und forderte drohend, daß er sich zu ihr bekenne und daß er sich entferne, rasch und ohne sich umzusehen.

Er hob einen Fuß, um ins Boot zu steigen, aber er setzte ihn wieder auf den gleichen hellen Stein, auf dem er eben noch gestanden hatte. Dann wandte er sich mit einem Ruck um und glitt hinter einen Felsen. Von hier aus konnte er unbemerkt fliehen; sie würde ihn suchen, aber er war dann schon weit weg! Da entdeckte er, daß er stehengeblieben war und sich die Kleider vom Leibe streifte. Betäubende Verwirrung beraubte ihn jeder klaren Überlegung. Er glaubte, Gott müsse nun ein Gewitter schicken wie damals, als sie im Boot über den See fuhren, aber es zeigte sich keine Wolke. Die Trisselwand verblaute in Silber und Gold, sicheres Anzeichen anhaltenden schönen Wetters. Nichts geschah, um ihn daran zu hindern, den Lockungen des Fleisches zu erliegen.

Er wußte nichts von Frauen, er verstand nichts von den Wechselbeziehungen der Geschlechter, nichts vom Verschmelzen der Körper, nichts von Lust, Zeugung und Geburt. Die Mutter hatte ihm nichts davon erzählt: sie hatte es spröde und schämig vermieden, von solchen unreinen Dingen zu sprechen. In Feldmünster war es das gleiche gewesen. Die Patres hatten sich mit dunklen Andeutungen begnügt, die kaum die äußersten Grenzen dieses Bereichs erhellten. Der furchtbare Fluch der Unkeuschheit, der über diesen Dingen lag, hatte jeden Gedanken an eine Aussprache mit Kameraden, die vielleicht Bescheid wußten, verhindert. Es war bekannt, daß die ganze geballte Furchtbarkeit der Pensionatsstrafen über die Sünder hereinstürzte, die gegen diese Regel verstießen.

Und so war diesen Halbwüchsigen nichts anderes bekannt als die Schande ihrer einsamen Stunden, wenn der sündige Leib sich aufbäumte und der Teufel ihnen Minuten der Entrücktheit des Fleisches verhieß, um sie am Abgrund der Verdammnis hohnlachend im Stich zu lassen. Dieses schmutzige Wissen war ihre einzige Kenntnis der Geschlechtlichkeit, und nach ihm mußten sie alles beurteilen, was unbekannt auf sie wartete, wenn sie der Unkeuschheit verfielen. Es war dies die Sünde an sich, die Sünde in ihrer ganzen, grauenhaften Unfruchtbarkeit, eine kurze Verlockung, die nichts anderes hinterließ als Schalheit und Schande.

So glaubte Robert zu wissen, daß er nun, da er im Begriff stand, mit Beate zu baden, unfehlbar eine neue Sünde der Unkeuschheit begehen werde. Ja, es würde gewiß eine von jenen ganz furchtbaren Sünden sein, die er bisher noch nicht

einmal zu erraten gewagt hatte. Und da, wie er fühlte, die Lockung so zwingend und die Vorspiegelung des Teufels so schön war, würde die Sünde um so furchtbarer sein.

Eine dunkle Trübung überzog den See. Er erschrak bis ins Mark, denn er glaubte, daß Gott nun doch eingriff und das erbetene und gefürchtete Unwetter sandte. Aber es war nur ein winziges Wölkchen, das silbergrau, mit blitzenden Rändern, sich wohlgefällig vor der Sonne drehte und mattglänzenden Schattenstaub über die Landschaft verstreute. Die kleine Wolke schwamm an der Sonnenscheibe vorbei, die Sonne strahlte wieder und wärmte seine nackten Schultern.

"Bist du fertig?" klang Beates Stimme.

"Ja!" stieß er entschlossen hervor und glaubte, in einen Abgrund zu stürzen.

Seine Blicke trafen ihre schlanke Gestalt, die von dem blauen Badeanzug knapp umschlossen wurde. Sie schwang die Badekappe in der Rechten und zog mit der Linken das Badetuch hinter sich her, während ihre nackten Füße sorglich ertasteten, wo die am wenigsten kantigen Steine lagen. Das Sonnenlicht umfloß sie und ließ sie noch schlanker erscheinen, als sie ohnedies war. Sie war ein Wesen, den Tiefen des Sees und der lichtgesättigten Luft entstiegen, und nichts von jener dumpfen und brennenden Aufreizung zur Sünde war in ihr, die er erwartet hatte.

Nein, sie war nicht furchtbar, sie war keine finstere Lockung. Sie war die gleiche, die er in diesen Tagen kennengelernt hatte, als sie nun an ihn herantrat und mit einer kleinen, liebevollen Gebärde seine Hand berührte. "Komm," sagte sie, "wir waten zu jenem Felsen, da liege ich immer, mit Mama oder auch allein. Er ist immer ganz warm von der Sonne. Oder willst du gleich ins Wasser?"

Er folgte ihr durch die seichte Flut. Sie schrie auf, als sie auf einem glatten Kiesel ausglitt, und sie schauerte zusammen, als ihr eine Welle gegen den Schenkel spritzte. Da mußte er lachen. Die eingebildete und eingelernte Gefahr war vergessen, er war ein Bub von fünfzehn Jahren, das Mädchen war nahe bei ihm, und die Sonne lachte. Ein Schwarm winziger Fischchen schaukelte im warmen Oberflächenwasser, Zwerge, kaum größer als Stecknadeln. Seine Hand versuchte

sie zu haschen, aber der Schwarm zerstob, und nichts blieb zwischen seinen Fingern als das verfließende Geriesel der Tropfen.

Der graue Block lag schräg im Wasser, wie der Bug eines sinkenden Schiffes. Seine Oberfläche war heiß und rau, Geflimmer winziger Kristalle funkelte darin. Beate versuchte zuerst, ihr Badetuch auf seiner Oberfläche auszubreiten, dann aber schüttelte sie den Kopf. "Es is schöner, auf dem warmen Stein zu liegen", sagte sie, und streckte sich lang aus. Dabei verschränkte sie die Arme unter dem Kinn. Er blieb mit angezogenen Beinen neben ihr hocken und blickte über das Wasser.

Die Wellen schlugen murmelnd und plätschernd gegen den Stein, das Sonnenlicht zerstob auf ihren beweglichen Rücken und warf ein spielendes, schimmerndes Netz über die altersgrauen Flanken des Felsklotzes. Robert folgte dem funkelnden Spiel des Lichts mit den Augen. Das Mädchen lag dicht neben ihm, seine Hand fühlte die Wärme ihrer Hüften. Er regte sich nicht, betäubt und gefangen vom tiefen Zauber dieser Stunde.

Es war dies ein reiner und lichter Zauber, ein Zauber ohne die Drohung der Gier und ohne den Stachel der Sünde. Sie lag neben ihm, und es war gut, daß sie neben ihm lag. Sie war ebenso wesenhaft wie die Berge und der See, sie war ebenso schön wie diese ganze noch fast unberührte Landschaft, und sie barg ebenso wenig Gefahr in sich wie das Schimmern dieses Augusttages.

Die Sonne brannte auf Robert herab, und er fühlte, wie sie seine Haut mit ihren Strahlen durchtränkte, wie diese Haut samtig wurde und wie sie sich erwärmte. Noch fürchtete er, bedrückt von verwehenden Schatten, daß ihr Anblick zur Verlockung und zur Sünde werden könnte. Aber als sie seinen Namen nannte und ihre Hand auf die seine legte, erkannte er, daß dies unmöglich sei. Ihr völliges Vertrauen zu ihm war die Gewähr für seine Seelenruhe. Sie wußten sich ja noch wenig zu sagen, ihre Liebe war kaum mehr als ein fließendes, grenzenloses Gefühl, das kein andere Ziel in sich barg als den Wunsch nach der Nähe des anderen. Sie wußten noch nichts von jenen dunklen Strömen der Leidenschaft, die, einmal entfesselt, wild zu bekannten Zielen der Lust sich hinwälzten. Sie waren sich nah, und das war genug Glück für sie.

Mit einem Seufzer der Erlösung streckte der Bub vorsichtig die Beine aus und drehte sich um. Seine Brust berührte die warme Rauigkeit des Steins, sein Kopf lag so dicht an dem ihren, daß er ihren Atem wie einen zarten Luftzug spürte. Er blies vorsichtig in ihre durchsonnten Haare und lachte, als sie sich kräuselten. Es war ein leichtes und erlöstes Lachen. "Störe mich nicht, du, ich bin so faul", flüsterte sie lächelnd und schloß die Augen.

Die Zeit stand still; es schien, als sei sie eingeschlafen, als könne das Blau dieser Stunden und der Frieden mitten im Murmeln der Spätsommerwellen niemals vergehen. Endlich erwachte Robert aus seinen schwebenden Träumen und sah sie an. Schief Beate? Da richtete er sich auf und ließ sich vom Stein herabgleiten.

"Was machst du da?" fragte sie, ohne die Lieder zu heben.

"Ich will meinen Skizzenblock holen!"

"Hast du denn noch nicht genug gezeichnet? Und was willst du überhaupt zeichnen?"

"Dich."

"Oh, das willst du tun? Hast du denn schon um Erlaubnis gefragt? Das muß du doch!"

"Erlaubst du es?"

"Wenn du artig bist und zuerst mit mir ins Wasser gehst. Dann muß mich die Sonne wieder abtrocknen und dann darfst zu mich zeichnen!" Sie schwammen in die klatschenden Wellen hinaus. Das Wasser war nur an der Oberfläche durchwärmt. Es glitt über ihre Schultern wie ein lauer Mantel, aber eine kühle Unterströmung kam von unten her und biß in die Beine. "Oh, du, es ist kalt an den Zehen", lachte sie. Sie warf einen blitzenden Wasserstrahl gegen sein Gesicht, er spritzte zurück. "Pfui, nein, das darfst du nicht machen," schalt sie, "meine Haare werden naß." Sie legte sich auf den Rücken und ließ sich treiben.

Robert hob sich aus den Welten und schnellte sich unter die Oberfläche. Er schwamm in einem Schrein aus kühlem, blaugrünem Glas dahin, über sich den wallenden Silberspiegel der Oberfläche mit der leichten, treibenden Gestalt, unter sich das Spiel des Lichts auf den hellen Kieselsteinen. Dann stieß er wieder empor und tauchte auf. "Das war sehr kalt", sagte er.

"Komm, wir wollen zurück, auf dem Stein ist es schöner." Während sie vorsichtig den Felsen erkletterte, watete er an Land und holte den Block. Sie lag, das Gesicht in die Hände vergraben, nasses Geriesel auf den braunen Schultern. "Kannst du dich nicht umdrehen," bat Robert, "ich kann dein Gesicht nicht erkennen!"

"Wenn du meinst", erwiderte sie gönnerhaft und drehte sich um.

"Den Kopf ein wenig zu mir herüber!" Sie lachte. "Und lache nicht!"

"Kannst du mich lachend zeichnen?" fragte sie spottlustig und ein wenig verlegen. Er antwortete nicht. Da glättete sie ihre Züge und lag reglos im Strom des Lichts.

Sein Stift, ungewohnt, die Geheimnisse eines menschlichen Antlitzes wiederzugeben, fuhr erst zaghaft über das Papier. Dann wurde er sicherer. Endlich schraffierte Robert keck darauflos. "Muß ich noch lange warten?" fragte sie dazwischen, "ich möchte mich umdrehen!"

"Noch ein wenig", bat er, und sie versank wieder in Ruhe. Er zeichnete und zeichnete.

Es wehte stärker über das Wasser, die Wellen klatschten lauter gegen den Fuß des Felsens, der Wald sauste. Die Sonne sank merklich, ihre Strahlen kamen immer schräger herab. Immer goldener wurde die Luft. Da, endlich legte er den Bleistift zur Seite. "Ich glaube, besser kann ich es nicht", sagte Robert.

"Zeig her. Doch, zeig es mir, ich muß doch sehen, was du aus mir gemacht hast!" Sie entriß ihm den Block mit leichter Gewalt und betrachtete das Bild. "Ach, du, ich könnte das nicht."

"Ja, findest du es gut?"

Sie nickte und wurde rot. "Warum hast du das Datum dazugesetzt? Ach ja, zur Erinnerung, nicht?" Jäh senkten sich Schatten über ihr klares Gesicht. "Komm, gib mir den Bleistift", bat sie. Er sah, wie sie den Stift ergriff und wie sie mit ihrer einfachen Handschrift unter das Bild: "Zur Erinnerung an Deine Beate" setzte.

Er ließ den Block, den sie ihm zurückgab, auf den Stein gleiten und sah sie an. Ihre Augen gingen in große Fernen, als sie sich küßten. Sie schauerte zusammen, löste sich aus seinen Armen und sagte: "Es wird kühl, wir müssen

gehen." Und als sie bemerkte, wie traurig und finster er dreinsah, tröstete sie: "Wir haben ja morgen noch den ganzen Tag für uns!"

"Wirst du mir schreiben?" fragte er. Sie nickte. "Ganz sicher?"

"Ja, ganz sicher. Und du auch?"

"Natürlich." Sie waren beide ernst geworden, als sie durch das Wasser zu ihren Kleidern wateten. Die Stunden, die ihnen noch vergönnt waren, rannen dahin. Und dann? Ach, nur nicht daran denken, sagte Robert für sich, nur nicht daran denken! Er schnallte sich den Gürtel fester und ein trotziger Zug trat in sein Gesicht. Dann neigte er sich über den Skizzenblock, öffnete ihn und betrachtete das Bild. Er würde es nach Feldmünster mitnehmen, das war gewiß. Dort sollte es seine beste Erinnerung sein, wenn sein Weg sich im Dunkel verlor.

AN DIESEM ABEND TICKTE DER WECKER auf seinem Nachttisch und hinderte ihn am Einschlafen. Seine Haut brannte. Ob es morgen gutes Wetter gab? Denn wenn dieser Tag, der letzte, der einzige Tag verloren war, nein, es war nicht auszudenken! Er stand auf und trat ans Fenster. Die Luft war scharf und kalt, kein Windhauch regte sich und die Sterne funkelten vom Himmel herab. Nein, es blieb schön, seine Sorge war umsonst, der kommende Tag war nicht bedroht. Er tastete, ohne Licht zu machen, mit der Hand über die Bergschuhe, die Harald ihm hatte anfertigen lassen, über den gepackten Rucksack, über den Wetterkragen. Nichts war vergessen. Er legte sich abermals ins Bett, um den Schlaf zu erwarten, aber der Schlaf kam nicht.

Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, aber die Unruhe ließ nicht nach, sie peinigte ihn. Beate erschien vor seinen Augen. Es war nicht das Mädchen, das unten im Atelier im Rahmen hing, es war auch nicht das Mädchen, das er gezeichnet hatte und das nun in seiner Mappe geborgen war. Es war ihr Körper, der nun wieder dicht neben ihm lag, so nah, daß er seinen heimlichen Duft und seine Wärme spürte. Wilde Erregung ging von dieser Vorstellung aus. Der Erbvater aller Sünde war ins Zimmer gedrungen, er stachelte seine Sinne an, er flüsterte heiße Versprechungen und dunkle Verheißungen in die Luft dieses Raums, die drückend wurde, seit er sich in ihr aufhielt. Da war wieder die alte Versuchung, sie

lockte, sie versprach. Sie bot ihm Beates Nähe dar, eine unreine, schwüle Nähe der Verlockung.

"Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet", klang es in ihm nach. Seine Lippen begannen hastig und gepeinigt Gebete vor sich hinzumurmeln, aber diese Gebete waren bar jeden Inhalts, sie wurden zu einem leeren Geplapper, das an seiner eigenen Sinnlosigkeit erstarb, während das Bild des Mädchens immer deutlicher aufleuchtete. Robert entsann sich, daß er hier in Aussee seine Pflichten grausig vernachlässigt hatte. Er war am Sonntag in der Kirche gewesen, aber er hatte nur zu Beate hinübergeblickt, die schmal und mit geneigtem Nacken in der Bank kniete. Er hatte viele Morgen- und Abendgebete vergessen. Er hatte sich in den seltsamen und gefährlichen Irrgängen der Liebe verlaufen, er hatte seinen Blick von Gott weggewendet und hatte die Dinge dieser Welt höher geachtet als seine Pflicht. Jetzt half Gott ihm nicht, ihm, der gewiß im Stand der Todsünde sich befand, Spielball der Verdammnis, von Versuchungen bedrängt und unfähig, auch nur zu beten. Er mußte bereuen! Er versuchte es, vermochte es aber nicht.

Die Verlockung saß auf dem Rand seines Lagers und flüsterte ihm ins Ohr: Du bist nicht im Stande der heiligmachenden Gnade, sündige noch einmal, erlöse dich und bereue später. Ob du eine oder viele Sünden bereust, es ist einerlei.

Auch dieser Gedanke war Sünde. Er wehrte sich gegen ihn und versuchte, ihn zu verscheuchen, aber das war nicht möglich. Sein Denken war gefesselt, die Verlockung huschte ungreifbar wie eine Fledermaus im Dunkel umher und entzog sich ihm, ohne sich verjagen zu lassen. Seine Hände ballten sich, sein Atem flog. Er fühlte, wie seine Widerstandskraft erlahmte. Es war dies schrecklich,, denn er war hier in Aussee von der erniedrigenden Befleckung frei geblieben, trotz der Vernachlässigung des Gebetes. Er hatte es auf den Einfluß Beates zurückgeführt, und nun mußte Satan gerade das Mädchen dazu ausersehen, um ihn in Versuchung zu führen!

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung rief er ihren Namen und richtete sich auf. Er tappte sich zum Lichtschalter, es wurde hell, und vor dieser blendenden Helligkeit wichen die Gespenster zurück. Aber sie waren noch nicht gebannt, sie lauerten in den Schatten, um sich erneut über ihn zu stürzen, sobald die

Dunkelheit ihre Angriffe verhehlte. Da riß er eine Schublade auf und holte den Zeichenblock hervor, ohne zu wissen, was er tat. Er öffnete den Deckel des Blocks. Das Mädchen trug auf seinen unbeholfen gezeichneten Zügen noch immer den Abglanz der Stunde am See; es hatte nichts gemein mit den Ausgeburten nächtlicher Phantasien.

Er betrachtete das Bild und wurde ruhig. Plötzlich kramte er einen Bleistift hervor, denn er hatte erkannt, daß eine Änderung notwendig war. Schon bei den ersten Strichen schwanden die letzten Spuren der Bedrängnis. Er wurde ruhig und arbeitete still vor sich hin. Als er das Blatt endlich weit von sich hielt, war die Anfechtung verweht und vergessen. Er stellte die Zeichnung auf seinen Nachttisch und ging wieder zu Bett. Bald darauf tönten seine ruhigen Atemzüge durch den Raum.

Als der Wecker im Morgengrauen rasselte, fuhr er schnell aus dem Bett und begann sich anzukleiden. Während er damit beschäftigt war, entsann er sich seines Sieges über die Versuchung. Das Mädchen hatte ihn behütet, wo sein Gebet versagt hatte, Beate war näher gewesen als die Heiligen Gottes.

Er war beglückt über seinen Sieg und doppelt beglückt, weil er ihn Beate zuschreiben mußte. Seine junge Liebe hatte ihre Bestätigung gefunden, sie hatte eine schwere Probe bestanden. Denn wie konnte etwas unrein sein, was die Unkeuschheit vertrieb? Er piffte vor sich hin und beeilte sich, so schnell als möglich fertig zu werden. Das silberne Licht des Vormorgens, das den Garten erfüllte, lockte wie eine Verheißung.

Ein Pochen an der Türe störte die Wege seiner Gedanken. Das Dienstmädchen erschien und brachte ihm verschlafen den Kaffee. Er trank ihn, während er sich fertigmachte. Seine Ungeduld trieb ihn, die Tasse in der Rechten und ein Butterbrot in der Linken, immer wieder ans Fenster.

Noch war die Sonne nicht zu sehen. Der Berg stand lichtgrau hinter den schwarzen, taunassen Fichten, in denen ein Vogel unermüdlich lockte. Dieser Lockruf war der einzige Laut, der von draußen hereindrang, denn der Ort schlief noch. Keines der Geräusche des Tages, keine menschliche Stimme, kein Räderquietschen durchbrach die große Stille.

Der weite Frieden und ruhevolle Schönheit des Morgens überwältigten ihn noch stärker als an jenem Tage, an dem er das Werden des Lichts und die Wiederkehr der Sonne aus dem Fenster des Zuges heraus beobachtet hatte. Ein langer Tag lag vor ihm, ein Tag, den er mit Beate verbringen würde. An den Abschied dachte er nicht mehr. Er war weit hinausgerückt hinter jene endlose Folge von Stunden, während deren die Sonne ihren Spätsommerbogen über den Bergen beschreiben würde.

Es wurde Zeit, das Mädchen abzuholen. Im Treppenhaus duckte sich noch die Nacht; die Wände hatten stickig ausgedünstet und hüteten die verbrauchte Luft wie eine böse Erinnerung. Er hastete so leise wie möglich die Stufen hinab und öffnete die Haustüre. Die kalte, erneuerte Luft strömte ihm in gläserner Reinheit und Frische entgegen. Sie umspülte ihn, sie trug seine Gedanken empor und verscheuchte die letzten Erinnerungen an die Nacht aus seinen Gedanken. Zufrieden mit dem Kommenden schritt er über den leeren Weg, auf dem Radspuren und Abdrücke genagelter Sohlen ein einsames Dasein führten.

BALD LAG DIE VILLA STILL VOR IHM. Das Fenster von Beates Zimmer war geöffnet und schimmerte in mattem Licht. Er sah ruhevoll zu diesem Fenster empor, denn bald mußte sie sich in seinem Rahmen zeigen. Das geschah. Das Mädchen erblickte ihn, lächelte ihm zu und legte, Schweigen gebietend, einen Finger an den Mund. Es verschwand und das Licht in ihrem Zimmer erlosch. Gleich darauf öffnete sich die Haustüre und sie trat heraus.

"Ich habe beinahe verschlafen", erzählte sie. "Mama hatte gestern wieder Besuch, diese ekelhaften Männer, ich hörte sie unten immer lachen und sprechen und konnte nicht einschlafen." Ihr Gesicht verdüsterte sich. "Ach du, ich habe manchmal Angst davor, es ist unsinnig, aber ich fürchte mich. Denn das wird immer so sein, die Männer und Mama, man kann sich nicht retten!"

"Aber jetzt gehst du ja mit mir auf den Loser!"

"Ich bin ja so froh, daß du gekommen bist. Und morgen fährst du weg!"

"Ich komme wieder, ganz bestimmt wieder", antwortete er.

"Ja, tust du das aber auch ganz bestimmt?" Sie sah ihn voll Sorge an. "Aber zuerst fährst du doch weg, und dann erlebst du wieder all das andere, das ich nicht kenne; ach du, ich habe Angst davor. Denn dann wirst du mich vergessen."

"Wo denkst du hin!" Er sprach leichthin, aber sein Herz war schwer.

"Fährst du eigentlich gern?"

"Nein." Er schüttelte den Kopf. Seine blauen Augen suchten ihre braunen Augensterne. "Nein, ich fahre nicht gern." Er zögerte, er überlegte, und dann brach wieder die neue Erkenntnis aus ihm heraus: "Aber ich muß fahren, ich kann nicht anders. Nicht nur darum, weil meine Mutter das so will, nein!" Er blieb stehen, sein genagelter Schuh stieß einen Stein seitlich in das Gras, das den Straßengraben einsäumte. "Wenn du auf mich warten wolltest — "

Sie schwieg und lächelte zaghaft, sie sah ihn an, ungläubig und doch voll Hoffnung.

"Oder willst du vielleicht nicht warten?" Ein zweiter Stein kollerte in den Graben.

"O ja, ich will schon. Aber kommst du auch wirklich wieder?" Sie versuchte, ihre Ahnungen auszusprechen, Ahnungen einer Frau, die hellstichtig die Gefahr fühlt, der ihr Geliebter entgegengeht, eine Gefahr, die sie nicht kennt und nicht abzuschätzen vermag und die ihr doch in ihrer ganzen Wucht verständlich ist. "Und warum mußt du eigentlich fort? Ich habe das damals nicht verstanden."

"Das ist so schwer zu erklären!" Er verstand es ja selbst noch nicht, er rang nach Worten, um das neue Gefühl auszudrücken. "Es ist nämlich so, daß ich es vielleicht hätte durchsetzen können, nicht fahren zu müssen. Dann wäre ich in Wien geblieben!"

"Oh, und das hast du nicht getan?"

"Ich habe doch noch so viel nicht gewußt. Ich habe doch überhaupt keine Ahnung gehabt, wie das so ist mit dem Leben und mit alledem, nicht wahr?"

"Und jetzt weißt du es?" fragte sie ihn und sah ihn voll Vertrauen an.

"Nein," antwortete er aufrichtig, "alles weiß ich noch nicht. Aber ich habe schon gemerkt, daß das alles ganz anders ist, als ich geglaubt habe, viel schwerer und", er zauderte, "auch schöner."

"Und was willst du nun tun? Sag es mir doch, das ist doch so wichtig, mir geht es ja genau so."

"Ja, das ist so. Ich kann das nicht so genau ausdrücken, aber ich habe doch immer geglaubt, was die Erwachsenen erzählt haben, die Patres, und Mama, nicht wahr? Ich meine jetzt natürlich nicht den Glauben an Gott, daß es Gott gibt, das glaube ich doch." Und, als wollte er einen Zweifel vor sich selbst niederkämpfen, fuhr er fort: "Das, glaube ich, können die anderen doch nicht erfunden haben, das kann doch nicht falsch sein. Aber manchmal glaube ich, daß da doch nicht alles stimmt, was sie uns sonst noch erzählen, und das muß ich genau wissen. Und deshalb muß ich wieder hin!"

"Aber du weißt doch jetzt schon, daß es nicht richtig ist," rief sie aus, "du fühlst es doch schon, weshalb mußt du denn da noch einmal hinfahren?"

Es war ihm unmöglich, zu erklären, was ihn bewegte. Er wußte nicht, daß er auszog, um Klarheit zu gewinnen, Klarheit um jeden Preis, und daß er in diesem Augenblick bewußt wieder in die Immaculata ging, um die Leitsterne seiner Jugend zu prüfen, ehe er sie endgültig anerkannte oder sie verwarf. Denn der Glauben an seine Erzieher und an ihre Lehren war zu tief in ihm verwurzelt, als daß er ihn hätte ohne weiteres über Bord werfen können. In den letzten Tiefen seiner Seele ließ er immer noch die Möglichkeit offen, daß er vielleicht doch in die Irre ging, daß er nur ein versprengtes Lamm der großen Herde war und daß er zugrunde gehen mußte, wenn er nicht zu ihr zurückfand. Noch war er kein Mann, der auf sich selbst vertraut, noch glaubte er an fremde Entscheidungen. "Ich muß eben noch einmal hin," sagte er abweisend, "dann kann ich erst heraus!"

"Oh, Robert," rief sie kläglich, "ich verstehe das doch nicht, ich kann es nicht begreifen. Bleib in Wien. Wir können uns doch auch in Wien sehen. Ich liebe dich doch!"

Noch niemand hatte ihm gesagt, daß er ihn liebte. Die Liebe, die er kannte, war die strenge Liebe der Kirche gewesen, die herbe Liebe der Mutter, die unverständliche Art seines Vaters. Niemals hatten ihm bebende Lippen das Geheimnis anvertraut, das den, der es ausspricht, in die Hand des anderen gibt zum

Guten oder Bösen. Es durchschitterte ihn, als er es vernahm, sein Herz bebte wie ein Blatt im Wind.

"Wenn du mich liebst," fuhr sie trotzig fort, "dann mußt du doch auf mich hören. Dann mußt du doch in Wien bleiben! Du hast ja eben selbst gesagt, daß du bleiben kannst!"

Sein Herz wurde hin und her gerissen. Hier war die Pflicht vor sich selbst, die er erkannt hatte, dort die Verlockung, eine reine und ehrliche Verlockung, und dennoch etwas Unehrenhaftes. So unerfahren er war, er begriff doch, daß er das Beate nicht sagen durfte. Es drängte ihn, ihr alles zuzugestehen, damit ihr bekümmertes Gesicht sich glättete und aufhellte. Er öffnete bereits den Mund, um die beruhigende Zusicherung zu machen, aber er schloß ihn wieder. Ratlos blickte er umher. Es war die Stunde, in der der Morgenwind zu wehen beginnt, der Wind, der aus den kühlen Höhen kommt und der durch die Buchen am Fuß der Berge streicht, so daß der Tau in dicken Tropfen zu Boden stürzt. Er erkannte, daß sie den Ort verlassen hatten, daß sie bereits im Bergwald dahinschritten und daß der Anstieg begann, aber er konnte sich nicht darüber freuen. Beate erwartete eine Antwort von ihm.

"Ich muß!" erklärte er endlich fest.

Sie neigte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er sie gekränkt hatte. Er hatte sie zurückgewiesen, als sie sich preisgab, er hatte den Gegenwert für diese Preisgabe nicht bezahlen wollen. Gleichzeitig stieg etwas wie Ärger in ihm auf. Warum hatte sie ihn gedrängt? Warum hatte sie ihn gezwungen, das zu sagen, was sie verletzen mußte? Er hatte sich so auf diese Wanderung gefreut, und nun begann sie mit einer Verstimmung.

Er bemühte sich, die Landschaft zu erfassen und in sich aufzunehmen, aber es gelang ihm nur schlecht. Der markierte Weg wand sich durch den Wald wie eine riesenhafte Schlange. Die Bäume standen ruhevoll neben dem steinigen Pfad, die Felsen steckten fest im Grund, selbst das morsche Holz, das da und dort in den Hang hineingesunken war, lag, als solle es für ewige Zeiten so liegenbleiben. Der Baumwuchs ragte wie aus Erz geformt in die Höhe, die Blätter hingen starr und reglos an den Ästen, aus grauem Blech geschnitten. Kühles, silberfarbenedes Licht

ruhte unter den Wipfeln. Die ganze Natur schwieg feierlich und schien für alle Zeiten erstarrt zu sein.

Robert war nicht fähig, die zauberhaften Abstufungen der grauen Töne im Laub in sich aufzunehmen, er sah nicht das zarte Geriesel der Tautropfen auf den Farnwedeln. Er begriff nur, daß dieser Berg und dieser Wald bleibend waren, daß sie sich während seiner Lebensjahre kaum ändern würden, während er wandern und sich wandeln mußte. Und er beneidete die Bäume und ihre Wurzeln, die grauen, verwitterten Kalkblöcke um ihr wuchtiges Lagern im Grund, den Berg um seine gewaltigen Fundamente. Warum konnte er sich nicht in den feuchten Blattfall des Bodens werfen und liegenbleiben, allen Fragen entrückt, zufrieden, wenn manchmal der Klang von Beatens Schritten zu ihm herüberklang?

Es war nicht sein Los, zu verharren. Er mußte, ob er wollte oder nicht, in den Kampf ziehen, der auf ihn harrte. Noch einmal überlegte er, ob Beate nicht vielleicht recht hatte, ob er der Verlockung nicht vielleicht doch folgen durfte. Er schüttelte den Kopf. Nein, es war nicht möglich.

Der Rucksack lastete auf seinen ungeübten Schultern. Sie stiegen nebeneinander her, manchmal berührten sich ihre Hände, aber sie waren durch eine gewaltige Kluft voneinander getrennt. Robert ahnte undeutlich, was sie bewegen mochte, aber er fand nicht die Worte, um das Schweigen zu überbrücken, das sie feindlich trennte. Wenn der Weg schmal wurde, ging Beate voraus. Dann sah er ihren geneigten Nacken, sah die feinen Kniekehlen, die sich bei jedem Schritt spannten und entspannten, sah ihre lose pendelnden braunen Arme. Er überlegte, was er ihr sagen konnte, damit sie sich umwendete und wieder zur Gespielin wurde, die sie ihm gewesen war. Es fiel ihm nichts ein.

Der Morgen wurde heller und heller. Das Land war nicht mehr grau wie Zinn, es begann sich zu färben und wurde leicht und grün. Der Wind streifte darüber hin und ließ es leise aufrauschen. Ab und zu klang ein Vogelruf aus dem Gehölz. Manchmal zerschnitt eine Rinne den Berg, eine tiefe Furche, in der die Gewalten der Natur gehaust hatten. Wasser oder Lawinen hatten Stämme niedergebroschen und entwurzelt, Steinschlag hatte sie zerschmettert, die Fäulnis hatte sie in den Boden versinken lassen. An solchen Stellen schweifte der Blick zurück über den Ort

und den zart umnebelten See in der Tiefe. Von fernher grüßten frostig die Eisfelder des Dachsteins.

Robert hatte sich damit abgefunden, daß er das Wort nicht finden konnte, das der Schlüssel zu ihrem Herzen war. Sein Blick schweifte immer glänzender über die Tiefe, die Landschaft steigerte ihn über sich hinaus. Von Wasserriß zu Wasserriß, von Lawinengraben zu Lawinengraben wurde der Fernblick großartiger, entfalteteten sich neue Einzelheiten des Titanengeländes, in dem die Berge wie erstarrte Wellen eines steinernen Meeres emporschäumten

Da verhielt der Bub jäh den Schritt. Die weiße, kühle Pracht des Dachsteins begann sich warm zu färben. Die Firnhauben seiner Zacken wurden purpurviolett, dann erhielten sie die warme Farbe blutigen Fleisches, endlich tönnten sie sich rosenrot. Feuer entbrannten in den Fransen des leichten Gewölks, das am Himmel schwebte. Da brachte er es nicht mehr übers Herz, seine Beobachtung für sich allein zu behalten. "Schau, Beate," sagte er, und wies auf das ferne Wunder, "die Sonne kommt!"

Sie blieb zögernd stehen und wandle mit einer unmutigen Bewegung den Kopf in die Richtung, die seine Hand ihr wies. Ihr Blick war verhängt, als habe er sich entschlossen, sich abzuschließen und keinen Schimmer einzulassen in die Dunkelheit ihres Herzens. Aber da wuchs vor ihren Augen das Lodern der Berge höher empor, die Feuer flackerten immer heftiger auf den Steinen der Felsriesen Lautlos. in völliger Ruhe, erschien ein flammender Streit über einem Grat. ein blendender Strich zeichnete sich darin ah, wuchs empor und wurde zum Rand der Sonne, die sich immer schneller in die Höhe schob.

In feierlicher Stille schwebte das Gestirn des Tages in den glänzenden Himmel hinein. Sein Licht strömte über die Landschaft, es tränkte auf einmal auch den Wald und warf breite schimmernde Bahnen über den Weg. den sie gekommen waren. Da wich die Verdüsterung von dem Mädchen. Sie wandte sich freilich noch nicht unmittelbar an ihn, aber sie sagte: "Es ist wunderbar!"

"Willst du rasten?" fragte er, froh, dem traurigen Schweigen entronnen zu sein.

"Nein, nur ein wenig schauen. dann gehen wir weiter!" Der Bann war gebrochen, sie konnten, ohne gegen die Ehrbegriffe ihres Alters zu verstoßen, wenigstens über dieses unverfängliche Thema sprechen. "Siehst du dort unten unseren Stein von gestern?" fragte er vorsichtig, bemüht, das Gespräch auf persönliche Dinge zu lenken.

"Ja. Es sieht alles so klein aus von oben. Ob wir schon sehr hoch gestiegen sind?"

"Du warst doch schon einmal auf dem Loser!"

"Deshalb haben sie uns ja auch allein gehen gelassen. Aber ich erinnere mich nicht mehr richtig daran. Man vergißt immer, wie lang ein Weg ist! Ich glaube, wir haben noch lang zu steigen. Komm!"

Der Weg, den die Sonne immer heller beleuchtete, wand sich durch die Hochwälder des Berges. Goldgrünes Licht sickerte durch die Äste, blau stand der Himmel hinter dem Gezweig. Sie machten sich mit leisen Stimmen auf die Schönheiten am Wegrand aufmerksam, bemüht, den Mißklang zu vergessen.

Der Steig klomm aus dem Wald heraus. Eine weite Almfläche böschte sich schräg empor und verlor sich am Fuß der weißgelben Krone aus Stein.

Ihre Hand wies nach oben. "Wir müssen unter der Wand durch," erklärte sie, "und in den Riß hinein. Dort drüben ist der Gipfel!" Krüppelkiefern duckten sich harzig und dunkel zwischen die Felsen, die dünne Luft der großen Höhe begann in der ersten Hitze zu walten und zu flimmern. Der Riß in der Mauerkrone erweiterte sich; er war eigentlich eine große Mulde, an deren Rand der Weg sich hinschwang. Hier kochte die Sonne das Harz der Latschen, dessen Duft die Luft tränkte. Manchmal fuhr ein Windstoß einher und brachte die Kühle der Höhen mit sich. Schwarze Dohlen wiegten sich in seinen Armen.

Der Pfad geleitete sie gefahrlos auf den Gipfel, wo in zusammengetragenem Blockwerk eine schwarze Stange steckte. Sie stand einsam und scharf umrissen vor der lichtflimmernden Weite, vor dem Meer der Gipfel, dessen Wellen rundum in den Himmel emporschäumten. Wie ein Schild aus getriebenem Silber flammte der Dachstein unter der Kuppelwölbung des Himmels.

Rund um die beiden Kinder war nur der begraste, letzte Aufschwung des Berges, eine wellige Kuppe, die unsichtbar in die Abstürze der Gipfelkrone verschwand. Nackte, vom Regen geschliffene und ausgehöhlte Felsen starrten wie bleichende Knochen aus dem kurzen Gras hervor. Als sie sich niederließen, die Rucksäcke ablegten und Atem holten, hörten sie das Harfen des Windes in den winzigen Pflänzchen, die sich schüchtern zwischen die Steine duckten.

Robert ließ die Grenzenlosigkeit dieses ungeheuren Bildes auf sich einwirken. Zurückgesunken in Bedeutungslosigkeit lagen da unten, tief unten, die Häuser des Ortes, lagen verstreute Gehöfte und Siedlungen. Die Berge waren zahllos wie Kiesel am Strand, die Wälder, die ihre Flanken bedeckten, krochen wie feines Moos an ihnen empor, Almen waren nichts als helle Flecken auf den Schultern der Riesen. Über alledem wölbte sich die makellose, dunkelblaue Kuppel des Himmels, in der der Wind sausend und unsichtbar dahinfuhr: Der Bub schwieg, das Kinn in die Hände gestützt. Es war ihm, als dröhne ein unbegreiflicher Choral durch den grenzenlosen Raum, ein Choral, den er mehr fühlte als hörte und der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Das Mädchen sah seine Versunkenheit und erhob sich geschmeidig. Es ging vorsichtig dahin, wo die Wände ins Nichts niederbrachen, und sah hinab. Robert fuhr sich über die Stirn und trat zu ihr. Tief unten lag der See, gesprenkelt von den Untertiefen, die sein grünes Wasser mit seltsamen Zeichnungen durchwirkten. Er ähnelte einem ungeheuren Moosachat, den ein Titane geschliffen und in die Fassung der Berge eingepaßt hatte.

Das alles war so groß und so über alles menschliche Maß hinausgerückt, daß es Robert bedrückte. "Wollen wir hier rasten?" fragte er zweifelnd.

"Wir können hier rasten," erwiderte Beate, "aber ich glaube, es kommen später noch mehr Menschen herauf, und dann wird es hier schrecklich. Ich möchte dir auch noch etwas zeigen. Willst du es sehen? Ich weiß aber nicht, ob ich den Weg finden werde."

"Was willst du mir zeigen?"

Sie lachte ihn an. "Eine Überraschung, ach, ich weiß ja wirklich nicht, ob ich es finde. Aber wir wollen es versuchen, ja?"

Sie nahmen ihre Rucksäcke vom Boden auf und machten sich auf den Weg. Beate spähte scharf umher, dann lachte sie. "Hier ist es", sagte sie. Durch die Latschen zweigte ein Steig ab, der so selten begangen wurde, daß er sich kaum vom Gefels abzeichnete. Manchmal verloren sie ihn und mußten Bogen schlagen, um auf einer Kalkplatte ein paar verschwommene Kratzer aufzufinden, welche die Nägel von Bergschuhen geschrammt hatten. Sie durchquerten die Mulde und klossen auf der anderen Seite wieder empor. "Es stimmt", beteuerte das Mädchen. Der Pfad wurde nun deutlicher sichtbar, denn er querte einen grasigen Hang, in den er tief eingetreten war. Ein nackter Steinrücken riegelte den Hang ab, aber er ließ sich überschreiten. Hinter den grauen Klippen öffnete sich eine sanfte Almmulde.

Sie war eingebettet in einen furchtbaren Wirrwarr nackter Kalkblöcke, die aus geborstenen Felsmauern weit ins saftige Gras hineingerollt waren. Kühe weideten. Das Geläut der Herdenglocken durchtönte die stille Luft.

Mitten in der Mulde schimmerte ein seichter blauweißer See. Er blickte wie ein stilles Auge aus dem Wirrwarr der Zerstörung hervor, in den makellosen Himmel. Der Wind traf seine Oberfläche nicht, und es war still und warm an seinen Ufern.

"Das wollte ich dir zeigen", sagte sie. "Ich mag ihn gern, und die meisten kennen ihn nicht. Da drüben", sie wies zum unsichtbaren Gipfel zurück, "wird es bald laut werden."

"Komm," sagte er zu dem Mädchen, "dort wollen wir rasten." Er sah Beate entzückt von der Seite an. Die Mißtöne waren verklungen, der Bergwind hatte sie davongewirbelt und in die ungeheueren Fernen verstreut, es war nichts von ihnen übriggeblieben. Beate lächelte ihr wunderbares Lächeln, das scheu und verzaubert in sich selbst ruhte und das ihr liebes Gesicht von innen her erhellte.

Die großen, gescheckten Kühe standen ruhevoll im Gras, ein paar lagen faul umher und blickten sie aus feuchten Augen an, als sie vorüberschritten. Sie waren scheinbar die einzigen Bewohner dieser Insel der Schönheit irgendwo im Gehäng des Berges, denn kein Mensch war zu sehen, der sie beaufsichtigte. Ihre Glocken klangen voll und dunkel über den schimmernden Spiegel des einsamen Gewässers,

das der Berg in einer Falte seines Mantels spielerisch gesammelt hatte. Beate zeigte Robert einen glatten Stein, der dicht am Ufer lag. Eine Felsenplatte ragte wie eine Lehne hinter ihm empor. Hier ließen sie sich auf den ockergelben Ornamenten nieder, die Flechten auf dem verwitternden Kalk gebildet hatten. Ganz von fernher kam das Harfen des Windes in den Schroffen, und nur selten drang ein Windstoß bis zum Spiegel des Gewässers herab, das sich lächelnd kräuselte und wieder in seine blaue Ruhe zurückfiel.

"Ist es hier nicht schön?" fragte sie ihn. Er nickte. Das alles war ja gar nicht wirklich, diese Ruhe gab es ja gar nicht, diese Schönheit war nicht von dieser Welt. Er entzog sich seinen Gedanken und sah sie an. Nein, sie stand neben ihm und packte aus den Rucksäcken die Mahlzeit aus, eine sehr irdische Mahlzeit, wie er feststellte. "Damals, am ersten Nachmittag, hast du mir auch Tee eingeschenkt", sagte er, als sie den Trank irr den Blechbecher der Thermosflasche goß.

"Ja," erwiderte sie und sah ihn groß an, "damals haben wir uns eben kennengelernt gehabt. Das ist schon lange her." ,

Ja, es war sehr lange her, unendlich lange, denn die verwirnte Zeit der Einsamkeit vordem war verschwunden; man sah sie nicht mehr, man wußte nur noch, daß es sie gegeben hatte, aber man empfand nichts mehr dabei, wenn man an sie dachte. War sie ganz verschwunden? Oder lag sie verborgen, wie die Tiefe unter dem Gipfel verborgen gelegen' hatte, die man erst erkannte, wenn man dicht an den Absturz herantrat? Ach, wozu an all das denken!

Er sah sie abermals an, und die Sehnsucht nach ihr, die doch neben ihm auf dem groben Bett zerfallenen Schutts hantierte, stieg so übermächtig in ihm empor, daß sie es bemerkte. Sie errötete und hielt mitten in der Bewegung inne.

"Ach, du," flüsterte sie endlich, "ich glaube, wir müssen jetzt etwas essen. Wir haben ja noch so viel Zeit!"

"Sehr viel Zeit", antwortete er. Nun wagte er es, an der Verstimmung von vorhin zu rühren, denn er wußte, daß sie zerstoben war. "Du willst doch nicht etwa gleich absteigen? Ich meine, wegen vorhin?" Sie sah ihn seltsam gespannt an, ihre Lippen zuckten und es schien, als stiegen Tränen in ihren Augen auf, denn es kämpfte und zuckte in ihrem ernsten und schönen Gesicht. Sie schüttelte den Kopf

und strich sich ihre schwarze Haarsträhne aus der Stirn. "Du sollst nicht mehr daran denken," sagte sie endlich, "es war Unsinn, ach, ich bin ja so selbstsüchtig. Ich verstehe eben vieles nicht, aber du, du mußt ja wissen, was du tust. Trotzdem, daß du fortfährst! Ach, sprechen wir nicht davon." Sie lächelte tapfer. "Du bist ja noch hier!" Sie neigte sich zu ihm, seine Hand tastete um ihre Schulter und zog ihren schmalen Kopf an den seinen heran, bis das Leuchten ihrer Augen vor seinem Blick verschwamm.

Der Berg brannte in lichtem Feuer, der ferne Wind sang seine einfache und klare Weise in den Steinen. Eine Kuh watete ins Wasser hinein, stand lange, das Haupt erhoben, und senkte endlich das feuchte Maul ihrem Spiegelbild entgegen, um in langen Zügen zu trinken. Als Robert ihre Schultern freigab, sank Beate ein wenig in sich zusammen. Die Tiefen ihrer Zukunft waren angerührt worden, das schlummernde Geschlecht hatte an seinen Fesseln gezerrt, sie hatten es wie eine Drohung empfunden. Jetzt sahen sie aneinander vorbei und schüttelten die Betäubung von sich, die sie jählings überfallen hatte.

Er tastete nach ihrer Hand, fand sie und hielt sie fest. Neben ihrem Profil sah er starr und gerade auf den schimmernden See hinaus. Er kämpfte um die großen und erhabenen Worte, die er ihr nun sagen mußte, denn sie hatte, wie er meinte, ein Anrecht darauf, aber er fand sie nicht. Endlich flüsterte er kaum hörbar ihren Namen. Sie erzitterte, neigte den Kopf und bettete ihn an seiner Schulter. Die leichte Last des Mädchens im Arm, ihren Herzschlag an seiner Brust, dachte er große und schwere Gedanken. Sein Blut dröhnte wie eine Orgel in seinen Ohren, sein Herz hämmerte. Er sah die Gestalten seiner Zukunft aus den Tiefen des dunkelblauen Himmels hervortreten, schimmernd wie die silbergrauen Felsen. Er versuchte den Sinn dieser riesenhaften Gestalten zu erraten, aber er fand ihn nicht. Sie grüßten ihn, ohne sich zu entschleiern, und versanken wieder; er aber begriff, daß er sie nun werde suchen müssen, komme, was da wolle.

Er erwachte wie aus einem Traum und fand, daß er das Mädchen noch immer in seinem Arm hielt, ohne daß er wußte, wieviel Zeit vergangen war. "Wir lieben uns doch?" fragte er sie.

Sie nickte nur. Da preßte er seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte ihr wie ein Geheimnis und Bekenntnis zu: "Du, es ist doch schön, daß es Männer und Frauen gibt!"

Sie schmiegte sich enger an ihn. Ihre Augen waren nicht mehr niedergeschlagen, sie blickten voraus, wie es die seinen eben noch getan hatten, und als zeigten sich nun auch ihr die fernen Umrisse ihrer Bestimmung, fügte sie hinzu: "Ich war so dumm, ach, weißt du, ich habe früher immer geglaubt, es ist etwas Häßliches, wenn zwei sich lieben, und jetzt, jetzt habe ich dich so lieb, daß ich dich sogar wegfahren lassen werde, weil du es willst. Du sollst ja meinetwegen nichts versäumen, was du tun mußt!" Sie riß einen Halm aus und nagte mit geschürzten Lippen daran. Dann runzelte sie die Stirne und bestätigte ernsthaft: "Ja, es ist schön, daß Mann und Frau sich liebhaben und daß sie dann Kinder haben können und so!" Sie stand auf und strich sich den Rock glatt. Dann kniete sie nieder und zog Schuhe und Söckchen aus, stellte sie nebeneinander und watete ins Wasser hinein. "Oh, das ist kalt wie Eis, aber herrlich!" rief sie. Lächelnd gegen die Rauigkeiten des Steins gedrückt sah er ihr zu, ernsthaft, bis ihn die Kindlichkeit übermannte und er einen flachen Stein auf das Wasser warf, der sie bespritzte.

9.Kapitel

Die Immakulata hatte die Eltern ihrer Zöglinge verständigt, daß die Kinder, deren Weg über Wien führte, hier von einem Pater erwartet werden würden. Sie hatte dies in einem Schreiben getan, das auf gewisse Veränderungen hinwies, welche diese schweren Zeiten vielleicht im Aufbau des Instituts nötig machen würden. Das Schreiben hatte sich nicht ganz klar ausgedrückt, offenbar waren hier noch Dinge im Fluß. Die Kirche, und in diesem Fall die Jesuiten, überlegten und prüften genau, ehe sie sich für eine zweckmäßige und dem neuen Regime gemäße Änderung entschlossen. Pater Zumstein dachte an diese Neuigkeit, während er an einem Tisch im Wartesaal zweiter Klasse lehnte. Die leichte Stütze, die der Tisch ihm gewährte, war das einzige Zugeständnis an seine Müdigkeit. Er las im Brevier und ließ ab und zu einen gesammelten, dunklen Blick über die wenigen Menschen schweifen, die im Wartesaal kamen und gingen. Mit kühler Sammlung sah er darüber hinweg, daß ihn bisher nur ein einziger Reisender begrüßt hatte. Das war im roten Wien nicht anders zu erwarten gewesen. Nun, die Gesellschaft Jesu hatte schlimmere Klippen umschiffen als diese. Man stand wieder einmal im Kampf, aber der Gegner, die Parteien, war durch inneren Hader geschwächt. Richtlinien und Befehle für diesen Kampf waren herausgekommen, und die Patres wußten, was sie zu tun hatten, um zu Gottes höherer Ehre das Schiff ihrer Erziehungsanstalt sicher durch die Strudel der aufgeregten Zeit zu steuern.

Mit unpersönlichem Stolz, der versteckt in den Tiefen seiner Augen funkelte, dachte der Divisionspräfekt an die Überraschung, die er seinen Zöglingen mitzuteilen hatte. Es werden diesmal zwar bedeutend weniger Zöglinge sein als im letzten Jahr, überlegte der Pater; was morsch ist, bröckelt ab im Unwetter, und manche fromme Familie ist leider verarmt. Das, was uns bleibt, muß doppelt streng geschult und beaufsichtigt werden. Man durfte dem verworrenen Bestreben der Zeit nach Angleichung aller Stände ruhig entgegenkommen, um desto ungestörter die Zwecke und Ziele Roms verfolgen zu können.

Er unterbrach seinen Gedankengang und reckte sich empor, denn hinter der Glastüre, deren Scheiben teilweise zerbrochen und durch rohe Bretter ersetzt worden waren, erschien eine Mutter mit ihrem Buben. Pater Zumstein steckte das Bevier weg. Er sammelte sich und schritt mit jener ernsthaften Freundlichkeit der Mutter Abel entgegen, die er im Verkehr mit den Eltern der Zöglinge stets zur Schau trug.

"Sie sind die erste, gnädige Frau," sagte er, "die uns ihr Kind wieder anvertraut. Wir freuen uns, den kleinen Joseph auch in diesem Jahr wieder bei uns aufnehmen zu können!"

Er sah mit einem halben Lächeln auf die dicke Wienerin, die in Tränen zerfloß, während der kleine Abel, auf dem gewohnten und längst ergründeten Boden von seiner sanften und zielbewußten Frechheit getragen, danebenstand und deutlich in seinem Mienenspiel zum Ausdruck brachte, daß er aus dem Lager der Eltern bereits wieder in das Lager der Erzieher hinübergewechselt war. Er duldete mit einem feinen und überlegenen Lächeln die feuchten Küsse seiner schluchzenden Mutter. Dieses Lächeln kam aus den Mundwinkeln des kleinen und zartgegliederten Burschen genau so wie das Lächeln des Jesuiten, der nun die Tränen der aufgelösten Frau auf seiner Hand fühlte.

Einer um den anderen erschienen die Buben, teils allein, teils in Begleitung von Angehörigen. Der Ungar Bondi kam mit einer Tante, die ihn während der vergangenen Nacht beherbergt hatte, denn er war schon gestern aus Budapest gekommen. Er sah sich um, als suche er jemand Bestimmten, verabschiedete sich von der Tante und küßte dem Pater die Hand. Dann trat er an Abel heran, der ihn spöttisch begrüßte.

Der Wartesaal füllte sich. Die Buben neigten sich einer um den anderen vor dem Pater und bildeten dann Gruppen. Der Präfekt lächelte, als er sah, wie sie sich nach den alten Abteilungen ordneten, nach I/1 und II/1, nach I/2 und II/2. Seine Hand griff in die Tasche nach dem Papier, das er verlesen wollte, sobald einigermaßen alle da waren. Er zog eine Liste derer hervor, auf die er zu warten hatte, und begann die Namen der Erschienenen durchzustreichen.

Als er bei dem Namen Neitperg anlangte, stockte er und sah sich um. Im gleichen Augenblick ächzte die schlecht geölte Schwingtür des Wartesaales und die Baronin erschien, gefolgt von Robert, der eine Handtasche trug.

Der Pater schritt ihr entgegen und reichte ihr die Hand zum Kuß.

"Hier bringe ich Ihnen unser Sorgenkind", sagte die Baronin, und lächelte aufgeregt, mit roten Flecken auf den Wangen. "Ich hoffe, du wirst in diesem Jahr den hochwürdigen Herren Freude bereiten", wandte sie sich an den Buben, der mit einem Blick, der durch Glas zu kommen schien, um sich sah. "Ich bin froh, ihn wieder der Obhut der Immakulata anvertrauen zu können", fuhr sie fort. "Er ist bei Ihnen so gut aufgehoben!"

Der Pater neigte verbindlich lächelnd den Kopf halb zur Seite.

"Ich kann Ihnen versichern, daß wir uns um jede dieser Seelen aufrichtig bemühen. Robert wird auch in diesem Jahre in der mir unterstellten Division sein, trotzdem", und nun hob sich seine Stimme, "gewisse Veränderungen im Aufbau der Anstalt eingetreten sind." Er sprach zur Baronin, aber so laut, daß das Gemurmel in den Gruppen verstummte und alle zu ihm blickten. "Wir sind unserem Grundsatz treu geblieben," fuhr er fort, "die Zeit zu berücksichtigen, in der sich Gottes Wille ebenso kundtut wie in jeder anderen Erscheinung seiner Schöpfung. Wie Sie aus unserem Schreiben andeutungsweise erfahren haben, haben wir einschneidende Änderungen vorbereitet. Wir haben uns nämlich entschlossen, die nicht mehr zeitgemäße Unterteilung in Paralleldivisionen aufzugeben. Die Zahl der Divisionen wurde auf vier vermehrt, die Abteilungen haben aufgehört zu bestehen. Die Zöglinge gleichen Alters kommen aus beiden Paralleldivisionen zusammen in die neu zu bildenden Divisionen." Er sah sich um und schien mit der Wirkung seiner Worte zufrieden. Die Buben sahen sich überrascht an. Dann senkte der Präfekt seinen Blick in die Augen der Mutter, die vor ihm stand.

"Ich bin davon überzeugt," sagte die Baronin, "daß alles, was in Feldmünster geschieht, zum Heil unserer Kinder getan wird."

Der Präfekt neigte zustimmend den Kopf, es war die Antwort, die er erwartet hatte.

"Leb wohl, Robert!" wandte sich die Baronin an ihren Sohn, und zeichnete ihm zu seiner peinlichen Verlegenheit ein Kreuz auf die Stirne. "Sei brav, ich werde für dich beten. Ich überlasse Ihnen jetzt den Buben", sprach sie zum Präfekten. "Hoffentlich macht er Ihnen Freude. Gelobt sei Jesus Christus!"

"In Ewigkeit, Amen!" antwortete der Pater. Er legte seine Hand auf die Schulter Roberts. Der Bub stand vor ihm, eingehüllt in einen grauen Wettermantel, eine Reisetasche, die mit Bindfaden umschnürt war, in der Hand. Der Präfekt fühlte ein Zucken der jungen Schulter, es mochte Kummer bedeuten, konnte aber auch Auflehnung und Widerspenstigkeit sein. Der Pater drückte die Schulter stärker und gab sie erst frei, als sie still geworden war. Er trat vor, mit erhobenem Kinn, an dem die Rasur bläulich schimmerte, und die Buben schwiegen. Einen um den anderen traf sein Auge. Er sah in diese jungen, glatten Gesichter, in die Augen, die die Pforten ihrer Seelen waren. Er wußte, daß es nun galt, die seelisch verwahrlosten und aller Zucht entwachsenen Kinder wieder auf den Pfad Gottes zu führen, die schädlichen Einflüsse der Ferien auszumerzen und die aufgesammelten Widerstände zu brechen, und so erklärte er hart: "Die Angehörigen der Paralleldivisionen, also I/1 und II/1, I/2 und II/2, I/3 und II/3, setzen sich in den Abteilen zusammen. Es gibt keine Abteilungen mehr, und wir sind nicht gewillt, Absonderungen nach den alten Abteilungen zu dulden. Die Einteilung in die neuen Divisionen werde ich während der Fahrt vornehmen. Wir gehen jetzt auf den Bahnsteig, die Wagen sind reserviert. In Zweierreihen antreten, vorwärts!"

Die Ferien hatten aufgehört, die freien Tage waren vorbei. Sie hatten den ersten Befehl aus gewohntem Mund vernommen und gehorchten. Da schritten sie dahin, ein Häuflein Buben, angetan mit ihren Mänteln und Mützen, die letzte Erinnerung an ihr Elternhaus vor den Augen und bestrebt, Haltung zu bewahren.

Das erschien Robert wie ein drückender Traum, der ihn quälte und dem er nicht zu entrinnen vermochte. Irgendwie war der Ungar an seine Seite gekommen und bemühte sich, ihm etwas zu erzählen, was er nicht verstand. Er ergriff die schmierige Stange des Geländers und schwang sich auf die Treppe des Wagens, tastete sich durch den Gang und erinnerte sich plötzlich und übergangslos an eine andere Fahrt, damals, als es nach Ausee ging. Er schloß die Augen und versuchte

sich einzureden, daß er auch nun wieder dorthin fuhr. Dabei blieb er stehen. Jemand stieß an ihn und drängelte sich vorbei. "Entschuldige," sagte eine heisere und spöttische Stimme, "aber du verstopfst den Gang. Wir gehören ja jetzt wahrscheinlich zusammen. Gehen wir doch in das Abteil da hinein!"

Robert riß die Augen auf und sah sich einem Buben gegenüber, der ihn aus einem häßlichen und klugen Pferdegesicht angrinste. Das ist doch Geiger, schoß es ihm durch den Kopf, Geiger, von dem Abel erzählt hatte; daß er möglicherweise ein Roter sei! Ach, das war ja jetzt alles ganz egal! Er ging eben in dessen Abteil, mochte sich dazufinden, wer wollte!

"Du, so nimm doch den zweiten Fensterplatz!" Es war wieder Geiger, der ihn ansprach. Robert nickte. Er setzte sich dem Fremden gegenüber, diesem Kerl, der vielleicht ein Roter war und der sich jetzt in die Division eindrängte. Hinterdrein stolperten Bondi und Abel. Zwei Kleine, die sich hierher verirrt hatten, drängten sich schüchtern in einer Ecke zusammen.

Das alles war ja so einerlei; einerlei, daß von vorn her wildes Gelächter ertönte, einerlei, daß nebenan einer von den ganz Großen etwas aus den Ferien erzählte, einerlei, daß man die Stimme des Präfekten vernahm. Robert ordnete seine Tasche ins Gepäcknetz ein und setzte sich.

"Du, Neitperg!" flüsterte der Ungar plötzlich, "hast du das Schiff gebaut?"

Robert sah den ehemaligen Freund geistesabwesend an. "Welches Schiff?" fragte er.

"Erinnerst du dich denn nicht? Damals, auf dem Divisionsspaziergang hast du mir doch die Zeichnung gezeigt!"

"Ach ja, richtig." Wenn sie ihn doch bloß in Ruhe ließen! Das alles war ja so ungeheuer lange her, es waren Zeiträume unterdessen vergangen, es war nicht mehr der gleiche Robert Neitperg, der hier auf der Bank saß. "Nein, ich habe kein Schiff gebaut", sagte er abweisend.

"Ich auch nicht", erklärte der Ungar, dem es bei der sichtbaren Gleichgültigkeit Roberts unbehaglich wurde. Abel grinste auch schon, und dieser verdammte Kerl aus II/2 starrte ihn so unverschämt an. Aber so leicht gab er nicht nach. "Ich werde aber eins bauen", fuhr er fort. Der Zug ruckte an, aber der Ungar

merkte es nicht, denn jählings übermannten ihn seine bubenhaften Phantasien. Er erbaute mit beredten bräunlichen Händen ein Schiff von denkbarer Vollkommenheit, mit Geschützen, die feuerten, mit zwei Dampfmaschinen, die die beiden Schrauben antreiben sollten, und natürlich auch mit Scheinwerfern. "Denn ich werde wohl auch einen Dynamo anschließen, oder wenn das nicht geht, nehme ich Taschenlampenbatterien; die Scheinwerfer müssen natürlich leuchten. Ich habe es heute früh bei meiner Tante gezeichnet." Er zog einen Zettel hervor, auf dem ein ungeschickt hingekritzelter Kreuzer dahinfuhr und aus allen Rohren schoß, während aus Scheinwerfern gelbe Strahlenbündel brachen. -

Robert nahm die Zeichnung und nickte. Draußen strichen die Häuser von Wien vorbei; es regnete fein und dünn, und in diesem Regen, der die schmutzigen Flächen der Brandmauern peitschte, zerrann die Schönheit der begeisterten letzten Tage, zerrann seine Zuversicht und der Glauben, mit dem er in den Kampf gezogen war, in den Kampf, den er leichtfertig selbst gewählt hatte. Das Schiff war ihm völlig gleichgültig, die Zeichnung war schlecht, und der ganze Kreuzer würde ohnedies niemals gebaut werden, er kannte den wankelmütigen Ungarn. Für die Freuden phantastischer Gedankenspiele aber war er plötzlich zu alt geworden, seine Phantasie wollte nicht mehr leerlaufen, denn sie hatte sich zu oft an Tatsachen entzünden dürfen. Seine Kindheit war dahin und versunken, seine Zukunft schien ausgelöscht.

Er reichte die Zeichnung zurück, als eine braune, derbe Hand seelenruhig danach griff und sie an sich nahm. Es war Geiger, der sein kühnes und häßliches Pferdegesicht darüberneigte. "Ich werde ja jetzt wahrscheinlich bei euch sein", wiederholte er erklärend, und sah sich zufrieden in der Runde um. Keiner widersprach, der kleine Abel reckte die Nase hochmütig in die Luft.

Ja, da saß er leibhaftig, einer von denen, die im Dunkel der zweiten Abteilung gelebt hatten, und holte sich eine Zeichnung, die einer aus I/2 angefertigt hatte. Und dabei tat er noch, als sei dies alles das Selbstverständlichste von der Welt!

Robert lächelte unwillkürlich, als er das wütende Gesicht des Ungarn und die ablehnende Miene AbeIs sah. Da passierte etwas! Da brach einer seelenruhig

durch die Schranken des Vorurteils hindurch, und siehe da, diese Schranken gab es gar nicht!

"Das Bild ist nicht für dich!" erklärte der Ungar endlich.

"Wenn schon," meinte Geiger und lachte, "ist doch kein zartes Geheimnis, oder? No also! Ich versteh' übrigens etwas von Schiffen. Na, so stark werden die Scheinwerfer nie leuchten, dafür genügen zwei Taschenlampenbatterien noch lange nicht. Und wie willst du das machen, daß alle Kanonen gleichzeitig losgehen? Die Gewichtsverteilung ist auch komisch, wo wirst du Ballast stauen?"

Das waren verblüffend genaue Fragen, so genaue, daß Bondi sie nicht beantworten konnte. Er meinte wegwerfend, eine dunkle Röte auf der Stirn unter den schwarzen Haaren, das alles sei vorläufig nebensächlich und er habe darüber noch nicht nachgedacht.

"Das glaube ich", lachte Geiger, "das merkt man. Aber wenn wir einmal", und nun dämpfte er seine Stimme zu einem heiseren Flüstern, "wieder in dem verfluchten Narrenkasten sind, dann können wir ja solch ein Ding bauen. Fahren wird es, wenn ich es mache, worauf du dich verlassen kannst. Du bist doch der Bondi und das da ist der Abel und du bist der Neitperg?" Die drei nickten. "Ich habe euch schon gekannt!"

Der Ungar erhielt seine Zeichnung zurück, steckte sie ein und drückte sich beleidigt an seinen Regenkragen. Robert wollte ihm helfen und meinte: "Das Bild ist sehr hübsch!"

"Ach, laß mich in Ruhe, Maler", knurrte Bondi, voll Genuß, daß er den anderen, der ihn wieder und damit endgültig zurückgewiesen hatte, kränken konnte.

"Nennen sie dich Maler?" fragte Geiger angeregt, "warum?"

"Ich will Maler werden", sagte Robert trüb. Er erwartete die Stichelei, die nun natürlich von solch einem ungehobelten Kerl aus II/2 kommen mußte, aber es kam keine. Geiger beugte sich vor, seine grauen Augen blickten interessiert. "Wirklich? Richtiger Maler?" fragte er. "Ich meine, kannst du denn zeichnen?"

Robert nickte. "Au saftig," erklärte der Junge, "dann zeigst du mir einmal, wie man das macht. Ich brauche es mehr für Pläne und Entwürfe, für einen Künstler

langt es bei mir nicht, interessiert mich auch weniger. Ich kann es aber schon verstehen."

Robert sah Geiger überrascht an. Der meinte es doch ernst? Der spottete doch gar nicht? "Gern", sagte er mit Wärme und spürte bei allem Frösteln einen warmen Hauch.

"Du bist ein vernünftiger Kerl," erklärte Geiger sachlich, "ich denke, wir werden uns vertragen. Das war ja ein schauerlicher Blödsinn mit den zwei Abteilungen, was?" Und unbekümmert darum, daß er wenig Zustimmung fand, fuhr er fort: "Kommt euer Erzherzog wieder, oder ist er mit Karl und Zita verreist?"

"Eigentlich hätte er in Wien einsteigen müssen —", erklärte Robert gedehnt.

"Na, dann kommt er nicht mehr wieder. Wie war denn das bei euch in der Division? Der hat doch immer Freßpakete bekommen? Natürlich! Übrigens, Freßpakete. Ich habe Hunger! Wie wäre es, wenn wir etwas fräßen?" Er sah in die Runde. Bondi tat, als verstehe er nicht, Abel war verschwunden, man hörte seine Stimme, er sprach im Nebenabteil mit dem Präfekten. Die Kleinen, die versehentlich ins Abteil geraten waren, drückten sich verschüchtert aneinander.

"Oh, mein Gott," rief Geiger, der sie jetzt erst entdeckte, "was macht denn ihr Säuglinge hier? Ihr seid wohl neu? Na, macht nichts, so haben wir alle einmal angefangen. Ich werde euch unterbringen, es sind noch mehr von eurerer Sorte im Zug. Kommt einmal mit zum Pater, der wird euch verstauen. Aber heulen braucht ihr nicht, wenn es auch ein verfluchter Marterturm ist, in den man euch schleppt. Wenn die", und er wies unmißverständlich dahin, wo des Präfekten gemessenes Organ klang, "nicht hinschauen, dann pfeift man darauf. Es hat alles ein Ende, nur die Wurst hat zwei."

Er verschwand um die Ecke, grinste noch einmal durch die Glastüre zurück und legte gleich darauf sein Gesicht in so ehrbare Falten, daß Robert laut loslachte. Man hörte ihn mit dem Präfekten verhandeln. Bald danach erschien er hinter dem Pater, über dessen Rücken er Grimassen schnitt.

"Ihr seid Neue?" fragte der Pater. "Dann kommt einmal mit. Und ihr bekommt hier zwei andere mit herein." Er verschwand. Die Kleinen trotteten bekümmert hinter ihm her.

"Die haben es nicht leicht, diese Buben", sprach Geiger mitfühlend. "Na, man kennt das ja, das Heimweh. Ich habe damals drei Tage lang hintereinander nichts getan als geheult, aber jetzt!" Er stieß einen grellen Pfiff aus. "Du meine Güte, jetzt können sie mir allesamt den Buckel hinunterrutschen. Ich bin das letzte Jahr hier, hat mein Vater gesagt, und wenn sie mich schassen, dann hat die Quälerei eben etwas früher ein Ende. Das ist nicht zeitgemäß, sagt der Alte Herr, aber ein Jahr muß ich noch aushalten. Kann ich verstehen; was sein muß, muß sein, aber keine Sekunde länger!"

Robert taute auf. Er drängte Geiger auf den Gang hinaus und flüsterte ihm zu: "Du, nimm dich vor dem kleinen Abel in acht, der klatscht!"

"Danke, solche Tips kann man brauchen. Sind ein paar anständige Kerle bei euch, so wie du? Hö, du, deshalb brauchst du nicht rot zu werden wie ein Mädchen beim erstmal, eiwei, du weißt wahrscheinlich gar nicht, was das ist! Nein? Na, wirst es noch erfahren. Also wir haben ein paar prima Leute gehabt, hoffentlich kommen die zu uns. Mit dem Bondi ist wohl nichts los, das habe ich schon gemerkt. Die Vierbrücken sollen ja ekelhafte Kerle sein, die muß man verprügeln, so!" Und er fintierte Robert ein paar Boxhiebe vor, die nicht von schlechten Eltern waren.

Der Bub beneidete den berühmten Geiger um seine Unbekümmertheit. Der hatte es gut, der wußte schon, daß er im nächsten Jahr nicht mehr im gleichen Zug sitzen würde, an dessen Flanken stinkender regengepeitschter Rauch hing. Das Institut und seine furchtbare Macht hatten wieder nach ihm gegriffen, wie sollte er ihnen bloß entrinnen? Wo waren die Erlebnisse der Ferien? Sie verblaßten, sie verschwanden und traten zurück. Ob er wirklich nochmals und abermals, vier Jahre lang, in solch einem Zug sitzen würde? Er wollte nein sagen, aber er wagte es nicht. Er hatte die Gewalten unterschätzt, die er hatte bekämpfen wollen.

"Du, ich habe gefragt, ob ihr anständige Kerle bei euch habt? Träumst du, oder hast du vielleicht Heimweh?"

"Ach wo, das gerade nicht. Ja, natürlich haben wir gute Leute bei uns, der Reiz zum Beispiel ist erstklassig. Und noch ein paar andere."

"Na schön, dann laßt uns essen!"

Der Zug rüttelte und stieß, der Rauch hing in feuchten Fetzen tief auf die Böschung des Unterbaus herab. So ging es dahin durch den verwölkten Tag, durch gemähte Wiesen und abgeerntete Felder. Sie aßen, sie neckten sich, alte Feindschaften flackerten auf und alte Freundschaften wurden erneuert, es gab Zank und Gejohle. Robert saß mitten drin, er sprach und hörte die eigenen Worte kaum, es war, als habe sie ein anderer im Nebenabteil gesagt, wenn er sprach. Er hing den Erinnerungen nach, aber ach, sie waren welk und tot, der Regen wusch sie in die nassen, braunen Felder hinein und der strähnige Rauch trug sie zur Nimmerwiederkehr. Die erregende, verlockende, gefährliche Welt war tot, das Leben, in dem es eine Beate gab, einen Harald, einen winzigen See dort oben im Berg, an dessen Ufern vielleicht noch Kühe weideten, war verschwunden.

Er fuhr blind und taub, mit verstummter Seele in sich verkrochen, hinein in das Pensionatsjahr, das nun wieder endlos und unübersehbar vor ihm lag. Es wäre eigentlich reizvoll gewesen, schon jetzt damit zu beginnen, die lange Kette der Tage auf dem Kalender auszustreichen, aber das hatte keinen Sinn. Er war keiner von den Neuen, die diese undurchführbare Arbeit begannen, um nach zehn oder vierzehn Tagen, noch immer am diesseitigen Ufer der unendlichen Monate, erschöpft damit innezuhalten. Es waren noch nicht dreihundert Tage, aber jeder von ihnen war zehnmal länger als ein Ferientag. Es waren nur vierzig Wochen, aber jede Woche war so lang wie die ganzen Ferien. Er wußte, was er zu erwarten hatte, und er hatte es gewollt. Man konnte sich zunächst einmal auf Weihnachten freuen, und von hier zum Semesterende, von da auf Ostern und von dort bis zu den nächsten Ferien, aber dadurch wurde die Zeit, die ungeheuer, gefährliche, drohende Zeit nicht kürzer.

Er sah auf seine Uhr. Wie lange fuhren sie denn eigentlich schon? Erst drei Stunden! Er sah auf und starrte zum Fenster hinaus, horchte auf das Toben der anderen, die sich balgten und schrien, und schreckte auf, als Geiger ihn anstieß.

"Du, was hast du eigentlich während der Ferien gemacht?" fragte Geiger, der sich bisher damit beschäftigt hatte, abwechselnd zu essen und den kleinen Abel zu ärgern.

"Ich war in Wien und dann in Aussee."

"Fein, in den Bergen! Bist du ordentlich herumgekraxelt?"

"Ich war nur einmal auf dem Loser!" Beate, dachte er, und seine Augen verschleierten sich.

"Warum denn? Mensch, wenn ich in Aussee gewesen wäre, mich hätten keine zehn Pferde wieder von den Bergen heruntergebracht!"

"Ich habe gemalt!"

"Ach so, ja, natürlich, du willst ja Maler werden. Du packst die Sache aber ordentlich an! Du willst das wirklich später betreiben?"

Es tat wohl, echtes Interesse zu spüren, und gerade hier, wo er es am wenigsten erwartet hatte. "Ja, das will ich natürlich."

"Das ist toll. Du, dann mußt du ja später Akt zeichnen." Geiger piffte angeregt durch die Zähne. "Unter den Modellen sollen fabelhafte Weiber sein! Aber das darf man ja hier nicht laut sagen. Sollte übrigens einer Lust haben, meine Bemerkungen zu petzen, bitte! Aber ich haue ihn braun und blau, egal, wenn ich Karzer kriege. Das nur nebenher. Hoppla, jetzt Maul gehalten!"

Der Präfekt erschien und hielt sich an der Türe des Abteils fest. "Ihr vier bleibt zusammen," erklärte er, "zweite Division. Drei von euch habe ich ja schon kennengelernt", versuchte er zu scherzen und lächelte dunkel, aber nur der kleine Abel lächelte mit. Geiger verzog sein Gesicht. "Diese Lausbübereien kannst du dir ruhig schenken, je früher du sie dir abgewöhnst, desto besser für dich", sprach der Präfekt bedeutsam, und seine Kaumuskel sprangen vor. "Die Ferien sind vorbei", warf er mit einem kurzen Aufblitzen in den schwarzen Augen ins Abteil zurück, ehe er es wieder verließ.

"Meine Tante, das kann gut werden, der fängt scharf an!" Geiger zischelte es Robert ins Ohr. "Na, ein Jahr geht vorüber."

SIE FUHREN UND FUHREN. Der Zug hielt an vielen Haltestellen. Neue und alte Zöglinge kamen hinzu, die Kunde von der veränderten Einteilung lief immer wieder von Abteil zu Abteil. Als die Schatten des Abends immer dichter über die Erde wuchsen, näherte sich der Zug Feldmünster.

Dicht vor dem Ort hatten die Ingenieure, die die Bahn gebaut hatten, es für richtig gehalten, die Trasse durch einen Hügel hindurchzulegen, statt sie in umständlichen Kurven um seine Flanke herumzuführen. Bevor der Zug den Tunnel erreicht hatte, sah man Feldmünster nicht; hatte er aber den Ausgang des Durchstichs verlassen, so lag der Ort frei vor allen Blicken. Im Tunnel lag die Trennlinie, die unwiderruflich die letzten Reste der Ferienfreiheit von den kommenden Pflichten in Feldmünster abgrenzte.

Deshalb spielte sich auch Jahr für Jahr im Tunnel die gleiche Szene ab, die alle alten Feldmünsterer gespannt erwarteten. Die Lokomotive piffte vor dem dunklen Schlund, das schwarze Tor mit der verrußten Wölbung tat sich auf und schluckte die Wagenreihen ein. Im gleichen Augenblick begann in allen Abteilen ein Heulen und Brüllen, als steuere eine Ladung Verdammter geradewegs in den Höllenrachen. Wut und Trotz, Übermut und Verzweiflung gellte aus allen Kehlen in die völlige Lichtlosigkeit hinein und übertäubte das gellende, von den Tunnelwänden zurückgeworfene Rattern der Maschine und der Wagen.

In den Abteilen brannte kein Licht, denn niemand hielt es für nötig, die kümmerlichen Stearinstumpfen anzustecken, um sie fast sogleich wieder auszulöschen. Es war stockdunkel, für einen kurzen Augenblick war ein jeder noch einmal mit sich allein und tat nun zum letztenmal, was ihm beliebte. In Roberts Abteil heulte Bondi wie ein Hund. Der kleine Abel wehklagte und sagte, er werde sich beschweren, dann aber gurgelte er nur noch, und ein wildes, schrilles Jauchzen, das von Geiger stammen mußte, zerriß die schwarze Luft. Der Häßliche hatte die erste Gelegenheit benutzt, um dem kleinen Stänker eindringlich darzutun, wie seine Fäuste schmeckten.

Das Geheul und Gebrüll schütterte durch den dunklen Gang. Irgend jemand hatte vergessen, ein Fenster zu schließen, und so drang Dampf und Qualm in dicken Schwaden herein. Einer begann erstickt zu husten, lautes Schimpfen wurde hörbar.

Robert starrte in diese aufgewühlte, formlose Finsternis hinein und suchte nach den lichten Bildern der Vergangenheit. Er preßte die Hand vor den Mund, um nicht nach dem Mädchen zu rufen, das er verlassen hatte, besann sich auf die

Hoffnungslosigkeit dieses Notschreies und starrte nun mit stummer Verzweiflung vor sich hin. Er lehnte mit dem Rücken gegen die glatte Holzwand und stemmte die Fäuste tief in die Hosentaschen. Nur ein einziger verzog keine Miene. Es war der Präfekt, der mit kühlem Lächeln auf das Verklingen des Getöses wartete. Er wußte, daß dieses wilde Aufbegehren ohnmächtig und dazu verdammt war, vor der Macht des Kreuzes und vor der Methode Loyolas zuschanden zu werden. Mochten diese Blinden und Toren nach den Pfaden der Welt jammern, sie würden rasch genug geduckt werden. Der Hirt wachte und war bereit, die verirrte Herde auf die armen Weiden des Heils zu treiben, fern von den fetten Fluren der bösen Welt.

Erste Helligkeit glitzerte in trüben Glanzlichtern auf den feuchten Wänden des Tunnels. Der Schacht öffnete sich, hinter Rauchschwaden erschien der Abend. Der Zug kroch wie ein gewaltiger Tausendfuß aus seiner Höhle hervor. Im Tal lag Feldmünster. Das Abendlicht sammelte sich auf der goldenen Statue der Immakulata, die hoch und steil vor einem blassen Waldhang thronte. Weichen polterten unter den Rädern durch, Semaphore glitten langsamer vorbei. Da war der Bahnsteig und die Aufschrift: **Feldmünster**.

Hinter der Sperre standen Schüler, die bereits früher mit anderen Zügen angekommen waren und die die Kameraden erwarteten. Zwischen den neugierigen Gesichtern derer, die sich bereits ein wenig eingewöhnt hatten, ragten die dunklen Gestalten der Präfekten und Unterpräfekten auf. Hände und Hüte winkten. Die Buben sprangen aus dem Zug und liefen, an einem schimpfenden Bahnbeamten vorüber, auf die Freunde zu. Man war angekommen.

JA, DAS WAR DIE ALTE WELT DER EISERNEN HAUSORDNUNG, deren Klammern sich niemals lockerten! Die Ferien waren vorbei, daran war kein Zweifel möglich. Sie sanken zur Bedeutungslosigkeit herab unter der Gewalt, die sich der Zöglinge bemächtigte. Wie schnell zerstob das lockende, verwirrende Bild der Freiheit in Feldmünster!

Mit einem Chaos von Gedanken beschäftigt, marschierte Robert in seiner Dreierreihe durch den Ort. Neben ihm schritt Geiger, auf der anderen Seite

brummte Reiz ab und zu etwas Unfreundliches, das sich auf die kommenden Monate bezog. Er war nicht allein, nein, da war der alte Freund neben ihm und jener aufrührerische, gefährliche Geiger, der männlichste von allen Zöglingen, mit denen er bisher zusammengetroffen war. Und doch, er war allein. Geiger hatte noch ein Jahr vor sich und verließ dann die Anstalt, er gehörte nicht mehr ganz hierher. Und Reiz fügte sich schimpfend ins Unvermeidliche. Er aber, er hatte doch kämpfen, hatte Klarheit schaffen wollen. Ach, warum war er wieder hier? Warum hatte er sich nicht mit allen Kräften gegen die Wiederkehr gestemmt, ehe es zu spät war? Wie wollte er diese Mauern durchbrechen, wie wollte er, er ganz allein, sich auflehnen?

Da waren die Häuser des Ortes, da war der Riesenbau der Immakulata, da stand im Dunkel des Torwegs das Standbild der Jungfrau; sie erwartete, daß man vor ihr die Mütze zog, in der Geborgenheit ihrer Würde vor sich hinlächelnd, den gebogenen Mond unter ihren schmalen Füßen. Die Gänge rochen noch genau so wie vordem, da waren die feucht dunstenden Fliesen, die ausgetretenen Steinstufen, die weißen, weiten, stillen Gänge, die unter dem Vorbeimarsch der Divisionen aufdröhnten und wieder zurücksanken in ihre kühle Ruhe, in diese gefährliche Ruhe des inneren Kampfes, den sie unbeteiligt miterlebten.

Schweigend marschierten die Divisionen durch das Haus, schweigend betraten sie das Refektorium, um geradewegs zum Essen zu gehen, denn so war es bestimmt. Die beiden neuen Divisionen der Kleinen bogen ab und polterten ins Refektorium der aufgelösten zweiten Abteilung, die Divisionen zwei und eins gingen in den Speisesaal der alten ersten Abteilung, und schon standen sie, wie der Zufall sie zusammengewürfelt hatte, vor den mit Wachstuch bezogenen Tischen, als seien nicht mehr als zwei Monate verflossen, seit sie dies alles zum letztenmal erlebt hatten.

Der Generalpräfekt betrat das Podium und sah mit seinem uralten Asketenlächeln über die Hereinmarschierenden

Steif und hart ragte er hinter der Brüstung des Pultes empor, unter dem Bild des Gekreuzigten. Nein, auch an ihm hatte sich nichts verändert, nichts an der Abgründigkeit seines Lächelns, nichts an seinem mageren Katzengesicht, nichts an

seinen weiß lodernden Haarbüscheln, nichts an der Art, wie er sich jählings sammelte, das Birett abnahm und das Kreuz schlug, während alles Scharren und Flüstern im weiten Raum verstummte.

Er betete mit harter, gespannter Stimme. Er beendete das Gebet und schellte. Dann kam das große Gepolter und Stühlescharren, dann flogen die Flügeltüren auf, und die Diener brachten die Schüsseln herein.

Robert saß an seinem Tisch, als sei er blind und taub. Er wollte sich einreden, daß dies alles nur ein Traum sei, ein böser Alpdruck, aus dem man aufwachen konnte, wenn man nur alle Willenskräfte anspannte. Er langte mechanisch zu, als Geiger ihm die Schüssel reichte, er lächelte blaß, als Reiz ihn damit aufzog, daß er wohl während der Ferien stumm geworden sei. Das alles war ja so gleichgültig, so schrecklich grau und belanglos, er hatte nichts mit dem zu tun, was ihm Leben bedeutet hatte, nichts mit seiner Kunst und nichts mit den Tagen, die er da drüben, irgendwo im Gebirge, verlebt hatte, jenseits des Felsklotzes des Traunsteins, den man aus dem Talkessel nicht sehen konnte.

Wenn wir das nächstemal spazierengehen, werde ich dorthin blicken, überlegte er.

Da begriff er den Zusammenbruch seiner Welt und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken, die heiß und schmerzhaft aufstiegen. Die Schelle des Generalpräfekten beendete nach der vorgeschriebenen Minutenzahl die Mahlzeit, sie standen auf und beteten. Dann reckte sich der Alte auf seinem Pult, setzte die Brille auf und sah auf einen Zettel, der vor ihm lag.

"Ich heiße euch willkommen", sagte er und lächelte schmallippig. "Ihr seid neu unterteilt worden, die alten Abteilungen bestehen nicht mehr. Ich erwarte, daß das nicht zu Reibereien führen wird. Unsere Heilige Mutter, die Kirche, hat niemals Schranken des Standes und der Geburt gekannt, denn vor Gott sind arm und reich gleich. Vor Gott gilt der König ebensoviel wie der Bettler!" Seine Stimme klang barsch, er hämmerte diese Gedanken in die Köpfe der Buben, die zu ihm emporstarrten, lange Reihen von Gesichtern hinter plumpen Holzstühlen und schmalen Tischen. Er schwieg und sammelte sich, den Blick auf das Blatt gerichtet, das seine dünnen Finger zu den kurzsichtigen Augen emporhoben. "In Österreich

sind die Standesunterschiede aufgehoben worden, und die Immakulata hat sich bemüht, eine zeitgemäße Erziehungsanstalt zu sein, Deshalb ist sie dem Vorbild des Staates gefolgt und hat nach genauer Prüfung, unterstützt durch den Beistand des Heiligen Geistes und der allerreinsten Gottesmutter Maria, die Unterteilung in zwei Abteilungen aufgehoben." Seine Augen hoben sich von dem Papier, und eiskalte Blitze zuckten über die beiden Divisionen hin. "Ich habe bemerkt, daß an vielen Tischen nur Angehörige der alten Abteilungen zusammengesessen sind. Das hat aufzuhören! Das hat sofort aufzuhören! Ich werde morgen eine neue Tischordnung überall selbst durchführen. Wenn die Präfekten oder ich bemerken müssen, daß sich in den Divisionen solche Gruppen bilden, werden wir mit eiserner Strenge durchgreifen! Wir dulden hier keine Auflehnung!"

Seine Faust schlug mit den Knöcheln zu jedem Worte auf die Pultkante, als er seine Rede beendete: "Die Divisionen setzen sich morgen früh nicht eher zum Frühstück, bevor ich nicht jedem einzelnen seinen Platz zugewiesen habe!"

Er sah mit emporgerrissenem Kinn, die Halsfalten über dem schlohweißen Halskragen rotangelaufen, rundum. Dann, jäh, veränderte sich sein Gesichtsausdruck und er lächelte wieder sein maskenhaftes Lächeln. "Ich erwarte, daß ein jeder seine Pflicht tut. Wer noch nicht ausgepackt hat, geht jetzt mit seinem Subpräfekten in die Schlafsäle und packt aus. Die anderen treten an und marschieren in die Studiensäle."

Im Schlafsaal der zweiten Division brannten alle Lampen der Deckenbeleuchtung, die Parkette waren frisch mit Bohnerwachs eingerieben und spiegelten die vielen Doppelreihen der blauweißen Alkoven wider. Vor den Alkoven stand das große und das kleine Gepäck, das hierher geschafft worden war, schwere Koffer, Handtaschen, Plaids. Das alles mußte nun ausgepackt werden, denn es ging nicht an, daß die Ordnung des Schlafsaals durch diese Andenken aus der Heimat länger als unbedingt notwendig gestört wurde. Morgen würden keine Koffer mehr hier stehen, morgen würde der Schlafsaal genau so aussehen, wie er nach hundertfünfzig oder zweihundert Tagen auch auszusehen hatte, aufgeräumt, hell, unpersönlich bis auf die Heiligenbilder an den Wänden der Alkoven, die gestattet waren.

Die Marschordnung löste sich, die Buben rannten hin und her und suchten ihre Namensschilder, die an der Querstange über dem Eingang eines jeden Alkovens befestigt waren. Robert biß die Zähne zusammen, als er seinen Namen neben dem großen Alkoven des Präfekten entdeckte. In der Nähe des Präfekten schliefen die Unzuverlässigen. Oh, sie waren klug, die Patres, sie ahnten den Geist der Auflehnung, sie erlahmten nicht in ihren Pflichten! Es war, als ob sie seine Absichten geahnt hätten, als ob sie zum Gegenstoß angesetzt hätten, ehe er auch nur den Gedanken an einen Angriff fassen konnte!

Er stand vor dem Alkoven und ließ die Arme sinken. Nein, er konnte diesen Kampf nicht gewinnen, es war ganz unmöglich. Sie waren ja so viel stärker, so viel klüger als er, sie errieten seine Gedanken, sie bauten vor, sie traten ihn nieder, noch ehe er sich aufgebäumt hatte! Es hat keinen Sinn, er mußte nachgeben.

Er biß die Zähne zusammen, senkte den Kopf und begann den großen Koffer aufzuschließen, der seine Habseligkeiten enthielt. Der Geruch der Ferien strömte ihm entgegen, aus den Anzügen, die Mama ausgebessert hatte, aus der Wäsche, aus den Schuhen. Es roch vielleicht sogar ein wenig nach Papas Virginias, man konnte es erraten, wenn man die Nase ganz dicht an den Kofferdeckel hielt. Noch lag da alles schön geordnet im Grund des Koffers, aber es half nichts, die Habseligkeiten mußten herausgenommen und dorthin geordnet werden, wo es die Institutsordnung vorschrieb. Dann waren sie kein Teil der Heimat mehr, dann wurden sie zu Bestandteilen der Immakulata, Dinge des täglichen Gebrauchs, auf denen sich der Staub der Gewöhnung unmerklich niederschlug.

Seine Wäsche, seine Anzüge stapelten sich auf seinem Bett. Noch ehe er schlafen ging, würden die Fratres und Diener sie wegholen und in die Lingerie schaffen, von der nur das zugeteilt wurde, was für den Gebrauch einer Woche bestimmt war. Nun, das war belanglos. Die paar Leckereien, die Äpfel, die Mama im ausgebluteten Wien aufgetrieben hatte, durften mit in den Studiensaal genommen werden, wo sie noch zwei oder drei Tage lang als verstohlene, außerordentliche Freude im Pult liegen würden. Da standen sie fröstelnd im weißen Licht des Schlafsaals und paßten schlecht in seine helle Nüchternheit.

Der Bub begann sich vor den Erinnerungen und vor dem trüben Ziehen der Gedanken zu fürchten. Er nahm sich zu- sammen und schaltete gewohnheitsmäßig, belehrt durch die vergangenen Jahre, das Denken aus. Es war nicht gut, nachzudenken, es führte zu nichts anderem als zu verstohlenen Qualen. Hatte er einmal prahlerisch vom Durchgehen gesprochen, vor langer Zeit, in einem hellen Raum in Aussee? Es war unmöglich, niemals würde er dem Gefüge dieser Maschine entrinnen, niemals würde das kleine und unbedeutende Rad sich selbständig machen. Es war ein Teilchen unter anderen Teilen, mit Zähnen und Achsen festgehalten und an seinen Platz gebannt, bewegt oder gehemmt, wie es der Gang des grollen Werkes wollte.

Er packte mechanisch weiter aus. Plötzlich kniff er die Lippen zusammen, daß sie weiß wurden. Er hatte den Skizzenblock hervorgeholt, den er daheim zuunterst in den Koffer gelegt hatte. Hastig sah er sich um. Pater Rauch hielt sich nicht in diesem Gang des Schlafsaals auf; seine Stimme kam von weit her durch das Geräusch der Auspackenden. Da öffnete Robert hastig das Heft und zog Beates Bild, das Bild, das auf dem sonnenwarmen Stein entstanden war, heraus. Er besah es in fliegender Hast und stopfte es dann eilig in die Waschtischlade. Heute würde die doch bestimmt nicht kontrolliert werden, hier lag es gut, bis er seine Habseligkeiten im Studiensaal vorgezeigt hatte. Morgen, wenn diese Kontrolle vorüber war, konnte er es hinübernehmen und in seinem Pult verbergen.

Es war gut, daß er das Blatt, das ein Mädchen im Badeanzug darstellte, so rasch verborgen hatte. Pater Rauch stand plötzlich hinter ihm, ohne daß er seinen Schritt vernommen hatte. Er sah in den fast völlig ausgeleerten Koffer, blickte sich um und ergriff aufs Geratewohl den Skizzenblock. Ohne sein Gesicht zu verziehen, besah er sich die Zeichnungen und legte dann das Heft wieder auf die braune Kotze auf dem Bett des Buben. Dann ging er weiter, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben.

Robert hatte mit hämmerndem Herzen jede Bewegung des Patres verfolgt. Als er sich der anderen Seite des Ganges zuwendete, atmete er erleichtert auf. Fürs erste war Beate gerettet.

Er hängte die Heiligenbilder und das schwarze, mit Silber umrandete Kreuz an die drei Nägel an der Wand des Alkovens. Dann stapelte er, was er in den Studiensaal mitnehmen wollte, auf seinen Armen auf. Die Schelle des Paters ertönte, die Buben traten auf dem langen Seitengang an.

Wieder mahnte die Schelle, ein paar Nachzügler hasteten herbei. Sie trugen Papiersäcke mit Eßwaren unter dem Arm, sie schaukelten Stöße von Büchern auf den Händen, sie hatten sorglich die Bilder der Eltern und Geschwister in die Taschen gestopft und ein Väschen oder eine Standuhr auf den Gipfel ihrer Habseligkeiten gestellt. Sie warfen sich spöttische Blicke zu, wenn der Subpräfekt nicht hinsah, und sie wußten doch, daß diese paar Andenken das letzte Band waren, das sie mit dem fernen Daheim verband, ein Band, ohne welches sie verraten und verkauft gewesen wären in dem gewaltigen, Gott geweihten Bau. Und so marschierten sie durch die Schatten und Lichtpfützen der nächtlichen Gänge, beladen mit den Stückchen Heimat, die sie sich mitgebracht hatten.

Ihre Kameraden im Studiensaal, um Stunden länger in der Immakulata und darum selbstsicherer, wendeten die Köpfe, als sie einmarschierten. Da und dort tuschelte ihnen einer etwas zu, während sie in einer langen Kette vor dem Pult antraten, auf dem der Präfekt saß. Der ließ einen um den anderen die Stufen zu seinem Podium emporklettern und besah sich Stück um Stück, was die Buben mitgebracht hatten. Manchmal nahm er wortlos ein Buch oder einen Gegenstand, schrieb mit beherrschter Miene einen Zettel mit dem Namen des Besitzers auf, legte den Zettel dazu und schob das konfiszierte Gut zur Seite. Was konfisziert war, verschwand bis zum Ende des Studienjahres, um dann die gleiche Reise wieder anzutreten, die es umsonst in entgegengesetzter Richtung gemacht hatte.

Der kleine Abel stand vor Robert. Mit selbstbewußter Miene schob er einen Packen Bücher und die fertigen und unfertigen Bestandteile des großen Vogelkäfigs dem Präfekten zu. Der stutzte bei einem der Bände. Robert reckte den Hals. Es war ein Band Tiergeschichten von Seton Thompson, welcher der Konfiskation verfiel. Freilich, der Verfasser hatte Tieren eine Seele zugestanden, etwas, was aus der Bibel nicht zu beweisen war. Der kleine Abel zog eine Schippe,

der Pater zuckte bedauernd die Achseln. Das Buch war verschwunden, da gab es keine Widerrede.

Robert reichte seine Habseligkeiten hin. Pater Zumstein griff sofort nach dem Skizzenblock und sah die losen Blätter eins ums andere durch, mit einer Genauigkeit, die Robert das Schlimmste fürchten ließ. Wie, wenn man ihm das Zeichnen überhaupt verbot? Er blickte fragend und verzweifelt zu dem Mann empor, der das Büchlein in seiner Hand wog.

"Du hast in den Ferien viel gezeichnet", stellte der Präfekt flüsternd fest. Er hob die Brauen, als staune er darüber, und schnitt ein Gesicht, als wolle er eine abfällige Bemerkung machen. Zumstein war klug, er wußte ganz genau, daß er eigentlich gar nichts sagen konnte, denn diese Bilder und Skizzen waren wirklich harmlos. Aber es war zweckmäßig, so zu tun, als könne man etwas sagen.

Er schwieg eine peinlich lange Zeit, ehe er das Skizzenbuch Robert wieder auf den Arm legte. "Du kannst dich setzen," sagte er, "drittes Pult in der zweiten Reihe".

Das war kein guter Platz. Weit vorn saßen nur die, die schlecht lernten oder die während des Studiums störten. Robert tat keines von beiden. Er war wiederum absichtlich geduckt worden. Er hatte nicht etwa erwartet, eines der kleinen Ämter zu bekommen, vielleicht Quästor zu werden und befugt zu sein, die Bestellungen der Kameraden an Heften, Federn und Briefmarken ausführen zu dürfen, oder Studiensaalordner, oder gar Vorbeter. Nein, das wäre zuviel verlangt gewesen, für solche Ämter waren die Zuverlässigen da, die, die nicht aufbegehren, die, die sich gefügt hatten. Aber er hätte doch wenigstens ein Pult in einer der letzten Reihen bekommen können, fern von der Aufsicht. Oh, sie mißtrauten ihm, sie ahnten, daß er sich nicht auf dem rechten Wege befand!

Er trat an sein Pult heran. Als er die grünen Deckel hochklappte, überkam ihn plötzlich rasende Wut, die ihn zwang, die Bücher und Eßsachen neben sich zu stellen, um nicht der Versuchung zu erliegen, sie zu packen und mit einem Krach, einem erlösenden Krach, auf den Boden zu schmettern. Ah, die haßten ihn, sie stellten ihm nach, sie hatten nichts vergessen, die Ferien waren nicht wie ein Schwamm über die Tafel gegliedert, auf der seine Verfehlungen aufgezeichnet

waren. Nein, diese Ferien waren ein Zwischenspiel gewesen, das hier nichts galt, sie hatten nichts zu bedeuten im Hause der Unbefleckten, im Hause der Gesellschaft Jesu.

Diese Wut schwemmte alles hinweg, Heimweh, Verzweiflung, die versteckte, unter der Oberfläche schlummernde Absicht, sich zu fügen. Er nahm den gedruckten Zettel der Hausordnung hervor und las spöttisch, jäh gealtert, die Worte: *Halte Ordnung, liebe sie, sie erspart dir Zeit und Müh'*, und darunter den Satz: *Carpe diem. Nutze den Tag.*

O ja, er wollte den Tag nutzen. Er wußte nicht wie, aber es würde schon irgendwie gehen. Er sah sich um und entdeckte den großen Reiz, der ihn angrinste und ihm mit einem Apfel winkte. Robert winkte mit einem Stück Kuchen zurück.

Das war sinnlos, es hatte nichts zu bedeuten, aber es war doch eine Genugtuung, daß der Präfekt sich darüber ärgerte. "Neitperg, Reiz, anständig benehmen!" klang es vom Pult her.

Natürlich, der Hund hatte alles gesehen. Na, wenn er ihn so nah an sein Pult heransetzte, weil er mißtrauisch war, dann sollte er das Vergnügen haben, etwas beobachten zu können. "Du wirst noch etwas mit mir erleben", flüsterte der Bub. Dann begann er sachgemäß und überlegt seine Sachen zu verteilen. Es war wichtig, sogleich ein Versteck für Beates Bild herzurichten, morgen könnte es auffallen, wenn er lange in seinem Pult kramte.

Er schichtete seine Bücher kunstvoll so auf, daß sie einen Schlitz in dem hellgrünen, steifen Packpapier verdeckten. Durch diesen Schlitz konnte man Beates Bild unter das Papier schieben, er war breit genug, wie sich Robert an einem anderen Blatt überzeugte. Da sollten sie es nur finden!

Im Studiensaal kamen die Temperamente an diesem Abend zur Beobachtung wie an keinem anderen Tage. Die Weichen schluchzten, ein paar spotteten, andere saßen bereits ruhig und geduckt da und lasen. Irgendwie waren sie alle betäubt durch den scharfen Einschnitt in ihr Dasein, aber die meisten begannen, sich auf ihre Art damit abzufinden.

Der Präfekt beobachtete aufmerksam und trug ab und zu eine kurze Notiz in sein Wachstuchbüchlein ein. Beim Namen Neitperg angelangt, machte er ein

Ausrufungszeichen und vermerkte: *Aufsässiger zurückgekehrt*. Er beobachtete den Buben, der, scheinbar gleichgültig, in einem Buch las. Diese Seele war noch fern von ihrem Heil. Nun, er, der Präfekt, kannte seine Pflichten.

Er öffnete sein Brevier und flüsterte nach alter Gewohnheit, ehe er zu brten begann: "Ad maiorem Dei gloriam, zur höheren Ehre Gottes!"

10. Kapitel

Das feierliche Hochamt, das die Wiederkehr der Zöglinge in die Immakulata feierte, war vorüber; sie waren in den Klassen gewesen und hatten dort den Stundenplan erhalten, sie waren in die Quästur gegangen und hatten die Schulbücher in Empfang genommen, sie hatten gebetet, gespielt, hatten ihre Pulte geordnet und die Pultkontrolle über sich ergehen lassen, sie waren zum Essen geführt worden und waren wieder auf die Spielplätze marschiert. Die Tageseinteilung hatte sie wieder gepackt, lautlos, reibungslos, und hatte sie hin und her geschoben auf dem Gelände des Pensionats, Figuren eines Spieles, die nicht um ihre Meinung gefragt wurden. Der Grundsatz, der hier lückenlos durchgeführt wurde, den Zöglingen nach Möglichkeit keine Minute länger Zeit zu selbständigem Denken und Handeln zu lassen, als unbedingt nötig war, trug seine Früchte. Die Verschmelzung der beiden Abteilungen war fast reibungslos vor sich gegangen. Die Präfekten hatten kaum einzugreifen gebraucht, um Zwiste zu unterdrücken.

Der Präfekt der zweiten Division, Pater Zumstein, lehnte in dieser Mittagspause an einem der grüngestrichenen Laternenpfähle des Spielplatzes und beobachtete, was geschah. Es zeigte sich, daß die ehemalige zweite Abteilung die neuen Spitzen der Division stellte. Der jüngere Vierbrücken war schlau in das Lager der Führer der ehemaligen Division II/2 übergegangen, da sein Bruder in die erste Division versetzt worden war. Es war also richtig gewesen, das wichtige Amt des Vorbeters einem der Buben aus der zweiten Abteilung zu übertragen. Dieser Zöllner, ein Bursche mit einem glatten, brünetten Gesicht und mit eisernen Muskeln, war ein geborener Anführer. Wolf Vierbrücken stand dauernd mit ihm zusammen, der Schweizer Schäubli, der zuerst eine Auseinandersetzung mit Zöllner gehabt hatte, schien eingesehen zu haben, daß gegen die Kraft des Neuen nicht aufzukommen war, und hatte sich vor fünf Minuten ebenfalls an diese Gruppe herangepirscht, und der kleine Abel stand auch schon, die Hände auf dem Rücken verschränkt und ernsthaft dozierend, bei ihnen. Das neue Führerkorps der Division hatte sich gebildet. Das war gut und mußte gestattet werden, denn Zöllner war Vorbeter und sollte, wie der Pater natürlich längst wußte, zum Präfekten der marianischen Kongregation 2 gewählt werden. Wolf Vierbrücken war Studiensaalordner geworden, Abel Quästor und Schäubli Bibliothekar. Die Inhaber der Ämter hatten sich also gefunden.

Im Führerkorps waren Freundschaften geduldet, denn diese Burschen hatten den Sinn der Erziehung bereits begriffen und hatten sich als gefügig erwiesen. Dagegen mußten die anderen Angehörigen der Division um so schärfer beaufsichtigt werden. Die Sanften mochten zwar tun oder lassen, was sie wollten, Riedinger etwa, der niemals Streit anfang und harmlos plaudernd von Gruppe zu Gruppe schritt. Dagegen waren die aufsässigen Elemente unbedingt unter ständiger Kontrolle zu halten, dieser Neitperg etwa, der sich schon im letzten Jahre an den bullenmäßig unlenksamen Reiz angeschlossen hatte und der bei diesem Verkehr gewiß nicht besser werden würde. Geiger war ein unbeschriebenes Blatt. Er galt für nicht übermäßig fügsam, aber auch nicht für besonders gefährlich. Allerdings stand er bereits in irgendeiner Beziehung zu der Gruppe Neitperg-Reiz und mußte deshalb im Auge behalten werden. Nun, das würde sich finden. Der

Pater war nicht unzufrieden. Man hätte es diesem Neitperg ja eigentlich als Verdienst anrechnen können, daß er sich an einen ehemaligen Angehörigen der zweiten Abteilung sofort pflichtgemäß anschloß, hätte man nicht so bestimmt gewußt, daß Neitperg dies nicht aus Gehorsam gemacht hatte. Dieser Bub war eine viel zu ausgesprochene Persönlichkeit und, leider, eine viel zu negative Persönlichkeit. Ein Vierbrücken war ein Anführer, ein Neitperg wiegelte höchstens auf.

Der Präfekt nahm das Birett ab und wischte sich die Stirne. Dieser Septembertag war noch sehr warm, und die schwarze Sutane glühte. Nein, er brauchte vorderhand noch nicht einzugreifen. Er hatte das erreicht, was die Oberen, allen voran der Generalpräfekt, stets als Ziel der ersten Tage hinstellten, nämlich die Division kennenzulernen, ihre Gliederungen und die geheimen Ströme, die sie durchflossen, zu erfassen, und dann auf Grund sorgsamer Überlegungen jene Maßnahmen zu ergreifen, die dem Seelenheil und der Ehre Gottes förderlich waren. Das Chaos der siebzig Buben gliederte sich bereits vor den Augen des Paters Zumstein zu einem Gefüge, das verständlich war. Die Maßnahmen aber sollten nicht auf sich warten lassen, sobald sie sich als notwendig erwiesen.

Die Buben tollten auf dem Spielplatz umher. In wenigen Minuten sollte der große Umzug durch den Ort Feldmünster beginnen, der den Einwohnern Jahr um Jahr zu Gemüte führte, wie groß die Macht der Kirche war und wie stolz sie auf eine so hervorragende Erziehungsanstalt wie die Immakulata sein mußten. Daß die Haltung der Bevölkerung noch immer recht feindselig war, hinderte nichts an der Durchführung des gewohnten Programms. Die Kirche hatte schon zu viele politische Veränderungen überwunden, als daß sie vor einer solchen zurückgewichen wäre.

Der Präfekt sah auf die Uhr. Er wandte den Kopf, als er Schritte hörte, und begrüßte gemessen den Unterpräfekten, der ihm den Schlapphut brachte und das Birett des Vorgesetzten in Empfang nahm. Pater Rauch blieb neben Pater Zumstein stehen und beobachtete nun ebenfalls die Division, die über die weite Fläche des Spielplatzes verstreut war. "Sie sind zufrieden?" fragte er.

"Ich habe noch keinen Grund zum Einschreiten gefunden. Aber man muß stets abwarten und sich davor hüten, ein voreiliges Urteil auszusprechen. Wir werden sehen."

Wenige Minuten darauf marschierten die vier neu gebildeten Divisionen unter Vorantrieb der Blechmusik aus dem Tor der Immakulata heraus. Die berühmte Anstalt hatte ihre Pforten wieder geöffnet; da zogen ihre Divisionen hin, nicht mehr wie vordem in zwei Abteilungen, die verschiedenen Gesellschaftsschichten angehörten, gesondert, nein, völlig modern ohne Unterschied des Standes. Die Blechmusik spielte einen Marsch, der weiße und der rote Roßschweif am Schellenbaum flatterten im Septemberwind, die Sonne brach sich an den glitzernden Instrumenten und die große Trommel dröhnte. Division um Division stampfte im Gleichschritt hinterher, die Präfekten an der Spitze, die Unterpräfekten neben dem letzten Glied. Vorn, neben der Blechmusik, schritt der Generalpräfekt dahin, sein verbindlichstes Lächeln um die dünnen Lippen, die Haarflammen unter dem Schlapphut verborgen. Staub flog auf, Fuhrwerke hielten, die Menschen drängten sich unter den Wölbungen der Lauben und starrten auf die altgewohnte Erscheinung, die fest und sicher, in der Form gewandelt, im Gehalt unverändert, siegesicher durch die Straßen des Marktfleckens zog.

Die Oberen hatten dafür gesorgt, daß die Bedeutung dieser Neugestaltung im Lokalblatt stand, die Leute hatten es gelesen. Es schien so, als grüßten bereits wieder mehr Leute zu den schwarzen Gestalten hinüber, die ein wenig vornübergeneigt, von ihren schwarzen Atlasschärpen umflattert, durch den wehenden Staub zogen, den die Tritte der vielen Buben aufgewirbelt hatten.

Den Klang der Blechmusik im Ohr, Geiger und Reiz zur Seite, schritt Robert im Meerwurm der Zöglinge dahin. Es war Stillschweigen befohlen worden, und so war er, zum erstenmal an diesem Tage, mit seinen Gedanken allein, denn weder in der Kirche noch in der Schule oder im Studiensaal war es möglich gewesen, zur Besinnung zu kommen. Er erinnerte sich bei einem Aufblitzen des Septemberlichts auf dem Trichter eines Instruments plötzlich daran, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo jeder Blick eine Anregung zu neuem Schaffen gewesen war und wo sich ihm Motiv auf Motiv aufgedrängt hatte. Es schien ihm, als habe er an seiner Kunst

und an seinen Vorsätzen gesündigt, denn er hatte völlig vergessen gehabt, nach neuen Vorwürfen für Bilder auszuspähen. Er beschloß, das Versäumte nachzuholen, von der dunklen Hoffnung beseelt, auf diese Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen zu können. Seine Blicke flogen über die Giebel der Häuser hin, sie spähten unter die dunklen Bogen der Lauben, sie prüften die Gesichter der Feldmünsterer, aber das alles erweckte keinen Widerhall in seiner Brust. Eine nervöse Unrast packte ihn; er glaubte, sich zwingen zu müssen, aber es gelang ihm nicht. Kein Anruf traf seine Seele, die Welt war tot. Er warf einen schüchternen Blick nach rechts und nach links zu den beiden Freunden und empfand etwas wie heiße Bewunderung. Geigers kühnes Gesicht starrte interessiert auf alle Vorgänge rundum, er war nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. In den groben Zügen des großen Reiz aber stand jener Büffeltrotz, an dem jeder Erziehungsversuch abprallte. Oh, sie waren stark und fest, diese Freunde! Nur er war dazu verdammt, keinen Frieden zu finden. Vielleicht wurde es morgen wenigstens in der Schule besser. Jäh sehnte er sich nach dem kühlen Licht des Klassenzimmers, nach den Buntdrucken an den Wänden und nach den Fragen, die er beantworten konnte. In der Schule hatte er niemals versagt, in der Division versagte er immer, und nun versagte er bereits vor seiner Kunst.

Er wollte Geiger etwas zuflüstern, denn er hatte bemerkt, daß der Präfekt ihn nicht sehen konnte. Da entdeckte er ein verstohlenes Grinsen im braunen Gesicht des Häßlichen. Er folgte dem Blick und sah ein Mädchen, das drall und rotbackig an einer Säule lehnte und das ganz offensichtlich seine Augen auf Geiger ruhen ließ, ehe es sich lachend abwendete.

Er schlug die Augen nieder, als habe er durch eine verbotene Türe gelugt. Die Blicke, die da hin und her gegangen waren, waren unrein gewesen, sie widerstrebten ihm und lockten ihn dennoch an. Die Erinnerung an Beate brach über ihn herein und überfiel ihn mit schmerzhafter Gewalt. Aber es war nicht die reine und klare Beate der vergangenen Ferientage; ihr Bild war verunreinigt durch Geigers Einverständnis mit einem Wesen, das der Inbegriff der Sünde war.

Seine Gedanken gerieten auf Abwege, seine Erinnerungen taumelten und veränderten sich, die Erlebnisse des Sommers vermischten sich mit der

mönchischen Ordnung des Instituts, mit dem Geist des Aufbegehrens, mit der Aufsässigkeit, die sich seiner bemächtigt hatte. Etwas in ihm schrie nach der Nähe des Mädchens, aber seine Nähe war nicht mehr Ruhe, sie war der Anruf der Sünde. Er bemühte sich, die Wallung seines Blutes niederzukämpfen, er flüsterte ein Stoßgebet und versuchte, an die Schule zu denken. Dort mußte das Heil liegen; in der kühlen Ordnung der abgeteilten Pflichten, der Aufgaben, mußte er seine Ruhe wiedergewinnen.

Dieses Einerlei der Pflicht, diese haargenaue, ausgeklügelte Tageseinteilung, die keine Sekunde Spielraum ließ, sie waren wohl richtig, denn sie bewahrten vor der Versuchung. Wie hatte er bloß glauben können, daß sämtliche Lehren seiner Erzieher falsch waren? Wie hatte er annehmen können, daß er für sich allein den rechten Weg gefunden hatte, daß der Widerspruch, in dem er sich zur Immakulata befand, zu Recht bestand? Er mußte versuchen, alle Erlebnisse und Eindrücke des letzten halben Jahres über Bord zu werfen und wieder der zu werden, der er gewesen war. Jetzt erschien ihm sogar die Verwirrung, die sich seiner während des letzten Semesters vor den Ferien bemächtigt hatte, wie eine sichere Küste, die er verlassen hatte. Es war ihm, als sei er allein und verlassen in eine ungeheure Wasserfläche hineingesteuert, deren Strömungen und Stürme ihn verschlagen hatten. Morgen, sobald die Schule anfing, wollte er sein altes Leben wieder beginnen, wollte er die Verwirrung vergessen, wollte er beichten und reinen Tisch machen. Er glaubte, von diesem festen Punkt aus den alten Glauben wiedergewinnen zu können, er kapitulierte vor der Macht des Instituts, er beschloß, den Plänen und Hoffnungen des Sommers zu entsagen. Ja, sein Zorn war Sünde gewesen, seine Zweifel Sünde, seine Nachlässigkeit Sünde. Er mußte zurückflüchten und in den Mutterschoß der Kirche zurückkehren, er mußte verneinen, was er gesucht hatte; es ging ja nicht anders.

Dann aber war auch Beate Sünde gewesen! Da bäumte sich ein Widerstand in ihm auf. Er konnte doch das Mädchen nicht einfach verraten, das Mädchen, das ihm gesagt hatte, es liebe ihn. Warum war er ihr nicht gefolgt, warum hatte er geglaubt, sich hier Klarheit verschaffen zu müssen? Wo war denn die Klarheit?

Und so marschierte er, mitten in den vier Divisionen, durch den Ort. Der Widerhall der Blechmusik brach sich an den Mauern, die Marschschritte rauschten aus den Lauben zurück, die Leute staunten. Das klingende Spiel schallte freudig und selbstbewußt über sie dahin, Stimme der Zuversicht, die keine Zweifel kannte.

Erst vor der Kühle des Torwegs brach das Spiel ab. Der hohe Eisenzaun nahm sie auf, die Wölbung dröhnte, und die Gottesmutter, fern lächelnd, nahm den Vorbeimarsch der Divisionen ab, die Sie begrüßten, ehe sie das Ihr geweihte Haus betraten.

ES GAB AN DIESEM ABEND NOCH NICHTS ZU STUDIEREN, Freistudium war gestattet. Trotzdem lagen fast auf jedem Pult Schulbücher aufgeschlagen. Das tadellos reine Papier, bedeckt mit dem Stoff des Lehrjahrs, die sauberen, noch nicht zerfransten und abgegriffenen Einbände lockten. Die Logarithmentafeln, die griechischen Lexika, die Lesebücher, die Lehrbücher der Geographie und der Geschichte schlugen die in ihren Bann, die sich nun fast ein Jahr lang täglich mit dem Inhalt dieser Bände beschäftigen mußten. Die Begabten musterten den Stoff mit gespannter Neugierde und versuchten da und dort, ein noch nicht erläutertes Problem zu lösen, die wenig Begabten aber schüttelten schon jetzt verzweifelt den Kopf, ohne ihre Blicke von den Zeilen wenden zu können, die für sie Schmach und Unlust bargen. Besonders Unordentliche wagten bereits jetzt da und dort eine Kritzelei in einem der Schulbücher anzubringen, während die Ordentlichen sie in steifes, blaues Papier banden und mit sorgfältiger Schrift Pensionatsnummer, Namen und Buchtitel darauf verzeichneten.

Robert blätterte gedankenlos in seinem Lesebuch. Er hatte sich Jahr um Jahr immer wieder auf das neue Lesebuch gestürzt und hatte stets einen guten Teil seines Unbehagens und seines Heimwehs beim Lesen der Geschichten vergessen, die seine Phantasie entzündet hatten. Diesmal gelang es ihm nicht, sich fesseln zu lassen. Seine Finger tasteten immer wieder nach der Pultklappe, sein Auge schweifte auf die dunkle Ritze zwischen den beiden grünen Pultdeckeln. Er warf einen hastigen Blick zum Präfekten und sah, daß der Pater sein Brevier sehr aufmerksam las. Da öffnete er die Klappe, was ohnedies erlaubt war, und begann

in seinen Sachen zu kramen. Seit heute morgen lag tief unten unter dem grünen Packpapier Beates Bild im Pult. Er versuchte zuerst, sich einzureden, daß er nur noch mehr Ordnung schaffen wolle und daß es zweckmäßiger sei, den Farbenkasten ganz zuoberst einzuräumen, aber seine Hände folgten diesem Selbstbetrug nicht. Plötzlich schob er die Bücher zur Seite und zog das Blatt hervor. Weit über das Pult geneigt, dessen Rand seinen Inhalt vor den spähenden Augen des Präfekten verbarg, besah er das Bild. Das Mädchen lag mit gesenkten Wimpern und lächelte, wie es ihm jetzt schien, rätselhaft. Er forschte in ihren Zügen, erschrak, als der Präfekt sich räusperte, schob das Bild wieder in sein Versteck und schloß das Pult.

Zunächst versuchte er noch einmal, im Lesebuch zu lesen, aber er begriff den Sinn des Gelesenen nicht. Er empfand plötzlich nur den Wunsch, sich mit Beate in Verbindung zu setzen, sich an sie zu drängen, ihre Hand zu ergreifen und ihr zu erzählen, wie wirr das alles war, oder einfach zu schweigen, denn sie verstand ihn gewiß auch ohne Worte. Aber das ging nicht. Da kam ihm ein Gedanke. Er öffnete das Pult abermals, zog Briefpapier und Feder hervor, klappte das Tintenfaß auf und begann, an Beate zu schreiben.

Er warf die Gegenwart weit von sich, als er die Feder ergriff, und versank in dem holden Schein ihrer Nähe. Es war ihm, als leuchtete der Berg wieder über seinem Haupt, als er schrieb, und als sei es nicht das scharfe Licht aus den neu gereinigten Glaskuppeln der Beleuchtungskörper, das da herabströmte, sondern als scheine die Sonne dieses Sommers auf ihn herab. Eilig lief seine Feder über die Seiten, die ihre Hände einmal berühren sollten.

Er ahnte wohl, daß es ein gewaltiges und völlig unberechenbares Wagnis war, aus den Mauern, die allen lebenden Frauen feind waren, einen Brief an ein Mädchen zu richten. Aber da ihm die Tragweite seines Tuns unbekannt war, da die Erinnerung ihn verlockte und er seiner Lust nicht widerstehen konnte, stockte er nicht und zauderte er nicht. Zum erstenmal, seit er die Immakulata betreten hatte, fiel die Verwirrung von ihm, brannte er wieder in einem einzigen, gesammelten, auf einen Punkt gerichteten Gefühl.

Er war darauf bedacht, sich vor der Zensur, die in der Hand des Generalpräfekten lag, nicht zu verraten. So schrieb er denn zuerst einen kurzen und hölzernen Bericht über seine Ankunft. Ihm schien es freilich, als sprühe jeder der kurzen und unbeholfenen Sätze Flammen. Er erglühte in seinem Tun, er wurde verwirrt, bedrängt von ihrer plötzlichen Nähe, er überlas den Brief und setzte endlich unter die Unterschrift den Nachsatz: "Erinnerst Du Dich noch an den See oben auf dem Loser?!" Das war ein unmittelbarer Anruf, war ein Beweis für Beate, daß er sie nicht vergessen hatte. Seine Hand zitterte, als er den Brief zusammenfaltete und die Anschrift auf den Umschlag schrieb.

Er hatte einen Weg gefunden, sich aus der bedrohlichen Gegenwart zurückzuretten zur Vergangenheit. Der Schleier zerriß vor seinen Augen, er fühlte sich nicht mehr gänzlich verloren. Da er sich schämte, diesen ersten Liebesbrief seines Lebens allein abzugeben, schrieb er eine getreue Abbildung des ersten Briefes an seine Eltern, einen Brief, bei dem nur der Nachsatz fehlte. Als er geendet hatte, meldete er sich mit erhobener Hand, wurde aufgerufen und begab sich zum Pult des Präfekten.

Der Pater besah die Anschriften der beiden Briefe, die ordnungsgemäß unverschlossen abgegeben worden waren. Beim Schreiben an die Eltern, das obenauf lag, nickte er, das zweite besah er lange.

"Wer ist das?" fragte er.

Robert wurde unter dem kühlen, forschenden Blick rot. "Eine Kusine", erwiderte er hastig. Er begriff nicht, wieso ihm diese unvorbereitete Lüge so schnell eingefallen war.

"Es war wohl nicht notwendig, sofort an deine Kusine zu schreiben", antwortete der Präfekt, steckte das Schreiben aber weg. Robert atmete auf. Die Briefe waren abgegeben worden, sie würden nun zu denen finden, für die sie bestimmt waren.

Es war freilich nicht angenehm, zu sehen, daß der Präfekt sogleich, nachdem Robert sein Podium verlassen hatte, zu seinem Notizbuch griff und dort eine Eintragung machte.

Aber vielleicht bezog sich diese Eintragung nicht auf ihn? Er durfte doch einer Kusine schreiben, sagte er sich, und steigerte sich wieder in den Trotz hinein, den er am vergangenen Abend empfunden hatte. Gut, er hatte den Pater angelogen, aber trug der nicht selbst Schuld daran mit seiner verfänglichen Frage.

Beate schien wahrhaft vom Schicksal dazu bestimmt zu sein, den Frieden in sein Leben zu bringen. Er malte sich während des abendlichen Freistudiums aus, wie schön es sein würde, mit ihr in Briefwechsel zu stehen. Dieser Briefwechsel würde ihn immer wieder an den kurzen Höhepunkt seines Daseins erinnern, er würde ihm eine Gewähr dafür sein, daß außerhalb des schmiedeeisernen Gitters, das das Internat von der Welt abgrenzte, das Leben auf ihn wartete, jenes Leben, in dem es eine Kunst und eine Liebe gab. Gestärkt durch dieses Bewußtsein, so malte er sich aus, würde es ihm ein leichtes sein, sich auch mit der Institutsordnung zu befreunden, mit der er sich noch in diesem Jahre abzufinden hatte. Nur in diesem Jahre? Er schob den peinigenden Gedanken, die Möglichkeit, daß vielleicht noch vier Jahre Institut auf ihn warteten, weit von sich. Diese Entscheidung mochte später fallen.

Seine Gedanken liefen hurtig dahin. Während er sich über das Lesebuch neigte und noch immer nicht begriff, was er eigentlich las, bauten sie verspielt an den Möglichkeiten einer schöneren und leichteren Zukunft. Er vermied es sorgfältig, sich einzugestehen, daß er bereits kapituliert hatte, daß er gar nicht mehr darüber nachdachte, wie er dem Institut entrinnen, sondern darüber, wie er sich mit ihm abfinden konnte. Vielleicht hatte man die Demütigungen nur beschlossen, um ihn zu prüfen? Wie leicht konnte es sein, daß die Patres genau wie Gott nur eine Zeit der Prüfung für ihn bestimmt hatten, in der er sich bewähren mußte. Wenn er sich aber bewährte, dann wurde er vielleicht auch in die marianische Kongregation aufgenommen, in jene Vereinigung, die dem besonderen Dienst der Himmelskönigin geweiht war. Es war sehr schön, Sodale zu sein. Als Sodale durfte er sich gewiß wieder unmittelbar an die Himmelsjungfrau wenden, und dann würde sie seine Bitten nicht verschmähen. Das konnte sie einfach nicht tun, denn damit würde sie ihren treuen Diener bloßstellen. Vielleicht

hatte dann die Himmelskönigin ein Einsehen und bewirkte, daß er nicht wieder hierherkam?

Seine Gedanken bewegten sich in sonderbaren Bahnen. Die Phantasie, durch die Erschütterungen der letzten Tage angeregt, spielte. Wenn Maria freilich meinte, daß es besser sei, er bliebe hier, dann mußte man sich fügen. Aber dann trug man doch wenigstens das schöne blaue Atlasband der Sodalen, dann durfte man auch abends, wenn die anderen, die Nichtsodalen, studierten, in die kleine Kapelle gehen und dort allein und unbeaufsichtigt beten.

Es wäre herrlich, abends im Dämmerchein der kleinen Kapelle zu knien und die Gedanken unmittelbar und unbeaufsichtigt an die himmlische Mutter richten zu dürfen. Seltsam, wie es ihn plötzlich wieder zu ihr hinzog, zu der einzigen Frau, die in diesem Bau verehrt wurde! Mit ihr konnte er dann über Beate sprechen, ihr konnte er sich anvertrauen. Er war dem Anruf des Weiblichen verfallen, er suchte nach ihm, und nur so war es zu finden.

Die Glocke verkündete das Ende des abendlichen Studiums und den Beginn des Abendgebetes. Der Vorbeter Zöllner, brünett und gesammelt, schritt durch den Mittelgang zwischen Pultreihen hindurch und trat vor den Betschemel. Während die Pultdeckel klappten, blickte er fest und gesichert vor sich hin. Als es still wurde, bekreuzigte er sich und begann die Andacht.

Robert folgte diesem Gebet mit besonderer Inbrunst. Die Gnade des Himmels hatte sich ihm ja offensichtlich mitgeteilt, sie hatte ihm einen Ausweg aus seiner Verwirrung gezeigt. Er sah fast liebevoll zu dem starken Zöllner hinüber, der den Blick fest auf die Statue der Himmelsjungfrau geheftet hatte. Von ihm hing es ja zum Teil ab, ob er Kongreganist wurde oder nicht.

Der Bub bat in diesem Gebet heimlich um eine baldige Antwort des Mädchens und um Aufnahme in die Kongregation. Da er nun seine Wünsche dahin getragen hatte, wo ihre Erfüllung abgewogen und vielleicht zugestanden wurde, fühlte er sich ebenso erleichtert wie in dem Augenblick, in dem der Brief abgegeben worden war. Er hatte sich zwei erreichbare Ziele gesteckt, und es war nun Sache des Himmels, ihm zu helfen, sie zu erlangen.

Natürlich mußte er nun seinerseits die Gegenleistung vollbringen. Er entdeckte, in der Gewissenserforschung beängstigt, wie sehr er gesündigt hatte, er bereute seine Sünden und beschloß zu beichten. Auch ein anderes Leben wollte er beginnen, ein harmonisches Leben, in dem Kunst, Liebe und Unterordnung unter die Vorschriften sich nicht gegenseitig behinderten, sondern jedes seinen angemessenen Raum erhielten. Er glaubte die Erreichung dieses Zieles greifbar vor sich zu sehen, er sah sich bereits als begnadeten, gern gesehenen Knaben, der seine Pflichten gewissenhaft erfüllte, der fromm war, der die Briefe eines Mädchens empfing und der obendrein noch zu einem großen Maler heranreifte.

DIE GESAMMELTEN BRIEFE DER DIVISIONEN wanderten entweder durch die Studiensaalordner oder durch die Unterpräfekten zum Generalpräfekten, der die Zensur vornahm. Die Briefe der zweiten Division trug der Unterpräfekt Pater Rauch in die Klausur hinüber.

Er klopfte an die Türe des Generalpräfekten und trat ein. Es war ein stürmischer, verregener Septembertag, der die enge Zelle in sein unwirsches Zwielflicht tauchte. Der Generalpräfekt saß vor seinem Schreibtisch, die Leselampe brannte, und ein grüner Augenschirm schützte seine Augen vor ihrem Licht.

Der Uralte sah auf, als der Pater eintrat und grüßte. "Sie bringen die Briefe der zweiten Division?" fragte er. Er schob die Brille auf die Stirne und sah nun wahrhaft gespenstig aus, wie ein vieräugiges Fabelwesen mit einem mächtigen, grünen Schnabel. "Ist etwas zu berichten?"

Der jüngere Ordensbruder nahm eine gesammelte Haltung an. "Es scheint, daß die Buben sich aneinander gewöhnen", erwiderte er. "Zu ernsthaften Streitigkeiten ist es nicht gekommen."

"Gut. Die Einzelheiten erfahre ich während der Konferenz zur ersten Notenverlesung." Er griff bereits nach den Briefen. "Noch etwas?"

"Pater Zumstein trug mir auf, Ihnen zu melden, daß Neitperg einen Brief an seine Kusine geschrieben hat. Er liegt zwischen den anderen Briefen unter N."

Der Alte, der den Kopf bereits abschließend gesenkt hatte, sah mit einem Ruck empor. "An eine Kusine? An welche Kusine? Hat er denn Kusinen?"

"Ich kann darüber leider keine Auskunft erteilen."

"So!"

"Ich habe den Brief selbst nicht gesehen. Wenn ich ihn Ihnen heraussuchen darf!"

"Danke. Ich werde ihn selbst finden." Er begann, nach dem Schreiben zu suchen, hielt aber wieder inne und wandte sich noch einmal an Pater Rauch. "Die Buben sind in einem besonders gefährdeten Alter, Sie verstehen mich doch?" Und als der andere sich verneigte, fuhr er fort: "Ich ersuche, auf Verstöße in dieser Hinsicht besonders zu achten und sie unnachsichtig zu verfolgen. Die Keuschheit ist die erhabenste Tugend, welche die himmlische Schutzpatronin dieses Hauses auszeichnet. Ich bitte Sie, meine Einstellung zu diesem Punkt auch Pater Zumstein, dem sie bekannt sein muß, noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Ich werde den Brief prüfen. Ich hoffe, daß es sich um eine harmlose Jugendtorheit handelt. Neitperg hat uns schon oft Sorgen gemacht, ich will darum beten, daß die Gottesmutter ihn unter ihren besonderen Schutz nimmt. Irgendwelche Verstöße gegen das sechste Gebot werden auf das allerschärfste verfolgt, ich ersuche, sie mir vorkommendenfalls sofort zu melden. Sie sind eine ungeheure Gefahr für das Pensionat. Sie können gehen. Gelobt sei Jesus Christus!"

"In Ewigkeit, Amen!" erwiderte Pater Rauch, und entfernte sich. Der Generalpräfekt schob die Brille wieder herab und suchte unter den Briefen, bis er die beiden Schreiben Roberts gefunden hatte. Er öffnete den Brief an Beate und las ihn Zeile um Zeile, fand aber keinen geheimen Sinn. Es war einer jener typischen, hölzernen Briefe, wie sie allwöchentlich zu Hunderten aus dem Institut hinausflatterten. Nur der letzte Satz ließ ihn stutzen. Er überlegte und prüfte ihn genau. Auf was spielte der Bub da an?

Es war selbstverständlich, daß dieser Briefverkehr nicht geduldet werden konnte, auch wenn es sich wirklich um eine Kusine handelte. Der Pater überlegte einen Augenblick, ob er bei der Baronin Neitperg Erkundigungen über dieses Mädchen einholen sollte, entschloß sich aber gleich darauf, es nicht zu tun. Wahrscheinlich war es wirklich eine Kusine. Womit sollte er dann einen Argwohn begründen, den er aus diesem Stück Papier nicht beweisen konnte? Das warf unter

allen Umständen ein schiefes Licht auf das Pensionat und seine Erziehungsmethoden. Der Pater Rektor wie der Pater Provinzial hatten bei der letzten großen Sitzung ausdrücklich größte Vorsicht angeraten. Die Zeiten waren zu schwer und gefährlich, als daß die Jesuiten sich auch nur die geringste Blöße hätten geben dürfen. Es galt, keinen einzigen der erprobten Freunde zu verlieren, und zu denen zählte die Baronin Neitperg zweifellos.

Nein, es war zwar notwendig, zu erfahren, was zwischen dem Neitperg und dem Mädchen spielte; das mußte sich aber während des Briefwechsels herausstellen. Deshalb war es geboten, den Brief abzusenden und die Antwort abzuwarten. Dieser Brief mußte die Hand des Präfekten ebenso passieren wie das Schreiben des Buben. In Fällen, in denen es zweckmäßig erschien, hatte die Immakulata sich ausdrücklich das Zensurrecht vorbehalten. Elternbriefe passierten natürlich frei, das aber war etwas anderes.

Vorläufig hieß es abwarten. Pater Lechner befeuchtete die Gummierung des Briefes auf der drehbaren Glaswalze des Befeuchters, verschloß ihn sorgfältig und legte ihn zu dem Stapel der bereits zensierten Schreiben.

Die Immakulata hatte auf Grund ihrer Erfahrungen vor dem Beginn des eigentlichen Schuljahres noch eine allgemeine Reinigung der Seelen vorgesehen, ehe sie ihre Zöglinge wieder als vollwertiges Material der katholischen Aktion ansah. Die Patres hielten es für zweckmäßig, die Buben sich erst zwei Wochen lang an den Alltag des Instituts gewöhnen zu lassen, ehe sie darangingen, ihre berühmten Exerzitien, die mit einer Generalbeichte über das gesamte Leben verbunden waren, abzuhalten. Während der ersten vierzehn Tage sollten die Erinnerungen an die Ferien verblassen, sollten die Gedanken wieder auf die Ziele dieser Erziehung eingestellt werden. Dann lockerten die Exerzitien den Boden der Seelen auf und machten ihn bereit für die Saatkörner, die im Verlauf des Schuljahres, das ja gleichzeitig ein kirchliches Jahr war, hineinversenkt wurden.

Waren die Exerzitien vorbei, so erfolgten die Wahlen, welche entschieden, wer in die marianische Kongregation aufgenommen wurde und wer nicht. Robert hatte also noch drei Wochen Zeit vor sich, ehe er wußte, ob der Plan für seine

neue Lebensführung die Billigung des Himmels gefunden hatte. Unterdessen aber mußte ein Brief von Beate eintreffen.

Diese Antwort Beatens wurde für ihn nach und nach zu einem Ereignis von größter Wichtigkeit. Er malte sich, verschwiegen und abseits der anderen, aus, wie sie seinen Brief erhielt, wie sie ihn zwischen ihren bräunlichen Fingern drehte und überrascht und freudig betrachtete. Er stellte sich vor, wie sie sich mit ihm in ihr Mädchenzimmer zurückzog, wie sie ihn aufschnitt und wie dann ihre Augen über die Zeilen hinfliegen, die er ihr geschrieben hatte. Sie errötete gewiß, wenn sie an den letzten Satz kam. Robert überlegte fieberhaft, was sie ihm wohl antworten werde.

DIE TAGE VERGINGEN. Nun war es bereits gewiß, daß sie nicht sofort geantwortet hatte. Wahrscheinlich überlegte sie sich, was sie ihm schreiben sollte. Antworten würde sie, das wußte er ganz bestimmt.

Je länger es währte, ehe eine Antwort eintraf, desto ungeduldiger wurde er. Bisher war es ihm tatsächlich gelungen, sich mit der Hausordnung abzufinden, jetzt aber begann er in seiner Unrast da und dort Verstöße zu begehen. Vor jeder der Vormittagspausen um zehn Uhr, wenn sie aus den Klassenzimmern auf den Spielplatz marschierten und der Präfekt die Post ausrief, klopfte sein Herz. Jedesmal nahm er sich vor, den Umschlag erst mit gleichgültiger Miene wegzustecken und erst später zu lesen, um kein Aufsehen zu erregen, und jedesmal war es eine Enttäuschung. Beate antwortete nicht.

Es wurde immer offensichtlicher, daß die ständige, gespannte Erwartung ihm schadete. Sogar die Schule, in der er sich vordem leicht und sicher bewegt hatte, einer der Vorzugsschüler, der seine Aufgaben immer konnte, wurde ihm zu einem Ort der Angst und der Niederlagen. Er saß im Studiensaal und begriff den Sinn der Aufgaben nicht; die Formeln, die Vokabeln hafteten nicht in seinem Kopf, denn der Brief, der nicht kam, füllte sein Denken aus.

Immer öfter schüttelte der Klassenvorstand, der alte Pater Krug, seinen Kopf. "Neitperg, wiederhole den letzten Satz!"

Der Bub fuhr empor und griff hastig nach dem Cicero. Seine Augen irrten über die lateinischen Sätze hin, er begann zu lesen. Pater Krug sah ihn scharf an, sein gutmütiges Altmännergesicht wurde betrübt. "Setzen, Neitperg! Wieder nicht aufgepaßt. So wirst du kein Vorzugsschüler bleiben!" Er zog sein schwarzgebundenes Notizbuch hervor und schrieb eine Note hinein.

Robert setzte sich, mit Blut übergossen. Wenn der Brief erst da wäre, alles wäre wieder gut! Der kleine Abel wurde aufgerufen, er schnurrte den Text herunter, übersetzte dann die nächste Stelle erst wörtlich, mit allen lateinischen Verschachtelungen, dann in reinem Deutsch. "Ja, der Abel ist brav, der macht einem Freude", sagte Pater Krug, und warf einen wehmütigen Blick auf Robert.

Robert starrte vor sich hin, er murmelte den Text nach, aber er begriff seinen Sinn nicht. Nach der Lateinstunde war die Vormittagspause, dann war ihr Brief da. Und dann wollte er wieder studieren.

"Wie heißt das Partizipium präsentis von confiteor, Neitperg?"

Robert schoß in die Höhe, stotterte und verstummte. Er hatte nicht einmal vernommen, was er gefragt worden war.

"Was habe ich gefragt? Du weißt nicht einmal das? Das nimmt kein gutes Ende mit dir, es sind schon Buben durchgefallen, die vorher Vorzugsschüler waren. Ich hoffe, du wirst dich endlich zusammennehmen. Was ist denn bloß während der Ferien in dich gefahren?"

Robert zuckte mit den Achseln und schwieg. Wenn erst der Brief da war, wurde alles gut. Er setzte sich, die Scham lief wie eine schwere Grundweise über ihn hinweg, die Augen wurden ihm naß.

Aber dann war auch diese Stunde endlich vorbei, dann schrillte die elektrische Glocke, dann traten sie in Doppelreihen auf dem geölten Gang an, und nun war alles vergessen, Niederlage und Beschämung, denn nun ging es in die Pause. Und jetzt mußte endlich der Brief, dieser ersehnte, schicksalbestimmte Brief gekommen sein.

Der Präfekt trug ein Päckchen Umschläge in der Hand. Der Septemberwind zerzte an seiner Soutane, silberberandete Wolken eilten hinter den sausenden

Bäumen dahin, deren Blätter zu vergilben begannen. Die Division löste sich aus der Marschordnung und umringte den Pater, die Namen wurden ausgerufen.

"Achleitner, Gruber, Neitperg!" Da war der Brief! Sein Herz schlug rasend, als er den Umschlag erhielt, er brachte es wirklich fertig, zunächst keinen Blick darauf zu werfen, er trug ihn in die hinterste Ecke, dort, wo in einem Winkel des Spielfeldes ein blecherner Papierkorb stand, und nun endlich warf er einen Blick auf die Anschrift.

Er wurde blaß und knirschte mit den Zähnen. Mama hatte geschrieben. Wütend fetzte er den Umschlag auf, lieblos riß er das beschriebene Papier heraus. *Ich hoffe, daß Du Dich in diesem Jahr besonders zusammennimmst!* Ach, ja doch, natürlich! *Dein Benehmen war nicht immer so, wie die Patres es gewünscht hätten!* Kein Wunder. Laß sie nur wünschen, Mama. *Du hast ja selbst wieder nach Feldmünster gewollt.* Nein, niemals, ich habe gelogen, ich war verrückt. *Papa hat, wie immer, geschäftliche Sorgen.* Wie das fern war, gab es denn das überhaupt, ein Wesen, das Papa hieß? Sie sollte lieber von Beate schreiben, irgend etwas hatte sie ja geahnt, Harald hatte wohl etwas geschrieben, oder wenigstens von Harald oder Lissy. Nein, nichts dergleichen. *Gott segne Dich, mein Kind!*

Wieder kein Brief von ihr!

Unmöglich, die abgekürzte Multiplikation zu begreifen. Abel trug sie ihm selbstgefällig vor, er hatte ihn darum gebeten. In der Stunde hatte er sie natürlich nicht verstanden, und im Studiensaal war er nicht fähig gewesen, sich darauf zu konzentrieren. "Paß doch auf, Neitperg," sagte Abel schulmeisterhaft, "sonst kapiertst du sie wieder nicht!"

"Ach, laß den Kerl doch!" grinste Geiger ihn an. "Ich verstehe sie auch nicht. Spielen wir lieber Ball!"

Er hatte Glück, er kam in dieser Stunde nicht daran. Aber das war ja nur eine kurze Gnadenfrist, denn Tag um Tag türmte sich der Berg des Nichtbegriffenen höher auf, es mußte schief gehen. Wann sollte er das alles nachholen?

Aber was tat es? Beate schrieb nicht. Die Welt war tot, jetzt waren auch die Zeugnisse egal. Oder schrieb sie vielleicht doch noch einmal? Schon waren fast vierzehn Tage vergangen. Die erste Notenverlesung stand vor der Tür. Sie mußte

ja ganz miserabel ausfallen. Und am Mittwoch der nächsten Woche begannen die Exerzitien. Selbst dieses Wort, das Furcht und Hoffnung umschloß, grausige Angst vor dem Griff in die letzten Tiefen der Seele und bebende Vorfreude auf die Erlösung durch die Generalbeichte, war tot und erloschen.

Beate schrieb nicht. Sie wollte offenbar nicht schreiben, sie hatte ihn vergessen. Wenn sie noch in Aussee war, fuhr sie mit diesem ekelhaften Glatzkopf im Kahn. Und in Wien?

Daran zu denken, war die Hölle. War er doch nicht das Wichtigste für sie gewesen, so, wie sie für ihn? Wenn sie nicht mehr schrieb, lag ein Grund vor. Aber welcher Grund, welcher Grund? Gott, gib, daß sie doch noch antwortet, betete er, ich will ja fromm sein und alles nachholen, aber laß sie antworten!

Beate schrieb nicht.

Dieser ersehnte Brief war an Robert abgegangen, aber er war nicht bis zu ihm gelangt. Er lag an diesem Freitag, der der Notenverlesung voranging, in der Hand des Generalpräfekten, und er wog nicht leicht in dieser Hand. Pater Lechner betrachtete das Schreiben noch einmal genau. Er las die Anschrift durch, er nahm den Brief aus dem geöffneten Umschlag und verglich noch einmal das Datum mit der Notiz, die er sich über den Absendetermin von Roberts Brief gemacht hatte. Das Mädchen hatte sofort geantwortet. Das war zum mindesten bedenklich.

Der Alte rückte die Brille zurecht und las noch einmal, die mageren Lippen eng geschlossen:

"Lieber Robert! Vielen lieben Dank für Deinen Brief, den ich schon lange erwartet habe. Wir bleiben nur noch zwei Tage hier, Du mußt mir jetzt nach Wien schreiben. Mama hat noch immer viel 'Besuch', aber 'rudern' gegangen bin ich nicht, trotzdem ein gewisser Jemand mich dazu aufgefordert hat. Ich werde es auch nicht tun.

Zeichnest Du viel? Harald meint, Du wirst sicher nicht dazu kommen. Er läßt Dich vielmals grüßen. Die Berge sind jetzt sehr schön, das Laub wird schon gelb. Und es ist auch schon kalt hier, wir können jetzt nicht mehr baden gehen. Aber den großen Stein habe ich doch noch besucht.

Arbeitest Du viel und gefällt es Dir denn? Ich denke oft, Du hättest 'es' doch nicht tun sollen. Ich schreibe so viele Anführungsstriche, aber Du verstehst mich doch! Es ist besser so, wer weiß, vielleicht liest jemand anders diesen Brief. Natürlich denkt noch 'daran' Deine Beate."

Der Generalpräfekt faltete den Bogen zusammen und kniff die Augen ein. Dann schob er die Brille wieder empor und überlegte. Dieser Brief war nicht nur zweideutig, er war vielmehr wohl eindeutig. Hier mußte eingegriffen werden, eine Seele war in Gefahr. Diese Gefahr mußte abgewendet werden. Der Bub war der listigen Schlange erlegen, der Sünde in ihrer lockendsten Gestalt, oder er war doch wenigstens nahe daran zu erliegen. Eine solche Korrespondenz konnte unmöglich geduldet werden. Der Brief ging geschlossen an den Absender zurück. Das war Pflicht und nichts weiter.

Pater Lechner überlegte während der fünf Minuten, die noch bis zur Konferenz blieben, alle Maßnahmen, die getroffen werden mußten. Es war unmöglich, in der Notenverlesung offen von solchen Verfehlungen zu sprechen, man brachte die unschuldigen Kameraden dabei in Gefahr. Das war auch nicht notwendig, es gab andere Wege.

Die hagere Gestalt ging mit langen Schritten in der Zelle auf und ab. Draußen wehte ein goldgelb glühender Baum vor dem Fenster, er sah ihn nicht. Der Himmel war hoch und seidenblau, weiße Wolkenfedern waren darüber hingepinselt, er bemerkte sie nicht. Diese Pracht war nichts gegen die Pracht des wahren Himmels. Der Alte hatte es gelernt, den Blick nach innen zu richten, er nahm seine Pflicht genau.

Als es pochte und der Präfekt der zweiten Division eintrat, wies er ihm mit völlig unbewegter Miene einen Platz an. Er erwartete noch den Klassenvorstand der fünften Klasse. Als die drei Männer versammelt waren, nahmen sie die Birette ab. Sie senkten die Köpfe mit den glattrasierten Tonsuren und beteten um Erleuchtung bei ihrem Werk.

Name um Name fiel und wurde durchgesprochen. Endlich gelangten sie zu N. "Neitperg" verlas der Generalpräfekt. Er sagte noch immer kein Wort. Streng nach Gewohnheit ließ er erst den Pater Krug seine Meinung vortragen.

Der alte Lateinlehrer war ein gütiger Mann. Er kannte die Strenge der Strafen in dieser Anstalt, er klagte ungern an und verzieh lieber, und so zögerte er ein wenig, ehe er zu sprechen begann. "Ich bedauere berichten zu müssen," sagte er endlich, "daß der Bub sich zu seinem Nachteil verändert hat. Er lernt schlecht, er paßt nicht auf. Ich kann ihm bei äußerster Milde noch eben eine 2 in Fleiß geben." Sein Blick suchte hilflos das strenge Gesicht des Generalpräfekten und prallte an dem verschlossenen Ausdruck Pater Zumsteins ab. "Er ist wie geistesabwesend", fuhr er fort, und da er stets bemüht war, wenigstens etwas Gutes an seinen Schülern zu entdecken, fügte er zaghaft hinzu: "Wenigstens stört er nicht in der Klasse. In Betragen kann ich ihm eine Null geben."

Pater Zumstein hob den dunklen Kopf mit einem Ruck. "Mir ist die gleiche Zerfahrenheit auch schon aufgefallen. Ich habe es leider versäumt, ihn auf das Können seiner Aufgaben prüfen zu lassen, aber ich werde das von nun ab nachholen. Von heute ab wird er an jedem Abend durch Pater Rauch geprüft werden. Ich meine, daß er demnach auch in der Division in Fleiß höchstens eine 2 verdient hat. Sein Betragen war durchschnittlich, 0–2 wird ihm wohl gerecht werden. In der häuslichen Ordnung muß ich dagegen ebenfalls eine 2 einsetzen!" Er schwieg und richtete seinen Blick auf den Generalpräfekten, um dessen Billigung oder Einwände zu erwarten.

Der Alte straffte sich. Er zog den Brief hervor, öffnete den Umschlag und entfaltete das Schreiben. "Ich bedauere," sagte er, während er die Brille vor die Augen schob, "ihm in Betragen in der Division noch nicht einmal eine 2 geben zu können. Bitte, lesen Sie dieses Schreiben."

Pater Zumstein las den Brief. "Ich bin erschüttert", sagte er. —

Pater Lechner gab auch noch dem Klassenvorstand den Brief zu lesen. Der schüttelte bedächtig den Kopf. Er kannte diesen sonderbaren kleinen Neitperg nicht nur aus der Klasse, sondern auch aus dem Beichtstuhl. So schlimm, wie die

beiden Patres glaubten, war die Sache bestimmt nicht. Er wollte eben eine Bemerkung einwerfen, als der Generalpräfekt selbst das Wort ergriff.

"Sie haben mich durch Pater Rauch auf diesen Briefwechsel aufmerksam machen lassen," wandte er sich an den Präfekten, "Sie haben dadurch der Anstalt wie dem Buben einen Dienst erwiesen." Zumstein schlug die schweren Augenlider nieder, um ein Aufflammen des Stolzes zu verbergen. "Ich sehe in diesem Verkehr, der offensichtlich während der unglückseligen Ferien begonnen hat, eine schwere Gefährdung des Buben. Möge Gottes Ratschluß es vermieden haben, daß er bereits tief in Sünde gefallen ist. Ich ersuche Sie, Neitperg darauf aufmerksam zu machen, daß jeder Versuch, diesen Briefwechsel fortzusetzen, die schwersten Folgen für ihn haben würde.

Wir haben leider oft genug Gelegenheit gehabt zu beobachten, welchen verderblichen Einfluß die Ferien auf diese unerfahrenen Seelen nehmen. Dies ist ein neues Beispiel dafür. Ich kann während der Notenverlesung die Einzelheiten seines Vergehens nicht mit ihm besprechen, ich bitte Sie, Pater Zumstein, das zu tun. Ich brauche Ihnen keine Richtlinien zu erteilen. Einen Augenblick, Pater Krug!" Der Klassenvorstand, der sich bemüht hatte, zu Wort zu kommen, senkte ergeben den alten, ein wenig müden Kopf. "Auf alle Fälle scheint ein Verstoß gegen das sechste Gebot vorzuliegen. Die Sünde oder der Gedanke an die Sünde hat den Buben verwirrt, das ist ganz klar. Die geplante Aufnahme in die Kongregation kann demnach nicht stattfinden, ich werde den Präses, Pater Schweitzer, in diesem Sinne verständigen. Dieser verdorbene Bub würde eine schlimme Zierde einer Vereinigung sein, die der allerreinsten Gottesmutter dient, ein Skandal unter den Sodalen. Der Bub erhält eine 3 in Betragen, ferner darf er vor den Exerzitien kein Freistudium mehr machen, endlich beabsichtige ich, ihm während dieser ganzen Zeit Stillschweigen aufzuerlegen."

Bis jetzt hatte der Alte gemäßigt gesprochen, jetzt aber übermannte ihn der heilige Zorn. "Er soll keine Gelegenheit haben, seine schmutzigen Erfahrungen mit seinen Kameraden zu besprechen und sie zu verderben! Er soll sein ungewaschenes Maul halten lernen! Ich hoffe, daß er sich während der Exerzitien besinnt, daß er zur Vernunft kommt und Buße tut! Wenn das nicht der Fall ist, muß

er noch schärfer hergenommen werden! Wir haben Mittel, um diese Pest auf ihren Herd zu beschränken!"

Ein Schweigen entstand. Der Präfekt sah hart vor sich hin, der Generalpräfekt versuchte vergebens, den Brief mit zitternden Händen wieder in seinen Umschlag zu stecken. Endlich hob Pater Krug den Kopf. "Ich finde die Bestrafung sehr hart", sagte er leise.

"Aber gerecht. Wir müssen an die Kameraden denken, die auf alle Fälle vor solchen Gefahren behütet werden müssen!"

"Kann denn das alles nicht auch harmlos erklärt werden? Gewiß, ich gebe zu, daß der Bub sich zu seinem Nachteil verändert hat. Aber ist denn wirklich erwiesen, daß er sündigte?"

"Das ist erwiesen, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar", erwiderte der Generalpräfekt. "Warum denn sonst diese Heimlichtuerei, diese Anspielungen? Das ist das böse Gewissen, das den Sünder nicht ruhen läßt. Im übrigen bestehe ich auf der Durchführung meiner Anordnungen."

Der Präfekt nickte unmerklich. Die Konferenz nahm ihren Fortgang.

"NEITPERG, DU SOLLST ZU PATER ZUMSTEIN KOMMEN!"

Es war Zöllner, den der Präfekt zu ihm geschickt hatte, der Vorbeter, erster Diener Mariae in der marianischen Kongregation. Seinem glatten, brünetten Gesicht war nichts zu entnehmen. Vielleicht handelte es sich gar nicht um etwas Unangenehmes? Vielleicht würde er jetzt erfahren, daß er sich darauf vorzubereiten habe, in die Kongregation aufgenommen zu werden? Oder war es doch etwas Schlimmes?

Er war sich keines frischen Verstoßes gegen die Ordnung in der Division bewußt; er strengte sich an, zu ergrübeln, um was es sich handeln könne, aber er fand nichts. Und so verjagte er die bösen Vorahnungen und ging quer über den besonnenen Spielplatz, der im Lichte dieses windigen Nachmittags schimmerte. Er schritt zwischen den Kameraden durch, dahin, wo der Präfekt, wie es seine Gewohnheit war, außerhalb der Umfriedung an einem Baum lehnte. Es war eine Linde, und sie verfärbte sich goldgelb.

Robert grüßte zu dem Mann empor, der ihn fast um zwei Köpfe überragte. "Bitte?" fragte er.

Der Pater sah erst zu ihm herab und bohrte seinen dunklen Blick in die Augen des Buben, dann warf er den Kopf empor, als zweifle er von vornherein an der Wahrheit dessen, was er jetzt zu hören bekommen würde. "Mit wem hast du in den Ferien verkehrt?" fragte er.

"Mit meinen Eltern —", zauderte Robert, den eine schreckliche Ahnung befiel.

"Weiter!"

"Mit meinem Firmpaten und seiner Frau —"

"Weiter!"

"Hier und da mit anderen Leuten. Soll ich die wirklich alle aufzählen?"

"Du sollst hier nicht frech werden!" erwiderte der Präfekt in gefährlicher Beherrschtheit. "Du weißt ganz genau, um was es sich handelt. Oder warum bist du sonst so rot geworden? Weiter!"

In verzweifelmem Trotz zuckte der Bub mit den Achseln und schwieg. Er heftete seinen Blick in die rauschende, goldgelb überflammte Baumkrone, als wollte er sich dahin retten.

"Du hast mit dieser Kusine verkehrt. Stimmt es?"

"Ja."

"Ich will hier nicht näher auf die Einzelheiten dieses Verkehrs eingehen. Dieser Briefwechsel hat sofort aufzuhören! Verstehst du mich? Du mußt diese ganze Sache beichten, du hast schwer gesündigt. Du bist ein Heimlichtuer, ein stilles Wasser. Wenn du versuchen solltest, die Division zu verderben, dann wirst du ganz gehörig gestraft werden. Das ist vorläufig alles, was ich dir zu sagen habe. Das Weitere wirst du morgen in Notenverlesung zu hören bekommen. Du kannst gehen!"

Aus. Ganz aus. Er schritt durch diesen wundervollen Herbsttag, unter dem blaßblauen Baldachin des Himmels, unter den Kronen der Bäume, die in den Feuern des Herbstes entbrannt waren. Es würde niemals eine Antwort von Beate kommen, das war nun sicher, und es war Sünde gewesen, schwere Sünde. Die muß man beichten. Man kann nichts anderes tun, als sich ducken und die

Einsamkeit suchen, krankes Tier, das den Verkehr mit den anderen meiden muß, die so viel besser sind. Denn sonst werden sie angesteckt. Ja, das war er, der da geglaubt hatte, ein Künstler zu werden, er, der ausgezogen war, um diese Welt zu erkennen. Sie hatten ihn durchschaut, und alles war Sünde gewesen, schwere Sünde, Verstrickung in den Fangnetzen des Satans.

Da stand er abseits am Spielplatz. Der große Reiz kam gutmütig wie ein schwerer, großer Bär auf ihn zu. "Na, hat es gekracht? Schadet nichts, mich werden sie morgen auch packen!"

"Ach, laß mich!"

"Höh, Kleiner, sei keine Kratzbürste!"

"Verdammt, ich will allein sein!"

"Weißt du, was du kannst? Du kannst mich einmal am Abend besuchen!" Der Große schlenderte davon.

Ach, er wußte ja nicht, wie es um den Freund stand, der seiner nicht wert war, ein von der Sünde vergiftetes, verirrtes Schaf. Es hatte ja so kommen müssen. Immer wenn er sich einmal wohlgeföhlt hatte, war der Zusammensturz gekommen. Und morgen war Notenverlesung.

DAS UNWETTER, DAS BEI DIESER NOTENVERLESUNG über den Buben hereinbrach, warf ihn in einen neuen, noch tieferen Abgrund des Entsetzens. "Neitperg!" schrie der Alte vom Podium und stand in seiner ganzen Länge auf, "du bist auf schlimme Abwege geraten. Wenn du so weitermachst, nimmt es mit dir ein böses Ende! Ich kann vor deinen unschuldigen Kameraden gar nicht andeuten, was du da aufgeführt hast! Und dazu lernst du nicht und benimmst dich unmöglich! Ja, schau nicht so dumm herum, du weißt schon, was ich meine! Stillschweigen bis zu den Exerzitien! Kein Freistudium bis zu den Exerzitien! Und wenn du dich nicht endlich zusammennimmst, dann hole ich dich einmal zu mir. Du weißt, was das heißt? Antwort, wenn ich dich frage! Du weißt, was das heißt?"

Tränen in der Kehle, nickte Robert.

"Tatzen heißt das", zischte der Alte grimmig. "Setzen!"

Der Bub setzte sich zitternd. Tatzen, scharfe Hiebe mit schmalen Lederriemen auf die bloßen Handflächen, gab es nur bei schlimmsten Vergehen. Dann konnte man eigentlich nur noch geschätzt werden. Er schüttelte den Kopf, als wolle er einen bösen Traum verscheuchen, und sah mit starren, weit aufgerissenen Augen hilflos umher. Die Kameraden duckten sich über die Pulte, keiner drehte sich um. Es brauste in seinem Kopf. Er hatte in den letzten Stunden, um dem Alp der angedrohten Notenverlesung zu entgehen, von einem Bild geträumt gehabt, das das rote und goldene Lodern des Laubs festhalten sollte. Und nun hieß es, vier Tage lang in der Ecke stehen, vier Tage lang die linke Pultklappe, die sich über dem Privatbesitz schloß, nicht öffnen. Dann kamen die drei Tage Exerzitien, an denen die ganze Division nicht sprechen durfte; er mußte also eine Woche lang schweigen, mußte eine Woche lang in die Lehrbücher starren. Ungläubig grub er die Nägel in den grünen Lack des Pultdeckels und löste mechanisch ein Blättchen ab.

Die Notenverlesung ging vorüber, die erste Pause begann. Es war zu kühl, um draußen zu spielen. Im Spielsaal klickten die Billardbälle, ein paar spielten Schach. Die Kameraden tobten im Saal umher, das Gelächter und Geschrei schien die Decke sprengen zu wollen. Ihn mieden sie wie die Pest, auch der jüngere Vierbrücken sparte sich seine Anmerkungen, die er sonst grundsätzlich an jeden wendete, der in der Ecke stehen mußte. Robert stand da wie ein vom Blitz getroffener Baum, versengt, niedergebroschen. Sogar der Hohn mied ihn.

Der Präfekt winkte ihn noch einmal zu sich heran. "Du hast alle Korrespondenz außer der mit deinen Eltern zu unterlassen. Verstehst du mich? Du wirst wissen, was du während der Exerzitien zu tun hast. Denke nach, gehe in dich, betrachte diese Tage als Tage der Einkehr! Du wirst ferner bis auf weiteres jeden Abend von Pater Rauch nach deinen Aufgaben abgehört werden. Und jetzt geh in die Ecke und unterstehe dich nicht zu schwätzen. Abtreten!"

VIER TAGE VOLL VERWIRRUNG BEGANNEN. Die Division mied ihn nach wie vor, die Freunde wies er selbst ab. Er war zu stolz, um sie in seinen Sturz hineinzuziehen. Er stand in der Ecke, draußen im Freien und drinnen im Spielsaal, er ging auf und

ab, immer auf und ab, unter den glühenden Bäumen, unter grauen, schmierigen Wolken, unter der gekalkten Wölbung des Spielsaals.

Es fröstelte ihn manchmal, seine Seele war vom Frost verbrannt, er erkannte sich selbst nicht wieder. Mit starr aufgerissenen Augen sah er durch diese Tage hindurch, denn es schmerzte, die Gleichgültigkeit der Natur und der unbelebten Umwelt zu sehen, die an seinem Schicksal keinen Anteil nahm. *Was war gewesen?* fragte er sich. *Bin ich ein Sünder? War diese Verfehlung wirklich so schwer?* Er entsann sich des Strahles, der den sündigen, übermütigen Saulus niedergeworfen hatte, als er auszog, Gottes Kirche zu bekriegen. Auch ihn hatte der Blitz getroffen. Sein ganzes Tun und Denken war eitel, war Sünde gewesen.

Dann verirrten sich seine Gedanken, gepeinigt und geduckt, als fürchteten sie, abgefaßt zu werden, zu dem Mädchen zurück. Beate hatte wohl gar nicht antworten können, denn sein Brief war nicht durchgelassen worden. Auch er war Sünde gewesen.

Die schimmernde Welt der Erinnerung vermoderte vor seinen Augen, sie zerfiel und enthüllte ihr nacktes, häßliches Gerippe. Er strich sich über die Stirn und ging wieder auf und ab, auf und ab. Die Patres irrten nicht, die Kirche irrte nicht. Sie hatten recht, er aber war verworfen.

Wenn sich in den Nächten da oben im Schlafsaal manchmal eine helle Erinnerung entzünden wollte, rang er sie nieder. Das war die Versuchung, er wußte es jetzt genau. Er war sich ja bewußt, gefehlt zu haben. Er starrte durch trübe Gläser auf seine Bücher, er hämmerte sich Vokabeln und Lehrsätze, die Staaten Nordamerikas und die Geschichte der Erbfolgekriege in den schmerzenden Kopf. Er büßte, er holte nach, er meldete sich zum Abhören und schnurrte vor Pater Rauch das Gelernte herunter. In der Klasse begann der gute Pater Krug ab und zu, ihm zuzunicken. Ach, er stand so tief unter den Kameraden in der Division, diesen Buben, die da spielten und lachten.

Geiger schlich sich immer wieder an ihn heran. Dieser nüchterne Kopf ahnte, was da vorgegangen sein mochte, er ließ den Buben nicht im Stich, für den er, weiß der Teufel warum, eine absonderliche Zuneigung spürte. Dieser kleine Neitperg war dumm und ungeschickt, er verstand es meisterhaft, an jeder

möglichen und unmöglichen Ecke anzurennen, aber, Donnerwetter, es steckte doch etwas in dem Kerl! Den sollten sie ihm nicht kleinkriegen, den nicht! "Kerl, pfeif doch darauf," flüsterte er ihm einmal im Dunkeln auf dem Spielplatz zu, "und wenn sie dich schassen, sei froh, dann hast du es hinter dir!" Aber Robert nickte nur trüb und sah an dem Freund vorbei. Er war betäubt, in die Sünde verstrickt. Er mußte endlich ergründen, was denn eigentlich das Schlimme war, das er getan hatte.

Vielleicht hatte er dieses Mädchen verführt? Er wußte nicht so recht, was das eigentlich war, aber es war gewiß etwas ganz Schlimmes. Ja, wahrscheinlich war es so. Das war die Lösung. Diese drei Küsse waren furchtbare Sünde gewesen. Und wie hatten sie über die Religion gesprochen! Er hatte Beate nicht nur zur Unkeuschheit verführt, er hatte sie auch noch schuldig gemacht durch seine Schuld. Sie war das Opfer, sie wußte vielleicht gar nicht, was sie tat, denn sie hatte ja keine so ausgezeichnete Erziehung genossen wie er.

Aber dann war sie ja schuldlos! Dieser Gedanke war der erste Lichtblick in dem grausen Durcheinander sich widersprechender Gefühle. Ja, sie war rein gewesen! Vielleicht hätte sie ohnedies nicht geantwortet, denn sie mußte ja unterdessen längst erkannt haben, wohin er sie gelockt hatte. Er, er selbst trug die Schuld, Beate war rein.

Wenn er doch nur erwachsen gewesen wäre! Dann hätte er ihren Bund durch das Sakrament der Ehe segnen lassen können. Was diese Ehe eigentlich war, wußte er ebenfalls nicht, aber etwas Hohes mußte sie sein, wenn auch nicht so hoch und erhaben wie der Stand freiwilliger Jungfräulichkeit. Vielleicht durfte er später einmal, nach vielen Jahren, wenn er seine Schuld gebüßt hatte, vor sie hintreten und sie bitten, ihn zu heiraten. Er rechnete eifrig nach und glaubte zu entdecken, daß er sie nach zehn Jahren werde heiraten können.. Er war bereit, zehn Jahre zu warten. Bis dahin mußte er eben Buße tun und sich bessern, mußte er ein berühmter Maler werden. Zum Glück kamen ja jetzt die Exerzitien. Die Generalbeichte war abzulegen, und dann konnte er, frisch geläutert, das neue Leben beginnen. Es würde natürlich nicht leicht werden, aber die Hoffnung auf die kommenden Tage würde ihn aufrechterhalten.

ER LEHNTE AM TAG VOR DEM BEGINN DER EXERZITIEN am Stamm einer Linde und meinte, er verstehe nun endlich, was geschehen war. Der Wind fuhr in kurzen, kühlen Stößen durch die Blätter; ab und zu löste sich bereits eines von ihnen und taumelte zu Boden. Dort lagen sie zwischen winzigen, hochgebuckelten Moospolstern, die wie Smaragde leuchteten. Sie schimmerten so wunderbar und glänzten so still vor sich hin, so unbekümmert und unverwirrt, daß er sie zu beneiden begann. Und jäh begriff er, was er verloren hatte. Er hatte gemeint, einen Weg gefunden zu haben, es war ein Irrweg gewesen. Seine Züge verzerrten sich, und er wandte sich von der spielenden Division weg, damit keiner erkennen konnte, wie er die Tränen niederkämpfte.

Von morgen ab gab es nur noch Gebet und fromme Übungen, drei Tage lang, bis zur Generalbeichte. Sie mußte der Wendepunkt seines Lebens, mußte der Beginn seiner Versöhnung mit Gott und seinen Dienern werden.

11. Kapitel

Der Oktoberregen stieß hart und unwirsch gegen die bunten Scheiben der kleinen Kapelle und schwemmte mit seinem trüben Grau die Fröhlichkeit ihrer Farben fort. Das Licht floß matt in den Raum mit den vielen gesenkten Köpfen der Buben, die da vor dem Altar knieten und auf das Erscheinen des Exerzitenmeisters warteten. Am Hauptaltar stieß der Erzengel Michael den Drachen in den Abgrund der Hille, wo die bösen Geister heulend auseinanderstoben. Das Peitschen des Regens an den Fenstern klang wie das ohnmächtige Scharren dieser Gebannten des Abgrunds, die in ihrer grausigen Bosheit unsterblich nach neuen Opfern suchten und die doch nicht eindringen konnten in den kleinen Raum, der die zweite Division umschloß..

Gold funkelte matt, die Kerzen ragten steif und weiß auf ihren Haltern. Es war kein Laut zu hören, kein Knistern gewendeter Gebetbuchblätter, kein Räuspern, kein Atemholen. Die Exerziten hatten begonnen.

Da öffnete sich die Türe der Sakristei. Mit raschen, schwebenden Schritten, entrücktes Lächeln um den Mund, erschien Pater O'Donell, der Exerzitenmeister. Die Köpfe hoben sich, die Augen wandten sich ihm zu, von dem die Sage ging, daß er den Heiland persönlich kannte. Der trübe, unfreundliche Raum wurde durch seine Anwesenheit hell und weit, denn war er nicht Bürge für die leuchtende Zukunft, die auf die wahren Gotteskinder wartete? War es nicht wunderbar, daß gerade er gewählt worden war, um vor dieser Division die Exerziten abzuhalten?

Es waren keine mechanisch abgeleiteten Worte, die jetzt die Kapelle durchtönten, es waren Gebete. Sie alle beteten mit ihm, dem Gott sich gezeigt hatte, mit ihm, der begnadet war um seiner Frömmigkeit und Einfalt willen. Die härtesten Schädel neigten sich willig, wo er sein Haupt neigte, die sprödesten Stimmen wurden warm und voll, wo er vorbetete. Er war eine Persönlichkeit, die mitriß, die mühelos auf alle die Bahnen führte, die er ihnen wies.

Pater O'Donell betete um das Gelingen des schweren Werkes, das ihm aufgetragen worden war, um die Wirksamkeit seiner Vorträge, um die

Erschlossenheit der Herzen, denen er die Weisheit des großen Gründers Ignatius zu übermitteln hatte. Es galt ja, diese Kinder, die verwirrt von den Ferien in den Mutterschoß der Immakulata zurückgekehrt waren, wieder zur Besinnung zu bringen. Es galt, ihre getrübten Augen wieder rein zu waschen, ihren guten Willen zu stärken, ihnen die Pfade des Heils wie des Untergangs zu zeigen, auf daß sie dereinst die Herrlichkeit Gottes schauen durften.

Pater O'Donell neigte sein Haupt in Demut. Er war der geringste unter seinen Brüdern, untaugliches Werkzeug in der Hand des Höchsten und darum seiner Oberen. Er war wahrhaft demütig, und das ergriff alle. Die Oberen wußten, warum sie ihn beauftragten, stets in der schwierigsten Division die Exerzitien abzuhalten. Die Methode des Ignatius stand fest, sie war vom Meister geformt und von Hunderten von klugen Köpfen umgemodelt und noch zweckmäßiger gestaltet worden. Was aber nützte alle Technik des Seelenfangs, wenn nicht die Glut hinzukam, die überzeugte und mitriß?

Diese Glut brannte in der Gestalt im Chorrock, die sich tief über die Stufen des Hauptaltars geneigt hatte. Diese Glut war der Schlüssel, der schon jetzt, mit den ersten vorgeschprochenen Worten der einleitenden Gebete, die Schreine der Seelen aufschloß, diese Glut war die Gewähr dafür, daß nach dem Willen des heiligen Gründers die Buben vor den ewigen Strafen erschrecken, vor den ungeheueren Mysterien erschauern und im Abglanz der ewigen Gnade aufflammen würden.

Sie hingen gebannt an seinem ruhevollen, lächelnden Gesicht mit den strahlenden grauen Augen, als er sich vor dem Altar ihnen zuwandte. Sie waren bereit, ihm zu folgen und zu vertrauen, zu glauben, was er zu glauben verschrieb, zu lieben, was er liebte, zu verabscheuen, wovor er zurückschauerte. Er hatte sie gefangen, ehe er nur den Mund geöffnet hatte, er konnte sie lenken, wohin er wollte.

"Dieser Beginn der Exerzitien," sprach der lächelnde Mund, "erinnert mich an den Anblick eines Schlachtfeldes. Den ganzen Tag hindurch hat der Kampf getobt, jetzt aber sind die letzten Schüsse verhallt, und die Nacht senkt sich herab."

Diese Buben kannten den Krieg aus tausend Schilderungen; ihre Angehörigen waren verwundet worden, hatten gekämpft oder waren gefallen. Und dennoch war es ihnen, als hätten sie niemals den ganzen Schauer einer abendlichen Walstatt erfaßt. Da brannte die Düsternis der öden, zerschossenen Fläche vor ihnen auf, über die der Wind dahinfuhr, während der Regen in die Pfützen schlug, welche sich im Grunde der Granattrichter bildeten. Durch die Schatten der kommenden Nacht loderten Brände und röteten die finsternen, tief schleifenden Wolken. Sie hörten das Tosen der letzten Einschläge, das verspätete und vereinzelte Aufknarren letzter Maschinengewehrsalven, bis sich endlich die große Stille der Erschöpfung über das zerwühlte und zerrissene Gelände herabsenkte.

"Da liegen sie nun auf der nassen Erde, in dunklen Unterständen, hingeworfen an die schmierigen Wände zerschossener Schützengräben. Manche sind vor Ermattung eingeschlafen, andere sind verwundet und stöhnen, aber viele, ach wie viele sind tot. Sie regen sich nicht mehr, sie sind gefallen."

Er machte eine Pause. Er hatte kunstlos gesprochen, eindringlich und leise, aber der Tod stand im Raum. Der Tod, der allgegenwärtige Tod war ja eines jener Schreckmittel, mit denen betäubte Seelen aus ihrem heillosen Dämmern aufgeschreckt werden konnten. Er war herabgestiegen aus dem Gespensterreigen mittelalterlicher Totentänze, er stand neben dem Altar, neben dem Pater, dessen graue Augen liebevoll über seine Hörer hinfliegen. Ach, sie hatten so oft vom Tod gehört, sie hatten seinen Namen immer wieder vernommen und wieder vergessen, er war ja noch so weit entfernt, so wenig greifbar. Aber nun war er mitten unter sie getreten, da stand er vor dem Altar.

"Solch einem Schlachtfeld gleicht das Bild, das die Seelen zu Beginn der Exerzitien darbieten. Auch bei euch", seine Augen verdunkelten sich in Entsetzen, "liegen Ermattete, die ermüdet vom langen Kampf hingesunken sind, vom Kampf gegen den bösen Feind, und die glauben, nicht mehr mittun zu können. Sie sind in Gefahr, in furchtbarer Gefahr! Glaubt ihr, der böse Feind schläft? Oh, er ist nicht wie ein geschlagener Gegner, der Tage braucht, ehe er wieder kämpfen kann, er ist nicht zu schlagen! Da schreitet er durch die Nacht, da fährt er über die trostlose Landschaft hin, und er packt die, die sich nicht mehr wehren können!"

Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Da liegen ja auch Verwundete, Menschen, die lange Zeit gegen die Versuchung gekämpft haben, die aber dann doch verwundet zu Boden gesunken sind. Ja, das sind die, die nur läßliche Sünden begangen haben. Sie sind nicht tödlich verwundet, sie sind nur geschwächt; aber wie wird es ihnen gehen, wenn der böse Feind wiederkehrt, wenn er sie angreift in ihrer Schwäche?

Der böse Feind ist ja so stark. Da hat er Seelen überwältigt, da hat er Seelen getötet! Da liegen die toten Seelen, die Seelen mit der Todsünde, verstümmelt, zerrissen, während die Schutzengel danebenstehen und klagen! Sie haben ja das Anrecht auf den Himmel verloren, sie sind der Hölle, sie sind dem Satan und der namenlosen Pein durch alle Ewigkeit verfallen!

Auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges kamen abends die Sanitäter, die Ärzte, die Essenträger und die Feldküchen. Da wurden die Ermatteten gelabt, da wurden die Verwundeten verbunden und fortgeschafft. Die Toten aber wurden begraben. Menschen können ja Tote nicht mehr zum Leben erwecken, sie sind dahin, sie werden wieder zu Staub, den der Wind verweht."

Sein Gesicht sah vergrämt darein, es litt um die, die verloren und verdorben waren. Dann aber huschte es wie ein schwacher Schimmer über die Züge, und die Augen der Buben, die ihn weit und starr angeblickt hatten, hellten sich auf. "Menschen können Tote nicht mehr lebendig machen," fuhr er fort, "aber Christus, der Heiland, kann es. Er hat den Lazarus erweckt, der viele Tage lang im Grabe lag. Seine Güte, seine Gnadenquellen laben die Matten, seine Beichte verbindet die Verwundeten und heilt ihre schmerzenden Glieder, sein Verzeihen erweckt sogar die Toten, die in schwerer Schuld niedergestürzt sind. Er lädt euch in seiner Güte ein: Kommt zu mir, legt die große Generalbeichte ab, wartet nicht damit! Laßt euch von mir laben, laßt euch verbinden, laßt euch wieder erwecken! Und dann kämpft wieder einen guten Kampf gegen den uralten Feind aller Seelen, gegen den Bösen. Kämpft gegen ihn, kämpft für den Heiland, heute und alle kommenden Tage, Amen!"

Die Gebete, die den ersten der drei Tagesvorträge abschlossen, rauschten durch die Kapelle. Robert betete mit, heiß, den Blick nach innen gewandt,

aufgewühlt und erschüttert. Seine lebhaftere Vorstellungskraft hatte sich sofort des gebotenen Stoffes bemächtigt und hatte ihm das Schlachtfeld mit greifbarer Deutlichkeit vor die Augen geführt. Ja, auch er war einer von denen, die tot im zerschossenen Gelände lagen und an deren Seelenleichen die Schutzengel die Hände rangen, während die Heiligen des Himmels den Blick von ihnen wandten und der Heiland seine Augen traurig und zornig zugleich auf ihnen ruhen ließ. Er hatte schwer gefehlt, als er die Pfade, die zur Tugend führten, verließ.

Die Gedanken arbeiteten in ihm, als er an diesem regnerischen Vormittag in den Studiensaal marschierte, schweigend und in sich gekehrt zwischen den schweigenden und in sich gekehrten Kameraden. Er hatte in der frommen Bibliothek, die nur zu besonderen Anlässen geöffnet wurde, eine Missionsgeschichte als Lesestoff für diese Tage gewählt. Er hatte eine leichtfertige Wahl getroffen, denn in den Missionsgeschichten standen bisweilen sehr unterhaltsame Dinge über die Gebräuche wilder Völker, und dann gab es in den dickleibigen Wälzern stets eine ganze Menge schöner Bilder, die er sich gern besah und wohl auch nachzeichnete. Dieses laue und verwerfliche Vorhaben war Sünde gewesen, wie er nun einsah. Um sich zu strafen und zu stählen, beschloß er, die bebilderten Seiten zu überschlagen und nur erbauliche Geschichten zu lesen. Und so vertiefte er sich voll Reue und Zerknirschung in den Bericht von einem jungen Japanchristen, den ein Samurai hatte hinrichten lassen, weil er nicht bereit gewesen war, seinen verbotenen Glauben abzuschwören.

Welche Unterschiede zwischen ihm und diesem heiligen Märtyrer! Dieser junge Japaner war wahrhaft nicht lau im Glauben gewesen, er hatte auf das prunkvolle Leben am Hof des Samurai verzichtet, er hatte den Lackpanzer abgelegt, hatte sich die beiden Schwerter nehmen lassen und war, dem Heiland zuliebe, einen schimpflichen Tod gestorben.

Jetzt sah er den Weg, den er zu gehen hatte. Er war weit, er war von Dornestrüpp überwachsen und steinig, aber er wollte ihn gehen. Er brannte auf die nächsten Vorträge, die ihm zeigen sollten, wo dieser Weg sich dahinschlängelte, über dem das Dunkel sich erhellen würde, das ihm die Aussicht geraubt hatte.

Pater O'Donell sprach verzückt. Er fühlte die Wirkung, die von seinen Worten ausging, er fühlte den Kontakt, den er mit den Seelen der zweiten Division gefunden hatte. Er hatte nach dem Rezept des Ignatius die schlafenden Herzen aufgerüttelt, er hatte die Trägen aus ihrer Ruhe gescheucht; er hatte die Frommen erschauern lassen und vor der Gefahr der Selbstüberhebung gewarnt. Jetzt galt es, ihre Festigkeit im Glauben zu stärken, auf daß sie vor den Schrecken der kommenden Bilder nicht zurückwichen.

"Der heilige Paulinus kam zu den wilden Angeln nach England", erzählte er mit der dunklen Stimme der Sagenerzähler, Sohn Erins, der Insel uralter Sagen. "Der große Papst Bonifazius hatte ihn abgesandt, um die Heiden zu bekehren. Diese Heiden aber waren widerspenstig, und der fromme Mann erkannte voll Schmerz, daß sie Gefahr liefen, in ihrem Irrglauben zu beharren und zu verderben.

In einer verstürmten Nacht saß er in der Halle des Königs, ein offenes Feuer brannte darin und warf seinen zuckenden Schein über die Gestalten der Männer. Es waren herrliche, großgewachsene Männer, und es schmerzte den Heiligen tief, daß sie allesamt der Hölle verfallen sein sollten. Er sandte ein Gebet zum lieben Heiland, damit er ihm helfe, diese armen Heiden zu bekehren.

Sie sprachen über den neuen Glauben, den der Heilige ihnen predigte, und er setzte ihnen hart zu. Da, endlich, erklärte einer der Großen: *Wenn du uns sagen kannst, wo unsere Seele vor unserer Geburt war und wohin sie nach unserem Tode geht, wollen wir deinen Glauben annehmen und uns taufen lassen. Wir erleben es oft, daß in stürmischen Herbstnächten ein kleiner Vogel zu unseren Fenstern hereinfliegt, um das Feuer irrt und wieder draußen in der finsternen wilden Nacht verschwindet. Uns scheint es, als sei dies ein Gleichnis für das Leben des Menschen, der aus dem Dunkeln kommt, niemand weiß woher, der eine kurze Weile vom Licht des Lebens beleuchtet wird und der dann wieder in der großen Finsternis der Ungewißheit verschwindet.*

Da nickte der Heilige und sagte, das Beispiel sei gut. Gott allein sei imstande gewesen, das Dunkel zu erleuchten, das jenseits der Grenzen des Lebens herrscht. Wenn er uns nicht in seiner Güte offenbart hätte, daß er die Seele erschaffe, daß sie den Leib des Menschen bewohne, so lange er lebt, und daß sie zu seinem

Gericht zu den Freuden des Paradieses oder den Qualen der Hölle enteilt, sobald der Leib stirbt, kein Mensch könnte das Rätsel deuten. Der Heilige sprach begeistert zu ihnen, er schilderte ihnen das große Glück, daß er vor ihnen stehen und sie belehren dürfe, denn Gott habe es seiner Kirche aufgetragen, die Menschen zu belehren. Und der Herr verlieh seinen Worten die Macht der Überzeugung, so daß sie sich taufen ließen und fromme katholische Christen wurden!"

Der Pater hatte mit bebender Stimme gesprochen, seine milden Augen waren von den Feuern der Überzeugung entzündet gewesen, es schien der zweiten Division, als sei er selbst jener Heilige, der ausgesandt war, sie zu erwecken und zu überzeugen. Sie folgten ihm gebannt, von der Gewalt seiner Worte und dem Märchenglanz seiner Gleichnisse bezaubert. O'Donell aber senkte die Stimme und fuhr fort: "Ihr glaubt, ihr seid zum Heil bestimmt, ihr zweifelt nicht, meine lieben jungen Freunde, und Gott hat seine Freude an euch. Oh, hütet euch vor dem nagenden Zweifel, der alle Schönheit der Seele zerstört, wie der Wurm, der den Apfel zernagt, seine Schönheit zerstört. Freilich nicht die hinfällige Schönheit des Leibes, sondern die ewige Schönheit der Seele. Und wenn sich doch Zweifel in euch regen sollten, dann denkt an folgendes Beispiel, das aus meiner Heimat stammt. Dort lebten zwei Freunde, die sich wechselseitig versprachen, daß der, der zuerst sterben sollte, dem anderen erscheinen werde. Sie wollten sich Botschaft aus dem Jenseits bringen zu ihrem gegenseitigen Nutz und Frommen.

Es war leider viel Leichtfertigkeit in ihrer Abmachung, denn was dem Menschen über das Jenseits zu wissen ziemt, hat Gott seiner Kirche zu lehren aufgetragen; mehr zu wissen ist aber dem Menschen versagt, und wer danach strebt, der sündigt. Es starb einer von ihnen. Es war in Irland, in meiner Heimat, und es war ein Herbsttag wie heute. Die Nebel krochen aus den Seen und bedeckten die grüne Insel, sie krochen über die Heide und hüllten Hügel und Täler ein. Der zweite Freund wußte noch nichts davon, daß der erste gestorben war, er lag und schlief. Da stand um Mitternacht der Tote vor seinem Bett. Er stand ruhig und so furchtbar ernst da, wie niemals in seinem Leben. *Ich habe Urlaub aus dem Fegefeuer erhalten, sprach er, durch Gottes unendliche Güte, um dich zu warnen.*

Du aber sollst wissen, daß es ein Gericht gibt und eine Strafe, und daß Gott mich um jedes unnütze Wort gerichtet hat. Ich muß im Fegefeuer in langer Fein abbüßen, was ich auf Erden verschuldet habe!"

Um jedes unnütze Wort! dachte Robert, und das Grauen schüttelte ihn. Wie vieler unnützer Worte hatte er sich vermessen, wieviel Frevel hatte er begangen, wie leichtfertig hatte er doch an der Macht der Kirche gezweifelt. Der Tod stand immer noch am Altar, der Gast, der kam, wann es ihm beliebte. Konnte es nicht sein, daß er ihn im nächsten Augenblick aus der Fülle seiner Sünden herausholte und vor den Richter schleppte? Konnte er nicht sofort tot umfallen? *Oh, Gott, laß mich leben, ich bereue ja, ich bereue, ich will mich bessern*, betete er.

Ja, da stand der Tod, er stand während dieser und während der nächsten Vorträge dort, unsichtbar, stummer Zeuge von der Gewalt des Herrn und von der Unerforschlichkeit seines Ratschlusses. Der Exerzitenmeister rief ihn herbei wie ein Exorzist, und das Gespenst des Rippenmannes folgte ihm und legte Zeugnis ab für seine Worte.

Der Regen verging, Sonne kam und spülte in breiten Bächen über die feuchte Erde, sie warf Kringel durch das rote Laub auf die Backen der Buben, die wieder schmaler wurden; sie aber dachten an das letzte Ziel. Sie lehnten während der Pausen an der Bretterwand des Schuppens, in dem die Sportgeräte aufbewahrt wurden, sie wagten nicht, miteinander zu flüstern, sie dachten an ihr Ende und an die Torheit ihrer jungen Jahre. Sie fröstelten ein wenig, es war kalt, aber sie wagten es nicht, sich durch Auf- und Abgehen Bewegung und Wärme zu verschaffen, denn sie fürchteten durch diese leichtfertige Handlung die Tiefe der Sammlung zu zerstören, die sie überkommen hatte. Ja, wahrhaft, sie waren aufgerüttelt, der Pater konnte seine helle Freude an den Erfolgen haben, die er bei dieser bekannt unangenehmen Division erzielte! Nicht einmal ein Geiger wagte es, ein offenkundig spöttisches Gesicht zu schneiden, trotzdem er es sich ja eigentlich hätte leisten können.

Der Tod, der Tod! Der Asket in seiner Zelle lebt auf du und du mit ihm, er sieht ihn ununterbrochen, er blickt auf das Ende seines Lebens wie auf die Pforte, durch die er schreiten wird zur Verklärung. "Der Tod ist immer gegenwärtig!", rief

der Exerzitenmeister so grauenvoll schneidend, daß die Haare der Buben sich sträubten. "Hier steht er, vielleicht mitten unter euch, wer weiß es?" Da war es, das Grauen der Totentänze, der modrige Geruch uralter Mystik, der Dunst der Gräfte, in denen Knochenhaufen lagen und warnend zu den Lebenden hinaufhauchten. "Täglich sterben mindestens hunderttausend Menschen auf Erden. Es sind kleine Kinder dabei, Jünglinge wie ihr, Erwachsene, Greise, Priester und Könige, Studenten und Offiziere, Bauern und Kaufleute, Gesunde und Kranke, Gute und Böse. Wohl dem, der vorbereitet ist, wenn der Tod kommt! Oh, seid vorbereitet, denn ihr kennt nicht Zeit noch Stunde! Ich habe einen braven Knaben gekannt, der sich einmal zu einer schweren Sünde verleiten ließ. Gewiß, er war zu Fall gekommen, aber er war wirklich brav, und so erhob er sich sofort wieder und ging beichten. Es war Gottes Güte, die ihm, der immer brav gewesen war, half, denn noch- am gleichen Nachmittag ging er auf einen See, um Schlittschuh zu laufen. Da brach er ein und ertrank; er, der wenige Augenblicke vorher noch frisch und rot gewesen war, lag im nächsten Augenblick im tiefen, eiskalten Wasser. Aber Gott hatte ihn nicht vergessen, und so ging er ein zu den ewigen Freuden. Seine Seele war gerettet. Wohin aber wäre er gekommen, wenn er nicht gebeichtet gehabt hätte?

Nicht jeder von euch hat das Sterben eines Menschen erlebt, denn ihr seid jung. Darum müßt ihr mir jetzt in Gedanken ganz leise und still folgen, denn ihr werdet mit mir das Zimmer eines Sterbenden betreten. Es ist ein braver Gläubiger, der stirbt, er hat gebeichtet, hat den Leib des Herrn und hat die letzte Ölung empfangen. Da liegt er nun und atmet schwer. Ach, ihr werdet alle einmal so daliegen, liebe junge Freunde, und ich wünsche euch, daß ihr dann ebenso ruhig sein könnt wie dieser Mann, der eben noch gebeichtet und den Leib des Herrn empfangen hat! Immer leiser geht der Atem des Sterbenden, endlich ist er nicht einmal mehr zu spüren, wenn man die Hand vor seine Lippen hält. Der Arzt tritt an sein Bett heran und hält einen blanken Spiegel vor seinen Mund, der Spiegel aber trübt sich nicht mehr. Der Kranke ist gestorben.

In diesem Augenblick steht die Seele bereits vor dem Richterstuhl Christi. Noch ist keine Sekunde vergangen, blitzschnell, im gleichen Augenblick, in dem sie

den Leib verließ, steht sie vor Gottes Thron. Denkt daran, wenn ihr leichtfertig sündigen wollt, denkt an dieses Gericht nach dem Tode! Wenn euere Seele erst vor Gottes Gericht gerufen wurde, ist keine Zeit mehr zur Umkehr. Das Buch über die Taten des Menschen wurde geschlossen, er kann weder bereuen noch sich bessern, das Leben ist vorüber.

Da thront der Heiland in seiner ganzen Majestät, ein strenger, ein gerechter Richter. Er blickt auf die zitternde Seele herab, die vor ihm steht, zu ihrer Rechten der Schutzengel, der sie während ihres irdischen Daseins begleitet hat, zu ihrer Linken der Teufel, der sie zur Sünde verführt hat. Oh, welcher Haß, welche Bosheit, welche Verworfenheit im Gesicht des Bösen! Wie er die Hand aufhebt und wie er aus seinem höllischen Mund alle Vergehen hervorstößt, welche die Seele während ihres Erdendaseins begangen hat! Er vergißt keines von ihnen, er sagt nichts Gutes über den Dahingegangenen, er ist der genaueste, der furchtbarste Ankläger.

Der heilige Schutzengel aber, der das alles mit anhören muß, weint und ringt die Hände. Des Heilands Gesicht aber ist fürchterlich.

Endlich ist der Teufel fertig. Da tritt der Schutzengel vor, und nun spricht er von allem Guten, das der Mensch getan hat, er zählt auf, daß er beichtete und kommunizierte, daß er Sünden mied und daß er unverdrossen wieder aufstand, wenn er gefallen war. Er berichtet von seiner letzten Beichte, und nun, endlich, sagt er: *Herr, diese Seele ist im Stande der Gnade zu Dir gekommen.* Da aber erhebt sich der Heiland von seinem Thron und verkündet seinen Richterspruch. Gewiß, die schwersten Makel sind getilgt, der Teufel muß fliehen. Aber da sind noch leichte Sünden, läßliche Sünden zu büßen, und so muß die Seele noch lange Zeit im Ort der Reinigung, im Fegefeuer schmachten, ehe sie die Wonnen des Himmels erleben darf.

Wie aber, wenn es anders gekommen wäre, wenn diese Seele sich nicht im Stande der Gnade befunden hätte? Dann würde der Richterspruch sie in die Hölle verdammen, dann würde der Teufel sich auf sie stürzen und sie mit sich reißen an den Ort, wo nur Wehklagen und Zähneknirschen ist durch alle Ewigkeit ... Denkt daran, meine Freunde, denkt daran!

Ach, es sind der Sünden so viele, die die Seele zur Hölle verdammen!" Die Stimme klang schwermütig vom Altar her. "Die schlimmste von ihnen allen ist die Unkeuschheit!"

Robert zuckte zusammen, sein scheuer Blick traf den Ungarn Bondi, der vor ihm in der Bank saß und der den schwarzen Kopf zwischen den hageren Händen versteckte. Es war totenstill in dem weiten Raum, so daß man das Summen einer späten Fliege hörte, die eigensinnig immer wieder in einer Lichtbahn gegen die Scheiben flog, wo sie sich den Kopf anstieß.

"Wenn ihr dem Laster der Unkeuschheit zum Opfer gefallen seid, so betet, betet immer wieder, daß ihr von ihm befreit werdet! Es kann sein, daß es Monate dauert, ehe ihr Herren des bösen Triebes werdet, es kann sein, daß es Jahre dauert, denn der Teufel ist klug und kennt die Schwächen des Fleisches. Betet, betet, steht wieder auf, wenn ihr gefallen seid, beichtet und kämpft erneut gegen das Laster an. Denn die Unkeuschheit ist Todsünde!"

Es waren viele im Raum, die sich in Qualen wanden, weil hier nackt und bloß vom Altar her verkündet wurde, was sie als die Schmach ihrer dunkelsten Stunden verschwiegen. Sie duckten sich, wie von einem Peitschenhieb getroffen, und unter ihnen duckte sich Robert. Zu allem Elend war er, sobald er die Immakulata wieder betreten hatte, von neuem dem grauenhaften Trieb verfallen, war er wieder in die Klauen des Lasters geraten, das ihn in Aussee gemieden hatte. Und dort war er wohl nur deshalb davon befreit gewesen, weil der Teufel ihn auf andere, auf noch grauenhaftere Weise gefesselt hatte. Der Satan hatte ihn mit Beate verlockt, er war stracks auf die Hölle zugewandert.

"Ein Arzt", flüsterte der Exerzitenmeister in den stummen, dumpf schweigenden Raum hinein, "mußte einmal erkennen, daß sein Sohn diesem Laster zum Opfer gefallen war. Er versuchte, ihn von seinem bösen Wege abzubringen, er redete ihm ins Gewissen, aber alles blieb erfolglos. Der Sohn verfiel immer wieder von neuem der Sünde. Da nahm er ihn eines Tages mit ins Krankenhaus. Er führte ihn durch die Gänge und Säle, er zeigte ihm alle Arten des Leidens, eine furchtbarer als die andere, zum Schluß aber führte er ihn in eine Abteilung, in der ganz grauenhaft entstellte Menschen lagen. Oh, daß ich sie euch zeigen könnte!"

Daß ihr sie sehen könntet, wie sie daliegen und stöhnen, wie sie bei lebendigem Leib verfaulen, wie sie grauenhafte Schmerzen erdulden und wissen, daß es für sie keine Rettung gibt! Da liegen Greise, die sich nicht rühren können, Jünglinge, denen die Nase wegeitert, deren Stirn von Eiterblasen bedeckt ist, da liegen Sterbende und andere, denen man noch kaum anmerkt, daß das Gift der Sünde in ihnen ist.

Mein Vater, was sind das für Kranke? fragte der Sohn entsetzt. Das sind die, die sich schon auf Erden die Strafe Gottes für die Unkeuschheit zugezogen haben, das sind die, die unkeusch waren und die sich an ihrem lasterhaften Tun vergiftet haben! Sieh sie dir nur an, und bedenke, wohin dein Weg dich führen wird.

Der Arzt hätte seinem Sohn noch schildern können, daß ihn im Jenseits noch viel schlimmere Strafen erwarteten als die, die er hier gesehen hatte, daß all diese Leiden nichts waren gegen die, die die Hölle für ihn bereithielt. Aber die Lehre genügte auch so. Von Stund' an besserte sich der junge Mann. Er war von seiner Sünde geheilt."

TAGE DER MEDITATION! Sie schwiegen, sie marschierten durch die Gänge, die Köpfe mit dem kurzgeschnittenen Haar gesenkt, der inneren Schau hingegeben, preisgegeben den entfesselten Gesichtern. Sie konnten ihre Ansichten nicht austauschen, die Frechen konnten nicht stören, die Dummen durch alberne Fragen kein Gelächter auslösen. Sie saßen an ihren Pulten, umgeben von dunklen Heiligenlegenden, von Geschichten voll Blut, Grauen und Todesmut, voll Askese und Abkehr von der Welt. Und sie durchforschten ihre jungen Herzen, und die Freuden ihrer Bubentage wurden schal, das Schimmern ihrer Seele wurde trüb, die Sünde kroch wie eine Natter durch den Garten ihrer Jugend und der Teufel verbarg sich unter den Gestalten, die sie liebten. Ignatius hatte seine Exerzitien wohl ausgesonnen, sie schleuderten die brennenden Pfeile der Furcht und der Reue treffsicher in die Herzen, die sich jedes Schildes begeben hatten.

Robert hörte das Prasseln des ewigen Feuers, das auf die Verdammten wartete, in den Stunden, die er an seinem Pult verbrachte. Wie hatte der Pater O'Donell gesprochen? "Wahrhaft, es gibt eine Hölle", hatte er gesagt, "jetzt, in

diesem Augenblick brennt sie an jenem Ort, den Gott ihr bestimmt hat. Wenn die Verworfenen, die Kinder der Welt, an euch herantreten und sagen, es gäbe sie nicht, dann wißt ihr es besser. Wahrhaft, es gibt sie!

Die Hölle, das ist ein Flammenmeer, in dem das Feuer ewig brennt. Ihr könnt euch eine ungeheure Ebene vorstellen, und dahinter ein gewaltiges Gebirge, und das unendliche Meer, und doch habt ihr die Größe dieses Ortes der Qualen noch nicht erfaßt.. Alles brennt. Die Flammen lodern zum düsteren Himmel empor, dicker Qualm steigt auf, und mitten darin bewegen sich die scheußlichen Gestalten der bösen Geister und der verdammten Seelen. Es stinkt nach Brand und nach versengtem Fleisch, Pesthauch verdirbt die glühende Luft, und die Flammen brausen und knattern. Aber noch lauter ertönt das widerliche Geschrei der bösen Geister, die die Seelen peinigen, noch tauter ertönt das Stöhnen und Jammern und Fluchen derer, die auf ewig, wohlgerührt, auf ewig, hier brennen. Ja, da winseln sie, die Gott beleidigt haben, und die, die mit einer schweren Sünde belastet vor Gottes Richterstuhl getreten sind. Da winden sie sich in unausdenkbarer Pein. Am schlimmsten aber quält sie, daß sie nie und nimmer Gottes Herrlichkeit schauen dürfen.

Denkt daran, daß es euch unmöglich ist, eure Hand auch nur eine einzige Minute lang ins Feuer zu halten, und ermeßt daran die Pein, die euch in der Hölle bevorsteht, wenn ihr sündigt! Dort brennt nicht nur euere Hand, nein, dort brennt euer ganzer Leib, und nicht nur eine Minute lang, nein, ewig, ewig!"

Das waren die Qualen, die ihm bevorstanden, wenn er sich nicht von den Pfaden der Bösen abkehrte und Buße tat. Er dachte über die Ewigkeit nach in den Bildern, die der Pater gebraucht hatte. Er sah das Kind am Meer, das sich vermaß, mit seinem Eimerchen die ungeheuerere Flut auszuschöpfen, und das längst ans Ziel gekommen war, während der Verdammte noch keinen Bruchteil der Ewigkeit durchmessen hatte. Er sah den Mann, dessen Buße im Fegefeuer es war, einen Berg aus einzelnen Sandkörnern aufzutürmen, und der nur alljährlich ein einziges Sandkorn auf das andere legen durfte. Wenn er längst sein Werk, vollbracht hatte, war auch nicht eine Sekunde der Ewigkeit verflossen.

Robert wußte nichts von den Befehlen des Ignatius, der zu seinen Exerzitien vermerkt hatte, daß sie nur dann wirksam sein konnten, wenn sie alle Schrecknisse und alle Freuden plastisch an den Exerzitanten heranbrachten. Der mußte mit allen Sinnen, mit Augen und Ohren, mit der Nase und dem Gefühl die Bilder nachempfinden, die der Exerzitenmeister entwarf, sonst waren die Exerzitien unwirksam.

Pater O'Donell hatte das große Ziel erreicht. Selbst die Wildesten waren, wenigstens für den Augenblick, zahm geworden. Der freche Geiger wagte es nicht mehr, sein Gesicht in spöttische Falten zu legen. Einmal kaute er sogar, als er neben Robert schweigend in den Studiensaal schritt, verlegen auf seiner Unterlippe herum, und seine zugreifenden Augen hatten den festen Blickpunkt verloren.

Der Ungar fingerte unter seinem Pult an seinem Rosenkranz umher, Wolf Vierbrücken las völlig abwesend in einer Heiligenlegende, der gutmütige Riedinger schluchzte und notierte an Hand eines Beichtspiegels seine Sünden. Das Gewebe des weltlichen Trugs war vor den Augen der Buben zerrissen, die Pforten der Ewigkeiten hatten sich aufgetan, und die überirdischen Maßstäbe hatten alle weltliche Größe zur Nichtigkeit zurückgeschraubt. Die Exerzitien bewirkten zweifellos, was sie bewirken sollten.

Zwei Tage lang schwieg die Division bereits und öffnete ihre Lippen nur zu Gebeten und frommen Gesängen. Seit zwei Tagen war die greifbare Welt für diese Buben erloschen, war sie zu Trug und Schein geworden. Ihr Leben schien ihnen nur mehr eine kurze Spanne des Zweifels zu sein im Meer der Ewigkeit, ihre kleinen Freuden sündhafter Tand vor dem unerbittlichen Antlitz des Gottes all dieser furchtbaren Wahrheiten. In diesen zwei Tagen war aus dem Boden ihrer Herzen mit den Wurzeln herausgerissen worden, was ihnen von Kind auf eingepflanzt worden war. Keiner zweifelte an der Wahrheit dessen, was er gehört hatte, keiner wagte die Frage zu stellen, weshalb denn der Gott der Güte sie so unbeschreiblich hart büßen ließ für den Fehltritt ihrer Voreltern, an dem sie doch nicht teilgehabt hatten. Keiner forschte, warum die unendliche Weisheit, deren Atem die Welt ins Dasein gerufen, deren Ausstrahlung sie eingerichtet hatte, die Verworrenheit des Trugs, die Blendbilder der Täuschung, die Finsternis der Sünde

und die Fehlbarkeit des Fleisches zugelassen hatte. Sie waren überrannt worden, der Schock in diesen Tagen, in denen sie sich selbst überlassen waren, jeder für sich verkapselt wie der Mönch in der Zelle, war zu heftig gewesen. Eingekeilt zwischen Fehle und Tod, die Ewigkeit vor Augen, das Gericht im Herzen, gingen sie daran, die kleinen Umstände ihres jungen Lebens aufzuzeichnen, um sie bereuen und beichten zu können.

Robert glaubte in diesen Stunden, daß sein ganzes Leben verfehlt sei. Er hatte den falschen Weg eingeschlagen; alles, was er bisher getan hatte, war verkehrt und sündhaft gewesen. Er hatte zwar bereits zweimal Exerzitien mitgemacht, aber er war noch zu jung gewesen, um sie voll zu erfassen, und er hatte sich auch noch niemals in klarem Widerspruch zu den Meinungen der Kirche befunden. Jetzt begriff er, daß Gott, der jedes unnütze Wort richtete, ihn längst verworfen haben mußte wie Spreu, weil er sein Herz an die Nichtigkeiten der Kunst und an die Verlockungen der Sünde geklammert hatte. Nun, da er nach dem Beichtspiegel griff, erschienen ihm seine Sünden im Vergrößerungsglase der Exerzitien ungeheuerlich und unentschuldig. Seine Seelenkämpfe vor den Ferien waren unbedeutende Verfehlungen gewesen gegen die Übel, die sich im Gebirge in sein Herz geschlichen hatten. Das alles mußte abgestellt und aufgegeben werden, sollte Satan sich seiner nicht vor dem Richterstuhle des Ewigen bemächtigen, sollte er das Geknatter der Flammen nicht hören und brennen für alle Ewigkeit.

Er mußte sofort die Entscheidungen für seine Zukunft neu treffen, mußte verdammen, was er geliebt, mußte suchen, was er bekämpft hatte. Die Unklarheit, in der er in Fragen des Geschlechts belassen worden war, begann ihn zu quälen. Zu aller Seelennot kam die entsetzliche Furcht vor den Folgen der Unkeuschheit. Hatte Gott ihn etwa schon dort oben in den Bergen mit jener grauenhaften Lustseuche geschlagen? Hatte er, als er das Mädchen Beate als den Stern seiner Tage ansah, sich etwa bereits den Keim des Verderbens aus Gottes strafender Hand zugezogen? Er sah sich in jenem Saal liegen, verfaulend unter denen, die bei lebendigem Leib verwesten. Gestern hatte er sich im Alkoven zitternd geprüft, ob er nicht bereits die Anzeichen der Seuche an sich entdeckte. Er hatte niemals etwas von Geschlechtskrankheiten gehört, der Begriff der Ansteckung war ihm

völlig fremd, und so zergrübelte er sein Gehirn wie ein Mystiker des Mittelalters über die furchtbare Rache Gottes, die er bereits auf Erden über die Sünder im Fleische ausgoß.

Gott hatte offensichtlich nur die Eheleute von diesem Fluche ausgenommen. In der Ehe durfte man sich mit seiner Genehmigung liebhaben, das hatte er herausgefunden.

Er klammerte sich, ohne es zu begreifen, an diese Genehmigung, die ihm als die letzte Möglichkeit erschien, die Verbindung zwischen der vergangenen Schönheit und dem kommenden Leben der Buße herzustellen. Oder war es notwendig, ein Gelübde ewiger Keuschheit abzulegen, um den furchtbaren Gott zu versöhnen?

Er beschloß, diese Frage dem Beichtvater anzuvertrauen. Der mußte ihm sagen können, wie er aus dem Labyrinth wieder herausfand. Und mit zitternder, ungläubiger Scheu dachte er jenes milden Heilands, von dem bisher nicht die Rede gewesen war, der an einem verirrtten Schaf, das zur Herde zurückfand, mehr Freude hatte denn an siebzig Gerechten.

Dennoch konnte er ein Aufbäumen in seiner Brust nicht unterdrücken, als er an diese Aussprache dachte. Er mußte ja so nackt und bloß vor den Beichtvater treten wie noch nie! Noch hatte er zu niemand von Beate gesprochen, und nur Harald hatte das eine oder andere Mal freundlich auf diese Beziehung angespielt. Es war sein zartestes Geheimnis geblieben, ein Geheimnis, das nun jäh alles Lichtes beraubt worden war. Das Bild des Mädchens war besudelt worden; er hatte ein Götzenbild in seinem Herzen errichtet gehabt, und nun mußte er selbst es stürzen und zerstören. Gott wollte es so.

Als die Division an diesem Abend die Pultklappen öffnen durfte, um ihre Habseligkeiten zu ordnen, tastete seine Hand nach dem Bild des Mädchens. Es schien ihm, als verlange Gott, daß er dieses Bild, diese teuerste Erinnerung, vernichte. Er fühlte bereits die Rauigkeit des Zeichenpapiers zwischen seinen Fingern, er faßte eine Ecke des Blattes an, aber er brachte es nicht über das Herz, das Bild herauszuziehen, um es zu zerreißen. Die Glocke ertönte, der Pultdeckel

mußte geschlossen werden. Er war feig gewesen, er hatte sich von diesem irdischen Tand, von dem Mahnmal seiner Sünde, nicht trennen können.

Ein andermal mußte er den Mut aufbringen, um sein Vorhaben auszuführen! Oder war das vielleicht unmöglich? Er zweifelte an sich selbst. Konnte er nicht vielleicht warten, bis er Beate geheiratet hatte? Dann war der Besitz dieses Blattes keine Herausforderung Gottes mehr.

Vielleicht war es auch deshalb keine Sünde, das Bild zu behalten, weil Beate im Herzen rein war. Er hatte sie zwar verführt, sie aber hatte unbewußt gefehlt. Vielleicht hätte sie ihm ohnedies nie geschrieben, denn sie mußte ja längst erkannt haben, auf welchem sündigen Wegen sie gemeinsam gewandelt waren. Er malte sich aus, daß das Mädchen jetzt gewiß bereits fromm geworden sei und daß ihr diese neue Tugend lieblich zu Gesicht stehen müsse. Diese Vorstellung machte ihm Freude und richtete ihn ein wenig auf. Er hatte sich nach Kinderart einen Ausweg aus seiner Bedrängnis geschaffen und machte sich nicht klar, daß es seine eigenen Gefühle waren, die er in das Mädchen hineinverlegte, dem doch alle Voraussetzungen zu solchem Empfinden fehlten. Vielleicht, so meditierte er während des Abendessens weiter, würde Beate sogar eine Heilige werden, und dann würden sie beide, fern allen Anfechtungen des Fleisches, fromme Gespräche miteinander führen und gemeinsam in den Himmel kommen.

Die wunderbare Kraft der jungen Seele, schwere Wunden auszuheilen, machte sich bemerkbar. Es war ihm tatsächlich gelungen, das Gestern und das Heute auf den gleichen Nenner zu bringen. Als er an diesem Abend zu Bett ging, fühlte er sich freier als je zuvor. Eingeschlossen in die bleiche Nüchternheit seines Alkovens, kaum gewaschen, da das Waschwasser niemals ausreichte, betete er um die Erfüllung seines Wunsches, dereinst mit Beate erbauliche Gespräche führen zu dürfen, und schlief getrost ein.

An diesem letzten Exerzientage durfte Pater O'Donell, gehorsam den Vorschriften des Gründers Ignatius, endlich Strahlen der Milde über der Division aufleuchten lassen. Es war freilich nicht möglich, auch nur einen Tag lang allein von den Freuden und Belohnungen zu sprechen, die im Himmel auf die Gläubigen warteten. Das menschliche Gemüt wird leichter durch Angst und Drohung im Zaum

gehalten als durch lockende Aussichten. Wie war es da möglich, die Seelen, die den Kampf des Lebens noch vor sich hatten, schon jetzt mit sanften Bildern zu umschmeicheln, die sie schwach machen mußten im Streit mit dem Bösen?

Und so mahnte er an einem wunderbar stillen und verklärten Herbstvormittag, an dem die Sonne ab und zu durch den Nebel brach und in schillernden Farbenspielen das eintönige Grau zum Weichen zwang, die Division zum Gehorsam. Gehorsam gegen die Oberen war die Stärke der Jesuiten gewesen, Gehorsam hatte sie zu dem gemacht, was sie waren. Gehorsam einte die Streitmacht der Gläubigen im Kampf gegen die Welt, machte sie zu einem scharfgeschliffenen Schwert, zu einem brauchbaren Werkzeug. In den Jahren ihres Aufenthaltes in der Immakulata mußten die Buben Gehorsam gegenüber den irdischen Vertretern Gottes auf Erden, den Priestern, lernen, sollten sie später, draußen in der Welt, wenn sie niemand mehr zwingen konnte, Rom weiterhin gehorsam bleiben.

Ja, sie waren Wachs in der Hand des Predigers, flüssige Glockenspeise in der Hand des geschickten Gießers. Der Exerzitenmeister wußte, daß seine Arbeit nicht umsonst gewesen war, und so klang die Freude über das gelungene Werk durch seine Worte, die vom Altar her zu den Buben in den Sitzreihen tönnten.

"Ihr wollt doch Kinder Gottes sein, nicht wahr?" fragte er sie, und seine Augen blitzten fröhlich auf, denn der Gehorsam war für seine sanfte begeisterungsfähige Seele zu einer wunderbaren Gewohnheit geworden, zu der kostbaren Fassung, die dem Edelstein des reinen Herzens erst den hohen Wert verlieh. "Oh, folgt diesem Ruf! Es ist herrlich, Gotteskinder um sich zu sehen, über die dereinst das Licht des Paradieses leuchten wird. Wie leicht ist es doch für euch, wahre Gotteskinder zu werden! Ihr braucht nicht selbst zu finden, was euch frommt. Hier in der Immakulata, unter der Hut der Patres, werdet ihr angeleitet zur Gotteskindschaft.

Es sind viele Tugenden, die ein Gotteskind aufweisen muß. Es lebt in sich gekehrt dahin, es meidet sündhafte Reden, es ist sich stets dessen bewußt, daß Gottes Auge auf ihm ruht. Das Gotteskind ist seinen Vorgesetzten gehorsam, die es anleiten, die Wege Gottes zu wandeln. Dieser Gehorsam ist das A und O der

Gotteskindschaft, er gewährleistet dem Demütigen die ewige Seligkeit. Und es ist doch nicht schwer, zu gehorchen! Denkt an den Jesusknaben, der seinen Eltern dreißig Jahre lang gehorsam war und der euch ein so leuchtendes Beispiel gegeben hat. Euere Vorgesetzten wollen euer Bestes, sie wollen, daß ihr einmal in den Himmel kommt, und Gottes Herrlichkeit schauen dürft. Gehorcht ihnen! Gehorcht ihnen auch dann, wenn ihr nicht begreift, wozu dieser Gehorsam frommt.

Gott will Gehorsam. Denkt an die bösen Knaben, die den Propheten Elisäus verspotteten und ihm nicht gehorchten, und denkt daran, wie Gott den frommen Mann an ihnen rächte. Sie trieben ihren Spott mit ihm bei der Stadt Bethel. Da drohte ihnen der Prophet im Namen des Herrn, und zwei Bären brachen aus dem Walde und zerrissen sie. Denkt nicht, daß irgend jemand auf Erden von der Pflicht zum Gehorsam entbunden ist. Auch Könige müssen gehorchen. Als der letzte König von England noch ein Knabe war, war er seiner Erzieherin, einer Gräfin, ungehorsam. Die Gräfin beschwerte sich darüber beim Vater des Thronfolgers, beim Prinzgemahl Albert. Da ließ dieser den Knaben vor sein Angesicht rufen und tadelte ihn streng. Er hieß ihn Stellen aus der Bibel vorlesen, die sich auf den Gehorsam beziehen, er züchtigte ihn und befahl ihm, sich bei seiner Erzieherin zu entschuldigen. So ernst nahm der Prinzgemahl die Pflicht zum Gehorsam.

Gehorcht! Wenn ihr nach den Geboten Gottes lebt, so ist euch der Schutz des Höchsten gewiß. Das haben schon unendlich viele Menschen erfahren. Er, ohne dessen Willen kein Haar von eueren Häuption fällt, läßt sich herab und behütet euch. Er wacht über euch, Er läßt euch nicht aus den Augen. Ihr seid ja Seine Kinder, seid Gotteskinder; wie könnte Er euch da vergessen!"

Der Pater strahlte, Sie sahen zu ihm empor, denn jetzt wußten sie, daß er auf jenes Ereignis anspielte, das sich dort oben auf den Gewässern Erins zugetragen hatte. Da stand er und war die leibhaftige Gewähr für die Wahrheit seiner Worte. Wie sollten sie ihm nicht glauben, ihm, dem der Heiland erschienen war?

"Als die heilige Theresia noch klein war," erzählte der Exerzitenmeister mit der schlichten Stimme der Legende, "lebte sie in einem Kloster. Eines Tages war sie sehr traurig und bedrückt, wie das einem jeden zustoßen kann. In diesem Kloster war eine große Treppe, die ging sie hinauf. Oben an der Treppe stand ein

kleiner Knabe, und die Heilige wunderte sich gar sehr, wie er wohl in das Kloster gekommen sein mochte. Die Heilige fragte das wunderschöne Kind, wie es heiÙe. *Ich sage dir meinen Namen nicht, ehe du mir nicht den deinigen genannt hast*, erwiderte das Knäblein und lächelte holdselig. Nun fügen aber die Nonnen ihrem Taufnamen noch einen anderen, selbstgewählten Namen hinzu. Deshalb antwortete die Heilige: *Ich heiÙe Theresia von Jesus!* Der Knabe aber antwortete mit einem wunderbaren Lächeln: *Ich heiÙe Jesus von Theresia.* Im gleichen Augenblick war er verschwunden. Die Heilige aber war getröstet, denn der milde Heiland hatte ihr gezeigt, daß sie niemals, auch in der tiefsten Kümmeris, von ihm verlassen sei.

Solche Dinge geschehen aber nicht nur den Heiligen. Ich wanderte einmal in der Fremde und wollte in einen Ort gelangen, wo es ein Nachtquartier für mich gab. Unterwegs sah ich auf einmal ein kleines Haus. Ich war schon an vielen Häusern vorbeigegangen, nun aber zog es mich mächtig, von meinem Wege abzulassen und gerade in dieses Haus hineinzugehen. Mein Verlangen danach war so gewaltig, daß ich von der Straße abbog und in das Haus hineinging. Als ich die Türe öffnete, kam mir ein französischer Missionar entgegen. *Ich habe eben allein Exerzitien abgehalten, sagte er, und nun wollte ich gern beichten. Der Himmel hat mein Gebet erhört und hat Sie mir gesandt, um meine Beichte zu hören!* Seht, ihr Lieben, so hütet uns Gott. Wenn ihr Ihn nicht vergeÙt, Er vergeÙt euch nicht!"

Er vergeÙt euch nicht, hallte es noch lange in Robert nach. Sein Bubensinn war durch die Nähe des Wunders magisch angezogen worden, er glaubte wieder an die Möglichkeit des übernatürlichen, er sah den Weg. In der Mittagspause, der letzten, die schweigend verbracht werden mußte, ging er unter den Bäumen am Spielplatz auf und ab, die wie reine und kühle Flammen aus Kupfer, Messing und geschmolzenem Gold zum lichtblauen Himmel emporloderten. Sein Herz war erfüllt von einem zitternden, gläubigen Frieden. Wenn er Gott nicht vergaÙ, Gott würde ihn nicht vergessen. Von nun ab wollte er ein reines und tugendhaftes Leben führen. Dann stand er in der Hut Gottes, und dann würde sich vielleicht doch noch eines jener Wunder an ihm ereignen, nach denen er sich sehnte. Der ewige

Zweifler in seiner Seele verlangte immer wieder den Beweis, trotz aller Mißerfolge den Beweis.

Er lauschte aufmerksam während des letzten Vortrages. Er vernahm die praktischen Verhaltensmaßregeln, unerbittlich skandiert von der Forderung nach Gehorsam. Er lauschte mit Inbrunst und wußte nichts mehr von Aufbegehren, Zweifel und Widerstand. Die Hypnose dieser Tage hatte ihn überwältigt, er war gleichsam aus sich selbst herausgeschlüpft, er war ein Teil vom Sein des Predigers geworden und hatte sich selbst verloren. Sein wahres Ich schlief; er aber glaubte, es sei gestorben und zerstoßen.

Ja, er wollte sein Leben erneuern. Was nun kam, mußte so rein, hell und friedlich werden wie dieser Tag. Wenn neue Nöte ihn umringten, dann würde ein Engel zu ihm niedersteigen, wie zu Daniel in die Löwengrube, und würde ihn erretten. Er würde nach den Schwierigkeiten dieses Daseins, das den Makel und Fluch der Erbsünde an sich trug, das gelobte Land der Ruhe und des Friedens erreichen. Die Exerzitien hatten ihm ungeheuerere Fernblicke eröffnet, und er sah die grünenden Ebenen, die die ewige Stadt Gottes umgaben, am Horizont leibhaftig vor sich liegen. Er würde sie wieder aus den Augen verlieren, aber sie waren da, er hatte sie geschaut. Und eines Tages würde er eingehen in jene Gefilde, wo die Träne getrocknet wird, durch das Tor, auf dem *Pax aeterna* zu lesen steht, *Ewiger Frieden*.

Das Wort Frieden bezauberte ihn. Die Erschütterungen, denen er pausenlos ausgesetzt gewesen war, hatten ihn mürbe und müde gemacht. Er war kein Kämpfer mehr, kein Draufgänger; er besaß keinen eigenen Willen, um ihn durchzusetzen. Er brauchte Frieden, und er wollte gehorsam sein, um sich Frieden zu verschaffen.

Er neigte in der kleinen Kapelle, welche die Division zum letztenmal betreten hatte, seinen kurzgeschorenen Kopf vor der goldenen Monstranz, die der Exerzitienmeister hochhob. In der Monstranz thronte, verborgen in der Hostie, der Heiland. Jetzt segnete er seine guten Vorsätze, wie er die Vorsätze aller Kameraden gesegnet hatte.

Nun blieb ihm nur noch jener Weg zu gehen, durch den er sich mit dem beleidigten Gott aussöhnen konnte. Die Generalbeichte über sein ganzes verflissenes Leben war das niedrige Tor, durch das er in Demut gebückt treten mußte, ehe er seine Stirn endlich im Vorgenuß des Friedens wieder aufrichten konnte. Hier würde er erfahren, was er zu tun hatte, hier würde der Spruch gefällt werden, dem er gehorsam sein mußte.

Er beugte sich über den Beichtspiegel. Die Furcht, er könne vielleicht eine seiner Sünden übersehen, sprang ihn wütend an. Die begangenen Sünden traten drohend auf, sie schrien um die Gnade der Verborgenheit, Satan stachelte die letzten Reste seines Trotzes und seiner Verschlossenheit, um ihn von einer gültigen Beichte abzuhalten. Aber Robert dachte an den Frieden, der seiner harrte, und notierte mit nervöser, zerfahrener Schrift Sünde um Sünde auf seinem Beichtzettel. Heute abend werde ich frei sein, dachte er, heute abend habe ich Frieden gefunden.

DER SPÄTE NACHMITTAG ERFÜLLTE DIE KIRCHE mit grauen Schatten. Es herrschte unter den Wölbungen der Schiffe ein gedämpftes, silbergraues Licht, Licht der Askese und Buße. Die Beichtstühle mit ihren violetten Samtportieren waren völlig dunkel. So konnten die Beichtväter trotz der Dämmerung durch die Gitter die Gesichter der Beichtkinder erkennen, die ihre Verfehlungen offenbarten.

Robert kniete vor dem Beichtstuhl des alten Paters Krug. Das war das Schlimmste, das war die letzte Station, die durchschritten werden mußte, ehe er das fleckenlose Gewand der Unschuld wiedererhielt, ehe er daran denken konnte, seine guten Vorsätze zu verwirklichen. Der Beichtzettel in seiner Hand schimmerte matt, er strengte sich an, um die langen Kolonnen der Sünden ablesen zu können, die vor seinen Augen zu verschwimmen drohten.

Er hatte diese Sünden nicht nach der landläufigen Einteilung der zehn Gebote angeordnet, sondern er hatte sie, mit den leichtesten beginnend, gestaffelt. Daß er gelogen hatte, daß er unaufmerksam und ungehorsam gewesen war, daß er Kameraden gehaßt und beneidet hatte, wieder und immer wieder, Jahre hindurch stets von neuem, wog leicht gegen die schweren Sünden, die er in diesen Ferien

begangen hatte. Sein Flüstern drang zu Pater Krug, der ruhevoll, mit geneigtem Haupt, auch dieses Sündenbekenntnis wie so viele andere entgegennahm. Er verstand es, sich zu beherrschen. Er war schon sehr ermüdet, er hatte viele Bekenntnisse angehört, Jugendsünden, nichts als Jugendsünden. Als dieser Neitperg im Beichtstuhl erschien, merkte der alte Mann auf. Das war der sonderbare Bub, von dem unlängst auf der Konferenz die Rede gewesen war. Er hatte sich nach der Ansicht des Generalpräfekten der Sünde der Unkeuschheit schuldig gemacht, und zwar nicht nur in der Weise, wie der Großteil der Studenten sündigte, sondern auf gefährlichere Weise, mit einem Mädchen. Gebe Gott, daß er aufrichtig beichtete! Wenn das der Fall war, mußte endlich Klarheit werden über die Schwere der Verirrungen, die dieses Kind begangen hatte.

"Ich habe gezweifelt", flüsterte die heisere, furchtbar erregte Stimme am Gitter.

"Woran hast du gezweifelt, mein Kind?" Der Pater hatte höher aufgehört, jetzt mußte es kommen. Er beherrschte sich, seine Stimme klang nicht erregter als sonst.

"An der Wahrheit der Lehren, die wir hier hören, und so", sagte die Stimme kläglich.

"Und jetzt zweifelst du nicht mehr?"

"Nein!" Er zweifelte wirklich nicht mehr, die Exerzitien hatten ihm die Augen geöffnet.

"Zweifeln ist menschlich. Du darfst dich niemals auf deinen eigenen schwachen Verstand verlassen, wo Kirchenväter und Heilige, ja, wo Gott selbst die Wahrheit festgelegt hat. Fahre fort!"

"Ich habe Unkeuschheit begangen", stieß der Bub heiß und gequält hervor. Das war das Schlimmste, jetzt mußte er alles bekennen, mußte ihren Namen nennen, mußte sich lossagen von den falschen Göttern dieses Sommers.

"Seit wann hast du Unkeuschheit begangen? Und wie? Du mußt das erklären, ich verstehe dich noch nicht gut."

"Seit zwei Jahren ungefähr." Er hatte den Kopf tief gesenkt, er sprach mehr gegen den Boden als gegen den undeutlich sichtbaren Kopf des Beichtvaters hin.

Eine unbestimmte Hoffnung erfüllte ihn, daß die Grelle seines Bekenntnisses gemildert werde, wenn seine Worte das Ohr jenseits des Gitters nur undeutlich erreichten. "Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken", fügte er erläuternd hinzu.

Der alte Mann neigte den Kopf noch tiefer gegen den Flüsternden. Jetzt hielt er den Schlüssel in den Händen, jetzt war es möglich, die Türe zu diesem verwirrten Herzen aufzuschließen. "Allein oder mit anderen?" fragte er.

"Erst nur allein. Aber in diesem Sommer," er stockte, aber jetzt mußte es gesagt werden, jetzt war nur noch ein Schritt zu tun, um die Gnade der Gotteskindschaft zu erwerben, "auch mit anderen."

"Mit was für anderen?"

Robert hatte einen letzten Versuch gemacht, das Geheimnis zu verschleiern, aber die Fragen zerrten an den Hüllen, und die Hüllen mußten fallen. Er erzitterte. Er setzte an, fuhr sich mit der Zunge über die ausgedörrten Lippen, bäumte sich auf und keuchte: "Mit einem Mädchen."

Die Züge des Greises spannten sich. "Weißt du denn überhaupt, was Unkeuschheit mit einem Mädchen ist?"

"Ja!"

"So! Und was hast du mit dem Mädchen getan?"

Er wand sich in Scham. Aber nun sah er den rettenden Hafen vor sich, sah das Ende des langen Geständnisses herannahen und den Augenblick kommen, in dem er den zerfetzten Mantel der Verschwiegenheit wieder würde um sein enthülltes Geheimnis breiten können. "Ich habe sie mehrmals geküßt", sagte er und erwartete die Verdammung,

"Und weiter?"

"Ich habe sie auch gezeichnet, ich habe ein Bild von ihr. Und ich habe mit ihr gottlose Reden geführt."

"Und weiter?"

Er zerbrach sich den Kopf darüber, was dies bedeuten mochte. Was wollte der Pater noch wissen? "Weiter nichts," sagte er endlich, "nein, wirklich nichts," fügte er hastig hinzu, als er ein Kopfschütteln erahnte, das der alte Mann nicht

hatte unterdrücken können, "oder doch, ich habe ihr einen Brief geschrieben, und ich habe viel an sie gedacht. Das ist aber wirklich alles."

Pater Krug dachte an das Bild, das der Generalpräfekt gemalt hatte. Er war der Vorgesetzte, man mußte ihm gehorchen. Gott äußerte seinen Willen in den Weisungen der Vorgesetzten. Hier aber hatte Pater Lechner geirrt, zweifellos geirrt.

"Du hast dich leichtfertig in Gefahr begeben," sagte der Beichtvater bedachtsam, "aber du bist nicht eigentlich zu Fall gekommen."

Robert horchte auf. Das waren doch die Verbrechen gewesen, wegen deren er eben hart gestraft worden war, das waren doch Verbrechen gewesen! "Aber es war ja Unkeuschheit", erklärte er mit furchtbarer Tapferkeit, bereit, seine Verfehlung nicht zu bemängeln.

"Die Sünde, die du allein begangen hast, war Unkeuschheit," erklärte der Pater, "du mußt eifrig dagegen ankämpfen, wie du es in den Exerzitien gehört und gelernt hast. Bete zum lieben Heiland, bete zur unbefleckten Jungfrau Maria, bete zum heiligen Aloysius, daß sie dir beistehen."

"Aber das mit dem Mädchen", beharrte der Bub.

Der Pater erschauerte. Es schien ihm, als zöge ein kühler Luftzug aus dem Grau der Kirche herein in seinen Beichtstuhl. Das Beichtgeheimnis band ihn mit stählernen Fesseln; er durfte dem Generalpräfekten nicht einmal andeuten, wie schwer er geirrt hätte. So mußte er dieses erschreckte Kind, diesen dummen Buben, wenigstens davon überzeugen, daß er keine schwere Schuld auf sich gewälzt hatte. "Ja, du hast auch mit dem Mädchen gesündigt, aber das waren leichtere Verfehlungen!"

Es waren Sünden gewesen, aber nur leichtere Verfehlungen! Und wenn er davon mit den Kameraden sprach, bekam er Taten. Sie hatten ihn gemieden wie einen Aussätzigen, und es waren nur leichtere Verfehlungen gewesen. Wenigstens waren es doch Verfehlungen gewesen, dachte er plötzlich, und jäh, um alles zu sagen, erklärte er: "Ich will sie ja auch heiraten!"

Der Alte erschrak immer mehr vor so viel unheilvoller Verwirrung. "Mein Sohn, du hast hier deine Pflichten in der Division und in der Schule zu erfüllen,

hüte dich vor Verstiegenheiten. Bete und arbeite und bekämpfe die Versuchungen. Für solche Gedanken und Entschlüsse bist du noch viel zu jung. Steile das alles ruhig dem Herrn anheim, den ich hier vertrete, und Er wird dich in Seiner Gnade den richtigen Weg führen!"

Robert nickte. Er brachte es nicht fertig, auch nur ja zu sagen.

"Hast du noch weitere Sünden zu bekennen?"

"Nein, ich habe alles gebeichtet." Er überflog den Beichtzettel. Nichts war ungesagt geblieben. "Ich bereue diese meine Sünden", begann er zu beten. Die Formel war ihm geläufig. Leer, eine grauenhafte Öde im Kopf, sagte er sie herunter. Er bat endlich um die Lossprechung. Innerlich war er davon überzeugt, daß der Beichtvater sich geirrt hatte und daß er ihn gar nicht so leichten Kaufs davonlassen durfte. Wie reimte sich dessen Verhalten zu den Worten des Präfekten und des Generalpräfekten? Er beschloß, auch diese Gedanken noch dem Beichtvater anzuvertrauen, aber der begann bereits mit den abschließenden Gebeten, nachdem er ihm als Buße den leidvollen Rosenkranz auferlegt hatte.

"Ego te absolvo in nomine patris et filii et spiritus sancti, Amen." Die Generalbeichte war vorüber. Betäubt und verwirrt stand der Bub auf.

Er bemühte sich, seine Zweifel zu unterdrücken. Er wandte seine Gedanken mit Gewalt von diesem Punkte ab, er ging in seine Bank zurück und betete dort mit eiserner Verbissenheit seine Buße herunter. Nur nicht denken! Nur nicht daran zweifeln, daß er zu Recht von seinen Sünden erlöst worden war! Der Beichtvater meinte also, das sei gar nicht die Unkeuschheit gewesen, um derentwillen die Menschen in die Hölle kommen oder bei lebendigem Leib verfaulen. Gab es da vielleicht noch etwas anderes, etwas Schlimmeres?

Er schüttelte den Kopf, er wollte sich von den kreisenden Gedanken losreißen, er schlug sein Gebetbuch auf und begann gewohnheitsmäßig in den Preces Gertrudianae zu lesen, Dennoch kam er von diesen wirren Gedankengängen nicht los. Was war geschehen? Wo lag das Geheimnis?

"Aber ich bin ja gültig losgesprochen," versicherte er sich, "ich befinde mich im Stande der Unschuld, niemand hindert mich daran, ein Gotteskind zu werden. Ich habe Leid und Reue erweckt nach bestem Vermögen, nicht nur, weil ich Strafe

fürchtete, sondern auch weil ich Gott beleidigt habe. Ich kann jetzt ein neues Leben beginnen." Ach, das alte Leben war nicht abgeschlossen, seine Schatten lagen noch über ihm, er konnte ihnen nicht entrinnen. Er mußte gehorsam sein, dem Beichtvater gehorsam. Der hatte gesagt, daß er nur leicht gesündigt habe. Aber er mußte auch dem Präfekten und dem Generalpräfekten gehorsam sein. Die hatten gesagt, daß er schlimm gefehlt habe. Zu glauben, was die Vorgesetzten sagten, war ein Teil der Pflicht zum Gehorsam; wem aber sollte er glauben?

Es konnte doch gar nicht sein, daß sie sich irrten! Oder irrten sie vielleicht doch? Mußte er das gerade jetzt erkennen, wo er sich anschickte, den neuen Weg zu gehen? Was aber stand dann noch fest, welche Lehre wankte nicht?

Was war nun eigentlich Wahrheit und Wirklichkeit? Vielleicht lebte er gar nicht, vielleicht bildete er sich nur ein, zu leben? War dies alles nur ein Traum, ein Spuk, eine Sinnestäuschung, gab es ihn vielleicht gar nicht? Träumte ihn ein anderer? Er schritt über die Stufen hinab, er bekreuzte sich vor dem Madonnenbild, er roch die modrige Kühle der Gänge, er sah die weißen Marmorstandbilder die Treppe flankieren und griff hart an das Bein des Knaben Ora, um sich davon zu überzeugen, daß sie wirklich dastanden und nicht wie Nebel vor seinem Zugriff zerflossen.

Mit fast gieriger Hand öffnete er im Studiensaal den Xenophon und das griechische Lexikon. Da fiel sein Blick auf den linken Pultdeckel. Dort unten lag das Bild Beates; er hatte dem Beichtvater gesagt, daß er es besaß, der hatte das überhaupt keiner Bemerkung wert erachtet. Das Bild war gerettet, er brauchte es nicht zu zerstören.

Warum hatte er es eigentlich zerreißen wollen? Er entsann sich nicht mehr an die Gefühle, die ihn damals, es schien vor langer Zeit gewesen zu sein, bewegt hatten. Er wußte noch nicht recht, was das alles bedeuten mochte, sein Kopf war auch zu leer, um sich mit diesen Fragen sogleich auseinanderzusetzen. Als gelte es, sich vor sich selbst zu verbergen, stürzte er in das Gestrüpp der griechischen Sätze, deren dunkler Sinn sich unter seiner Arbeit zu erhellen begann, er flüchtete sich in die Arbeit, um sich den Fragen zu entziehen, die gerade dort aufgetaucht waren, wo er geglaubt hatte, die endgültige Klarheit finge an.

12. Kapitel

Die Division, deren Übermut durch die Exerzitien gedämpft worden war, geriet allmählich wieder in das alte Geleise. Es zeigte sich, daß durch diese geistlichen Übungen die Frechen nicht sanft und die Faulen nicht fleißig geworden waren. Das einzige, was wirklich erreicht war, war die völlige Einordnung in das neue Schuljahr und Pensionatsjahr. Die Erinnerungen an die Ferien waren ausgelöscht oder waren wenigstens hinabgedrückt in die tiefsten Kellerräume der Erinnerung, die der Geist der Buben selten betrat, und wenn er es tat, so doch nur mit dem Gefühl, zu etwas zur Seite Gestelltem und Fernem zu treten.

Die herrschende Schicht in der Division hatte sich nicht mehr verändert. Vierbrücken war geblieben, was er war, der Vorbeter Zöllner hatte die Rolle seines älteren Bruders übernommen. Diese beiden und noch ein paar starke Burschen bildeten die Oberschicht. Neben ihnen gab es kleinere Gruppen von geringerer Bedeutung.

Robert hielt sich versteckt zu den beiden rüdigen Schafen der Division, zum starken Reiz und zum frechen Geiger, ohne es so offensichtlich zu tun, daß er damit Anstoß erregt hätte. Die Köpfe dieser beiden beugten sich fast bei jeder Notenverlesung unter einem Donnerwetter des Generalpräfekten; Reiz hatte dann den wilden Ausdruck eines geärgerten Stiers, Geiger sah der Katz mit einem spöttischen Lächeln in die Augen, das den Generalpräfekten in Raserei zu bringen vermochte. Robert blickte dann mit scheuer Achtung auf die beiden, die sich nicht beugten. Besonders die lässige Art Geigers hatte es ihm angetan, der stets deutlich genug zum Ausdruck brachte, daß ihn alles das nur noch vorübergehend anging und daß er sich eigentlich bereits mit einem Fuß in der Freiheit befand.

Robert selbst hatte sich eingefügt. Dieses Einfügen war freilich keine zauberhafte Erfüllung geworden, wie er es sich wohl geträumt hatte. Von seinen Plänen war natürlich nicht mehr die Rede, die Welt der Ferien ruhte auch bei ihm

vergraben unter Stößen täglicher Sorgen in den tiefsten Räumen seines Gemüts. Er gestand sich selbst kaum mehr ein, daß sie hier noch vorhanden waren. Manchmal packte ihn freilich eine wilde Sehnsucht, dorthin hinabzusteigen und wieder hervorzuholen, was ihn einmal bezaubert hatte. Aber er wußte, daß er diesen Versuch mit Verwirrung und Zusammenbrüchen werde bezahlen müssen, und so hütete er sich davor.

Sein Fleiß wurde neuerdings fast immer mit einer Null, manchmal sogar schon wieder mit einer Eins beziffert. Auch in der häuslichen Ordnung war eine Besserung eingetreten, und nur im Betragen gab es noch manchmal eine Zwei. Nach der Ansicht des Präfekten und des Generalpräfekten befand sich der Internist Robert Neitperg im fünften Jahre seines Aufenthalts in der Immakulata auf dem Wege, sich einzufügen. Es war begreiflich und wurde mit einer gewissen Nachsicht beurteilt, daß diese Einfügung nicht gleichmäßig vor sich ging und daß der Bub noch manchmal über die Stränge schlug. Aber er leistete keinen Widerstand mehr, wenn der Präfekt zugriff, er war gebrochen und fügte sich. Wenn das starke Kinn des Paters Zumstein sich emporreckte, wenn es in den dunklen Abgründen seiner Augen zu funkeln begann, wich Robert zurück. Mehr konnte man im Augenblick nicht von ihm erwarten.

Er durfte natürlich das blaue Seidenband mit der Silbermedaille der Kongregation nicht umlegen und durfte nicht mit den anderen Sodalen in die kleine Kapelle marschieren, wenn sie ihre wöchentlichen Zusammenkünfte und geistlichen Übungen abhielten. Er nahm diese Zurücksetzung mit christlicher Demut auf sich, denn er hatte begriffen, daß er doch früher oder später aufgenommen werden würde, wenn er sich nichts weiter zuschulden kommen ließ. Vielleicht, wahrscheinlich sogar sicher, würde das in der zweiten Hälfte des Schuljahres des Fall sein. Vorläufig war es ja erst November geworden.

Es war allerdings traurig, daß er übergangen worden war, während Bondi die ersehnte Aufforderung erhalten hatte. Der schwarze Bub trug das blaue Band und schritt jedesmal stolz an Robert vorbei, wenn er sich zur Kongregationskapelle begab. Ihre Wege hatten sich getrennt, jener gehörte von nun ab zu den Anerkannten und Frommen, wenn er auch schwarze Ringe um die Augen hatte. Es

hieß, der Ungar schreie viel im Schlaf, doch das war nur ein Gemunkel, denn die meisten Buben schliefen bleiern durch. Sicher war hingegen, daß er fanatisch betete.

Robert sah ihm manchmal mit leichtem Bedauern nach, wenn er an ihm vorbeistreifte. Es war zwischen ihnen nicht mehr die Rede von Schiffen, sie suchten auch nicht mehr gemeinsam Vulkane auf der Landkarte, wie sie es in den früheren Jahren gern getan hatten. Der Ungar funkelte ihn bisweilen aus seinen schwarzen Augen boshaft von der Seite an, warf ab und zu ein Wort hin, das verletzend höhnisch klang, und entwich wieder, ehe ein neuer Faden gesponnen werden konnte. Beide empfanden das öde Gefühl, das dem Zusammenbruch einer Freundschaft zu folgen pflegt.

So verrannen die Tage in unendlichem Gleichmaß. Die Buben erhoben sich im eisigen Dunkel der Sptherbstnacht, sie gingen zur Frühmesse in die Kapelle, sie studierten, frhstckten, tobten während der Frhpause draußen oder im Spielsaal umher, marschierten in die Klassen, aßen, beteten, arbeiteten, spielten, beteten. Die Maschine des Pensionatsjahres lief wieder reibungslos, die Patres hielten sie in Gang, die Methode des heiligen Ignatius, die auch dem einfltigsten Menschen mit Sicherheit den Weg zu Gott ebnet, bewährte sich. Die Zeit verging unbemerkt, sie hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden.

Daß manchmal ein wilder Ausbruch des Unmuts, ein hysterisches Aufbegehren den einen oder anderen erschütterte, war nichts Außergewöhnliches. Meist bemerkten es nur die persönlichen Freunde des Befallenen. Fast ein jeder unterlag solchen Anfällen, tobte sich aus und versank wieder im Meer der pausenlosen Pflichten, des Gebetes und der Arbeit. Nur, wenn der Anfall länger dauerte, fiel er auf, manchmal sogar den Präfekten.

NACH EINEM DAUERREGEN, DER MEHRERE TAGE LANG herabgestürzt war und die Spielplätze unbenutzbar gemacht hatte, brach endlich doch wieder die matte Sptherbstsonne durch. Sie trocknete langsam und unlustig die aufgeweichten Flächen und ermöglichte es, sogar in der Vieruhrpause draußen zu spielen. Es dämmerte bereits, als die zweite Division ihren Spielplatz betrat. Die weite Fläche

schimmerte noch feucht, nasses Welklaub war auf den Boden geklatscht worden und klebte dort. An einer schlecht planierten Stelle stand eine mächtige Pfütze. An solchen dunkelnden Nachmittagen konnte man sich irgendwohin an einen entlegenen Winkel des Spielplatzes zurückziehen und ungestört und unbeobachtet sprechen, denn die Dämmerung machte es den Präfekten unmöglich, alle zu beobachten.

Im Schutz der Dämmerung hielt es Robert für unbedenklich, sich wieder einmal Geiger und Reiz anzuschließen. Er fand die beiden Burschen an der äußersten Einfriedung. Reiz schnitzte, wie immer, am Griff eines Stocks herum, den er bei den Divisionsspaziergängen benutzen wollte. Sein Gesicht neigte sich mit verbissenem Bullenausdruck über die Arbeit. Geiger saß mit frech weggespreizten Beinen auf der Einfriedung und beobachtete das Fortschreiten der Arbeit mit gespanntem Interesse. Er hob seinen häßlichen Schädel, als er Robert herannahen sah, der seinen Gummiball mit viel Kunst durch die große Pfütze dribbelte. Die drei Freunde nickten sich zu. Sie brauchten sich nicht viel zu erzählen, sie waren sich sympathisch, erledigt. Ohne Worte setzte sich Robert neben Geiger auf die Einfriedung.

Plötzlich hob Reiz den massigen Schädel. "Das alles hängt mir jetzt zum Hals heraus", erklärte er, und sah aus zusammengekniffenen Augen in das Schimmern des Westens.

"Was?" fragte Robert.

Reiz ließ den Blick nicht von jenem unkenntlichen Punkt, der seinen Blick angezogen hatte. "Man sollte einfach eines schönen Tages einmal durchgehen!" Seine Augen flackerten.

"Mensch, paß auf, sonst hört man dich", warnte Geiger.

"Ach wo, ist ja keiner da. Aber wie macht man das?"

Robert erwärmte sich für das gefährliche Thema. "Man kann aber doch nicht einfach sagen: Jetzt gehe ich durch, und dann durchgehen!"

Geiger hatte sich unterdessen überzeugt, daß sie wirklich unbeobachtet waren. "Ich wäre gleich dabei, wenn ich nicht ohnedies herauskommen würde", sagte er.

"Du, bei euch ist doch vor zwei Jahren einer ausgekniffen, Scheuer oder wie der Kerl geheißten hat?" Reiz wandte sich an Geiger, in seinen Augen glommen Funken.

"Der hat das blöd gemacht", berichtete Geiger, und Verachtung lag in seiner Stimme. "Er ist, statt beichten zu gehen, in den Garten gelaufen. Da hinten irgendwo", er wies unbestimmt in das Dunkel hinein, wo Fichten zu schwarzen Klumpen zusammengelaufen waren, "ist er über den Zaun gestiegen, und draußen war er. So weit war ja alles gut und in Ordnung. Aber dann ist doch der Trottel auf den Bahnhof gelaufen und hat sich eine Fahrkarte erbetteln wollen. So etwas Blödes! Dabei haben sie ihn natürlich geschnappt. Ohne Geld geht das nicht!"

"Und was ist dann gewesen?" fragte Reiz weiter.

"Karzer, Tatzen und so weiter, seine Eltern haben ihn schließlich herausgenommen, weil sich alle Schwarzen an ihm die Stiefel abgewischt haben."

Der große Reiz sackte ein wenig in sich zusammen. "Es geht eben nicht", sagte er.

"Doch." Geiger sprach voll Sachlichkeit. "Einer oder zwei von unserer alten Abteilung sind durchgekommen, es geht schon, aber man muß eben vorbereiten. Wenn man nachts aus dem Schlafsaal wegkäme, ohne daß es einer merkt, dann hätte man einen ordentlichen Vorsprung. Aber das ist schwer. Na, meine Sorge ist es nicht!"

"Ich würde nach Weißkirchen laufen und dort wegfahren", erklärte Reiz.

"Probier es doch!" munterte Geiger ihn auf.

"Quatsch, ich tu' es doch nicht. Und dann habe ich kein Geld."

Sie hatten alle drei fieberhaft glänzende Augen bekommen. Die Dämmerung umspann sie, weiches, kühles Dunkel, aus dem es säuerlich nach moderndem Holz und sterbendem Laub roch. In der Dämmerung dachte man an vieles, an was man sonst nicht dachte. Erst als sie in die Nüchternheit und Helligkeit des Studiensaales zurückkehrten, erkannten sie, daß es bei der Verlockung bleiben würde.

Da der Präfekt sich heute durch Pater Rauch vertreten ließ, ging es sehr munter zu. Der Subpräfekt konnte eben machen was er wollte, er verschaffte sich wenig Achtung. Die einzige Gefahr, die man bei ihm lief, war, daß er petzte. Aber

meist war er ein anständiger Kerl und tat es nicht. Er hatte wenig Anlage zum Fanatismus.

Robert arbeitete eben, als mit hellem Knipsen ein zusammengefalteter Zettel auf sein Mathematikheft fiel. Der Pater hatte nichts gemerkt, wie er sich sofort überzeugte, und so öffnete er ihn sofort: "Morgen gehen beim Spaziergang zusammen: Neitperg, Reiz, Geiger" stand darauf. Sie hätten das ebensogut während der Pause besprechen können, aber so war es unterhaltsamer.

Robert überlegte. Er wollte keinesfalls gegen das Gebot des Instituts verstoßen, er wollte nicht nur mit seinen Freunden verkehren. Sie waren aber tatsächlich schon seit längerer Zeit nicht mehr beim Spaziergang zusammen gegangen. Es konnte also nicht unangenehm auffallen, wenn sie es diesmal taten.

So nickte er den beiden verstohlen zu. Dann neigte er sich wieder über sein Pult. Es war notwendig, zu arbeiten, um die gefährliche Versuchung des Gesprächs von vornhin zu vergessen. Arbeit betäubte jeden ungebärdigen Wunsch. Und so vertiefte er sich verbissen in die mathematische Hausaufgabe.

Die Sonne hatte sich an diesem Tag des Divisionsspazierganges durchgesetzt. Sie hatte die Nebelschleier, die während des Vormittags die Landschaft kühl verhüllt hatten, zerteilt und stand nun niedrig und erschöpft am Himmel. Nackte Bäume reckten sich in die blasse Wölbung empor, kahle Apfelbäume, an denen noch da und dort ein verschrumpfter Apfel hing, entblätterte Eschen, besendürre Pappeln. Der Ort Feldmünster war fast ausgestorben gewesen, die leeren Wipfel des weiten Landes dämpften den Widerhall der Marschschritte nicht.

Die drei Freunde führten ein karges Gespräch. Reiz war einsilbig wie immer, er machte sein bösestes Gesicht und schnitzelte zur Abwechslung aus der Wucherung eines Fichtenastes einen Totschläger zurecht, den Geiger mit Interesse in die Hand nahm und prüfte. Der Große ritzte mit der Klinge seines Schweizermessers rohe Ornamente in die rotbraune Rinde des Astknorrens. Die Rinde hob sich an der Klingenspitze empor und ringelte sich in langen Streifen, mit entblößtem, feucht schimmerndem Bast.

Die Gespräche der beiden anderen waren ihm zu hoch. Wären sie nicht seine Freunde gewesen, er hätte diesen unerwünschten Stoff, an dem er sich nicht

beteiligen konnte, schon abbestellt und hätte ihnen nötigenfalls mit dem Totschläger bedeutet, daß er solche Themen nicht schätzte. Aber wie sollte er gegen den Kleinen einschreiten, zu dem er eine seltsame Zärtlichkeit empfand? Er konnte ihm einfach nichts tun, so peinlich ihm das war. Und weil er sich seines Gefühls schämte, schnitt er ein doppelt bissiges Gesicht.

Sie waren nun einmal seine Freunde, und so nahm er ihr Geschwätz hin, ohne sich viel darum zu kümmern. Sie nahe zu wissen, war ja letzten Endes doch eine angenehme Empfindung, die er manchmal mit einem kurzen Lachen oder einem wohlwollenden Brummen bestätigte.

"Du, du hast doch eigentlich hier zeichnen wollen, und malen, nicht wahr?" wandte sich Geiger an Robert. "Ich denke, du hast überhaupt noch keinen Strich gezeichnet, seit du wieder hier bist. Hast du keine Lust, oder warum?" Er war wieder einmal ganz bei der Sache, sogar diese Frage interessierte ihn aufrichtig und spannte sein wildes häßliches Gesicht, das wunderbarerweise immer noch ziemlich braun war.

"Ach, ich weiß nicht. Da waren die Exerzitien, und dann habe ich stucken müssen, um nachzukommen. Ich habe keine Lust mehr."

"Ist auch Quatsch", stichelte Reiz dazwischen.

"Ist kein Quatsch", sagte Geiger. "Ich zum Beispiel möchte gern richtig zeichnen können, wenigstens technisch. Das machst du auch, nicht?"

"Nein, das weniger."

"Was also? Kerl, sei nicht so maulfaul, sonst borge ich mir die Keule und trillere sie dir zwischen die Rippen. Los, erzähle doch, was du eigentlich zeichnen willst!"

Robert sah sich um. Er sah seit Wochen keine Motive mehr; seit er Aussee verlassen hatte, war ihm nichts mehr zeichnenswert erschienen. Es war sein Leid, denn er glaubte zu bemerken, daß er eigentlich doch nicht zum Maler berufen sei: es hatte aber auch seine gute Seite. Zeichnen und Malen brachte stets Unannehmlichkeiten mit sich. Auf jedes Motiv folgte unweigerlich ein Krach in der Division. Er wußte eigentlich selbst nicht, was er wollte. Jetzt aber wollte er sich keinesfalls blamieren, jetzt wollte er dem Freund zeigen, wie ein Künstler sah.

Sie marschierten durch ein Tal, dessen Wiesen vom Frost gebeizt und ergraut waren. Dunst verhüllte die Ferne. Ein Bauer pflügte oben auf der Kuppe eines kleinen Hügels und hob sich als Schattenriß mit seinem Gespann und Gerät vom hellblauen Himmel ab. An dem arbeitenden Mann vorbei marschierten die kahlen Pappeln, die den Weg in einer Doppelreihe begleiteten, der Ferne zu.

"Das da, das könnte man zum Beispiel malen", erklärte Robert,

Reiz warf einen faulen Blick auf die Landschaft, fand an ihr nichts Sehenswertes und schnitzte weiter. Geiger blickte ebenfalls auf und sah einen Bauer, der im Arbeitsrock durch die nassen Stoppeln stampfte, während die Schar Furche um Furche aus der Erde brach.

"Was meinst du?" fragte er, "den Bauern da?"

"Ach, ich habe das nur so als Beispiel erwähnt, es ist natürlich noch kein richtiges Motiv. Nicht nur den Bauern, nein, die ganze Stimmung, da ist etwas daran. Diese erfrorenen Wiesen, silbergrau, dahinter der braune Acker, der Himmel. Die Bäume, die hindurchlaufen und sich irgendwo verlieren.."

"Aha, ich verstehe, die Landschaft und das ganze Drumherum. Ich wüßte ja nicht, wie man da ein Stück herauschneiden soll; das nachher ein Bild ergibt, aber das ist ja deine Sache."

Reiz grunzte. Der Gedanke, ein Stück aus der Landschaft zu schneiden wie einen Keil aus einer Torte, erheiterte ihn. "Schneidest du immer Stücke aus der Gegend? Ihr habt da eine komische Sprache am Leibe!"

"Du schnitz ruhig weiter und laß uns vernünftig reden", wies Geiger ihn zurecht. "Also, wie machst du das mit so einem Motiv, wie findest du es, meine ich?"

"Ach, das sieht man. Manchmal sieht man lange Zeit nichts, und dann sieht man eins ums andere. Man sucht es nicht, es ist eben da. Kennst du das nicht?"

"Keine Spur von einem Gedanken! Bei mir ist nie so etwas da. Ich werde ja auch kein Maler."

"Ich weiß nicht, ob ich wirklich einer werde. Seit ich hier bin, habe ich nichts mehr gesehen, bis eben. Aber jetzt sehe ich wieder, ja, jetzt sehe ich!" bestätigte er sich selbst, erstaunt und beglückt trotz aller schlechten Erfahrungen.

"Schön, dann mal' es doch. Aber erkläre es mir noch einmal."

"Da ist der Weg, nicht wahr, der sich zwischen den Bäumen dahinzieht, die Äste sind so hoffnungslos kahl, aber da hinten steht doch der feine Dunst, man möchte nur immerzu dorthin laufen, immer dorthin laufen, es muß dort etwas sein, etwas Schöneres, und dann die Sonne darüber —", er unterbrach sich. Einer hatte frech in seine Worte hineingelacht.

Zwei Reihen vor ihnen hatte sich der jüngere Vierbrücken umgedreht. Er bohrte sich mit dem Zeigefinger an der Stirn herum und grinste. "Verrückt!" rief er mit boshaft überschnappender Stimme zurück, "total verrückt! So lauf doch hin, du Waschlappen, und such dir etwas Schöneres, du störst ja hier sowieso nur!"

"Halt's Maul!" schrie Reiz grob zurück, "sonst verwichse ich dich, du Schuft!"

Der schwarze Bub sah noch einmal her, dann drehte er sich absichtlich langsam wieder um und zuckte spöttisch mit den Schultern.

"Laß den Idioten," machte Geiger mit einer wegwerfenden Handbewegung, "er versteht es eben nicht und ist neidisch. Ich übrigens auch nicht, aber das tut nichts zur Sache, es brauchen nicht alle Leute gleich zu sein. Ich kann es mir schon irgendwie denken, aber genau vorstellen kann ich es mir nicht. Ich würde wahrscheinlich um ein Schloß kein Motiv finden. Aber zeichne es doch!"

"Ich werde es zeichnen", sagte Robert trotzig, "jetzt gerade."

"Oh, du, da bin ich aber neugierig!" Geiger kaute vor Begeisterung an seinen Fingernägeln. Dann pfiff er schrill auf zwei Fingern, wie es seine Gewohnheit war. "Du, wenn wir heute wirklich Räuber und Soldaten spielen, dann verstecke ich mich so, daß mich keiner findet. Tut ihr mit?"

"Nö," Reiz schüttelte den dicken Schädel, "mich haben sie doch gleich. Ich lasse mich abschlagen und schnitze im Gefangenenlager weiter."

"Doch, ich tue mit", bestätigte Robert eifrig. Er war voll bei der Sache, trotz dieses blöden Vierbrücken. Eine Türe seiner Seele, die verriegelt und versiegelt gewesen war, war wieder aufgesprungen, er sah wieder, er lebte doch! "Ich lebe doch!" bestätigte er sich halblaut.

Reiz steckte das Messer weg und klopfte ihm mit seiner Keule sanft auf den Schädel. "Tut das weh?"

"Au, ja!"

"Na, dann lebst du", grinste der Große. "Schade, ich möchte das Ding gern einmal an einem Totenkopf ausprobieren, ich glaube, er geht in Scherben! Man könnte daraus einen richtigen Morgenstern machen, man braucht nur ein paar Stacheln hineinzustecken, dann ist er fertig. Und dann irgendeinem, den man nicht mag, eins auf den Kopf!" Seine Augen funkelten vor Vergnügen bei diesem Gedanken.

"Zeig her", sagte Geiger. Er wog das Gebilde in der Hand und führte dann einen Luftstich damit, daß es pfeff. "Gut, das zieht wirklich. Wo das hinbeißt, wächst kein Gras mehr. Aber steck es lieber weg, wenn der Schwarze es sieht, konfisziert er es."

Reiz nickte gleichmütig. Früher oder später wurde die Keule doch konfisziert, denn er konnte nun einmal der Lust nicht widerstehen, sie an einem lebenden Objekt zu versuchen. Der Präfekt mußte bereits ein ganzes Arsenal besitzen, das er ihm im Laufe der Zeit abgenommen hatte. Der Stock von gestern befand sich bereits dort, denn der kleine Abel war über ihn gestolpert. Nun, das schadet nichts. Beim nächsten Spaziergang schnitt er sich eben wieder solch einen Prügel ab und machte sich einen neuen.

Diese Keule aber war besonders gelungen, und so steckte er sie in die Brusttasche. "Wir gehen in den Schafferwald, wir spielen", bemerkte er zufrieden.

Es war ein Wald wie jener, in dem Robert damals Lissy gemalt hatte. Ein Weg führte unter grauen Buchen dahin, aber ihr Laub war zum größten Teil abgefallen und bedeckte den Boden als hohe, braunrote Schicht.

Es roch feucht und moderig unter den Stämmen, das Laub rauschte unter den Schritten der Buben auf, der Wind wiegte die kahlen Zweige. Scheu sah der Bub an den Buchen empor. War das wirklich ein Wald wie jener, der ihn damals überwältigt und zum Schaffen gezwungen hatte? Sah er wirklich noch wie damals, oder hatte sich doch alles verändert? Erkannte er noch Motive?

Eine ziehende Nebelwolke verdeckte die Sonne. Der Wald ragte tot und grau empor, er sprach nicht mehr. Robert fröstelte. Eine Stimme war verstummt, er hörte keinen Anruf, der ihm zu Herzen dräng. Er fügte sich ein, es ging ihm besser

bei den Notenverlesungen, aber er war ärmer geworden. Und wenn er alles von neuem wieder durchmachen mußte, alle Qualen und alle Enttäuschung. alles Versagen, alles Sichbescheiden, er hätte zehn Jahre seines Lebens gegeben für die Erlaubnis, das Vergangene noch einmal durchleben zu dürfen. Aber das kam wohl niemals wieder.

Vorhin aber, da hatte er doch wirklich ein Motiv gesehen? Er suchte in seiner Erinnerung umher. Ja, da war noch der Weg, der Dunst der Ferne, der pflügende Bauer. Das mußte er malen, wenn es auch nichts Besonderes war, denn so schnell fand er nichts mehr Neues. Er durfte nicht mehr sorglos mit den Motiven umgehen, sie strömten nicht mehr in unübersehbarer Fülle auf ihn ein wie damals, während der Fahrt nach Aussee, sie waren spärlich geworden. Es war irgend etwas nicht so, wie es sein sollte, aber was, was?

"Du, denk daran, was wir abgemacht haben," drang die Stimme Geigers in seine trüben Gedanken, "wenn wir zusammen gewählt werden, verstecken wir uns gemeinsam!"

Robert nickte. Die Division hielt. Es wurde wirklich gespielt, und tatsächlich Räuber und Soldaten, wie der Präfekt eben verkündete.

Vierbrücken und Zöllner waren Spielführer. Sie standen vor der Division und riefen abwechselnd die Namen derer, die sie gewählt hatten. Noch waren nicht viele aufgerufen worden, als der Vorbeter Geiger wählte.

Geiger nickte und schritt zu seinem alten Abteilungsgefährten. Sie standen sich nicht gut und nicht schlecht, ihre Interessen lagen auf verschiedenen Ebenen. Trotzdem gehörte Geiger nicht zu den Ausgestoßenen der Division. Er war zu stark dazu. Wenn er gewollt hätte, so wäre er trotz aller schlechten Notenverlesungen und seines häufigen Eckestehens und anderer Strafen in der Spitzengruppe gewesen.

Robert sah, wie Geiger zu Zöllner hintrat und ihm etwas zuflüsterte. Der Spielführer zog die Brauen hoch und verneinte. Geiger setzte ihm zu. Das war sehr peinlich, denn es galt offensichtlich ihm. Der Vorbeter wollte offenbar von ihm nichts wissen, ein mißmutiger und gelangweilter Blick traf ihn. "Neitperg!" rief der Anführer endlich in einem so abfälligen Ton, daß der Zuruf Robert wie ein

Peitschenhieb traf. Die da oben hatten noch nichts vergessen, die richteten sich nach den Patres! Die Braven, die im Besitz der Ämter waren, die Kongreganisten, die das blaue Band trugen, hielten sich von ihm zurück. Mit gesenktem Kopf trat Robert zur Partei dessen, der ihn gewählt hatte.

Der Präfekt verkündete die Regeln. Die von Zöllners Partei waren die der Räuber. Sie erhielten fünf Minuten Zeit, um sich im Wald zu verstecken. Danach wurden die Soldaten losgelassen, die sie aufzuspüren und durch Handschlag abzuschlagen hatten. Die Spieldauer war auf eine Stunde festgesetzt. Gelang es den Soldaten bis dahin nicht, die Mehrzahl der Räuber zu fangen, so hatten diese gewonnen. Aus dem Gefangenenlager konnten die Räuber erlöst werden, wenn es einem noch nicht gefangenen Räuber gelang, sich, ohne abgeschlagen zu werden, bis zum Gefangenenlager durchzuschlagen.

Auf den Pfiff des Präfekten stoben die Räuber nach allen Seiten auseinander. "Du, Neitperg, ich weiß schon, was wir machen", flüsterte Geiger, während er den Freund mit sich fortriB. "Dort drüben sind zwei Reisighaufen. Unter die kriechen wir drunter. Dort findet uns keiner. Wenn sie unsere Leute erwischen, versuche ich zuerst sie zu erlösen, und wenn es bei mir schief geht, brichst du durch. Los, krieche schon unter die Zweige!"

Die aufgestapelten Haufen waren hoch und feucht. Robert kroch in den seinen hinein. Nasse Äste peitschten sein Gesicht, klebrige Feuchte drang ihm in Hals und Ärmel. Zum Glück war der Stapel so groß, daß er sich mitten darin eine Höhlung ausarbeiten konnte, ohne daß das von außen zu sehen war. Er kauerte sich zusammen, die Nässe drang durch seine Kleider. Aber er verhielt sich ruhig, denn der Freund im Nachbarhaufen erduldet gewiß genau das gleiche. Dort drüben raschelte es noch ein wenig, dann war alles still.

Von fernher tönten gedämpft die Stimmen der Soldaten. Dann klang der zweite Pfiff des Präfekten auf, und gleich darauf verteilte sich die Horde unter lautem Geschrei im Walde. Robert hielt den Atem an. Vielleicht fanden sie ihn sofort? Dann war alles vorüber, und dann zeigte es sich, daß Zöllner recht gehabt hatte, als er ihn so schmachvoll widerwillig aufgerufen hatte. Nein, sie durften ihn nicht finden. Er spähte durch das Gitterwerk der Zweige, an dem eine verspätete

kleine Spinne umherkrabbelte. Undeutlich sah er, wie Vierbrücken mit Abel heranschlenderte. Die zwei blieben vor den beiden Haufen stehen.

"Da könnte einer drinstecken", sagte Vierbrücken.

Robert schlug das Herz bis zum Halse. "Heraus mit dir!" schrie Vierbrücken auf gut Glück in die Zweige hinein. Der Bub regte sich nicht.

"Es scheint doch keiner drin zu sein", meinte Abel.

"Lieber nachsehen", erklärte. Vierbrücken, und hob die Zweige an. "Pfui Teufel, sind die naß!" schalt er und bückte sich, um besser daruntersehen zu können. "Da steckt doch keiner." Den zweiten Haufen ließen sie in Ruhe und gingen weiter.

Robert lächelte, als sie sich entfernten. Man hatte ihn nicht gefunden. Sie befanden sich so nahe am Gefangenenlager, daß es sehr wahrscheinlich war, daß einer von ihnen beiden durchkam. Es war also leicht möglich, daß sie unter ihren Haufen das Spiel entscheiden würden, denn natürlich würden sie erst zum Vorschein kommen, wenn es den Soldaten unmöglich war, nochmals die ganze Abteilung Räuber einzufangen.

Es schrie im Walde, Hallo und Zurufe klangen auf, die Jagd war im Gange. Ab und zu rasten undeutliche Gestalten an den Verstecken vorbei, bisweilen wurde ein abgeschlagener Räuber unter Triumphgeschrei vorbeigeführt. Das alles ging Robert nichts an. Es war seine Pflicht zu warten, bis Geiger hervorgebrochen und vielleicht gescheitert war,

Dieses Unvermögen, einzugreifen und sich zu beteiligen, entrückte den Buben dem Zweck seines Hierseins. Er vergaß gemach, daß er eigentlich ein Räuber war und gesucht wurde. Durch die Zweige sah er ein Stück Himmelsblau, vor dem wie eine Fahne ein Buchenast mit rostroten Blättern wehte. Eine Meise pinkte dicht an seinem Ohr, flatterte herbei und suchte emsig dicht über seinem Kopf nach Futter. Er regte sich nicht und sah dem Vogel zu, der als huschender Federball im Geäst umherturnte. Gleich darauf öffnete er die Flügel und schnurrte davon, irgendwohin, in den Wald hinein. Die Betäubung, die ihn seit dem Abschied von Wien umfängen hatte, wich. Er gehörte wieder sich selbst, er war unbeobachtet in seinem Schlupfwinkel, keiner wußte, wo er steckte; nicht einmal

Vierbrücken hatte gemerkt, daß er hier untergekrochen war. Er fühlte sich wohl; es schien ihm, als sei die halbe Stunde, die er hier verbringen durfte, eine unendlich lange Frist. Der Geruch des Moders, der Erde und der Rinde betäubte ihn, er vergaß bei diesem Geruch, daß er noch vor kurzer Zeit nichts anderes hatte sein wollen als ein Internist, der sich schlecht und recht durch das Schuljahr und all die verwickelten Pflichten hindurchfand. "Wenn ich später einmal nicht mehr in der Immakulata bin, werde ich hierherkommen und mich an diesen Augenblick erinnern", beschloß er kindlich. Er zerrte einen Zettel aus seiner Tasche, fand einen schlechtgespitzten Blei in einer violetten Hülse und schrieb seinen Namen und das Datum auf den Zettel. Dann kramte er eine leere Blechbüchse hervor und legte den Zettel hinein. Eine Schicht Laub war rasch vom Boden entfernt, er schob die Büchse darunter. Es war ihm, als habe er auf schlaue Weise einen Teil seines Selbst dem Institut entzogen.

Wenn er hierblieb, wenn er die anderen suchen ließ und sie ihn nicht fanden, dann war er frei. Dann konnte er sich auf den Weg machen und wandern, wandern! Dann war er durchgegangen! Er schüttelte den Kopf. Nein, das ging ja nicht, er hatte keinen Groschen in der Tasche, er kam nicht weit. Ohne Geld geht das nicht, hatte Geiger gesagt, und überhaupt, der Zumstein wich nicht vom Fleck, ehe er ihn nicht gefunden hatte. Und wo er steckte, das war leicht zu erraten, wenn Geiger erst aus dem anderen Haufen hervorgebrochen war. Vielleicht verriet ihn Geiger auch? Nein, das tat er gewiß nicht.

Aber trotzdem, es ging nicht. Das Geschrei war lauter geworden, die Hatz tobte im Walde. Im Gefangenenlager riefen sie um Hilfe, es war schon ein guter Teil der eigenen Partei eingefangen worden. Ob Geiger hervorbrach? Der Freund mußte doch gleich auftauchen und den Gefangenen zu Hilfe kommen!

Raschelte es nicht da drüben? Richtig, der Pferdekopf des Häßlichen erschien. Geigers Gesicht hatte etwas von den Zügen eines Indianers auf dem Kriegspfade an sich. Er spähte um sich, hockte sich hin, richtete sich endlich auf und raste in langen Sätzen dem Lager zu. Was weiter geschah, konnte Robert nicht mit den Augen verfolgen. Es entstand heftiger Tumult, wilde Zurufe wurden hörbar, dann kam eine große Stille und endlich neue Hilferufe. Sie hatten den Freund

abgeschlagen, er war nicht durchgekommen. Der Bub bog die Zweige zur Seite und reckte sich hervor. Tatsächlich! Dort schilderte Geiger aufgeregt den Hergang, und fast die ganze Partei befand sich bereits im Lager! Die Sache war verloren, er mußte sie retten.

War es nicht genau so wie im vergangenen Frühling, als er bei der großen Zapfenschlacht die Partei erlöst hatte? Die Erinnerung überfiel ihn jäh und lähmte ihn. Sie anerkannten ihn ja doch nicht, auch wenn er sie erlöste! Oder doch? Jetzt hatte er ja Freunde, die ihm beistanden! Nein, er mußte es wieder wagen.

Er spähte nochmals durch die Zweige, bereit, sich hindurchzuzwängen und vorzubrechen, als er Vierbrücken und den kleinen Abel wieder herankommen sah. Der vierschrötige Vierbrücken hatte seinen Arm vertraulich auf die Schultern des Kleinen gelegt, der ihn anlächelte.

"Wo der Neitperg steckt?" fragte Vierbrücken.

"Keine Ahnung!"

"Der wird ekelhaft protzen, weil er bis zuletzt nicht gefangen worden ist."

"Ja, er ist eingebildet, dieser Maler!" sagte der kleine Abel, und lächelte fein.

Robert sah rot. Die beiden waren eben an ihm vorbei, als er krachend durch die Aste brach. "Hunde!" keuchte er ihnen zu, während er gegen das Lager vorstürmte, "Hunde!"

Sie hatten sich herumgeworfen, aber der Weg zum Lager war frei. Dort streckten sich ihm die Hände entgegen, dorthin jagte er. Die beiden Feinde kamen nicht nach, er schaffte es! Es liefen zwar Soldaten von links und rechts heran, aber das nützte nichts mehr.

Er warf den Kopf in den Nacken, übersah eine regenglatte Buchenwurzel, stolperte und stürzte zu Boden. Vierbrücken war über ihm und schlug ihm die geballte Faust zwischen die Schulterblätter. Robert stöhnte auf, sprang hoch und fuhr auf Vierbrücken los. Im nächsten Augenblick kollerten sie verbissen, unmittelbar vor den Füßen des Präfekten, auf dem Boden herum.

Ein schwarzer Armel schob sich vor die Augen Roberts, eine starke Hand riß sie auseinander. "Neitperg, Stillschweigen bis nach Hause!"

Wütend richtete sich Robert hoch. Er wollte sich verteidigen. "Vierbrücken hat mich mit der Faust geschlagen, und dann hat er gesagt —"

"Ich weiß," schnitt der Präfekt ihm das Wort ironisch ab, "du bist immer unschuldig und die anderen haben schuld. Du darfst wegen Petzens auch noch heute abend in der Ecke stehen! Stillschweigen, abtreten!"

Es war nur ein geringer Trost, daß der große Reiz ebenfalls am Ende der langen Kolonne Buben stillschweigend heimwandern mußte. Er besaß auch keinen Totschläger mehr, den hatte der Präfekt konfisziert. Mit einem grimmigen Gesicht schritt er neben Robert einher, manchmal aber leuchteten seine Augen auf. Dann dachte er daran, wie sich Vierbrücken die Schulter gerieben hatte, auf die der Totschläger niedergesaust war. Verdammt, beinahe hätte da ein Knochen gekracht! Um dieses Vergnügens willen lohnte es, wieder einmal eine schlechte Betragsnote zu bekommen. Er knuffte den Kleinen aufmunternd in die Rippen. Der sah ihn an und nickte. Na ja, dachte Reiz, das alles ist nur halb so wild.

Die Division marschierte zwischen den gleichen Baumreihen zurück, unter denen sie gekommen war. Die Sonne ging zur Rüste, Nebel stiegen auf und verdichteten sich zu grauen Wolkenballen. Ein Krähenschwarm flog krächzend dem Walde zu. Roberts Blick folgte dem wirbelnden Vogelhaufen, der sich rauh rufend zu den Kronen der Bäume niedersenkte.

Diese Krähen flogen dorthin, wo er unter dem Reisighaufen gekauert hatte, sie sahen auf das verwirrte Gezweig herab, unter dem die bedeutungsvolle Blechbüchse lag. Er wollte durchgehen. Wenn er durchgegangen war, dann ging er zuerst zu diesem Haufen und holte die Blechbüchse. Dann erinnerte er sich an all das wie an einen bösen Traum, an die ungerechte Behandlung, an den Spott, den Hohn, an sein vergebliches Bemühen, und alles war dann vergangen und gewesen, vorbei und ausgelöscht. Das Leben würde dann wieder vor ihm stehen wie damals in den Ferien, und es würde wieder eine Zukunft geben, die sich jetzt hinter dem dämmernden Horizont verbarg, eine tüchtige, lockende Zukunft und nicht das eiserne, eintönige Gleichmaß der Erziehung in der Immakulata, in der jede freie Regung zugrunde ging.

Er würde einen ähnlichen Weg gehen wie diesen, wenn er durchging. Die Doppelreihe von Pappeln, deren fernste Bäume immer mehr in der herbstlichen Trübung verschwammen, wurde ihm zum Symbol seiner Sehnsucht, die wieder ein festes Ziel kannte. Dort, wo sich die Baumreihen im Dunst auflösten, war die lockende, betäubende und beklemmende Ferne. Dort war alles zu finden, was ihm heilig war, die Kunst, das Mädchen.

Ja, auch das Mädchen. Beate war ihm viele Tage lang nicht mehr in seinen Träumereien erschienen, jetzt lebte sie wieder auf. Er bemerkte freilich nicht, daß es kaum mehr das Mädchen von Fleisch und Blut war, das ihn anrief, sondern ein Sinnbild für das beseligend freie Leben. Aber es war ja doch keine Todsünde, sie zu lieben, und so durften seine Gedanken bei ihr verweilen, die dort im Osten, wo die Dämmerung emporstieg, irgendwo wohnte. "Ich werde malen", flüsterte er trotz des Stillschweigens.

Reiz konnte der Verlockung nach einem verbotenen Gespräch nicht einen Augenblick lang widerstehen. "Du träumst wohl mit offenen Augen, was?" zischte er.

"Wo hast du deine Keule gelassen?" fragte Robert zurück. Es war gut, etwas Verbotenes zu tun, es war ja doch sinnlos, sich zu fügen. Sie duckten ihn, ob er nachgab oder nicht.

"Konfisziert, hast du doch gesehen? Frag den Vierbrücken, wie sie geschmeckt hat!"

"Hast du ordentlich zugehauen?"

"Es hat gelangt!" Reiz lächelte genießerisch. Dieser Hieb war der Höhepunkt der letzten Tage für ihn gewesen.

"Ruhe da!" mischte sich Pater Rauch ein, der zum Ende der Kolonne zurückstrebte, nachdem er sich mit dem Präfekten unterhalten hatte.

"Meinetwegen, ich kann auch schweigen", brummte Reiz, und Robert nickte. Während des Stillschweigens lenkte ihn niemand von seinen Gedanken ab. Er mußte doch aus dem Motiv etwas machen, das er vorhin gesehen hatte. Wenn er auch diese Gelegenheit versäumte, starb der Künstler in ihm, und die Kunst, nur die Kunst war wichtig!

DER PRÄFEKT HOB ERSTAUNT DIE AUGENBRAUEN, als sich Robert beim Abendstudium meldete. "Was willst du?"

"Ich bitte, Freistudium machen zu dürfen!"

Das war eine Unverschämtheit von diesem Neitperg, denn es war nicht üblich, daß einer, der eben noch in der Ecke gestanden hatte, sich meldete und um solch eine Vergünstigung bat. Aber gerade diese Unverfrorenheit überrumpelte den Pater, der sich auf keinen ähnlichen Fall erinnern konnte und daher einen Augenblick lang hilflos war, ehe er gedehnt antwortete: "Bist du mit deinen Aufgaben fertig?"

"Ja!"

"Dann laß dich von Pater Rauch abhören. Wenn du deine Sache kannst, darfst du Freistudium machen!" Der Präfekt sah lange hinter dem Buben her. Dieser kleine Neitperg machte ihm viel zu schaffen; er kam immer wieder auf Einfälle, die noch keiner vor ihm gehabt hatte. Warum wollte er wieder Freistudium machen? Da steckte doch gewiß etwas dahinter, sonst hätte er es nicht gewagt, den heiligen Brauch zu brechen und als Bestrafter um eine Vergünstigung anzusuchen.

Der Subpräfekt hörte im Vorzimmer des Studiensaales die Aufgaben ab. Robert versagte bei keiner einzigen Antwort. Er hatte sein Pensum freilich liederlich gelernt, aber das konnte Pater Rauch nicht wissen, denn er hatte keine Ahnung davon, welche Methode des Lernens Robert angewendet hatte. Der Bub wußte freilich, daß er den größten Teil der Vokabeln und Lehrsätze nach einer halben Stunde nicht mehr wissen werde, denn er hatte nicht die zähe, langsame Methode des Lernens angewendet, bei welcher sich der Stoff unwiderruflich im Gehirn festkrallt, sondern die flüchtige und oberflächliche, die rasch zum Ziele führt, aber dafür auch nicht vorhält. Robert schämte sich ein wenig, aber er mußte ja das Bild malen, und es war wichtiger, das Bild zu malen, als ein paar Vokabeln herzusagen. Vokabeln konnte man nachholen, ungemalte Bilder blieben ungemalt. Wenn die gute Stunde vorbei war, kam sie nicht wieder.

Er meldete beim Präfekten das Ergebnis der Prüfung und stellte sich harmlos, als die schwarzen Augen in den seinen umhertasteten. Auf seinen Platz zurückgekehrt, holte es seinen Zeichenblock hervor und spitzte umständlich den Bleistift. Das Bild stand so lebhaft vor seiner Phantasie, daß es sich fast mühelos in den gegebenen Rahmen fügen ließ.

Er umriß die Bäume, die zu beiden Seiten des ausgefahrenen Weges dahinwanderten und ihre Kahlheit in allerletzten Regenlachen spiegelten. Da schritten sie dahin, ihres Laubes beraubt, eine Reihe von Wanderern, die sich aufgerichtet hatten, um das Land der Erfüllung aufzusuchen, das irgendwo hinter dem aufgewölbten Horizont liegen mußte, wo die schweren Herbstwolken trieben. Dort, in den Wolken, würde das letzte Leuchten der Sonne schwimmen, und vor dieser vergänglichen Klarheit sollte das Gespann mit dem gekrümmten pflügenden Bauern dahinschreiten, Sinnbild dessen, der gezwungen war zu bleiben. Er ahnte wenig vom Wesen eines Bauern, er sah in dieser Gestalt sein eigenes Symbol, Gleichnis seines Daseins, das in die Ferne strebte und an die Nähe gebunden war.

Es mußte ein herbes und. bitteres Bild werden, ein Widerschein seiner trüben Stimmung, seiner Verlassenheit, seiner Sehnsucht und seiner Unrast. Mit gekrauster Stirn, zwei Falten neben der Nasenwurzel, die hart und steil am innersten Winkel seiner bubenhaft weichen Brauen ansetzten, zeichnete er.

Während sein Stift zum erstenmal, seit er Aussee verlassen hatte, wieder ein Bild von Bedeutung auf dem Papier entwarf, wachte die Vergangenheit in flammender Deutlichkeit vor ihm auf. Die Ferienerlebnisse waren nicht tot; sie waren nicht vor dem bleichen Anhauch der Exerzitionen dahingesunken, nein, sie lebten. Sie hatten sich nur verborgen gehalten, aber da waren sie nun wieder, stärker denn je. Da war wieder der See im Gebirge, da war das Sausen des Windes im golden funkelnden Geklüft, da war die Lieblichkeit Beates und die strenge, barsche Forderung im unbegreiflichen Wien. Er wußte, trunken vor Glück und zerrissen von unbegreiflichen Schmerzen, daß er nun nicht nur dieses Bild malen werde, sondern noch viele andere, den See in den Bergen mit seiner friedlichen Herde und vielleicht auch die wunderbare Lieblichkeit des Mädchens, in eine Madonna gewandelt und auf diese Weise vor dem Zugriff des Präfekten gesichert.

Es war ein Glück, daß ihr Bild immer noch in seinem Pult lag, denn dieses Bild war die wichtigste Studie, die er besaß, wollte er ein solches Werk beginnen.

Rund um ihn war der Studiensaal mit den Kameraden versunken. Alle Wirklichkeit war zum Schein, aller Schein war zur Wirklichkeit geworden. Diese seltsame Umbildung, das Wunder der Verwandlung aller Werte durch die Kunst, vollzog sich in ihm. Ihre gewaltige Macht besaß ihn wieder, sie hatte ihn erneut umfassen und betört, und er hatte sich ihr wiederum so bedingungslos hingegeben, wie man sich nur dem Schicksal hingibt.

Der Präfekt streifte an dem zeichnenden Buben vorbei, er stand neben ihm und sah ihn streng prüfend an, er versuchte, die völlige Verlorenheit dieses Buben zu begreifen, aber es gelang ihm nicht. Ein Anlaß zum Einschreiten war im Augenblick auch nicht gegeben, und so schritt der Pater weiter. Robert erhaschte einen Schimmer der schwarzen Soutane, aber er neigte nur den Kopf tiefer über sein Werk, von dem ihn nichts ablenken durfte, und sah nicht auf. Der Pater bemerkte diese Gebärde, verbarg seine Gedanken hinter der Ausdruckslosigkeit seines Gesichts und ging wieder auf sein Pult zu. Dann griff er zur Schelle und läutete. Die Division erhob sich scharrend, die Zeit des Abendgebets war gekommen.

Fiebernd vor Ungeduld wartete Robert, bis alle Pulte geschlossen waren und bis der Vorbeter sich vor der Madonna niederkniete, um mit gefalteten Händen, den Rosenkranz um die Finger geschlungen, das Gebet der zweiten Division zu Gott und zur allerreinsten Jungfrau zu richten. Wenn er doch nur schon zu Ende wäre! Es gab ja nach dem Gebet noch eine halbe Stunde Freistudium für die, die noch nicht müde waren; er durfte noch eine halbe Stunde lang zeichnen. Vorwärts, vorwärts, Zöllner! Je langsamer er betete, desto mehr Zeit stahl er ihm von dieser kostbaren halben Stunde.

Mit bebender Unrast ließ er Gebete und Gewissenserforschung über sich ergehen. Alle Geducktheit, alle Nachgiebigkeit war von ihm abgefallen, er hatte vollständig vergessen, daß es wochenlang sein ausschließliches Ziel gewesen war, ein braver Schüler der Immaculata zu sein. Er knirschte bei den endlosen Anrufungen der Litanei mit den Zähnen, er murmelte immer wieder: "Vorwärts,

vorwärts!" und schlug endlich mit einem so hörbaren Aufseufzen der Erleichterung das Kreuz, daß er erschrocken aufblickte und forschte, ob denn der Präfekt diese Gebärde nicht bemerkt hatte. Doch der Pater beendete sein Gebet mit streng niedergeschlagenen Augen, bekreuzte sich würdevoll und griff wieder zur Schelle. Die, die müde waren, traten an und marschierten ab. Die anderen klappten ihre Pulte auf. Robert setzte sich erneut hinter das begonnene Werk. Er tauchte ein in die Flut der Erinnerungen und Zukunftshoffnungen. Kurz, kurz war die Zeit! Wie schnell doch der Zeiger vorrückte, wie unerbittlich er Minute um Minute von dieser winzigen halben Stunde abschnitt! Aber das Werk kam voran, es gedieh, es konnte endlich beruhigt weggelegt und aufbewahrt werden. Der heilige Eindruck war festgelegt, die Zeit konnte ihren zerstörenden Einfluß auf seine ursprüngliche Frische nicht mehr ausüben.

Während der kleine Trupp zum Schlafsaal marschierte, sog er die kühle Nachtluft der Gänge tief in sich hinein. Er war doch noch der, der er in seinen besten Tagen gewesen war, er schaffte, er lebte! Er war nicht dazu verdammt, als unbedeutender Schatten, als Gespenst der eigenen Vergangenheit dahinzugleiten, er konnte sich noch betätigen und sein Dasein rechtfertigen.

"Morgen ist wieder ein Tag, an dem ich arbeiten kann", bestätigte er sich vor dem Einschlafen, ehe die Träume kamen und die ziehenden Bilder seiner Phantasie sacht von seinen Lidern löschten.

13. Kapitel

Die nachtdunklen Gänge des Riesenbaus schweigen. Die Divisionen schlafen in den Schlafsälen, die Patres in den Zellen der Klausur. Der Wind der Herbstnacht weht um die Giebel und winselt leise an den Dachtraufen und Blitzableitern. Die Spanne Dunkelheit, die den alten Tag vom neuen trennt, umfängt die Immakulata, umfängt den Ort Feldmünster, die Waldhügel und die nassen Rechtecke der Felder. Es ist die gleiche Nacht in den stummen Refektorien, in der großen Kapelle mit ihrem Ewigen Licht in der Rubinschale, in den Studiensälen, den Treppenhäusern und Klassenzimmern wie draußen, und es ist doch eine andere Nacht. Denn hier im finsternen Labyrinth des Jesuitenpensionats leben noch die Dämonen des Mittelalters, leben die reinen Geister und die unreinen Geister. Der Böse schleicht unhörbar umher. Er duckt sich in die äußersten Schatten, wenn der Frater Nachtwächter vorüberschlurft, er verschmilzt mit der Düsternis außerhalb des rötlichen Lichtkreises der Laterne, aber er kommt wieder hervor und setzt seinen gefahrdrohenden Weg fort, wenn die Heiligkeit hinter der nächsten Ecke verzuckt und erlischt. Satan, der gefallene Engel, späht aus ewig hungrigen Augen umher nach neuen Opfern, die ihm nach Gottes unerforschlichem Ratschluß zur Versuchung und Erprobung überantwortet sind. Er scheut die geweihten Gänge nicht, er macht vor der unsichtbaren Grenze, welche die Klausur von den profaneren Bezirken der Immakulata trennt, nicht halt, er drückt sich höhnisch grinsend an den Standbildern der Himmelskönigin vorbei, die der Schlange den Kopf zertritt. Noch sind die Posaunen des Jüngsten Gerichts nicht erklingen, noch hat die Gottesmutter den Kopf der Schlange nicht zermalmt. Noch darf der Verführer wirken, in den Schlafsälen, in der Kapelle, in den Studiensälen.

Sein Hauch, seine Aura bleibt hinter ihm stehen und tränkt böse und verderblich, mit der bitteren Kälte des großen Abgrundes, die stockende Luft in den Gängen. Die Nacht atmet gefährlich, entrückt in jene Sphäre der Übersinnlichkeit, die der Tag nicht kennt. Da ist das kaum fühlbare Huschen

gieriger Dämonen, da ist die Ausdünstung der Unterwelt, das drohende Walten der verfluchten Mächte. Da ist aber auch das silberne Wehen der Engelsflügel, der Zug der himmlischen Heerscharen, das Weben der Schutzgeister. Was Geschlechter von Frommen gedacht haben, was Mystiker ergrübelten, Heilige in der letzten Erfüllung der Schau erkannten, die Nacht weckt es auf. Da ist es, ungreifbar, unsichtbar, unhörbar und doch wesenhaft. Wie ein Hauch dringt es in die Schlafsäle, wo die ermatteten Divisionen schlummern, es schleicht sich ebenso leicht in die hölzernen Alkoven wie in die webenden Träume, es lauert und lockt und fleht und jubelt um die Zellen, durch deren Türritzen Versuchung wie Ekstase den gleichen Zutritt haben.

In der Nacht wird das Unmögliche möglich, wird der Traum zur Wirklichkeit, verweht die Wirklichkeit zu flüchtigem Schein. In der Nacht zerbröckelt die Grenze zwischen Gedachtem und Gefühltem, in der Nacht dünsten die eisigen Mauern Gedanken, die der Tag verschlossen hielt, aus wie Salpeterkristalle, in der Nacht formen sich Worte, die der Tag verschwiegen hat. Die Nacht in diesen Mauern ist kein gleichgültiger Übergang zwischen gestern und morgen. Sie ist erfüllt mit den Dämonen der Vergangenheit, und diese Gespenster bestimmen das Morgen, denn sie verändern das Antlitz der Seelen und ihrer Welt.

Wenn die ersten Lampen an den weißgetünchten Decken aufflammen, wenn die Patres zur Messe schreiten, wenn die Diener und dienenden Brüder an ihre Arbeit gehen, verschwindet der Spuk. Die Mauern saugen ihn ein, die entweichenden Schatten nehmen ihn mit sich, aber die Erinnerung bleibt. Eine Ahnung von ihm liegt in der Luft, und die Lungen, die diese Luft einatmen, verpflanzen die Schauer dieser Stunden in das Blut der Menschen.

DIE ZWEITE DIVISION MARSCHIERTE AUS IHREM SCHLAFSAAL, fröstelnd, erschauernd, übernächtigt, ein kleiner Trupp aus dem Millionenheer, das auf den Schlachtfeldern des Lebens Tag um Tag aufmarschiert. Sie gingen in die Kapelle, um ihr Tagwerk segnen zu lassen, um zu arbeiten und den engen Kreis ihrer Pflichten zu erfüllen, ad maiorem dei gloriam, zur höheren Ehre Gottes.

Robert suchte vergebens nach der klaren Vorfreude auf den heutigen Tag, mit der er sich gestern zur Ruhe gelegt hatte. Da war nichts mehr zu finden von dem glücklichen Bewußtsein, erneut in eine schöpferische Zeit eingetreten zu sein. Gestern waren ihm die beiden Stunden, die er heute dem begonnenen Bild widmen konnte, wie ein köstlicher Schatz erschienen. Heute zerbröckelte dieser Schatz vor seiner geistigen Schau, zerfaserten sich die Stunden zu Bündeln sinnloser Minuten. Der Morgen, der noch nicht aufgestanden war und übellaunig hinter den Hügeln wartete, die schleppenden Schatten der Nacht in den Gängen, der einförmige Widerhall der Schritte seiner Kameraden, das alles stand auf und kämpfte gegen sein Werk. Er empfand eine zerrende Ungeduld in seinen Nerven; er sehnte sich, dorthin zurückkehren zu können, wo er gestern geweilt hatte, in den Bereich seines Schaffens, aber er sehnte sich mit heftiger, zermürender Ungeduld. Das Blut sang fein in seinen Ohren, Hunger und Übernächtigkeit lagen wie Blei in seinen Gelenken, seine Hände tasteten fahrig in den Taschen umher, in die er sie, blau vor Kälte, gesteckt hatte. Der ganze eintönige Tag, der ihm bevorstand, ehe er den Skizzenblock hervorholen durfte, stand vor ihm in seiner ungeheuren Größe, ein Berg der Langweile, der Ablenkung, des fruchtlosen Kampfes. Und seine Augen huschten hastig hierhin und dahin, als suchten sie nach einer Lücke im Gemäuer, durch die er geradewegs hineinschreiten durfte in das Land seiner Berufung.

Aber da waren nur die schlaftrunken gesenkten Köpfe der Kameraden um ihn, da war nichts als das gespenstige, fließende Anwachsen seines wandernden Schattens auf dem Fußboden, wenn er sich von einer Deckenbeleuchtung entfernte, da war nichts als das lautlose Verblässen des flüchtigen Gebildes, wenn die nächste Deckenbeleuchtung heranreichte. Der alte Schatten verfiel, auf einmal wurde er von dem neuen überschritten, der da vorn, wo die feuchten Fliesen eisig schwitzten, unmerklich geboren wurde. Dann war nur noch der neue Schatten da; einen Augenblick lang, unmittelbar unter der Deckenbeleuchtung, war er allein vorhanden, aber schon wuchs er wieder voran, schon verblaßte er wieder, und der dritte wehte ihm entgegen.

Der Bub brachte seine Augen von diesem seltsamen Schattenspiel nicht mehr weg. Er starrte es an, er quälte sich bei diesem Anblick, und plötzlich, aus einer nervösen Laune des Augenblicks heraus, stellte er sich die unlösbare Aufgabe, den Augenblick der Geburt eines neuen Schattens, den Moment des Verlöschens des alten Schattens bewußt zu erleben.

Die überreizten Nerven hatten sich diese Selbstpeinigung erfunden, das singende Blut hatte sie verlangt. Aber es war unmöglich, die flüchtigen Gebilde zu übertölpeln, die plötzlich da waren und plötzlich verschwunden waren, ohne daß man ihr Werden oder Erlöschen auf den Bruchteil einer Sekunde festlegen konnte. Robert hatte sich in die Aufgabe verbissen, er murmelte gereizt vor sich hin, weil die polternden Schritte der Division ihn bei seinen Beobachtungen störten. Sie waren dicht vor der Treppe, und noch war ihm die Beobachtung nicht gelungen! Er fluchte böse, in der vollen Absicht, Gott zu beleidigen, denn es war ja in Gottes Hand gelegen, seine Beobachtungen gelingen zu lassen; Gott aber hatte es nicht gewollt.

Der Fluch erschreckte ihn im gleichen Augenblick, in dem er ihn gedacht hatte. Jetzt hatte er eine Todsünde begangen, jetzt mußte er bereuen! Sein Dasein erschien ihm plötzlich wieder so unsinnig, daß er glaubte, er werde im nächsten Augenblick dahinschwinden und erlöschen wie die Schatten, die er eben noch beobachtet hatte. Er verbarg in der Bank das Gesicht in seinen Händen und versuchte zu bereuen, um nicht geradewegs in den Rachen der Hölle zu fahren, aber die Reue gelang ihm nur unvollkommen.

Zwischen den Fingern hindurch begann er hastig die Kerzen auf dem Hauptaltar zu zählen. Er kannte ihre Zahl genau, es waren acht Kerzen, die da jeden Wochentag brannten, aber er glaubte auf einmal, daß dies unmöglich sei, daß er sich geirrt haben müsse. Es erschien ihm plötzlich von höchster Wichtigkeit, sich der Zahl der Kerzen zu vergewissern; er zählte hastig, wiederholte die Zählung und beruhigte sich erst, als er dreimal das gleiche Ergebnis erhalten hatte. Es waren also doch wirklich acht Kerzen, die da brannten. *Vielleicht werde ich verrückt?* dachte er plötzlich. *Natürlich sind es acht Kerzen!*

Nun versenkte er sich in eine Grübelelei über die Bedeutung seines Fluches. War es wirklich Sünde gewesen? Er hatte ja wie unter einem Zwang gehandelt! Möglicherweise war er der Versuchung gar nicht erlegen, möglicherweise hatte er das schlimme Wort nur im Halbtraum ausgesprochen. Was hatte er doch bloß gesagt? Ach ja: *Hol Dich der Teufel, Gott!* Das war es gewesen.

Er empfand eine seltsame Lust, als er sich diesen stummen Ausruf vergegenwärtigte. Wenn man *Hol Dich der Teufel, Gott!* mit vollem Bewußtsein aussprach, war es natürlich eine Todsünde, aber er hatte es doch so schnell hervorgestoßen, daß er gar keine Zeit gehabt hatte, den Sinn der Blasphemie zu überdenken. Zum Sündigen aber gehörte klarer Einblick in die Verwerflichkeit des Tuns. Wenn er sich die Bedeutung eines Fluches, wie zum Beispiel: *Hol Dich der Teufel, Gott!* genau überlegte, dann war es natürlich eine schreckliche Sünde. Aber das hatte er doch nicht getan. Nein, er hatte ja noch gar nicht gesündigt.

Hatte Satan in dieser Nacht den Samen der Sünde gesät und war er in diesem Herzen aufgegangen? Da kniete der Bub, die Hände noch immer vor dem Gesicht, die heilige Handlung schritt voran, die Glöckchen der Ministranten klangen. Eben war er mit sich ins reine gekommen; er hatte also noch keine Todsünde begangen, er durfte noch kommunizieren, denn da oben im Schlafsaal war er in dieser Woche auch noch nicht zu Fall gekommen. Da packte ihn auf einmal das furchtbare und kitzelnde Gelüst, die Verwünschung Gottes abermals auszusprechen, und jetzt erkannte er ihre Tragweite! Es wurde ihm eiskalt, das Blut sang und sang in seinen Ohren, da war der Rachen der Sünde vor ihm, voll Pech und Gestank, und dieser Rachen lockte ihn an, er schien ihm lieblich, er mußte sich hineinstürzen! "Herr, hilf!" stieß er aus, aber er dachte ja gar nicht mehr an Gott, er dachte nur mehr an die Herrlichkeit der Sünde, er dachte nur mehr an die Erlösung durch den Zusammenbruch, an diese ganze finstere, verderbliche Aufregung. Das war das Schmeicheln des Versuchers! Robert lächelte der Schlange zu, er ließ sich von ihr umwerben, bereits entschlossen, sich ihr hinzugeben, bis er endlich, die Augen auf das funkelnde Tabernakel geheftet, den Fluch wiederholte.

Gleich darauf klappte er zusammen. Das Entsetzen und die Reue stürzten auf ihn ein wie eine finstere Flut. Die Spannung hatte sich entladen, er warf sich zerknirscht nieder vor Gott, zu Fall gekommen im Morgengrauen des Tages, an dem er sein erstes neues Werk seit den Ferien hatte fortsetzen wollen.

Da vorn am Altar zelebrierte der Kongregationspräfekt Pater Schweizer die Messe. Er war der erwählte erste Diener der Gottesmutter für die zweite Division, er vermittelte zwischen Ihr und diesen Buben. Da stand er, ein fernes Lächeln um die Lippen, vor dem Allerhöchsten und brachte Ihm das mystische Opfer Seines Sohnes dar.

Robert folgte jeder seiner Bewegungen mit den Augen. Er glaubte, durch eine Anspannung seines Willens zwischen sich und dem zelebrierenden Pater eine Verbindung herstellen zu können. Er wußte selbst nicht genau, was er dabei bezweckte. Ein unklares Gefühl, daß jener Mann, der in kühler Frömmigkeit und Hingabe die Messe las, ihm helfen müsse, überkam ihn. Ja, er wollte sich vor ihm demütigen, er wollte ihm seine Sünden bekennen, er wollte ihm sein Herz eröffnen. Vielleicht nahm er ihn dann doch in die Vereinigung der Gottesmutter auf?

Ich habe, so beichtete er dem Pater in Gedanken, schwer gesündigt. Sie haben natürlich recht gehabt, als Sie mich nicht in die Kongregation aufgenommen haben, denn ich bin nicht fromm genug dazu! Und was weiter? Es fiel ihm nichts weiter ein. *Ich bereue jetzt,* setzte er noch hinzu. Dann konzentrierte er die ganze schwache Kraft seines Willens auf den Wunsch, der Pater möge noch während der Messe auf ihn aufmerksam werden. Vielleicht hatten seine Worte doch sein Ohr erreicht? Möglicherweise war er ein Heiliger, das wußte man ja niemals ganz genau. Dann konnte Gott immerhin für ihn ein Wunder gewirkt und die Worte an sein Ohr getragen haben.

Jedesmal, wenn der Gang der Zeremonie es mit sich brachte, daß der Priester sich zu den Divisionen wendete, richtete Robert seinen Blick auf ihn. Er hoffte insgeheim, daß er einen milden und verständnisvollen Gegenblick erhaschen werde. Dann würde der Heilige ihn vielleicht doch noch in die marianische

Kongregation aufnehmen, und dann würde alle Not und alle Versuchung zu Ende sein. Dann empfahl der Pater sein Flehen der Himmelsjungfrau, und Sie erhörte es.

Die Bilder und Gedanken begannen sich schattenhaft in seinem Hirn zu jagen. Manchmal glitt der Vorwurf seines Bildes vorüber, manchmal versank es, Fetzen von Erinnerungen wirbelten im Seelensturm wie Nebelballen an ihm vorbei, Reue, Vorsätze, Erlebnisse der Ferien, Beate, der Generalpräfekt. Ich bin ja nicht andächtig, entsann er sich plötzlich. Erschreckt versuchte er zu beten. In dieser düsteren Stunde des Vormorgens, während draußen vor den bunten Fenstern der erste Lichtstreif mit der Finsternis der Spätherbstnacht zu kämpfen begann, verzerrten sich seine Gesichte und Gedanken immer wieder zu Vorspiegelungen des Bösen. Er entsetzte sich davor, er warf sich vor Gott nieder, er flehte um die Gnade, nun endlich die Pfade der Verirrung und der Sünde verlassen zu dürfen und einzugehen in den lichten Frieden derer, die Gott schauen.

Die Orgel rauschte auf und intonierte das Lied siebenundfünfzig, den Aufschrei der Verirrten zur Himmelskönigin:

*"Aus des Elends tiefstem Grund,
Aus der Knechtschaft Not und Qual
Rufen wir mit Herz und Mund,
Rufen wir vieltausendmal:
Jungfrau, sündenlos und makelrein,
Laß uns Deinem Schutz befohlen sein!"*

Die Statue der Gottesmutter stand auf ihrem Altar, Weihrauch zog in bläulichen Schwaden an ihrem Lächeln vorüber, sie hielt die Hände segnend geöffnet und zertrat den Kopf der Schlange unter ihrem nackten Fuß, der auf der Mondsichel ruhte. Robert starrte sie an, sein Blick irrte an ihrem weißen und blauen Gewande nieder, er sah diese weißen Füße, nein, es waren Beates Füße, die sich mit spielerisch gekrümmten Zehen gegen die Rauigkeit des Felsklotzes stemmten. Er fühlte die Sonnenwärme und sah empor, ach, das war nichts als Trug und Versuchung. Sie schleuderte ihn in die Abgründe der Zweifel und Verwirrung zurück, in die Schluchten der Sünde, in die Irrgänge der irdischen

Pfade. Die Himmelsjungfrau aber thronte erhaben über den Wolken, Sie lächelte undurchdringlich, Sie neigte sich nicht herab und griff nicht mit Ihrer kühlen Hand nach seiner heißen Stirn.

Ja, ich habe eine heiße Stirn, bestätigte er sich, und etwas Halsweh. Und kommunizieren darf ich auch nicht. Nein, es ist unerträglich, unerträglich!

Gott in der Hostie schwieg, die Versuchung wogte, ferner Glast der Ferien leuchtete trügerisch, das Bild verwirrte sich in seinen Gedanken. Die Messe ging vorüber, die Divisionen erhoben sich, die Unrast blieb.

DRAUßEN WINSELTE DER WIND AN DEN FENSTERN, finstere Wolken trieben vorbei, im Osten klaffte ein Riß von der Farbe vereiterten Fleisches. Robert saß an seinem Pult, ohne zu wissen, wie er hierhergekommen war. Der scheußliche Riß in den Wolken zog seine Augen magisch an, er mußte ihn immer wieder betrachten, trotzdem ihn so sehr davor ekelte, daß er sich schüttelte.

"Schau nicht zum Fenster hinaus, sondern repetiere lieber dein Pensum", sagte die Stimme des Präfekten hinter ihm.

"Du hast gestern Freistudium gemacht, sieh zu, daß keine Klagen aus der Schule kommen!"

Die Schule! Natürlich, sie würden heute wieder in den Klassenzimmern sitzen und beten und spielen, und beten und studieren, und beten und wieder spielen, und die Großen der Division würden auf ihn herabsehen, und das ganze grausige Einerlei wurde ihn zermürben und zerfressen, er würde zermahlen werden wie der Stein im Gießbach, bis nichts mehr von ihm übrigblieb. Er hatte es bis oben, er wollte nicht mehr. "Und jetzt gehe ich einfach durch", sagte er halblaut.

Schon während des Frühstücks, mitten im Stillschweigen, flogen seine Blicke zu Geiger hinüber, der ihm schräg gegenüber saß. Er machte ihm Zeichen, die andeuten sollten, daß er mit seiner Geduld am Ende sei. Der Freund versuchte diese Zeichen zu enträtseln, verstand sie aber nicht und beantwortete sie daher mit einem erfreuten Grinsen, denn es war immerhin verboten, sich während des Stillschweigens zu unterhalten, auf welche Art es auch immer sein mochte. Verbotenes aber machte Geiger stets Freude. Vierbrücken, der mit viel Berechnung

an diesen Tisch gesetzt worden war, runzelte die Augenbrauen und zischelte, scheinheilig geärgert, zu ihnen hinüber. Er fühlte sich als Kongreganist und Musterzögling und durfte daher eine Auflehnung gegen das Gebot des Gehorsams nicht dulden. Die anderen machten unbeteiligte Gesichter, die Gesichter der Buben, die sie waren, der grauen Mehrzahl, die durch kein besonderes Merkmal hervorstach und die wußte, wie leicht man sich die Finger einklemmen konnte, wenn man zwischen zwei streitende Parteien geriet.

Sie tranken ihren dünnen Wasserkaffee und aßen ihr mit Mais und Sägespänen versetztes Brot dazu. Vierbrücken warf ein Plätzchen Sacharin in seine dünne Brühe und beobachtete mit strenger Miene, wie es schwärzlich aufschäumte und zu einem Betrug des Geschmacks zerlief. Sie aßen und tranken und warteten mehr oder minder gespannt auf das Glockenzeichen, das sie erlösen und zur Zwanzigminutenpause auf den Spielplatz entlassen würde.

"Was hast du eigentlich gewollt?" fragte Geiger draußen auf dem Spielplatz, fröstelnd in seinen Mantel gehüllt, denn es war sehr kalt und feucht.

"Ach nichts." Roberts Blick flackerte sonderbar, das fiel Geiger auf. Er beobachtete ihn gespannt. "Mir ist da so allerlei eingefallen, heute früh, die Ferien, und daß man hier nie anständig zum Malen kommt und so. Kurz und gut," er sah ins Leere und senkte die Stimme zu einem erregten Flüstern, "ich halte es hier einfach nicht mehr aus und ich gehe jetzt." Das sagte er so nebenher, aber da gingen seine Füße bereits quer über das Spielfeld. Er hatte den Blick zu Boden gesenkt und sah nur undeutlich rechts und links die Einfriedigung, als er den Durchgang durchschritt, den man nur mit besonderer Erlaubnis verlassen durfte. Es hatte ihn übermannt, sein Herz schlug rasend, die Welt war ein wirbelnder Nebel, in dem irgendwo der Präfekt stand. Robert ging einfach an ihm vorbei, wie ein Wahnsinniger, er verließ das Spielfeld, er schritt ziellos in die Freiheit hinein.

Geiger folgte ihm aufgeregt. Mit ein paar Sätzen war er an seiner Seite und packte ihn beim Arm. "Was machst du da? Du bist ja übergeschnappt, was willst du eigentlich?"

"Ich habe es satt." Das war wieder die leise, scheinbar gleichgültige Stimme, die aus so ungeheueren Fernen kam, daß der andere plötzlich begriff.

"Komm zurück," sagte er, "komm sofort zurück. Das geht doch nicht, du kannst doch nicht einfach so weglaufen, der Schwarze hat es obendrein schon bemerkt!" Er packte den Buben beim Arm und zerrte ihn auf den Spielplatz zurück. Dann stellte er sich schützend vor ihn, denn der Präfekt kam bedächtig heran.

"Das Verlassen des Spielfeldes ohne Erlaubnis ist verboten," sagte Pater Zumstein, "das weißt du doch. Was hast du gewollt?"

Robert schien ihn gar nicht zu hören, er sah an ihm vorbei und machte eine winzige Bewegung, als wolle er sich wieder davonmachen. Da griff Geiger ein: "Ihm ist schlecht geworden," antwortete er, "er muß auf den Lokus!"

"Abmelden kannst du dich trotzdem." Robert hörte diese Stimme fern durch ein schwirrendes Klingen, das seine Ohren ausfüllte. "Jetzt kannst du gehen", und er drehte sich um. Der Fall war für ihn erledigt.

"Geh jetzt sofort auf den Lokus," flüsterte Geiger, "und bleib eine Weile dort. Geh schon, sei froh, daß mir das noch eingefallen ist!" Mechanisch schritt Robert davon. Er ging tatsächlich zu den Abtritten, klinkte eine der braunen Türen auf und stellte sich in die Dunkelheit, die nach Teer und Ammoniak roch. Im nächsten Augenblick griff er an die Wand, denn eine dunkle Wolke trieb vorüber. Seine Zähne schnatterten im Frost aufeinander, dann wurde ihm leichter. "Natürlich geht es so nicht", sagte er.

Betäubt, wunderbar schwebend, näherte er sich nach einigen Minuten dem Spielplatz. Dort erwartete ihn Geiger. "Du bist ja total übergeschnappt", sagte der und hakte ihn unter. "Zum Teufel, wenn die etwas davon merken, daß du durchgehen willst, dann sperren sie dich in den Karzer und triezen dich, bis du nicht mehr meff sagen kannst. So dumm darfst du das nicht machen!"

"Ach, laß mich doch in Frieden!"

"Mensch," die freche, heisere Stimme Geigers wurde dunkel und spröd vor Mitleid, "warte doch, es gibt ja wieder einmal Ferien, und einmal ist diese ganze Scheiße vorüber, nichts dauert ewig. Glaubst du, mir macht das Spaß?"

"Nein. Ja, danke, natürlich, Das ist ja Unsinn, aber manchmal packt es einen. Es ist schon wieder alles vorbei."

"Was wir hoffen wollen," erwiderte Geiger, "übrigens ist es saukalt. Gehen wir auf und ab."

"Du," sagte Robert plötzlich und wurde brennend rot, "hast du schon einmal geliebt?"

"Schrei doch nicht so, es gibt Tatzten, wenn das einer hört. Wenn es dich beruhigt, natürlich habe ich geliebt. Ich kenne Weiber, also prima. Habe keine Ahnung gehabt, daß du da schon Erfahrungen hast!"

Sie standen am Zaun, dessen Querbalken angemorscht waren. Die dunkelbraune, zersplitterte Öffnung im Holz schien Robert auf einmal ungeheuer zu interessieren, er bückte sich und betrachtete die weißgrauen Flechten und die grünen Moose, die hier wuchsen. Dann brach er einen gelbroten Span ab und drehte ihn in der Hand. Geiger prüfte sachlich, ob da etwas Besonderes zu sehen sei, er fand aber nichts.

"Ach," fuhr Robert plötzlich fort, "ich kenne da ein Mädchen. Na ja, es nützt ja nichts. Aber schönen Dank für vorhin."

Sie schämten sich voreinander, sie hatten sich zuviel Gefühl verraten, sie waren noch hundejung. Da standen sie und neigten die Köpfe über den armseligen gelben Splitter.

Der Ungar Bondi, dessen Bemühungen, neue Freundschaften anzuknüpfen, gescheitert waren, und der Robert um seine neuen Freunde beneidete, strich fern vorbei. Er sah die beiden stehen und sich scheinbar sehr interessiert unterhalten. Ein feiner Stich fuhr durch sein Herz, ein Stich, den er hinabdrückte in die Tiefen des Unterbewußtseins, denn dieser Stich war Neid und Sünde. Der Ungar spielte mit dem Gedanken, Jesuit zu werden, seine finstere Glut wandte sich immer mehr den Lehren Loyolas zu.

Bondi konnte nicht verstehen, wovon sie sprachen, es lockte ihn, und er kam näher und immer näher, in Schlangenlinien und Bogen wie ein scheuer Hund. Da hörte er plötzlich die Stimme des ehemaligen Freundes, die leise, aber klar, mit einem versonnenen Ausdruck sagte: "Ich finde es schön, daß ein Mann und eine Frau Kinder bekommen, wenn sie sich lieben."

Er straffte sich und schritt über das Spielfeld davon. Geiger, der sich umgedreht hatte, sah ihn nur mehr in harmloser Entfernung und fuhr Robert an: "Jetzt halt doch bloß endlich die Schnauze! Wenn der das gehört hätte, dann gebe ich nichts dafür, daß er nicht klatscht. Ich persönlich pfeife auf Kinder, aber jetzt Schluß damit, wir finden eine bessere Gelegenheit. Und wenn du ernstlich durchgehen willst, dann verrate es mir bloß rechtzeitig. Ich könnte dir da so einige Tips geben."

Die Schelle erklang, die Division trat an. Eingekeilt in die lange Doppelreihe marschierte Robert, den Bücherpacken unter dem Arm, dem Klassenzimmer zu.

Er fühlte sich nach all den Aufregungen so schwach, daß er während der Stunden mehrfach glaubte einschlafen zu müssen. Er riß sich immer wieder hoch und fand ein kümmerliches Genügen darin, den Worten der Professoren zu lauschen. Es schien ihm, als sei seine ganze Umgebung in dunkle Nebel gehüllt und als taste er sich mühsam von einem Punkt zum anderen, von einer Pause zur anderen. Manchmal fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Die Stirn war feucht. Er schüttelte den Kopf mit dem Gefühl eines Fisches, der, den Angelhaken im Maul, den Zug der Leine verspürt, einen stetigen, beängstigenden Zug, eine unbegreifliche Kraft, die ihn dahin zerrt, wo er nicht möchte. Der Boden glitt ihm unter den Füßen weg, er glaubte zu stürzen, aber er saß ja. Es war schwer, dem Unterricht zu folgen, schwerer, endgültig aufzustehen und mit der Division in den Speisesaal zu marschieren. Seine Beine schleppten sich dahin, sie bestanden aus Blei und trugen ihn kaum. "Ich muß essen, um wieder stärker zu werden," dachte er, "so kann ich ja kaum denken, so kann ich abends nicht zeichnen."

Aber das Essen hatte keinen Geschmack, es bestand aus Stroh, es war so trocken, daß er es nicht hinunterwürgen konnte. Das Gulasch, Katzenfleisch genannt, quoll in seinem Munde auf. Er ließ den vollen Teller stehen und nickte Vierbrücken, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, zu, als der sich, ohne viel zu fragen, den vollen Teller herüberholte. Er saß in seinem Stuhl, die Lehne wuchtete gewaltig gegen seinen Rücken, ein ungeheueres Gebilde, ein Fels von einer Lehne. Als der Generalpräfekt die Glocke ertönen ließ, richtete er sich mühsam auf. Hoffentlich wurde auf dem Spielplatz kein Laufspiel gespielt.

DIE DIVISION TRAT VOR DEM SPEISESAAL AN, aber der Präfekt gab das Zeichen zum Abmarsch nicht sofort. "Neitperg, du sollst zum Kongregationspräses kommen!" sagte er. Sein Gesichtsausdruck war völlig undurchsichtig. "Aber sofort!"

Der Bub nickte. Es ging alles seinen vorgeschriebenen Weg. Seine Wünsche hatten während der Messe den Pater erreicht, er ließ ihn rufen. Vielleicht hatte er sich entschlossen, ihn in Anbetracht seiner Schwäche in die Kongregation aufzunehmen? Er war ja die höchste geistliche Instanz für die Division, er konnte in solchen Dingen bestimmen.

Robert straffte sich. Die Schleier verflogen, seine Beine wurden leichter, ja, sie wurden geradezu federleicht. Ohne Mühe spielten Muskeln und Gelenke. Nun kam die höhere Gewalt und griff endlich in sein Leben ein, im gleichen Augenblick, in dem seine Hände zu schwach wurden, um selbst das Steuer zu führen. Er würde nun Frieden finden. Da stand der Knabe Ora über dem Treppengeländer, er blickte fromm und gesammelt gen Himmel, er war jedem Kampf und jeder Anfechtung entrückt. So still und so fromm würde nun auch Robert Neitperg, das schwarze Schaf der zweiten Division, bald sein.

Er wunderte sich nicht über diese jähe Wandlung, er staunte nicht darüber, daß er am Morgen des gleichen Tages hatte durchgehen wollen, an dem er nun ging, um Frieden zu machen. Er glaubte in tiefster Seele ja immer noch an die Autorität, die über diesem Hause waltete, wenn er es sich auch selbst nicht eingestand. Er hatte durchgehen wollen, weil sein Glauben keine Bestätigung fand, und nun war er bereit, den Strohalm zu ergreifen, den man ihm reichte; er war gewillt, es noch einmal zu versuchen.

Die schwingende Glastür des Klausurganges schlug auf und wieder zurück. Er roch den eigentümlichen Duft nach Weihrauch, Bohnerwachs, Lavendel und ein wenig Zigarrenrauch, der hier schwebte; er ging an der Tür des Generalpräfekten vorbei und las endlich auf einem rechteckigen Zettel die Aufschrift: Pater Schweizer. Auf sein Pochen rief die angenehme Stimme des Kongregationspräses: "Herein!" Robert öffnete und grüßte. Der Pater sah flüchtig von einem Schriftstück auf, grüßte zurück und setzte seine Unterschrift unter das Schreiben. Dann

trocknete er sie sorgfältig mit dem Löschbügel ab und legte das Papier genau parallel zu den Kanten des Schreibtisches, ehe er sich erhob. Er stand klein und stämmig vor dem Buben, auf dessen Wangen scharfe, kreisrunde Flecken brannten, und sah ihn mit einem verschleierten, gütigen Blick an. Dazu rieb er die Hände aneinander, lange Zeit hindurch, wie es Robert schien. Das Ticken einer Wanduhr hämmerte hastig in die Stille hinein.

Robert fühlte, wie seine Kehle trocken wurde und wie der leise kitzelnde Schmerz in seinem Rachen wiederkam. Es begann vor seinem Blick zu schwimmen, seine Augen fanden aus den wasserblauen Augen des Paters nicht heraus, der ihn ununterbrochen musterte. "Ich habe dich rufen lassen," begann endlich der Präses mit einschmeichelnder Stimme, "weil mir zu Ohren gekommen ist, daß du heute mit Geiger ein Gespräch geführt hast, dessen Wortlaut ich noch einmal hören möchte. Was hast du da gesagt?"

Vor Roberts Augen zog ein dunkler Schleier vorbei, als er erkannte, was ihm bevorstand. Seine Kehle war trockener als zuvor, sie schmerzte stärker, und seine Zunge lag zwischen den Zähnen wie ein Stück Holz. "Ich weiß nicht —", preßte er endlich hervor und lächelte töricht.

"Es hat wenig Sinn, wenn du mir die Wahrheit verheimlichen willst", fuhr Pater Schweizer fort und sah auf seine Hände, die er gefaltet hatte. "Wir befinden uns in einer Anstalt, die der allerreinsten Gottesmutter Maria geweiht ist, nicht wahr? Und du hast doch auch schon gewiß den Wunsch gehabt, Sodale zu werden, nicht wahr?"

Robert nickte. Es war sonderbar, irgendeine Gewalt verzerrte seinen Mund zu einem Lächeln, trotzdem ihm war, als stürze er ins Bodenlose.

"Nun, wenn du jemals Sodale werden willst, und das willst du doch, so mußt du ein reines, ja fast ein heiliges Leben führen! Du sollst also gesagt haben, daß", er lächelte unbestimmt und schlug endlich die Augen nieder, "Mann und Frau dazugehören, um Kinder von Gott zu erhalten. Ist das richtig?"

Robert war nicht feig. Sein Herz hämmerte, aber jetzt sagte er laut und deutlich: "Ja."

"Und du hast deine Befriedigung darüber ausgedrückt?"

"Ja."

"Du leugnest also nicht. Das ist gut, das ist sehr gut, Wahrheit ist eine erhabene Tugend. Denke, du ständest vor deinem Beichtvater. Hast du die volle Wahrheit gesagt?"

"Ja", antwortete der Bub zum drittenmal, betäubt in den Abgrund lächelnd, in den er sausend stürzte. Seine Hände umklammerten eine Stuhllehne.

"Es ist unmöglich für uns," sprach der Pater, und die Weichheit seiner Stimme stand in krassem Gegensatz zum Inhalt seiner Worte, "in diesem Institut solche Reden zu dulden. Zum Glück leben viele unschuldige Buben in diesen Räumen, die zu verführen Sünde wäre. *Denn wer eines dieser Kinder ärgert, spricht der Herr, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.* Das weißt du doch, nicht wahr? Das hast du aber getan, mein liebes Kind. Daneben aber hast du auch noch die vornehmste Pflicht in diesem Hause. die Pflicht zur Keuschheit, gröblich mißachtet. Du bist auf dem falschen Weg, Neitperg, du bist auf dem Weg der Sünde. Ich nehme an, daß du bereust? Du bereust also! Das ist gut, das ist sehr gut. Ich rechne fest damit, daß du mir nicht nur sofort versprichst, solche Reden von nun ab zu meiden, sondern daß du dieses Versprechen auch wirklich hältst."

Robert sagte heiser: "Ich verspreche es!" Der gütige Ausdruck in den Augen des Paters, der die furchtbarste Drohung wiederholte, die im Neuen Testament steht, verwirrte ihn. Er hatte also offenbar doch wieder schwer gefehlt, die maßlose Verwirrung der letzten Tage hatte ihn wieder geradewegs in die Sünde getrieben. Nun war diese Sünde offenbar geworden, aber seltsam, vor ihm stand kein entsetzlicher Richter, sondern ein milder und sanfter Vertreter Christi auf Erden, ein Diener des Menschensohnes, der Erbarmen gepredigt hatte. Der Präses hatte ihn rufen lassen, nicht um ihn zu strafen, sondern um ihn zu ermahnen. Gewohnt, Strafen von empfindlicher Härte zu erdulden, hatte Robert nach den ersten Worten des Paters nichts anderes als eine neue Strafe erwartet. Daß er Milde gefunden hatte, warf seine Haltung um, trieb ihm Tränen in die Augen und machte seine Knie weich.

Pater Schweizer ließ den Blick nicht von ihm. Den Kopf sanft vorgeneigt, lächelte er noch immer. "Du kannst gehen," sagte er endlich, "gelobt sei Jesus Christus!"

"In Ewigkeit, Amen!" erwiderte Robert, tastete sich zur Tür und schloß sie hinter sich. Es war schwer gewesen, durch einen Schleier von Tränen die Klinke zu finden, denn natürlich hatte er in der Zelle das Taschentuch nicht hervorholen können. Er war dort, wo er Zorn, Drohungen und Strafen hatte erwarten müssen, auf mildes Verstehen und auf sanfte Warnung gestoßen. Er beschloß, überwältigt von so viel gütiger Wärme, sein Leben zu ändern, sich zu bessern und des Glückes derer teilhaftig zu werden, die auf Gottes Wegen wandeln. Sobald er in den Studiensaal kam, würde er, diesmal aus freien Stücken und unwiderruflich, Beates Bild vernichten. An den Ereignissen dieser Ferien klebte also doch ein Makel schwerer Sünde, die Pater Rauch im Beichtstuhl nicht erkannt hatte. Er wollte von diesen zwiespältigen und gefährlichen Erinnerungen lassen, er wollte nochmals beichten und nun endgültig einen Schlußstrich unter die Erlebnisse ziehen, deren Schatten hier noch immer über seinen Weg fielen. Niemand hatte das von ihm verlangt, aber er war anständig. Er hatte gekämpft, so lange man ihm hart begegnete; gegen Milde kämpfte er nicht.

Während er, halb entrückt, zur Division zurückwanderte, konnte er allerdings trotz seiner erhabenen Empfindungen ein Gefühl weltlicher Furcht nicht ganz unterdrücken. Er bekam natürlich auch wieder eine schlechte Betragensnote. Die hatte er sich bereits bei der Prügelei mit Vierbrücken verschafft. Es fiel aber doch wenigstens der heutige Fehltritt nicht ins Gewicht? Der Pater hatte ihm ja selbst gesagt, daß er wie ein Beichtvater vor ihm stehe, und den Beichtvater zwang die schwere Pflicht zum Schweigen. So kam wahrscheinlich nicht der ganze Umfang seiner Schuld zum Generalpräfekten, und alles wurde wieder gut.

Er grüßte das Bild der Unbefleckten, deren Diener so gut zu ihm gewesen war, mit besonderer Andacht, und wanderte auf den Spielplatz hinaus. Der Wind, der ihn vor dem Gebäude empfang, schnitt wie ein Messer durch seine Kleidung hindurch. Die Division spielte Hockey, die Pause konnte aber nicht mehr lange

dauern. Er fühlte sich zwar schwach, er wollte sich aber trotzdem ins Spiel stürzen, um sich aufzuwärmen, denn er fror, daß seine Zähne klapperten.

Er meldete sich beim Präfekten zurück, der starr über ihn wegsah. Als er keine Antwort erhielt, wandte er sich, um den Spielplatz zu betreten. Eine harte Hand packte ihn bei der Schulter und drehte ihn zurück. Das Gesicht des Präfekten war von Zorn entstellt, seine Lippen zitterten, seine Kiefer mahlten. "Vorläufig stellst du dich in die Ecke, Neitperg, bist du denn verrückt geworden? Und daß du dich nicht unterstehst, mit einem anderen nur ein Wort zu wechseln!" Damit ließ er ihn stehen und entfernte sich von ihm, als sei seine Nähe verpestet.

Es war also doch der Sturz in den Abgrund, er hatte es bloß nicht gemerkt. Da war auch das Klingen in den Ohren wieder, das Blei in den Beinen, der Frost, der Nebel. Er lehnte sich zitternd an einen Baum, denn er hoffte mit klappernden Zähnen, wenigstens jene Stelle erwärmen zu können, wo sein Rücken den Baum berührte. Was nun kam, wagte er sich nicht auszumalen.

Er suchte den Freund und fand Geiger an der anderen Ecke des Spielfeldes. Er stand ebenfalls in der Ecke, ihn hatte die Rache also auch schon ereilt, trotzdem er gewiß nichts dafür konnte. Der Häßliche hatte den Rockkragen hochgeschlagen und rieb sich die Hände.

Die Wolken jagten niedrig am Himmel dahin, die leeren Aste der Bäume rasselten, durch das Geschrei der Division kam das Brausen der Wälder, in die sich der Institutsgarten verlor. Die Kälte fegte erbarmungslos durch Mantel, Rock und Weste, es nützte nichts, sich an den Baum zu lehnen. So begann Robert, mit gesenktem Kopf auf und ab zu traben. Morgen war Notenverlesung, morgen kam die ganz große Katastrophe.

Er erblickte einmal den Ungarn, der mitten im Spiel innehielt und ihn mit einem zwiespältigen und gespannten Gesichtsausdruck anstarrte. Robert sah weg, aber er merkte doch noch, daß der Ungar sich mit einem hastigen Ruck wieder dem Spiel zuwandte.

Im Gehen wurde es etwas besser, was die Kälte betraf, ja einmal schien es Robert sogar, als sei es richtig heiß. Aber das war wohl nur eine Täuschung gewesen, denn er mußte im nächsten Augenblick alle Willenskraft anwenden, um

ein lächerliches Zähneklappern zu unterdrücken. Diese wunderliche Erscheinung und ihre Bekämpfung beschäftigte ihn geraume Zeit, und dann zog der Präfekt die Schelle hervor, und die Division trat an. Wer in der Ecke stehen mußte, hatte sich ganz hinten einzureihen. So kam es, daß Geiger neben Robert ins Glied trat.

Geiger stieß den Freund mit dem Ellbogen an und machte eine wegwerfende Handbewegung. Robert nickte bloß und lächelte verzerrt vor sich hin. Dieser Neitperg war wirklich schwer zu begreifen und stets ein wenig wunderlich, eben war er wieder eklig hereingefallen, na, er würde es überleben. Zu blöd, daß er, Geiger, nicht besser aufgepaßt hatte, der kleine Freund war ja ganz verdreht gewesen. Der Ungar sollte dafür noch Haue beziehen, das stand fest, denn der hatte geklatscht. Geiger freute sich auf diese Abreibung. Er hatte Reiz bereits bei allem, was ihm heilig war, versprechen lassen, den Ungarn nicht zu verprügeln, ehe er selbst nicht mittun konnte. Geiger grinste. Dieser kleine Neitperg war ein Kind und ein Schaf, was wußte der von Frauen? Plapperte etwas nach, was er irgendwo aufgeschnappt hatte, und wurde dafür eingelocht. Na ja, es ließ sich nicht ändern. "Wenn die wüßten", murmelte Geiger und dachte strahlend an ein sehr greifbares Erlebnis in einem Haus mit einer roten Laterne.

Die Division marschierte in den Studiensaal, um sich auf den Nachmittagsunterricht vorzubereiten. Die Buben beteten und setzten sich an ihre Pulte, die Deckel klappten auf und die Bücher wurden hervorgeholt. Plötzlich ging die Eingangstür im Rücken der Division scharf auf und der Generalpräfekt erschien. Der Präfekt erhob sich von seinem Katheder und machte ein Zeichen; die Division fuhr wieder in die Höhe.

Der Alte schritt hastig, mit wehender Soutane, auf das Katheder zu. Er fuhr wie ein schwarzer Pfeil zwischen den Pultreihen durch, er nickte der Madonna gleichsam nur flüchtig zu und sprang in zwei langen Sätzen auf das Katheder hinauf. Sein Nacken war rot angelaufen, wohlbekanntes Anzeichen seines Zornes. "Setzen!" zischte er, riß das Birett vom Kopf und hieb es auf die Kante des Pults. Die Division setzte sich, es trat eine lähmende Stille ein. Wenn der Generalpräfekt in dieser Verfassung an einem Wochentag in das Studium schneite, lag ein schweres Gewitter in der Luft.

"In dieser Division ist nicht alles in Ordnung!" schrie der Alte los, und seine Hände krallten sich um den Pultrand, "mir sind haarsträubende Dinge zu Ohren gekommen, Dinge, die ich hier nicht einmal beim Namen erwähnen kann. Neitperg, aufstehen!"

Weiß wie die Wand schoß Robert in die Höhe. Der Sturz in den Abgrund hatte seinen Höhepunkt erreicht, gleich kam der Aufschlag und das Schmerzen der zerschmetterten Glieder.

"Ich habe schon vor den Exerzitien Gelegenheit nehmen müssen, dich zu warnen. Du hast nicht hören wollen. Du bist ein vollständig verkommener Bursche, Neitperg; ich fürchte, an dir ist jede Arbeit verloren. Ich habe mir lange und genau überlegt, was ich mit solch einem unreinen Schandmaul wie mit dir anfangen soll. Beinahe wärest du geschafft worden! Du bist aber nicht nur durch und durch verkommen, es scheint auch, daß du noch andere verderben willst. Aber zum Glück gibt es eine Methode, dir dein Maul zu stopfen. Stillschweigen bis auf weiteres! Strafstudium bis auf weiteres! Kein Nachtschicht bis auf weiteres! In ein paar Wochen werden wir ja sehen, ob du nachgibst oder nicht! Außerdem bekommst du Tatzen. In der Notenverlesung wirst du ja hören, wie wir dein Benehmen beurteilt haben. Ferner mußst du deinen Eltern haargenau nach Hause schreiben, was du getan hast und was du bekommen wirst. Wäre deine fromme Mutter nicht, ich hätte dich ohne Erbarmen aus dem Haus gejagt! Diese Ferien haben dir nicht gut getan. Danke Gott auf den Knien, daß sich deine Erzieher trotz deiner Verworfenheit noch einmal mit dir Mühe geben wollen, aber denke daran, daß es zum letztenmal ist. Du nimmst das Ende der Sünder, wenn du so fortfährst! Setzen!

Geiger, aufstehen! Ich will annehmen, daß du nur der Verführte bist. Deshalb kommst du noch einmal um die Tatzen herum. Eine Woche Stillschweigen, eine Woche kein Freistudium, eine Woche keine Mehlspeise. Setzen!

Ich wünsche, daß in dieser Division endlich nichts mehr vorkommt. Die Herren Präfekten sind angewiesen, erbarmungslos durchzugreifen, wenn sie entdecken, daß dieser verkommene Kerl schon andere angesteckt hat. Die unverdorbenen Buben brauchen nicht zu verstehen, um was es sich hier handelt,

die aber, die es verstehen", der alte Mann sprang auf, er lag schräg wie ein grimmiger Raubvogel über der Division und die grelle Röte schoß durch seinen hageren Hals bis in sein zerknülltes Gesicht hinein, "die aber, die es verstehen, die sollen sich vorsehen. Ein Beispiel ist gegeben worden. Ich werde nicht anstehen, weitere Exempel zu statuieren."

Er erhob sich, ergriff mit zitternden Händen das Birett, setzte es auf und rannte in lächerlichen Sprungschritten zur Türe hinaus, die der Studiensaalordner Vierbrücken vor ihm aufriß.

Die Division duckte sich; da und dort sah einer verlegen und flüchtig zu Robert herüber, der mechanisch ein Buch aufgeschlagen hatte und der sein Entsetzen hinter den flachen Händen verbarg. Um ihn her drehte sich ein sausender Wirbel, der alles verschwimmen ließ. Als der Wirbel sachter kreiste, als die Wolken sich vor seinen Augen zerteilten, erkannte er, daß er auf dem tiefsten Punkte des Abgrunds lag. Er begriff, zunächst noch undeutlich, die Tiefe des Falls, den er getan hatte, er lag zerschmettert und entrückt jeder menschlichen Hilfe, und nun versuchte er, sich taumelnd zu erheben. Er nahm die Hände vom Gesicht und sah sich um. Der Saal, Raffaels Stanzen an den Wänden, das Pult des Präfekten, die Kameraden, das alles war noch da und war dennoch unendlich weit entfernt. Er war abgeschnitten von allen Lebenden. Das Stillschweigen verbot jedes Gespräch und jedes Spiel in den Pausen, das Strafstudium hinderte ihn an jeder Beschäftigung, die ihm lieb war, am Zeichnen, am Lesen. Bei jeder Mahlzeit lagen von nun ab die spöttischen und fragenden Blicke der anderen, die schwatzen durften, wie es ihnen beliebte, auf ihm. Die Faulen, die Lauen, die Scheinheiligen und Tugendhaften, allesamt waren sie besser als er, der in den tiefsten Pfuhl der Verdammnis geschleudert worden war.

Er zweifelte keinen Augenblick an der Gerechtigkeit der Strafe, die über ihn verhängt worden war. Gottes Gebote und Verbote waren so unergründlich verwickelt, und die Autorität seiner Erzieher war so gewaltig, daß er fest davon überzeugt war, die barbarische Strafe verdient zu haben. Deshalb also hatte ihn Pater Schweizer ausgefragt! Er hatte erkennen wollen, ob denn dieser Neitperg wirklich so verworfen war, wie ihm berichtet worden war, und als ihm das aus

seinem eigenen Mund bestätigt wurde, hatte er natürlich die Meldung an den Generalpräfekten weitergegeben. Es war töricht gewesen zu glauben, daß das gleiche Siegel der Verschwiegenheit den Pater binden würde, das ihm im Beichtstuhl die Lippen verschlossen hätte. Wer sein Kind liebt, züchtigt es, stand in der Bibel. Das war mit ihm geschehen.

Aber das änderte nichts daran, daß ihn Verzweiflung überwältigen wollte. Seine Munterkeit war zur Einsamkeit verdammt, der Drang zum Auswirken seiner Persönlichkeit war unterbunden, er war zu dem gestempelt, was er offenbar war, zum schlimmsten und verworfensten Burschen der Division. Es war nicht abzusehen, wann Fluch und Strafe wieder von ihm genommen wurden. Mußte er nur eine Woche lang schweigen und sich ausschließen? Nein, das war das Strafmaß Geigers. Oder gar einen Monat lang? Oder noch länger? Würde man ihm verwehren, wie in jedem Jahr zu Weihnachten Mama zu sehen? Und wann mußte er den scheußlichen Weg hinüber zur Klausur antreten, um Tatzen zu bekommen?

Er biß die Kiefer zusammen, daß die Zähne krachten, um nicht laut aufzuschluchzen. Er beschloß, das Joch des Herrn auf sich zu nehmen, denn es war auf seinen Nacken gewuchtet worden nicht nur, um ihn zu strafen, sondern auch um ihn zu bessern. Er war bereit, den langen, dunklen Weg zu gehen, der ihn aus seiner Verirrung zurückführen sollte zur Gemeinschaft der frommen Kinder Gottes. Er hatte schwer gefehlt, die Schuld schüttelte ihn in eisigen Schauern. Er wollte Buße tun und versuchen, die Vergangenheit auszulöschen, auf daß er würdig wurde der Segnungen der Kongregation, von der der gute Pater Schweizer so liebevoll zu ihm gesprochen hatte, trotz seiner Verkommenheit.

DIE SCHULSTUNDEN DIESES NACHMITTAGS rissen ihn nicht aus seiner Betäubung. Die Professoren waren offenbar verständigt, sie wußten alles. Er kam nicht ein einziges Mal daran, er durfte den Mund nicht einmal öffnen, durfte nicht ein einziges Mal die geringe Befriedigung erleben, eine richtige Antwort gegeben zu haben. Sogar der alte Pater Rauch sah mit einem seltsamen Gesicht über ihn hinweg. So verging die Schule, so verging die große Nachmittagspause im Spielsaal. Der große Reiz strich wohl einmal an ihm vorbei, aber auch er wagte es

nicht, ihm ein leises Wort zuzurufen, und Geiger stand ja selbst in der Ecke, das braune Gesicht verschlossen, als ginge ihn das alles nichts an. Robert stand fröstelnd an die Wand gelehnt, noch immer unfähig, das Ungeheuerliche voll zu verstehen.

Der grimmige Blick, den ihm der Generalpräfekt beim Abendbrot zujagte, verschlug ihm den Hunger. Er würgte an dem klebrigen Teig herum, den der Institutswitz Leintücher nannte, weil er ähnlich einem unbenützten Leintuch zusammengefaltet war. Zum Glück waren die Leintücher heute mit Hackfleisch und nicht mit Marmelade gefüllt, sonst hätte er sie nicht essen dürfen. Die Kameraden sahen entweder scheu an ihm vorbei, oder mit sichtbarem Nasenrümpfen, wie Vierbrücken.

Die Abendpause verging, er fühlte, wie die Wucht der Strafe ihn immer tiefer beugte. Das Blut dröhnte in seinen Ohren, er empfand das Bedürfnis, sich einfach fallen zu lassen und liegenzubleiben, ohnmächtig oder tot, es war ja alles egal. Vielleicht würde er dann plötzlich erwachen und erkennen, daß das alles nur ein wüster Traum gewesen war, ein Alpdruck, der ihn heimgesucht hatte. Nein, es blieb Wirklichkeit! Er versuchte mühsam, seine Gedanken abzulenken und eine Partie Billard zu beobachten, aber er brachte es nicht fertig. *Bis auf weiteres*, summte es in ihm, *und Tatzen*. Nichts war gewiß, weder das Ausmaß der Strafe noch wann sie in der Zelle des Generalpräfekten ihren grauenhaften Höhepunkt erreichen würde.

Er hatte zu oft gesehen, wie bärenstarke Burschen wie die Kinder gejammert hatten, nachdem sie aus dieser Zelle zurückgekehrt waren. Es war grauenhaft, an dieses kommende Gericht zu denken.

Da sein gepeinigtes Gehirn nicht fähig war, die Einzelheiten der Tagesaufgaben zu begreifen, verbrachte er den ganzen Abend damit, die Lektion für den kommenden Tag zu lernen. Aber die Buchstaben tanzten und schwammen vor seinen Augen, der Sinn des Gelesenen entzog sich ihm, er verstand nicht und merkte sich nichts.

Er stützte den bleischweren Kopf in die Hände und dachte einen kurzen Augenblick lang: *Vielleicht werde ich krank*. Es war dies ein winziges Aufblitzen der

Hoffnung, ein Versuch der Selbsttäuschung. Wenn er krank wurde, durfte er die Division verlassen, konnte er in die Infirmerie gehen, schlafen und ausruhen. Krank werden hätte die Rettung aus dem Strudel bedeutet, hätte Tage der Einsamkeit bedeutet, in denen er den schmutzigen Knäuel der überstarken Eindrücke hätte entwirren können. Er klammerte sich an diese Hoffnung, er lauschte in sich hinein, er schluckte Speichel, um zu erkennen, ob seine Halsschmerzen stärker geworden waren. Nein, es waren ja natürlich nur ganz gewöhnliche Halsschmerzen, um deretwillen noch keiner auf die Infirmerie geschickt worden war. Man wurde ja niemals wirklich krank, wenn man es notwendig brauchte.

Die Buchstaben der Aufgabe standen wieder klar vor ihm, sie vereinigten sich zu den fünf Strophen des Kampfes mit dem Drachen, die er bis morgen zu lernen hatte. Er hastete mit flüsternden Lippen Schillers Verse herunter, deren Sinn sich vor ihm verkroch. Er war zerfahren und tief unglücklich, er war betäubt und versuchte dennoch, im Lernen seinen Zustand zu vergessen. Aber alles Bemühen war vergebens. Als die Glocke zum Abendgebet ertönte, konnte er diese Strophen noch immer nicht auswendig. Sein Kopf begann vor Anstrengung zu schmerzen; manchmal war es ihm, als bohre sich eine Stichflamme von Schläfe zu Schläfe.

"Du gütige, Du süße, Du unbefleckte Jungfrau Maria", betete der Vorbeter. Murrend sprach die Division die Worte nach, aber das Gemurmel schwamm für Robert zu einem einzigen, rollenden Donner. Hitze loderte an ihm empor, kalter Schweiß trat auf seine Schläfen. Es dauerte entsetzlich lange, ehe das Gebet vorüber war und bevor er mit der ersten Abteilung der Division in den Schlafsaal marschieren durfte.

Er fror grimmig, als er die Kleider von sich warf, und fand nicht den Mut, sich zu waschen. Unter den Decken schlotterte er in der erbarmungslosen Nähe der feuchten Leinwand. Jetzt klapperten seine Zähne wieder, und diesmal so heftig, daß er es nicht unterdrücken konnte. Es dauerte heute unendlich lange, ehe das Bett sich erwärmte, aber dann, als die Lampen erloschen waren, war es auf einmal unerträglich heiß. Er mußte die Brust und die beiden Arme aus der Decke recken und sie an der Nachtluft abkühlen. Durst quälte ihn. Der Unterpräfekt hatte seinen Rundgang beendet, so konnte er es wagen, sich ein Glas Wasser einzuschenken

und es auszutrinken. Das Wasser war so eisig kalt, daß seine Zähne sofort wieder zu klappern begannen, und so verkroch er sich von neuem.

Du bist ein durch und durch verkommener Bursche! schrie der Generalpräfekt, und Robert duckte sich. Er machte sich ganz klein, er ging gebückt und gekrümmt ganz einfach aus dem Studiensaal heraus, und sie merkten es alle nicht! Draußen war es eisig kalt, denn er hatte vergessen, seinen Mantel mitzunehmen. Aber dort stand ja eine Schmiede, wo der Schmied mit dem Hammer auf das glühende Eisen einschlug, daß der Hammerschlag in glühenden Funken davonspritzte. Der Blasebalg fauchte in die Kohlen, er hatte das ja schon immer einmal malen wollen, aber jetzt ging es nicht, er stand ja zu dicht am Feuer, so daß er den Atem der Flammen auf der Hand spürte. Die Schläge des Schmiedes aber fielen schwer und gleichmäßig auf das Eisen, der ganze Raum dröhnte.

Gong-gong, gong-gong, dröhnte die Schmiede. Nein, es war ja gar keine Schmiede, es waren ja Glocken, oder nein, es war ein Bahnhof. Die Lokomotive stieß puffend Rauch aus, der in zähen, stinkenden Schwaden zu Boden qualmte, und die Schienenstöße rüttelten durch den Wagen, *gong-gong, gong-gong*. Es war sehr warm im Wagen, aber Beate hatte ja gesagt, daß der Stein warm sein werde, sie kannte ihn ja; er hatte niemals Zeit gehabt, mit ihr hinzugehen, und auch jetzt mußte er gleich wieder weg, das war ja verboten. Und der Schmied schlug auf das Eisen, *gong-gong, gong-gong*. Er konnte diesem furchtbaren Lärm nicht entrinnen, sein Schädel schmerzte.

Er erwachte mit schweißnasser Stirn. Er wußte nicht, wie spät es war. Die blaue Lampe hing nicht ruhig an der Decke, nein, sie kreiste. Er sah es mit weit aufgerissenen Augen, aber gleich darauf mußte er in sich hineinblicken, denn da stand der Schmied und schlug unentwegt auf das Eisen los. Es war dies sehr sonderbar und beinahe erheiternd, denn der Schmied war wirklich in ihm drin, und er sah ihn ganz genau. wenn er nach innen blickte, was ihm gar keine Schwierigkeiten machte. Das Kreisen der Lampe machte ihn schwindlig, er mußte beide Arme ausbreiten, um sich zu halten, sonst wäre er gefallen. Der Hals brannte gleichmäßig, Speichel lief in seinem Mund zusammen, es war schmerzhaft, ihn zu schlucken. Vielleicht ging es besser, wenn er Wasser trank? Er trank abermals ein

Glas und fühlte die gleichen Stiche wie beim Verschlucken des Speichels. Deshalb beschäftigte er sich jetzt damit, den Speichel möglichst lange in der Mundhöhle aufzubewahren und ihn dann listig, mit einem Ruck, zu verschlucken. Unterdessen verschwand der Schmied, und die Lampe kreiste nicht mehr. Jetzt erkannte der Bub genau, daß das regelmäßige Dröhnen nicht von den Hammerschlägen herkam, sondern daß es das Blut in seinen Gehörgängen gewesen war, das so dröhnte. Ein Schauer warf seine Zähne gegeneinander, er verkroch sich wieder unter der Decke. "Ich werde wirklich krank", sagte er und lächelte glücklich. "Vielleicht werde ich sogar sterben, dann ist alles vorbei und ich bekomme keine Tatzten." Da befahl ihm Todesfurcht. "Oh, Gott, ich bereue alle meine Sünden, insbesondere natürlich die furchtbare Sünde der Unkeuschheit und der Verführung, die ich begangen habe." Er merkte, daß die Phantasien wie schwankende Schatten wieder über ihn hinstreifen begannen, und fügte hastig hinzu: "Ich bereue nicht nur aus Furcht vor Strafe, sondern weil ich Dich beleidigt habe." Er sprach die Wahrheit. Die Strafe im Jenseits schreckte ihn nach den Erlebnissen dieses Tages, an dem die beginnende Infektion ihn zerrüttet und unvorsichtig gemacht hatte, nicht mehr.

Er erwartete den Tod, aber das Fieber, dessen Wellen ihn in regelmäßigen Abständen überspülten, stieg in dieser Nacht nicht weiter. Die Gesichte jagten sich, sie umgaukelten ihn und verließen ihn wieder, Schlaf kam und ging. Gegen Morgen schien es ihm sogar, als sei dies alles nur ein vorübergehender Anfall gewesen, denn eine trügerische Munterkeit hatte ihn bereits vor der Division geweckt. Er horchte schauernd auf das Plätschern des Wassers im Alkoven des Präfekten. Bald mußte er fertig sein, bald griff er zur Schelle und überantwortete ihn rettungslos dem zweiten Tag seiner Verdammnis. Da entdeckte er in ungläubiger Freude, daß sein Hals von neuem wie Feuer zu brennen begann. Jetzt konnte er sich auf alle Fälle krank melden. Vielleicht ließ sich auf diese Weise dem Unheil wenigstens die eine oder andere Stunde abgewinnen, ja, vielleicht blieb er sogar ein oder zwei Tage auf der Infirmerie. Die Schelle ertönte, das Licht sprang weiß und blendend in den Raum. Robert fuhr aus dem Bett und griff im nächsten Augenblick an die Wand, denn der Schwindel drohte ihn umzuwerfen. Mühsam, die stillen Augenblicke ablauernd, begann er sich anzukleiden. Dann schlürfte er wie

ein alter Mann zum Präfekten, der auf dem Gang stand und seine Uhr beobachtete.

"Was ist los?"

"Ich glaube, ich bin ein wenig krank geworden", antwortete Robert und schwankte.

Der Präfekt besah ihn stumm. Er war bereit, ihn zurechtzuweisen und ihm zu erklären, daß er diesen Schlich kannte und daß er nicht die Absicht hatte, den Versuch, sich der Strafe zu entziehen, zu fördern. Aber er fühlte, daß diese Krankheit vielleicht doch nicht geheuchelt war.

"Melde dich auf der Infirmerie. Du kannst abtreten!" Er wandte sich kalt zur Seite. Dieser Neitperg hatte viel wettzumachen, ehe er wieder auf ein gutes Wort hoffen durfte.

14. Kapitel

Robert stand vor dem Schlafsaal, er hörte durch die verglaste Türe das Gepolter der Kameraden, die nach wenigen Minuten hier hinuntersteigen würden, dem Alltag und seinen Sorgen entgegen. Er war so schwach, daß er sich an dem braunen, glattpolierten Geländer festhalten mußte, aber er lächelte. Das alles galt für ihn nicht mehr, er war ja krank geworden. Und so begann er langsam emporzusteigen, hinauf, immer hinauf, zur Stille und Einsamkeit der Krankenzimmer, wo es keine Strafe und keine Verpflichtungen gab.

Die Treppe schien nicht aufhören zu wollen. Sie führte am Schlafsaal der ersten Division vorbei, vorbei an der Lingerie, wo die Wäsche aufbewahrt wurde, vorbei an Fluchten unbekannter Bestimmung, die dem Alltag der Divisionen fremd waren. Robert klammerte sich mit schlaffer Hand an das Geländer, er lächelte diesem Geländer und den Mühsalen des Aufstiegs zu, denn sie geleiteten ihm

empor in das Dämmern des Fieberschlafes und der Abgeschlossenheit. Dort oben mußten die Gedanken zur Ruhe kommen, dort oben konnte er wieder zu sich selbst finden.

Er drückte die weiße Elfenbeintaste des Klingelknopfes an der weißgestrichenen Türe. Harte Schritte näherten sich, die Türe ging auf. Der Frater Denker, der Arzt des Institutes, sah ihn an. Seine klugen Augen musterten ihn. "Was willst du?" fragte er barsch.

"Ich glaube, ich bin krank!"

"So?" Es war viel Skepsis in dieser Frage; der Frater hatte zu oft erlebt, daß diese Bengel sich einfach nur drücken wollten. Er musterte Robert von oben bis unten. "Komm herein und setz dich. Du heißt?"

"Neitperg von der zweiten Division."

"Hm. Zeige die Zunge. Belegt. Hat nichts zu sagen. Was noch?"

"Ich habe Halsschmerzen und vielleicht ein wenig Fieber."

"So! Dann miß dich einmal. Und sei still, in der Kapelle wird eben die heilige Messe gelesen. Hier ist das Thermometer. Ich komme in zehn Minuten nachsehen. Versuche nicht, zu schwindeln!"

Robert saß allein in einem halbdunklen Vorraum, in dem nur eine blaue Birne brannte. Von fern her kam das Gemurmel des Priesters. Er knöpfte Rock, Weste und Hemd auf, schauerte zusammen und schob das kalte Thermometer in die Achselhöhle. Dann zerrte er das Hemd wieder zusammen und legte die Hände schlaff und spannungslos auf seine Knie. So lauschte er in das Rauschen des Fiebers hinein.

Nach einer Weile erschien der Frater wieder. "Zeig her! Oh, ganz ordentlich für den Anfang und für eine Frühtemperatur, 38,7. Mach den Mund auf!" Er preßte die Zunge mit einem Löffelstiel herunter, leuchtete mit einem Lämpchen in die Rachenhöhle. "A sagen, immer A sagen! Hm!"

Robert traute seinem Glück noch immer nicht, er fürchtete, daß dies alles vielleicht doch nur die Folgen der gestrigen Erschütterungen waren. Der Frater stand vor ihm, er hatte die Arme verschränkt und sah spöttisch in die Luft, aber es beschäftigte ihn irgend etwas, das konnte man erkennen. Dieser Frater war nicht

gefährlich, er kümmerte sich ja nur um den Körper und nicht um die Seele, und das war harmlos. Robert empfand eine plötzliche, brennende Zuneigung zu diesem Mann, der dastand und schwieg. "Bin ich krank?" fragte er.

Der Frater verscheuchte seine Gedanken. "Das kann man mit ruhigem Gewissen sagen; Angina, wie ich hoffen will. Jedenfalls mußst du schleunigst ins Bett, sobald der Diener eins aufgebettet hat. Du wirst allein liegen, du bist ansteckungsgefährlich. Dann bekommst du etwas zum Gurgeln. Hast du schon gefrühstückt? Dann wirst du auch noch ein Frühstück bekommen. Und gurgeln, immer gurgeln!"

Einige Minuten später lag der Bub im Bett. Er lag still da, er regte kein Glied. Von der Krankenkapelle her kam noch immer das Gemurmel des Priesters, Glöckchen läuteten. Das alles drang kaum durch seine dünnen Träume hindurch, durch diese Folge undeutlicher Bilder und Gestalten, die als unendliche Prozession über die weißgetünchte Decke hinwanderten. Es war ja nur wichtig zu liegen und sich geborgen zu wissen, nichts denken und nichts vornehmen zu müssen und zu ruhen, zu ruhen, zu ruhen. Alles andere war versunken, es mochte später wiederkommen oder niemals wiederkommen, das war belanglos. Vergangenheit und Zukunft waren ausgelöscht, es gab nur eine Gegenwart, und diese Gegenwart hieß Ruhe.

Rundum war ein weißgestrichenes Zimmer mit vier Betten, das durch eine Glastüre vom Gang getrennt war; ein Kruzifix hing an der hellen Wand. Hinter dem großen Fenster stieg der Tag empor, ein grauer Tag voll Nebel und Regenfall. Tropfen prasselten in wilden Stößen gegen die Scheiben, der Wind winselte eintönig. Das alles ging ihn nichts an. Er lag und ruhte.

Später mußte er frühstücken, mußte Kaffee, echten Milchkaffee, durch die schmerzende Kehle gießen, mußte Weißbrot essen, das so stachelig wie ein Igel war. Er würgte es hinab, er bettete sich wieder zurecht, er war zu müde, um den Diener ins Auge zu fassen, der den Krankentisch und das Geschirr wegräumte. Er ruhte und dachte an nichts, bis der Frater sich über ihn neigte und ihm das Glas mit dem Gurgelwasser an den Mund hielt. Einen Augenblick lang fühlte er die kühle Hand an seiner Stirne, roch den leichten Karbolgeruch, der von dieser Hand

ausströmte. Dann legte er sich wieder zurück und schloß die Lider. Alle Not, alle Unrast waren von ihm abgefallen, er hatte sich wirklich hinwerfen dürfen neben den Weg der grausigen Pflicht, er durfte liegenbleiben, man pflegte ihn. Er war schwach, Tränen traten in seine Augen, der Hals schmerzte. Aber dann war er doch wieder glücklich. Da draußen entfaltete sich der Tag, ab und zu schlug eine ferne Uhr die Stunden, die Kameraden gingen zum Frühstück, sie spielten im Spielsaal, sie marschierten in die Schule. Ihn ging das alles nichts an. Er dankte Gott dafür, daß er krank geworden war.

Der Tag blieb grau und unwirsch, er jagte Wolken über die Hügel, er warf breite Regengarben gegen die Mauern des Marktfleckens, und der Wind sang seine eintönigen Melodien. Es war ein Tag, um wachend zu träumen, um die Wellen des Fiebers zu fühlen und sich ihnen hinzugeben. Das Fieber kam und ging, es spann dünne Schleier zwischen den starr glänzenden Augen des Buben und den weißen Wänden, Schleier, die sich zu Gestalten verdichten wollten, aber noch war es nicht so weit. Die Fieberträume warteten ihre Zeit ab, die noch nicht gekommen war. Das Gewesene schlummerte in unruhigem Halbschlaf; manchmal erwachte eine Erinnerung und mischte sich unter den Geisterzug der Schemen, versank wieder und verging. Das Gesicht des Fraters Doktor wurde sichtbar, es zerteilte die Nebel, die Hand, die nach Karbol roch, hielt das Glas mit dem Gurgelwasser. "Gurgeln, immer gurgeln", sagte seine Stimme. Das Thermometer bohrte sich spitz und kalt in die Achselhöhle. "Das Fieber steigt", murmelte die Stimme. Und der Bub war wieder allein.

Der Tag durchlief seinen matten Höhepunkt, er wurde schwächlich, die jagenden Wolken schienen immer dichter zu werden, die Dämmerung kam. Draußen auf dem Gang brannte Licht, im Krankenzimmer leuchtete eine blaue Lampe, es war totenstill. Das Dunkel quoll aus den Wänden hervor, die Uhr zerteilte mit ihren dünnen Schlägen die Zeit. Dann war es auf einmal wieder hell, und der Frater kam zum drittenmal. "Miß dich", sagte er.

Dieser Frater war so freundlich, er verlangte nichts Unmögliches. Es war natürlich sehr beschwerlich, sich aufzurichten und das Nachthemd zu öffnen, aber es ging, wenn man seinen Willen zusammennahm.

"Ich muß dir noch einmal in den Rachen sehen", sagte er, und der Löffelstiel drückte den Zungenrücken nieder. "Oh, was ist das? Kannst du schlucken?"

Der Frater pfiff durch die Zähne. "Gurgeln, immer gurgeln, vielleicht bekommen wir das da auch so weg. Du willst doch gesund werden?"

Robert nickte; er hätte zu allem genickt, was der Frater sagte. Eine geheime Angst quälte ihn, die Angst davor, daß auch dieser Frater sich auf einmal erzürnt von ihm wenden könnte, wenn er ihm nicht aufs Wort gehorchte. Er gurgelte, ohne zu zucken, flüssiges Feuer, danach konnte er wieder besser schlucken. Der Frater ließ diesmal die Flasche da und stellte eine Standuhr auf den Nachttisch. "Alle fünfzehn Minuten gurgeln, so lange etwas in der Flasche ist. Dich hat es ordentlich erwischt, aber wir wollen auf morgen hoffen. Na, Kopf hoch," meinte er burschikos, und seine Hand klopfte ermunternd auf die magere Schulter des Kranken, "und gute Nacht. Du betest doch und erweckst Reue und Leid?"

Robert nickte, es war wieder dunkel, nur die blaue Lampe brannte. Er bereute, ach, was bereute er denn eigentlich? Er konnte sich so schlecht auf alles das, was gewesen war, besinnen, es fiel ihm nicht mehr ein. Speichel lief in seinem Munde zusammen, er würgte ihn ächzend hinab. Er schlief, wachte auf, schluckte Speichel und stöhnte.

Plötzlich, es waren Minuten oder Stunden vergangen, war der Frater wieder bei ihm. "Du brauchst nicht immer zu schlucken," sagte er, "ich stelle dir einen Eimer her, spucke den Speichel aus, das geht besser. Du hast hohes Fieber, ich will für dich beten, daß es auch so heruntergeht!"

Immer wieder sammelte sich der Speichel dünn und fad in Roberts Mund, immerfort quälte ihn der Drang, zu schlucken, dieser natürliche Drang, der zu einer furchtbaren Marter geworden war. Er beugte sich matt über den Bettrand hinaus und spie in den Eimer. Der Umschlag um seinen Hals wärmte, seine Stirne war naß, manchmal schnatterten seine Zähne zusammen. Er dämmerte ein und fuhr wieder hoch, weil das Schlucken ihn aus seiner Betäubung gerissen hatte, Seine Hände tasteten unruhig hin und her. Er war nicht mehr in der Infirmerie, nein, er lag auf freiem Feld, ach, jetzt erkannte er die Stelle wieder. Es war der Quelltümpel, in dem er auf einmal als kleiner Bub Karauschen gefangen hatte.

Rundum lag der öde Hang hinter der Kaserne, aber es war seltsam, er selbst und das Bett waren ein Teil dieses Hanges. Und mitten in der Düsternis, die ihn daran hinderte, die Fische zu sehen, ritten Heerscharen von Soldaten über das Schlachtfeld am Abend. Das waren die Seelen, die Christus erweckt hatte und die nun in den Weltkrieg zogen. Diese Soldaten waren winzig klein, ihre Pferde waren eigentlich nur Schatten, sie trabten däumlingsgroß vorbei und verschwanden in der Finsternis einer Bettfalte, wo er nicht erkennen konnte, was eigentlich mit ihnen geschah. Es war aber gewiß grauenhaft und er entsetzte sich davor, denn wahrscheinlich waren das alles Mäuse, und er wagte nicht, sich zu bewegen, weil sie dann über sein Gesicht gehuscht wären, auf dem eiskalte Schweißtropfen standen.

Harald aber sah höhnisch drein und sagte, er solle besser auf den Vordergrund aufpassen; im Hintergrund könne man sich eher eine Flüchtigkeit leisten. *Man sieht ja immer zuerst auf den Vordergrund; wenn der verpfuscht ist, taugt das ganze Bild nichts*, lachte er, *du aber bist ein ganz verworfener Bube, dessen Eisennacken ich schon biegen werde, wenn Lissy nichts dagegen hat!*

Ich muß Mama ganz genau schreiben, wie diese Sache eigentlich war, erinnerte er sich plötzlich und fuhr hoch, denn er konnte und konnte sich nicht darauf besinnen, was er eigentlich schreiben sollte. "Ganz genau," wiederholte er laut, "der Generalpräfekt kontrolliert alle Briefe und liest sie. Ich kann nicht schwindeln."

Sein Hals brannte, er würgte Speichel in den Eimer und schließ mit rasselndem Atem ein. Seine Hände zuckten auf der Bettdecke hin und her, er fühlte sich verlassen und dennoch befreit, denn da war niemand, der seine Qualen erhöht hätte.

"Ich muß, Beate," sagte er auf einmal und richtete sich auf, "es bleibt mir gar nichts anderes mehr übrig, und Papa meint ja auch, daß man alles, was man angefangen hat, auch zu Ende führen muß. Der Mann mit der roten Fahne ist endlich angekommen, wir haben ihn erwartet, denn er muß in die Kongregation aufgenommen werden. Er ist lange nicht so verworfen wie ich, sagt Pater Lechner, darum muß er in die Kongregation. Aus des Elends tiefstem Grund, aus der

Knechtschaft Not und Qual", sang er heiser und fiel wieder zurück. "Ich darf es dir doch nicht sagen, ich weiß ja selbst nicht, was es ist, ich habe es vergessen. Aber es ist natürlich himmelschreiende Sünde, denn Gott rächt jedes unnütze Wort, und das ist die Unkeuschheit. Darum darf ich dich nicht wiedersehen, und die Himmelsjungfrau läßt mich nicht in die Kongregation hinein. Wenn man solche Sachen macht, geht das nicht. Die weiß ja einfach alles! Ich muß ein neues Leben beginnen!" Er lag allein, die Reiter galoppierten dahin, nein, die Mäuse, die blaue Ampel gab so wenig Licht, er konnte es einfach nicht erkennen. Es war grausig, er wollte schreien und brachte es nicht fertig, eine eiserne Faust drückte ihn in die Kissen, da packte ihn eine blutrote Welle mit blauen Rändern und warf ihn in den purpurnen Abgrund der Bewußtlosigkeit.

Der Frater hatte an seinem Bett gestanden und hatte dem Phantasieren zugehört. Er hatte schon viele Ausbrüche erlebt, sein Mund war davon nicht weicher geworden. Jetzt schritt er davon, nachdem er sich über den Schlafenden geneigt hatte, und hängte das Telephon ab. "Pater Lechner", klang die Stimme des Alten am anderen Ende des Drahtes.

"Hier ist die Infirmerie. Es besteht der dringende Verdacht, daß der kleine Neitperg, zweite Division, ja, Neitperg, Diphtherie hat. Und zwar eine sehr starke Infektion."

"Wiederholen Sie noch einmal!"

"Neitperg, zweite Division, hat wahrscheinlich Diphtherie!"

"Ich komme sofort nach oben!"

Der Frater ging auf und ab und öffnete, als der hagere Schatten auf das Milchglasfenster der Türe fiel. "Wenn wir, wie es eigentlich Vorschrift ist, diesen vereinzelt Fall anmelden, müssen wir das ganze Institut abriegeln", sagte der Generalpräfekt. "Ich hoffe, daß es bei diesem Einzelfall bleiben wird. Oder glauben Sie nicht?"

Der Frater hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. "Das steht bei Gott."

"Ist er schwer erkrankt?"

"Ja. Wir haben als letzte Hilfe immer noch das Behring-Serum."

"Wirkt es absolut verläßlich?"

"Nein. Aber eine gute Wahrscheinlichkeit für den Erfolg ist gegeben. Ich halte es nur für indiziert, wenn Erstickungsgefahr besteht. Wir haben verschiedene Erfolge damit erzielt."

"Und mit dem Gebet."

"Und mit dem Gebet!"

"Wann wollen Sie das Serum anwenden?"

"Ich kann es noch nicht genau sagen, vielleicht heute nacht, vielleicht morgen im Laufe des Tages. Gleichzeitig darf ich in diesem Fall die Letzte Ölung anraten. Man kann nicht wissen — !"

"Danke!" Der Generalpräfekt ging lang und hager auf und ab, auf und ab. "Sie kennen den Buben? Nein? Mir will es erscheinen, als habe hier ein Höherer eingegriffen. Gott straft streng, aber gerecht. Natürlich die Letzte Ölung, auf daß er nicht schuldbeladen eingehe in das Jenseits. Ich werde das Nötige veranlassen, ich werde sie vielmehr selbst erteilen. Ist er bei Bewußtsein?"

"Er ist eben eingeschlafen, ich widerrate einem Besuch!"

"Gut, ich verzichte. Soll ich die Eltern verständigen?"

"Ich halte es für angebracht."

"Im übrigen, kein Wort von Diphtherie. Sollte ein zweiter Fall hinzukommen, müssen wir es melden. Gelobt sei Jesus Christus!"

"In Ewigkeit, Amen!"

Der Frater sah dem Generalpräfekten nach, bis sein Schatten von der Milchglasscheibe der geschlossenen Türe verschwunden war. Dann zuckte er abermals mit den Schultern, verzog ein ganz klein wenig die Mundwinkel und ging an seine Arbeit.

MANCHMAL IST ES SO, ALS OB DIE BERGE ZU BRENNEN BEGINNEN. Robert will sich retten, aber er kann die Füße nicht bewegen, und die Flammen kommen immer näher. Eine unerträgliche Last liegt auf seinen Schenkeln. Jetzt glühen die Gipfel, sie glühen von innen heraus wie leuchtende Riesenkohlen, die der heiße Wind anfacht. Im Talkessel schwelt eine unerträgliche Hitze, und da sind die Flammen, rasende, knatternde Flammen, nichts als Feuer und Rauch, als loderndes Gezügel

und erstickende Ballen von Qualm. Eine Stimme sagt an seinem Ohr: *Das ist das Alpenglühen!* Er dreht sich und windet sich und kann die Last nicht von sich abwälzen. *Und wenn dies alles von einem Horizont zum anderen brennt, so ist das nichts gegen die Hölle,* sagt die Stimme wieder. Oder ist das schon die Hölle? Ist er schon tot?

Er will aufschreien, denn er war ja noch gar nicht vor dem Gericht, das geht doch nicht, er hat doch bereut, aber da schneidet der erstickte Schrei wie ein Messer in seinen entzündeten Rachen, so daß er hochschreckt und durch das verlassende Geloder die kühle Weiße des Krankenzimmers erblickt, in dem der Frater steht und ihn besorgt beobachtet. Jetzt neigt er sich zu ihm, er hält ihm das Glas an die Lippen, und seine Stimme ist ganz weich und freundlich: "Gurgeln, Neitperg, du mußt gurgeln!"

Er richtet sich auf, das fade Getränk schmerzt grauenhaft auf den vereiterten Mandeln, aber er muß gehorchen, bis zum letzten gehorchen. Jetzt brennt nur mehr die Nachtbeleuchtung, und die dunkle Gestalt verzerrt sich sonderbar. Bald wächst sie bedrohlich in die Länge, bald schrumpft sie und dehnt sich in die Breite, und nun ist sie über ihm und steckt ihm das eiskalte Thermometer unter den Arm. Da liegt er nun in den Kissen, der glühende Kopf ist zur Seite gesunken, und die Tränen laufen ihm hemmungslos über die flammenden Backen, denn nun weiß er auf einmal, daß er sterben muß, er hat ja gar keine Widerstandskraft mehr.

Der Atem rasselt in der zuschwellenden Kehle, Feuer und Blitze spielen vor seinen Augen, manchmal reißt die Betäubung das Bett unter ihm weg und schleudert ihn in einen greulichen Abgrund, dann spülen ihn die Schmerzen wieder empor, der Speichel, das Würgen und Röcheln. Er sucht zu begreifen, warum er eigentlich weint, er hat schon wieder vergessen, daß er den Anhauch des Todes gefühlt hat, und nun erinnert er sich plötzlich an etwas, was schön und leicht und licht war, aber er kann es nicht wiederfinden, und seine Hände tasten dünn und durchsichtig über die Decke, als läge es hier verborgen.

"40,8", sagt eine Stimme an seinem Bett, aber er kann das Gesicht zu dieser Stimme nicht finden, er ist allein, maßlos allein, niemand ist bei ihm. *Beate*, denkt er, *ach nein, Harald kommt ja nicht mehr in die Immakulata, und was war das mit*

Beate? In rasender Unruhe wirft er sich hin und her, es war etwas mit Beate, er kann sich nicht erinnern, aber Beate ist ja verboten, man darf nicht an sie denken. Darum brennt er ja auch.

Denn der Sohn verfiel der Sünde der Unkeuschheit, und nun liegt er in einem Saal, wo die bei lebendigem Leib verfaulen, die sich durch dieses Laster Gottes Strafe schon auf Erden zugezogen haben. Es huscht ekelhaft um ihn, seine Haut ist bedeckt mit einem namenlosen Gekrabbel winziger Schatten, Geister, Mäuse, vielleicht auch Geschwüre, er fürchtet sich und möchte schreien, aber er gurgelt nur dumpf, und das Messer stößt in seine Kehle, schartig und rostig.

Ein grelles Licht brennt vor seinen Augen, Spinnenfinger liegen auf seiner Stirn, klammern um seine Schläfen. Seine Lider öffnen sich schwer und mühsam, sie schließen sich sofort wieder, denn der Kopf des Generalpräfekten schwankt auf einmal mager und grausam, von silbernen Haarflammen überlodert, in seinem Gesichtsfeld.

"Hörst du mich?" fragt er, und seine Stimme dröhnt durch das Rauschen des vergifteten Blutes.

Robert hat die Augen wieder geschlossen, aber die Stimme kommt wieder, sie ist kein Traum. Wenn er die Augen vorsichtig öffnet, ist der Alte immer noch da, das Birett liegt neben ihm auf dem Nachttisch, seine weißen Haare sträuben sich empor, seine eiskalten Augen bohren sich in das Fieberdämmern und reißen gewaltsam die Vorhänge der Gesichte zur Seite. "Hörst du mich, Neitperg?"

"Ja!" murmelt der Bub. Er ist gelähmt, es gibt kein Entrinnen.

"Du mußt dich darauf vorbereiten, das gnadenreiche Sakrament der Letzten Ölung zu empfangen!"

Keine Antwort, nur Tränen, die aus den geschlossenen Lidern herausquellen und bei jedem rasselnden Atemzug auf den Wangen zittern. Die Letzte Ölung, das ist der nahe Tod.

"Du wirst das gnadenreiche Sakrament der Letzten Ölung empfangen, verstehst du mich?"

Er weint, denn nun geht ja sein Leben zu Ende, ehe et noch richtig begann, aber er muß antworten, hier muß man antworten, und so murmelt er: "Ja!"

"Neitperg kann kaum sprechen", sagt eine andere Stimme, die er nicht mehr erkennt. "40,8, vielleicht ist das Fieber schon wieder gestiegen."

Rauschendes Dunkel, in dem sich Feuerräder drehen. Aber da ist auf einmal ein geschäftiges Hin und Her im Krankenzimmer, ein Tragen und Rücken, das sich unaufhaltsam in sein Bewußtsein einbohrt. Und als die Feuerräder zerplatzen, als die flammenden Wellen zurückebben und die Nebel den Kranken freigeben, sieht er den Generalpräfekten im Chorrock neben seinem Bett knien. Robert weiß, was das bedeutet. Er will ihm die Beichte abnehmen, die letzte Beichte.

"Du brauchst nur zu nicken, du brauchst nicht zu antworten," sagt der Alte, "aber bereue, denn wir kennen nicht Tag noch Stunde!"

Das greuliche Gesicht, die gefürchteten Züge sind dicht über dem Kranken, der fast zahnlose Mund murmelt Gebete, die weißen Haarbüschel flackern im Wallen des Fiebers.

Lang, lang ist der Beichtspiegel.

Hast du gelogen?

Hast du Unkeuschheit getrieben?

Warst du ungehorsam?

Hast du aufbegehrt gegen den Willen Gottes und seiner Stellvertreter, deiner Erzieher?

Hast du, hast du, hast du?

Oh, der Generalpräfekt kennt seine Zöglinge genau, er macht ihnen die letzte Beichte mundgerecht, er sorgt dafür, daß keine Sünde unbereut bleibt, daß auch der letzte Nebel zerrissen wird, der, wohlütig nach den Ansichten der törichten Welt, vergangenes Ungemach vergessen ließ.

Der Bub nickt und nickt. Er hat die letzten Reste seines Bewußtseins zusammengesucht, er nickt. Und Sünde auf Sünde löst sich wie aus schwarzen Vorhängen, geht gespenstig über die Bühne, sieht ihn an und versinkt wieder.

"Bereue! Opfere die Strafe Gott auf. Der Herr hat sich fürwahr nicht lange besonnen, dich zu strafen und dich niederzuwerfen mitten in deinem sündigen Leben! Bereust du?"

Die Strafe, das ist es, die Strafe! Das Grausen, die Erstickung, die Klingen, die durch seinen Hals fahren und sägen und schneiden, das Fieber und das Sterbenmüssen, das ist die Strafe. Er blickt in die uralten Augen, die ihn gespannt und lodernd ansehen, seine Tränen laufen wieder. Da ist der enge, lippenlose Mund, der auf seine Reue lauert wie der Habicht auf die Beute, da ist das ganze, entflammte Gesicht, in dem sich ein Widerschein abspiegelt von der Furchtbarkeit der Vergeltung, die den Sünder im Jenseits erwartet. Er erschrickt und schließt die Augen. Seine Hände tasten hin und her, hin und her.

"Bereust du?"

Ach, wo war er doch? Er war irgendwohin entglitten, wo es keine Vergeltung gab.

"Neitperg, verstehst du mich? Bereust du?"

"Ich bereue!" Jedes Wort ist ein Stich mit einem glühenden Dolch, durch den Schlund bis in die Bronchien hinein.

Gemurmel der Absolution versinkt in aufrauchendem Fiebernebel, aber das Glöckchen klingelt zu laut, als daß man es überhören könnte. Der Alte umklammert das Ziborium mit der Hostie, er neigt sich zu ihm, das Gold funkelt spitz und schmerzhaft in seine Augen. "Empfange den Leib des Herrn", murmelt der alte, der grausame Mund.

Christi Leib glüht auf den Mandeln, die Diphtheriebelage bleiben an der Hostie kleben und reißen in Fetzen ab, eine Ohnmacht wirft den Kranken nieder. Dann ist auch das vorüber, aber sie lassen ihm keine Ruhe. Der Alte murmelt Gebete, er schlägt das Kreuz und immer wieder das Kreuz, man kann doch nicht schlafen, so lange er da ist. Jetzt nimmt er Wattebäusche und taucht sie ins geweihte Öl, und nun wird die Decke zurückgeschlagen, der hagere Körper entblößt, und die Bäusche tupfen auf alle Organe, die jemals gesündigt haben, auf die Augen, die Nase, die Ohren, den Mund, die Hände und die Füße. "Durch diese heilige Salbung vergebe dir der Herr, was du gesündigt hast durch Sehen, Hören, Schmecken, Fühlen, Riechen!"

Vorbei auch das. Jetzt ist er bereit, durch das finstere Tor zu gehen und vor Gott zu treten, angetan mit dem weißen Gewand der Unschuld. Gottes Gnade ist

wieder über ihm, der Generalpräfekt ist verschwunden, und fern verbimmelt das Glöckchen. Es kocht und lodert, Gespenster jagen sich in der Dunkelheit. Robert weint nicht mehr, er ist viel zu erschöpft dazu, er möchte nur noch, daß alles zu Ende geht, soweit er einen eigenen Willen überhaupt noch aufbringt. Nun sind es keine einzelnen Stiche im Halse mehr, jetzt preßt ihm eine furchtbare Faust die Kehle zusammen und reibt die wunden Mandeln aneinander, grausiger Schmerz. Der Atem findet keinen Weg mehr, er würgt sich durch die geschwollene Kehle, die Erstickung verschränkt ihre harten Finger um seinen Hals.

Es kocht, und dann ist es wieder eiskalt, zischende Fluten stürzen auf ihn ein, so daß er nochmals emporschreckt. Das Zimmer ist wieder hell, es riecht bitter und kalt nach Äther, ein Fleck auf seinem nackten Oberschenkel ist wie mit Eis durchtränkt, und hier sticht die Hohnadel der Injektionsspritze hinein. Der schimmernde Kolben preßt gelbliche Flüssigkeit unter die Haut, die sich prall vorwölbt.

"Darf ich jetzt sterben?" fragt er mit ersticker Stimme, letzte Trümmer eines tapferen Lächelns um den Mund.

Eine Hand legt sich begütigend auf seine Stirne, Beate, Lissy, nein, der Frater Doktor. Daß doch diese Hand hier liegenbliebe! "Ich glaube, daß es jetzt besser werden wird," sagt die Stimme, "nein, du mußt nicht sterben, nicht sterben, hörst du?" Der Frater neigt sich über den Buben, er ist verzweifelt, er fühlt die Sünde des Aufbegehrens in sich, er ist nahe daran, sein Gelübde des Gehorsams zu brechen. Er muß doch einen letzten Rest Lebenswillen in diesem kleinen Kerl entfachen, aber der ist schon wieder ohnmächtig, er hört ihn nicht mehr.

Und der Frater wirft sich neben dem Bett auf die Knie nieder und fleht zu Gott, daß Er ihm Geduld schenken möge und die hohe Gnade, sich willenlos wie ein Werkzeug einzuordnen in die Hand seiner Vorgesetzten, in deren Befehlen Sein Ratschluß erkennbar wird.

"Ich habe jede Stunde um Nachricht ersucht, Frater!" Die Stimme des Generalpräfekten überschlug sich fast am Telephon.

"Ich hatte eben die Absicht, Sie zu verständigen. Ich glaube, die Krise ist überwunden."

"Wie wirkt sich das Serum aus?"

"Ich habe, gottlob, keine beängstigenden Symptome beobachten können."

"Danke. Sollte eine unerwartete Wendung eintreten, die Gott verhüten möge, ersuche ich um sofortige Verständigung."

"Jawohl."

Das Telephon knackte, die Verbindung war unterbrochen. Der Generalpräfekt, im Schlafgewand, nahm ein Telegrammformular zur Hand und überlegte den Text, den er endlich niederschrieb: *Gefahr beseitigt, Robert gottlob auf dem Wege zur Besserung.*

DIE ERSTEN TAGE DER BEGINNENDEN GENESUNG trieben blaß und ohne deutliche Umrisse an Robert vorüber. Sein geschwächter Körper verlangte nur nach Ruhe. Die letzten Ereignisse waren scheinbar in namenloser Ferne versunken, die Krankheit hatte einen tiefen Einschnitt in sein Leben gekerbt, sie war ein Abschluß, es begann ein neuer Abschnitt. Was nun kam, lag vor ihm, leer und glatt wie eine verschneite Eisfläche, ohne Erhebung, ohne den finsternen Horizont der Vergangenheit, ohne die Verheißungen der Zukunft. Er erwachte morgens, wenn der elektrische Wecker schrillte, er vernahm wie im Traum das Gemurmel des Priesters in der Kapelle, er hörte das Bimmeln der Ministrantenglöckchen. Der Tag war noch fern, die Nacht stand wie eine schwarze Mauer hinter den Scheiben, er war eingeschlossen in die Enge des Krankenzimmers. Er taumelte aus dem Bett, wusch sich und sank wieder auf das Lager, bis das Frühstück kam. Auch die Infirmerie hatte ihre strenge Tageseinteilung, Stunden, in denen man reden durfte, Stunden, wo man ein Buch vornehmen durfte, und Stunden des Stillschweigens. Das alles war belanglos, er wollte nur Ruhe und Frieden. Der Tag kam und ging, er verträumte ihn, in die eigene Schwäche versenkt, ohne Pflichten, ohne Erwartungen und Erinnerungen.

Aber er lebte auf Eis, er lebte auf einer dünnen Decke, die sich über bodenlosen Tiefen ausspannte. Er konnte es nicht verhindern, daß sich diese Tiefe manchmal vor ihm auftat, daß er an Stellen kam, wo die Erinnerung den Schnee des Vergessens weggefegt hatte und wo aus den Schlünden zu seinen Füßen,

undeutlich und abgeschlossen, die versunkenen Erlebnisse zu ihm emporblickten. Dann griff seine Hand hastig nach dem Buch, das er eben las, nach dem Eulenspiegel in einer Bearbeitung für das katholische Volk.

Das Lesen strengte ihn zwar noch an, er fand auch keinen rechten Gefallen an den abgeschmackten Streichen, die in dieser Ausgabe ganz sinnlos nebeneinander standen. Aber es war doch besser, als an den letzten Zusammenstoß denken zu müssen, an die Strafe, an das Fieber und die verwirrten Gesichte der entscheidenden Nacht, von denen er manchmal träumte und die ihn schreiend aus dem Schlaf fahren ließen. Das alles mußte vergessen werden, sollte er genesen, und so bemühte er sich zu vergessen. Immer wieder hoffte er, daß die rasende Krankheit den endgültigen Schlußstrich unter das Geschehen gezogen habe und daß er nun ebenso unbeschrieben und bar jeder belastenden Vergangenheit werde in die Division zurückkehren dürfen, wie er sie am ersten Tage seines ersten Feldmünsterer Semesters betreten hatte.

Er nahm sich bisweilen vor, von nun ab ein stilles und gefügiges Leben zu beginnen, ein Leben, das nicht zu besonderen Erfolgen drängte und das daher gefahrlos war. In der Schwäche, die ihn befallen hatte, schien es ihm, als werde er solch ein Leben führen können. Er verzichtete nun auch auf seinen letzten Traum, seine Kunst zu retten, denn auch das erschien ihm zu viel verlangt. Panische Angst vor neuen Verwicklungen, denen er nicht mehr standhalten konnte, befiel ihn manchmal. Gott hatte das Maß seiner Strafe bemessen und damit alle Schuld getilgt.

Er wußte nicht mehr, wieviel Tage vergangen waren, seit er glühend vor Fieber die Treppe zur Infirmerie emporgestiegen war. Das war auch ganz gleichgültig, denn die Zeit stand in diesem Raume still. Er langweilte sich, das war ein Anzeichen der endgültigen Genesung. Der Frater Doktor war, wie immer, auch an diesem Morgen gekommen und hatte sich, ein wenig ironisch, nach seinem Befinden erkundigt, hatte seine Temperatur gemessen und war wieder gegangen. Jetzt lag er im Bett und beobachtete die schwarzen Vierecke der Scheiben, die allmählich zu ergrauen begannen. Der Tag kam lautlos; er tränkte den Raum mit seinem schwachen ersten Licht. Bald konnte man lesen und diesen neuen Tag den

alten Tagen hinzufügen, die allesamt gleich bedeutungslos an ihm vorübergezogen waren. Das Licht wuchs zu den Fenstern herein, seltsam weiß und seltsam bleich. Er richtete sich im Bett auf und stützte sich auf die Ellbogen. Der ganze Himmel über dem Marktflecken hing voller Flocken, die unermüdlich zu Boden sanken. Während seiner Krankheit war es Winter geworden.

Das weiße Geriesel bezauberte ihn. Er blieb sitzen und sah dem undeutlichen Spiel der Flocken zu, die aus den weißgrauen Wolken zur weißverschneiten Erde herabwehten. Die Flocken taumelten und tanzten, sie bedeckten die Hügel, die man nur undeutlich hinter dem Vorhang des Gestöbers erkennen konnte, sie bedeckten Dächer und Giebel, sie lasteten auf den Zweigen der Bäume und verhüllten den Platz vor dem Institut mit ihrem weißen Flaum. Sogar der Eisenzaun hatte seine Verbrämung abbekommen, denn die Luft war so still, daß der wässerige Schnee auch auf den Spitzen der senkrechten Stäbe haftete. Es war totenstill im Markt; man fühlte diese Stille durch die trennenden Scheiben hindurch, sie sickerte in den Raum des Krankenzimmers und füllte ihn aus. Robert saß wie gebannt aufrecht im Bett, er starrte in das weiße Gleiten hinein und gab sich der großen Ruhe hin, die dieser erste Wintertag mit sich brachte.

Als ihn zu frösteln begann, legte er sich zurück, verschränkte die Arme unter dem Kopf und horchte auf die große Stille. Das Buch lag neben ihm auf dem Nachttisch, er öffnete es nicht, trotzdem es längst hell genug geworden war.

SCHRITTE SCHLÜRFTEN ÜBER DEN LINOLEUMBELAG des Ganges, er achtete nicht darauf. Erst als sie vor seiner Türe verhielten, wendete er den Kopf. Die Stille zerriß, der Frieden zerstob. Hinter den Scheiben leuchteten die weißen Haare des Generalpräfekten. Er drückte die Klinke nieder und trat ein. Ein kurzes Nicken war sein ganzer Gruß.

Da war das Gesicht aus seinen Fieberträumen, aber es war wieder deutlich geworden, denn es schwamm nicht mehr in den Bränden des vergifteten Blutes und war wieder ebenso hart und ebenso gefährlich wie nur je. Robert sah zwinkernd in dieses Gesicht, er regte sich nicht, er war wie gelähmt.

"Es geht dir also wieder besser?" fragte der dünnlippige Mund.

"Ja."

Die kalten Augen tasteten sein Gesicht ab, als prüften sie etwas. "Dann denkst du wohl wieder an deine Pflicht?"

Was wollte der Alte? Was war die Pflicht, die Pflicht in diesem Raum, in der Stille der weißen Stunde? Was wollte man von ihm?

"Hast du denn schon deinen Eltern geschrieben? Du tust so, als ob du mich nicht ganz verstehen würdest!"

"Nein, ich habe noch nicht geschrieben." Das war es! Das Eis brach auf, da waren die Schlünde wieder.

"Du wirst ihnen also noch heute schreiben und ihnen mitteilen, was ich dir aufgetragen habe." Die Stimme wurde lauter, es klang das Schmettern in ihr, vor dem sich die Division duckte. "Und daß du mir nicht lügst! Hier ist ein Brief von deiner Mutter."

Robert nickte. Er griff mit zitternden Händen nach dem Brief, er steckte ihn unter das Kopfkissen: Was kam noch? Der Alte war ja noch nicht gegangen.

"Hier ist dein Zettel von der letzten Notenverlesung, die du, hm, durch Gottes Gnade versäumt hast. Ja, lies ihn nur gleich! Im Betragen eine 4! Den legst du auch in deinen Brief hinein. In einer Stunde lasse ich ihn abholen!" Der Generalpräfekt drehte sich auf den Absätzen und ging. Man sah ihm an, was er dabei dachte: Nicht eine Sekunde länger bei diesem Verworfenen bleiben, als die Pflicht es erheischt. Es war Erleichterung und Drohung in einem, dieser Abgang.

Als er verschwunden war, zog Robert den Brief hervor. Dann legte er den Zettel der Notenverlesung auf den Nachttisch, als wollte er verhindern, daß diese beiden Papiere miteinander in Berührung kamen. Er drängte die Tränen zurück, die ihm unglaublich leicht in die Augen gestiegen waren. Das war also noch nicht vergessen. Er war krank gewesen, nun ja, was weiter? Das mochte für ihn wichtig sein, für die Institutsordnung war es belanglos. Sie ließen ihn weiter büßen.

Er öffnete den Brief Mamas. Die Tränen stiegen ihm abermals in die Augen, ach Gott, warum heulte er bloß so leicht? Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. *"Wir sind in ernster Sorge um Dich gewesen, ich habe viel für Dich*

gebetet. Geht es Dir jetzt wirklich besser? Wir schicken Dir ein kleines Paket, vielleicht macht es Dir Freude."

Das warf ihn um. Das schlug ihn wie eine Faust in die Kissen hinein, denn gegen Härte, Grausamkeit und Unterdrückung war er gewappnet, gegen Güte nicht. Sie wußten ja noch gar nicht, was sie alles erfahren würden, und nun schickten sie ihm ein Paket! Ein Paket, unmittelbarer Beweis besonderer Liebe, das sandten sie ihm. Und jetzt, gerade jetzt, mußte er den Brief nach Hause senden, diesen schrecklichen Brief der Selbstbeichtigung, der ihnen die Augen öffnen würde über seine Verworfenheit. Denn verworfen war er noch, das wußte er jetzt wieder, das hatte er bloß vergessen gehabt. Endlich ermannte er sich. Er mußte diesen Brief zu Ende lesen, er mußte ihn ja beantworten. Sogar Papa hatte eine Zeile geschrieben, etwas Unerhörtes. *"Ich hoffe, es geht Dir wieder einigermaßen, halte Dich ordentlich, wir haben nur Dich!"*

Da saßen die Eltern in Wien und grämten sich um ihn, grämten sich um sein leibliches Wohl, während die Verderbnis der Seele ihn umklammerte. Dem Tod des Leibes war er entgangen, der Tod der Seele bedrohte ihn noch stündlich. Sie wußten es noch nicht, aber sie erfuhren es, wenn sie seinen Brief erhielten.

Plötzlich stand der Frater neben ihm. Sein Gesicht war merkwürdig, es zuckte seltsam, aber es war doch, als wäre er ein Freund.

"Schreib schon diesen Brief," sagte er, "dann hast du es überstanden. Die Diphtherie war gewiß schlimmer."

Jetzt sah Robert erstaunt hoch. Die Tränen standen noch in seinen Augen, aber die hatte er vergessen. Wie konnte einer im schwarzen Ordenskleid sagen, daß Diphtherie schlimmer war als eine Handlung, an der noch der Pesthauch der Sünde klebte? Er wollte fragen, aber er wußte nicht, was er fragen sollte. Der Arzt reichte ihm einen Briefbogen, Umschlag und Bleistift. Dann sah er ihn noch einmal freundlich an und ging.

Draußen rieselte noch immer der Schnee, die Heizung knackte, aber dem Buben war es, als habe ihn ein flüchtiger Sonnenstrahl gestreift. Er nahm alle Kraft zusammen, legte den Bogen auf das Buch und begann die schreckliche Enthüllung, die den arglosen Eltern die Binde von den Augen reißen mußte:

"Liebe Eltern! Vielen Dank für Eueren Brief. Mir geht es schon wieder besser und ich habe nur noch abends etwas Temperatur. Ich danke Euch auch für das Paket, auf das ich schon sehr neugierig bin.

Leider muß ich Euch eine sehr schlechte Notenverlesung schicken. Ich habe die schlechte Note in Betragen bekommen, weil ich gesagt habe, daß ich es schön finde, daß Mann und Frau dazugehören, um Kinder zu bekommen. Ich habe mir ernstlich vorgenommen, mich zu bessern und verspreche Euch, es nie wieder zu tun. Es küßt Euch die Hand Euer Robert."

Die furchtbare Arbeit war getan. Sie hatte ihn angegriffen und erschöpft, er warf sich in die Kissen zurück und schloß die Augen, als ob er schlief. Der Frater, der eintrat, um den Brief zu holen, glaubte auch wirklich, daß der Bub schlafe, und so blieb das freundliche Wort ungesagt, das er seiner spöttischen Natur abgerungen und mühsam vorbereitet hatte.

Der Generalpräfekt erhielt wenige Minuten später das Schreiben, öffnete es und las es mit strenger Miene durch. Dana breitete er einen Briefbogen mit dem Titelkopf der berühmten Erziehungsanstalt auf sein Pult, befestigte den grünen Augenschirm an seiner Stirn und schrieb:

"Hochverehrte Frau Baronin! Zu meiner unaussprechlichen Freude kann ich Ihnen und Ihrem Gemahl nun mitteilen, daß die Gefahr für Ihren Sohn endgültig gebannt ist. Ich hoffe, daß er in der Erkrankung, die seinen unkeuschen Redensarten auf dem Fuße folgte, die Hand des Herrn erkannt hat, und ich preise Gott, daß er es bei dieser Züchtigung hat bewenden lassen. Sein Name sei gelobt.

Ich muß leider bestätigen, daß Roberts Angaben den Tatsachen entsprechen. Seine Erzieher, und ich ganz besonders, haben mit Entsetzen erkennen müssen, bis zu welchem Grad der Verdorbenheit dieses eigensinnige und schwer zu behandelnde Kind herabgesunken ist. Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, daß wir ernstlich daran gedacht haben, ihn als eine Gefahr für seine Kameraden aus der Anstalt auszuschließen. Wenn wir das nicht getan haben, so hat uns einmal der Gedanke an Ihre vorbildliche Frömmigkeit und an den Schmerz, den es Ihnen bereiten würde, daran gehindert. Dann aber haben wir auch an die Langmut des

Herrn gedacht, dem der reuige Sünder sich nahen darf, um seine Verzeihung zu erlangen.

Gott hat unsere Auffassung von der Schwere seiner Verfehlung geteilt und hat ihn aufs schwerste gezüchtigt. Ich hoffe, daß der Bub nun endlich zur Einsicht gekommen ist und daß er fortan auf dem Pfade der Tugend wandeln wird. Allerdings würde der geringste Rückfall in seine Laster, insbesondere ein neuer Versuch, seine verdorbenen Gedanken anderen mitzuteilen, diesmal unweigerlich zu einem Ausschluß führen, da wir nicht in der Lage sind, einen Herd moralischer Fäulnis in der Immakulata zu dulden.

Ich bete zu Gott und zur allerseligsten Jungfrau, unserer erhabenen Schutzpatronin, daß diese letzte Maßregel nicht notwendig sein wird, und ich bitte Sie, auch Ihr Gebet mit dem meinen zu vereinen, auf daß dieses verirrte Schaf nun endgültig den Weg zur Herde Gottes zurückfinden möge."

Der Alte überlas seine Zeilen, nickte, unterzeichnete sie und verschloß sie ebenfalls in dem Umschlag. Dann klebte er eine Marke auf und steckte den Brief in den Kasten, den ein diensttuender Bruder mehrmals täglich zu entleeren hatte.

WÄHREND DRAUßEN DIE WELT IN DER WEIBEN STILLE eines frühen Winters versank, begannen die Gedanken sich zu regen. Manchmal bedrängte ihn die Frage, was wohl in der Division über ihn gesprochen wurde. Er war weit von ihr entfernt, die Zeit rann dahin, aber das, was ihm zugestoßen war, konnte noch nicht vergessen sein. Wie mochte er aufgenommen werden, wenn er eines Tages wieder hinunterkam? Und wie würde es sich mit der Strafe verhalten? Hier oben gab es keinen Entzug des Freistudiums, hier gab es kein Stillschweigen und kein Verbot der süßen Speisen. Aber da unten?

Er hatte zuerst geglaubt gehabt, daß Gottes Strafe alle irdische Strafe hinfällig gemacht und ausgetilgt hatte, aber jetzt war er nicht mehr davon überzeugt. Er hatte ja auch noch den furchtbaren Brief schreiben müssen, und nun lag er und erwartete in fieberhafter Spannung die Antwort der Eltern. Diese Erwartung vergällte ihm die Freude an dem Paket, in dem sich ein lang ersehntes Abenteuerbuch, ein Spiel und einige Leckereien befunden hatten. Nun, der Brief

mußte eines Tages kommen, er durfte ihn allein lesen und seine gequälten Gedanken verbergen. Vor die Division aber, vor den Präfekten und die Professoren mußte er hintreten, ihnen konnte er nicht ausweichen.

Es war tröstlich, daß dieser Zeitpunkt noch so fern lag. Er durfte eben erst aufstehen, auf schwachen Beinen sich zum Tisch schleppen und dort, so lange es eben ging, sitzen. Es wurde gewiß Mitte Dezember, ehe er wieder zur Division stoßen mußte. Bis dahin war er sich selbst überlassen, der Stille der Infirmerie, den wenigen spöttischen und doch so freundlichen Worten des Fraters und den Gedanken, die im nüchternen Krankenzimmer um die leeren Betten schwirrten. So mochte es bleiben, bis die große Entscheidung an ihn herantrat.

Er irrte sich. Eines Vormittags hörte er die Stimme des Fraters, der zu einem Buben sprach. Dieser Bub antwortete, und der Klang seiner Worte war Robert vertraut. Es war der Bayer Riedinger, der da draußen redete.

Tatsächlich öffnete sich auch gleich darauf die Türe, und der Frater trat ein. "Du bekommst Besuch", sagte er, "ich hoffe, ihr werdet keinen Unfug zusammen treiben. Im übrigen hast du eine schwere Angina gehabt, verstanden? Kein Wort von Diphtherie. Ich glaube, daß dein Kamerad dich nicht nachahmen wird. Er hat wohl bloß eine Halsentzündung.

Riedinger!" rief er zur Türe hinaus, "komm herein. Du kommst in dieses Bett, dort, an die andere Seite des Fensters. Zieh dich aus, miß dich, und dann gurgeln, immer gurgeln!"

Robert hatte sich mit hämmerndem Herzen aufgerichtet. Jetzt entschied sich plötzlich und unerwartet, wie die Division zu ihm stand. Der Bayer war einer aus der Schar der braven Burschen, von denen nicht viel zu sagen war. Er verkörperte somit die Mehrzahl der Division, jene Menge, zu der Robert sich jetzt flüchten wollte, zu den Unbedeutenden, den Harmlosen, zu denen, die keinen Ehrgeiz kannten außer dem, der ihnen vorgeschrieben war, zu denen, die ihr Schicksal n..hmen, wie es eben kam, und die niemals aufbegehrten.

"Servus, Riedinger", sagte er heiser.

Der Bayer hustete und lachte. Er war ein großer und rot-wangiger Bub mit heilen Augen und blonden Locken. Seine Krankheit sah man ihm kaum an. Er warf

Robert einen ganz unvoreingenommenen Blick zu, grüßte zurück und erklärte: "Na, das ist ja fein."

"Was?"

"Daß ich hier wenigstens nicht allein zu liegen brauche." Er war offensichtlich nicht eben schwer erkrankt.

Robert atmete auf. Wenn Riedinger es fein fand, bei ihm zu liegen, war er nicht verfermt, wie er gefürchtet hatte. "Hast du Halsschmerzen?" fragte er zuvorkommend.

"Es geht. Und etwas Fieber. Nicht der Rede wert. Genau so viel, als man braucht, um krank zu sein, eine runde Sache!"

Ein Diener hatte das Bett gemacht. Riedinger legte sich hinein.

"Dich hat es aber ordentlich erwischt gehabt, was? Wir haben unten drei Tage lang für dich gebetet. So, jetzt wollen wir einmal ein paar Tage lang gehörig faul sein."

"Du mußt gurgeln", mahnte Robert von der Höhe seiner Erfahrung herab.

Der Bayer gurgelte. "Pfui Teufel, das schmeckt scheußlich!"

"Aber man wird ohnedies nicht gesund."⁴

"Hat ja auch keine solche Eile. Darfst du Schach spielen?"

"Natürlich. Dame spielst du ja auch. Dann können wir es uns hier richtig gemütlich machen."

"Ich soll dich übrigens von ein paar da unten grüßen, von Reiz und Geiger."

"Danke!" Es wurde Robert warm ums Herz. Er hatte ja Geiger eigentlich scheußlich hineingeritten, aber das focht den Häßlichen wohl nicht an. Der Bub starrte zur Decke hinauf. Es hatten ihn nicht alle vergessen, es gab noch Freunde, die ihn grüßen ließen. Wenn er sich jetzt nichts mehr zuschulden kommen ließ, dann mußte es da unten auszuhalten sein.

Robert erlebte in diesen Tagen ein Wunder. Er hatte sich in der Division stets an das eine oder andere hervorragende Mitglied angeschlossen gehabt, an Starke, an Kluge, an Freche. Er hatte selbst in dem gefährlichen Spiel um Geltung mitgespielt und hatte versucht, sich diese Geltung auf seinem eigenen

⁴ sic!

abgelegenen Gebiet zu erringen. Bei diesen Versuchen hatte er die breite Masse der Unbedeutenden fast ganz übersehen, er hatte sich nicht um sie gekümmert, denn sie waren ihm zu farblos und uninteressant gewesen. Hier war nun einer aus dieser breiten Masse, und siehe da, es ließ sich gut mit ihm leben, wie sich bald herausstellte.

Riedinger spann keine kühnen Gedanken, er lebte nicht in Erwartung von Wundern und Zeichen, er nahm, was ihm der Tag brachte, und fragte nicht viel warum und wozu. Das war genau das, was Robert neuerdings anstrebte. Er war zu oft in seine Schranken gewiesen worden, als daß er nicht Angst vor seinem Ehrgeiz und vor seinen nur ihm eigentümlichen Gedankengängen bekommen hätte.

Der Bayer hatte zunächst noch ein wenig Fieber, aber es sank von Tag zu Tag. Seine Erkrankung war wirklich nur eine Halsentzündung gewesen, es trat kein neuer Fall von Diphtherie in der Immakulata auf.

Die Tage vergingen. Draußen versank die Landschaft im Schnee eines Vorwinters, der mit ungeahnter Heftigkeit hereingebrochen war. Die beiden Buben standen oft am Fenster und starrten durch die Scheiben hinaus, nachdem sie das üppige Rankenwerk der Eisblumen abgekratzt und mit ihrem Atem weggeschmolzen hatten. Sie blickten über die verschneiten Dächer des Marktfleckens hinweg, zwischen denen Teile der Häuserfronten und Straßenzüge sichtbar wurden. Die Bäume standen nackt und feinästig vor den weißen Flächen; fernab verloren sich Waldhügel im Dunst der Wintertage. Das einfache Bild war ein ruhiger Rahmen für die Belebtheit der Rodelbahn, welche allwinterlich für die Buben jenseits der Anstaltsgitter aus Brettern errichtet wurde. Es war sehr unterhaltend, den Bengeln zuzusehen, die mit großem Hallo, das gedämpft bis zur Infirmerie herauftönte, ihre Schlitten emporzogen und dann wieder zu Tal sausten.

"Bei denen steht keiner dabei und paßt auf", sagte Riedinger einmal. Es war dies kein Aufbegehren, es war eine Feststellung, und so antwortete Robert nichts darauf. Spann man solche Gedanken weiter, so gelangte man auf gefährliches Gebiet, und das wollte der Bub vermeiden. Er war nicht mehr stark genug für solche Ausflüge in verbotenes Land. "Der dumme Hund hätte besser achtgeben

sollen", sagte er ausweichend, und wies auf einen Jungen, der eben mit seinem Rodelschlitten umgeschlagen und kopfüber in den Schnee geschossen war.

"Wenn ich das so sehe," erwiderte Riedinger, und seine Augen glänzten, "dann muß ich immer an zu Hause denken. Da rodeln sie jetzt auch, aber pfundig!"

"Wo bist du zu Hause?"

"Im Allgäu." Die Augen des Bayern leuchteten. "Wir sind sechs Geschwister. Den einen kennst du ja, der ist in der dritten Division, und noch vier Schwestern. Was haben wir nicht schon für Viechereien gemacht!"

Er sagte das einfach vor sich hin, daß er in Bayern viel Spaß gehabt hatte, aber er sehnte sich offenbar nicht besonders stark danach.

"Das muß schön sein", meinte Robert. Sein Herz schlug. Dieser Riedinger besaß einen ganzen Haufen Geschwister, darunter vier Schwestern, und berichtete davon ganz nebenher.

"Abends, wenn es dunkel wird, rodeln sie bei uns immer den Berg hinunter. Oder man steigt des Sonntags auf eine Alm, mit Skiern, versteht sich. Hier gibt es so etwas nicht. Na ja, komm, spielen wir Schach."

"Aber warum bist du dann eigentlich hier?" fragte Robert, der dem merkwürdigen Problem auf den Grund gehen wollte, warum der Bayer sich hier wohlfühlte, wenn er es doch zu Hause so schön hatte.

"Wegen der Jesuiten. Mein Vater ist bei Jesuiten erzogen, die Schwestern kommen alle ins Stift. Das ist bei uns Sitte." Er holte das Schachbrett aus der Tischlade und begann die Figuren aufzustellen. "Was ist denn mit dir los, Neitperg? Du paßt ja gar nicht auf."

"Ich denke immer daran, daß ich einen Brief von zu Hause bekommen muß, heute oder morgen!"

"Ah, wegen der Sache damals, was? No, wird schon nicht so schlimm werden. Den Kopf können sie dir ja nicht abreißen."

"Nein, das nicht — !"

"Na also. Wer zieht an?"

"Ich. Du, jetzt wird es bald Weihnachten sein."

"Ja freilich, bekommst du Besuch?"

"Das wird in dem Brief stehen."

"Wart ihn ab! Schwarz oder weiß? Du beginnst!"

DER GEFÜRCHTETE BRIEF KAM AM NÄCHSTEN VORMITTAG. Er kam während der Zeit des Stillschweigens, als Robert noch im Bett lag. Riedinger tat, als habe er nicht bemerkt, daß der andere dieses Schreiben erhalten hatte. Beide legten sich wie auf Verabredung so flach, daß sie sich gegenseitig nicht sehen konnten.

Es dauerte lange Zeit, ehe der Bub sich entschloß, den Umschlag aufzureißen. Mit hämmerndem Herzen überflog er die ersten Zeilen, stutzte, wurde aufmerksam und begann von vorn. Es war ein sehr sonderbarer Brief, er verstand ihn nicht ganz, denn er lautete ganz anders, als er erwartet hatte.

"Mein lieber Robert!" schrieb Mama, *"wir waren sehr besorgt um Dich und sind nun ganz beruhigt."* Merkwürdig, daß Mama nicht gleich mit Gebeten und Tränen anfang. *"Du kannst Dir denken, daß uns Deine Noten nicht sehr gefreut haben, aber wir hoffen, daß Du Dich jetzt besser einfügen wirst."* Kein Vorwurf? Das war noch merkwürdiger. Nun kamen Nachrichten aus Wien, und nichts weiter über diese Sache. *"Jedenfalls werde ich Dich zu Weihnachten besuchen."* O weh, dann kam das dicke Ende noch nach! Es war zwar herrlich, herausgenommen zu werden, aber Mama fragte ihn dann doch ganz bestimmt aus. *"Es ist ja nicht mehr lange bis dahin. Es küßt Dich Deine Mutter."* Und Papa hatte abermals, ganz wider seine Gewohnheit, eine Zeile unter den Brief gesetzt, den er demnach gelesen und gebilligt hatte. *"Freue mich sehr, daß es Dir jetzt ordentlich geht."* Das "sehr" war dreimal unterstrichen. *"Halte Dich und werde gesund."*

Klang das nicht wie: Halte aus, wir kommen dir zu Hilfe? Robert erschrak. Solche Gedanken bedeuteten den Beginn neuer Auflehnung, sie durften einfach nicht gedacht werden. Er seufzte erleichtert auf und grübelte. Von Vorwürfen, Beteuerungen und Tränen, Gebeten und Hinweisen auf das Verhalten Gottes und der Heiligen Robert gegenüber war nichts zu finden gewesen. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Es war natürlich unangenehm, daß Mama offensichtlich hier nochmals *darauf* zurückkommen wollte, aber es ließ sich nicht vermeiden. Wenn er sich bis

dahin anständig aufgeführt und gute Noten bekommen hatte, mochte der neue Glanz die alten Schatten überstrahlen.

"Wann darf ich wieder hinunter?" fragte er den Frater bei nächster Gelegenheit.

"Hast du es denn so eilig?" spöttelte der trüb. "Wir werden erst den Bajuvaren entlassen, und dann kommst du allmählich daran."

Riedinger verabschiedete sich tatsächlich bereits zwei Tage darauf von Robert. Er bedauerte aufrichtig, daß er nicht noch öfter mit ihm Schach spielen konnte, aber er hoffte auf manche Partie unten im Spielsaal. "He, du, soll ich unten grüßen?" fragte er.

"Ach ja, grüße natürlich Geiger und Reiz."

"Also Servus und auf Baldiges!" Damit verschwand der muntere Riedinger.

Robert blieb in zwiespältiger Stimmung zurück. Eigentlich war es vielleicht nicht gut gewesen, die beiden Freunde aus der vergangenen Zeit grüßen zu lassen, denn das hieß so tun, als wolle man ins alte Geleise einlenken. Nein, er wollte nicht mehr zu den Aufsässigen gehören, er hatte genug davon. Sein Körper wurde gesund, aber seine Seele suchte sich noch immer ein Lager, in dem sie sich verkriechen und ausheilen konnte. Aber konnte er die verraten, die stets unbedingt zu ihm gehalten hatten? Nein, das konnte er auch nicht. Er wollte sie freilich nicht mehr so ausschließlich zu seinen Vertrauten machen, er wollte sich allmählich aus diesem gefährlichen und eigenwilligen Kreis zurückziehen und eintauchen in die große Masse, aber er konnte keineswegs die beleidigen, die zu ihm gehalten hatten.

Die Schatten der Vergangenheit erhoben sich, je näher der Tag der Entlassung aus der Infirmerie kam. Hatten sie ihm denn wirklich alle Strafen erlassen? Er hatte doch diesen Brief schreiben müssen, vielleicht erwartete ihn unten Stillschweigen, Studium, Entzug der Mehlspeisen und vor allem die furchtbarste, entehrende Züchtigung, die Tatzen? Es war zermürend, diesen Gedanken nachzuhängen, er bemühte sich, sie zu verjagen, aber sie kamen immer wieder. War die Rache Gottes eine genügende Vergeltung gewesen, oder hatte er

auch noch die Strafe des irdischen Armes der himmlischen Gerechtigkeit zu erwarten?

Er wußte es nicht. Er hatte zu Riedinger darüber geschwiegen, es war unmöglich, ihm diese Zweifel anzuvertrauen. Man durfte ja *darüber* überhaupt nicht sprechen, denn sonst verführte man unschuldige Gemüter. *Das* war also offensichtlich doch die Sünde der Unkeuschheit gewesen, von der in den Exerzitien gesprochen worden war, und Pater Rauch hatte sie im Beichtstuhl gewiß nur deshalb nicht erkannt, weil Robert sie viel zu unklar, zu wenig selbstquälerisch geschildert hatte. Alles, was mit den Ferien zusammenhing, war Sünde gewesen oder hatte doch zur Sünde geführt. Man mußte es von der Tafel der Erinnerung wegwischen, man mußte sich von jener trügerischen und schwer kenntlichen Grenze fernhalten, die Erlaubtes und Verbotenes schied.

Gott selbst hatte eingegriffen und ihn zurechtgewiesen. Der grausame Mund des Generalpräfekten hatte es ihm mitten in den Fieberträumen zugerufen, und Robert glaubte erkannt zu haben, daß der Pater nicht irrte. Vielleicht war diese Diphtherie überhaupt eine Geschlechtskrankheit, die den Körper bei lebendigem Leib verfaulen läßt, gewesen? Eiter hatte er ja im Munde gehabt. Ja, gewiß, sie war die Folge seiner Unkeuschheit gewesen, und das hatte der Generalpräfekt gleich erkannt.

Manchmal war die Freude des Körpers über die beginnende Wiederkehr der Kraft so groß, daß sie auch die Seele des Buben mit sich fortriß. Manchmal trat die finstere Gestalt des Generalpräfekten drohend vor seine Augen, manchmal hörte er die Stimme seiner Fieberträume wieder gellen. Dann stand der Alte übermächtig zwischen ihm und dem Licht. Hin und her gerissen zwischen Furcht, Ergebung und Hoffnung sah er der Stunde entgegen, in der sich die Pforte der Infirmerie hinter ihm schloß.

SO WANDERTE ER EINES MORGENS NACH DEM FRÜHSTÜCK, schwankend zwischen Glück und Angst, die lange, gewundene Treppe hinab, das Abschiedswort des Fraters im Ohr: "Halte die Ohren steif, es wird nicht so schlimm werden!"

Er blickte nachdenklich auf die Granitquadern, die hier oben, wo keine Divisionen marschierten, noch neu und scharfkantig sich zur Treppe fügten. So lange er die Stufen unter den Sohlen fühlte, gehörte er dem Alltag noch nicht an. Der begann erst tiefer unten, im Bereich der Schlafsäle, wo die Stufen zu beiden Seiten tiefe Höhlungen aufwiesen.

Er warf einen schnellen Blick auf die Eingangstüre des Schlafsaales, durch die er noch an diesem Abend mit der Division marschieren sollte. Er wünschte diesen Augenblick kindisch inbrünstig herbei, denn dann mußte ja bereits entschieden sein, ob sie ihn noch strafte und wie die Division ihn aufnahm. Aber das war natürlich nicht möglich, und so mußte er tiefer hinabsteigen und durch die hallenden leeren Gänge wandern, um endlich angstvoll vor dem Spielsaal zu stehen, aus dem der Lärm der Division ihm entgegenschlug.

Er atmete tief ein, ermannte sich und drückte die Klinke nieder. Der Lärm umbrandete ihn, und trotz aller Beklemmung erfüllte ihn das gewohnte Getöse, das Klicken der Billardbälle und das Schreien der Kameraden mit Freude. Er sah sie durch einen wehenden Schleier, bis sein Blick an der dunklen Gestalt des Präfekten haftenblieb, der ihn bereits erblickt hatte und sich langsam näherte.

Robert ging ihm entgegen und küßte ihm schüchtern die Hand. "Da bist du ja wieder", sagte der Pater, und schien sich in diesem Augenblick an das zu besinnen, was gewesen war. Er durchbohrte Robert mit einem dunklen Blick, setzte zum Sprechen an, räusperte sich und erklärte endlich: "Ich hoffe, du hast dich gebessert und nimmst dich jetzt zusammen."

Robert nickte.

"Du kannst jetzt spielen gehen", sagte der Präfekt und wandte sich mit übertrieben deutlicher Gleichgültigkeit zur Seite. Die Prüfung war bestanden. Natürlich konnte der Erzieher nicht gleich begeistert sein, wenn sein schlimmster Zögling in die Division zurückkam, aber die irdischen Strafen waren offenbar ausgelöscht. Es war lächerlich und sonderbar, daß zugleich mit einem Lächeln auch die Tränen in die Augen stiegen.

"Höh, da bist du ja wieder", klang die bekannte Stimme Geigers. Er klopfte Robert auf die Schultern. "Kerl, du hast das aber geschickt gemacht. So eine

praktische Krankheit möchte ich auch einmal bekommen. Mich haben sie ja bloß eine Woche lang brummen lassen, das war nicht so wild. Du bist aber ordentlich krank gewesen, was? War ein komisches Gefühl, so jeden Abend zu beten: Wir empfehlen Deiner besonderen Obhut unseren erkrankten Kameraden Robert Neitperg. Na, hat es etwas geholfen? Den Ungarn habe ich auf alle Fälle einmal verprügelt, ich kann dir sagen, Reiz hat geholfen, es war prima. Und so ausgiebig, daß er nicht einmal geklatscht hat. Sonst war hier nichts los, immer die gleiche Sache!"

Reiz trat hinzu. Er sagte nicht viel, er grinste nur. "Faule Sau", bemerkte er endlich. Aber es war viel Zärtlichkeit in seiner Stimme.

"Du, jetzt erzähle einmal, wie war das mit deiner Krankheit?" Geiger neigte sich gespannt vor, er wollte einen ausführlichen Bericht haben, man sprach ja nicht an jedem Tag mit einem, der die Letzte Ölung bekommen hatte.

"Es war nicht so schlimm, eine starke Angina. Es ist ja alles vorüber." Robert wand sich vor Verlegenheit. Es wäre so schön und so selbstverständlich gewesen, sich jetzt mit den beiden Freunden zu unterhalten, aber es durfte nicht sein. Wer untertauchen wollte, wer zu den Stillen der Division zählen wollte, durfte nicht zwei wilde Freunde besitzen, deren Namen in jeder Notenverlesung mit allerlei wenig schmückenden Beiwörtern in Zusammenhang gebracht wurden.

"Sei doch nicht so maulfaul", mahnte Geiger.

"Ich erzähle dir das später. Ich muß jetzt die anderen begrüßen." Robert wand sich los, er merkte, wie Reiz mit den Schultern zuckte und wie Geiger ihn verwundert ansah. Er konnte ihnen das alles nicht erklären, sie würden es niemals verstehen. Zum Glück erblickte er Riedinger und steuerte auf ihn los. Er war brennrot im Gesicht, er hatte sich von seinen Freunden zurückgezogen, er war wieder allein, ein Nichts, eine unbedeutende Nummer in der Institutsliste. So mußte es von jetzt ab sein, es ging nicht anders.

Zu seinem Glück ertönte die Schelle, die Division marschierte in die Klassenzimmer. Dort nahm er seinen Platz ein, einen Platz als Gast, denn er wußte ja gar nichts mehr, er war vier Wochen lang weggeblieben, er mußte nachholen. Und so verbohrte er sich in diese Aufgabe, nachzuholen. Er fand in diesem

Bestreben eine Ausrede, wenn er die Freunde mied. Er schloß sich an den Primus der Klasse, an den kleinen Abel an, der ihm mit gerümpfter Nase von seiner Weisheit mitteilte. Bei dem Grauen, das er noch immer verspürte, wenn er auch nur an die entfernte Möglichkeit neuer Bestrafung dachte, war ihm die bescheidene Arbeit mit ihrer klaren Zielsetzung eine große Hilfe. Der Präfekt vermerkte in der ersten Woche, die Robert wieder bei der Division verbrachte, in sein Notizbuch, daß Robert Neitperg anscheinend gebessert von der Infirmerie gekommen sei, daß er sich abmühe, im Rahmen der häuslichen Ordnung seinen Platz auszufüllen.

So konnte Robert der ersten Notenverlesung mit Ruhe entgegensehen. Die alte Freundschaft hatte allerdings einen Sprung erhalten; Geiger spöttelte, wenn er Robert begegnete, und Reiz brummte meist nur vor sich hin und sah an Robert vorbei in die Luft, aber das war alles nicht so wichtig. Wichtig war ja nur, daß sein Seelenfrieden keine neue Erschütterung erfuhr, daß sein Gemüt ausheilen konnte.

Am Nachmittag des Freitags, der der Notenverlesung voranging, arbeitete Robert an einer mathematischen Hausaufgabe, deren Umriss sich ihm zu entschleiern begannen. Er hatte den Ansatz und die ersten Formeln aufgeschrieben und ging nun daran, die Lösung zu errechnen. Er war so vertieft, daß er das Klingeln des Telefons im Vorraum nicht hörte. Der Studiensaalordner ging, um den Apparat zu bedienen, und wanderte dann mitten durch den Saal hindurch, um eine Meldung beim Präfekten zu erstatten. Der Präfekt nickte dazu. Der Ordner kam auf Robert zu und blieb neben seinem Pult stehen. "Du sollst zum Pater Generalpräfekt kommen!" sagte er.

Robert wurde bleich wie die Wand. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, aber der bloße Gedanke, Auge in Auge dem Fürchterlichen gegenüberzutreten zu müssen, entsetzte ihn. Seine Hände flogen, als er Hefte und Bücher zusammenpackte, und seine Stimme stockte, als er sich beim Präfekten abmeldete. Der Pater deutete auch nicht mit dem geringsten Zucken des Gesichtes an, um was es sich handeln mochte. Er entließ Robert, der in einem Taumel der Furcht, der Verzweiflung und seltsamer Hoffnungen der Klausur zuschritt.

Es war ihm jäh eingefallen, daß er ja eigentlich noch Tatzen zu bekommen hatte. Aber das war doch gar nicht möglich! Gott selbst hatte ihn gestraft, seine irdische Strafe war ihm doch erlassen! Von Stillschweigen und Strafstudium war doch auch keine Rede mehr gewesen! Er hatte sich doch mustergültig betragen, er hatte sogar seine Freundschaften geopfert. Er versuchte, sich hastig und mit bebenden Lippen einzureden, wie es doch undenkbar sei, daß ihm gerade dieser schlimmste Teil der Strafe nicht erlassen worden war. Er durchsuchte sein Gehirn nach Gründen, die diesen Befehl erklären konnten, aber er fand keine. Als er vor der Türe angelangt war und den eigentümlichen Geruch roch, der dieser Zelle entströmte, zitterten seine Hände so stark, daß er kaum anklopfen konnte. Endlich gelang es ihm.

"Herein!" klang die Stimme des Alten. Robert trat ein und grüßte, die Mütze in den rastlos greifenden Fingern. Der Generalpräfekt erwiderte seinen Gruß so leise, daß es kaum zu verstehen war. Er saß, wie immer, vor seiner Schreibtischlampe, durch den umgeschnallten grünen Schirm gegen ihr Licht geschützt. Der Schirm verzerrte sein Gesicht entsetzlich, wie es Robert schien; er ähnelte einem fabelhaften, bösen Vogel, der mit barbarischer Umständlichkeit erst ein Schriftstück durchlas, ehe er sich auf seine Beute stürzte. Der Uralte hatte noch immer kein lautes Wort gesprochen. Jetzt stand er ganz langsam auf, er wuchs aus seinem Stuhl hervor und durchbohrte den Buben mit einem hellen und bösen Blick, der aus dem grünen Schatten unter dem Schirm hervorflackerte. "Du weißt doch, weshalb ich dich gerufen habe?"

"Nein!" Robert schrie es heraus, er hatte die Gefahr erkannt, er versuchte sie abzuwenden, er wollte sich erniedrigen, betteln, aber nur das nicht, nur das nicht! "Ich habe mich doch zusammengenommen," stammelte er, "ich — "

"Du hast dich ein paar Tage lang zusammengenommen. Das war selbstverständlich. Du glaubst doch nicht etwa, daß wir deshalb vergessen haben, was du dir vorher geleistet hast? Du hast unverschämtes Glück gehabt, es ist dir, unverdienterweise, der größte Teil deiner Strafe nachgelassen worden. Damit du aber," und nun wurde die Stimme schrill und kreischend, "nicht vergißt, nicht zu schnell vergißt, bekommst du jetzt wenigstens Tatzen!"

Mit klappernden Zähnen stand der Bub vor dem unbarmherzigen Alten, der seltsam geschmeidig auf einen Tisch zuschritt und dessen Lade herausriß. In dieser Lade lagen Lederstreifen verschiedener Breite und Länge, die gefürchteten Katzensungen. Je schmaler sie waren, desto stärker schmerzten die Hiebe, die man damit erhielt.

Der Generalpräfekt ergriff, selbst zitternd vor Erregung, einen ganz schmalen Riemen. "Die rechte Hand!" schrie er, "die rechte!" Und schon klatschten zwei, drei scharfe Hiebe, entsetzlich brennend, auf die Handfläche nieder.

Der wütende Schmerz, der jede Vorstellung überschritt, warf den Buben fast um, aber der Generalpräfekt ließ ihm keine Zeit, sich zu besinnen. "Jetzt die Linke!" schrie er, und skandierte mit den drei Hieben die Worte: "Damit du lernst, dein ungewaschenes Sündenmaul zu halten!" Er setzte ab, am ganzen Körper ebenso fliegend wie sein Opfer, in einer grauenhaften Erregung, in die ihn diese Züchtigung versetzt hatte. "Und wenn es dich wieder anwandeln sollte, deine Kameraden mit deinen schmutzigen Erfahrungen zu verführen, dann weißt du jetzt, was dich erwartet! Hinaus mit dir!"

Der letzte Rest seines Selbstbewußtseins war niedergepeitscht, die kümmerlichen Ansätze zur Erholung aus seinem Zusammenbruch waren zerschlagen. Trocken schluchzend, zerfetzt und zermalmt, taumelte Robert aus der Zelle heraus. Er hielt die brennenden Hände weit von sich und fühlte mit schreiendem Grauen, wie der Schmerz sich in Wollust, wie die Strafe sich in neue Todsünde zu verwandeln drohte. Er kämpfte den bösen Feind, der sich auf seinen geschwächten Körper stürzen wollte, nieder, so gut es eben ging.

Jetzt erst war er sich seiner ganzen Niedrigkeit, seiner Verworfenheit und Verlassenheit bewußt geworden, jetzt erst wußte er, wohin er gehörte. Er hatte einmal Maler werden, sein Leben selbst in die Hand nehmen wollen? Ein Strom von Tränen, den er, in einen dunklen Winkel des Gangs gepreßt, vergoß, schwemmte die letzten Trümmer dieser Selbsttäuschung hinweg. Er war ja nicht einmal würdig, unter den durchschnittlichen Kameraden zu weilen, er, der geglaubt hatte, mit einer läppischen Infektion habe Gott seine Vergehen getilgt. Verlorenstes Kind der Christenheit, mit einem Brandmal auf der Stirn, das seine Niedrigkeit hinaus schrie,

stolperte er in den Studiensaal hinein. Hier sank er über seinem Pult zusammen und blieb liegen wie ein Toter.

Am Abend dieses Tages lagen in einem der großen Gemeinschaftspapierkörbe winzige Schnitzel Zeichenpapier, letzte Trümmer einer Zeit, die zu nichts anderem geführt hatte als zu Schmach und Verderben. Der Internist Robert Neitperg war dahin gekommen, wohin ihn seine Erzieher hatten treiben wollen, er war gebrochen worden und hatte sich von seiner Persönlichkeit und seinen Neigungen endgültig losgesagt.

15. Kapitel

Der Major saß grimmig am Frühstückstisch und schob die Tasse von sich weg. Die Baronin sah mit seltsam flatternden Augenlidern, als erwarte sie einen Schlag, zu, wie seine Hand nach dem Brief griff, der vor ihm lag. "Willst du nicht lieber zuerst trinken, Leo?" fragte sie mit kränklich sanfter Stimme.

"Nein! Zuerst kommt der Brief daran. Ich will doch sehen, was der Otte da zu schreiben hat, und dann wird wohl endlich Klarheit in diese verfluchte Geschichte kommen." Er riß den Umschlag auf und vertiefte sich in das Schreiben.

Die Baronin spielte mit dem Taschentuch, sie knüllte es zusammen und zerrte es wieder auseinander, strich es glatt und knüllte es wieder zusammen. Ihre Tasse war ebenso unberührt wie die Tasse des Majors.

Ein Hieb mit der flachen Hand auf den Tisch ließ sie hochschrecken. "Leo, mäßige dich!" bat sie.

"Ach, mäßige dich und mäßige dich! Jetzt will ich endlich einmal Krach schlagen, ich habe genug von der verdamnten Mäßigerei! Das ist doch eine ganz verteufelte Schweinerei! Halt den Mund, jetzt rede ich! Da, ich werde dir vorlesen, was der Otte schreibt!" Er suchte hastig nach der verlorenen Stelle im Brief, fand sie und las mit rauher Stimme: *"Das Verhältnis Roberts zu der kleinen Beate war eine anständige und saubere Kinderliebe, wie man sie nur jedem Buben seines Alters wünschen kann. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß beide Kinder am Ende von Roberts. Aufenthalt in Aussee ebenso unberührt waren wie zu Anfang.*

Wie es die Jesuiten fertiggebracht haben, aus dieser Sache eine Staatsangelegenheit aufzuziehen, ist mir rätselhaft." Er legte den Brief zur Seite, und seine Augen, die an seiner Frau vorbeizusehen pflegten, richteten sich voll auf sie. "Da hast du es, ich habe es ja immer gewußt! Der dumme Bub hat begonnen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie das eigentlich mit dem Kinderkriegen ist, und hat in aller Harmlosigkeit Unsinn geschwätzt. Mit dir hat er ja kein vernünftiges Wort über solche Sachen sprechen können! Und ich habe mich leider viel zu wenig um ihn gekümmert! Gib doch noch einmal den Wisch her, den der Hochwürdige fabriziert hat."

Die Baronin preßte ihr Tüchlein an die Augen, stand auf und holte den Brief des Generalpräfekten aus ihrem Sekretär. Sie reichte ihn dem Major mit den äußersten Fingerspitzen, er riß ihn aus ihrer Hand und strich ihn grimmig glatt.

"Was der sich einbildet! Man muß das nur hören, es ist ja einfach unglaublich! Bis zu welchem Grad der Verdorbenheit herabgesunken! Eine Gefahr für seine Kameraden! Gott hat ihn gezüchtigt! Das ist ja geradezu zum Wahnsinnigwerden! Laster und Verdorbenheit, was diese Herrschaften doch immer gleich für Ausdrücke bei der Hand haben! Ich danke Gott, daß ich dich daran gehindert habe, ihm so zu antworten, wie du antworten wolltest!" Der Major sprang auf. "Das geht ihnen nicht durch, das nicht! Die hetzen mir ja meinen Buben in den Tod oder in den Wahnsinn!"

"Leo, denke daran, daß es Priester sind!"

"Leider sind das Priester, leider, meine Liebe! Von Barmherzigkeit, ja nicht einmal vom elementarsten Verständnis für solch einen dummen Buben haben die

eine Ahnung! Sie leben in Zölibat und haben keinen Dunst von solchen Dingen, wie ich wenigstens zu ihrer Ehre hoffen will. Da spintisieren sie sich etwas zusammen, weil sie ihre Gefühle auf andere Art nicht loswerden. Ich war, Gott sei Dank, mit fünfzehn Jahren viermal so verdorben wie der Robert!"

"Vielleicht haben sie doch recht."

Der massige Mann machte einen wilden Satz auf die Baronin zu, als wolle er sie packen. Sie zuckte unwillkürlich zurück und hob die Hand. "Jetzt fängst du auch noch damit an! Hältst du den Buben vielleicht auch für verdorben? Sag es nur heraus, es geht jetzt alles schon in einem. Ja, seid ihr denn alle miteinander wahnsinnig geworden? Ich weiß doch, was ich gesehen habe! Der Bub hat doch hier noch überhaupt kein Auge für Mädchen gehabt, na, und da hat er dann die Kleine kennengelernt und hat sich verliebt. Und was zum Teufel hat er denn eigentlich Furchtbares gesagt? Er hat doch recht, zum Donnerwetter, es gehören Mann und Frau dazu, wenn man Kinder bekommen will, oder wie willst du das sonst machen? Willst du sie dir vielleicht per Post schicken lassen?"

"Spotte nicht, du frevelst!"

"Ach, daß ich nicht lache, ich frevle! Nein, meine Teuere, ich frevle nicht, aber ich glaube, in der berühmten Immakulata hat wer gefrevelt. Und wenn du dich dazu hergibst, diesen schwarzen Vögeln die Stange zu halten, dann frevelst du auch. Ja, bist du denn durch diese ganze verfluchte Betschwesterei so weit übergeschnappt, daß du auch glaubst, unser Bub, ist verkommen?"

Die Baronin schluchzte. "Nein, das nicht."

"Na also. Meine Gemahlin bekommt Anwandlungen der Erkenntnis, das ist ja schon eine ganze Menge." Er sah sich mit blutunterlaufenen Augen um, und seine Blicke fielen auf die zusammengekrümmte Gestalt der Frau, die steif und hager über dem Gedeck zusammengesunken war und von krächzenden Schluchzern geschüttelt wurde. Bei diesem Anblick ließ seine Wut nach. "Geh, schau, Barbara," sagte er mit einemmal versöhnlich, "gib schon zu, daß da eine ausgekochte Dummheit geschehen ist, eine Teufelei, das ist leider nicht mehr zu ändern. Ich glaube halt, wir müssen jetzt zuerst einmal zuschauen, wie wir das wiedergutmachen, wir sind nun einmal seine Eltern!"

Die Baronin blickte empor. Sie schnüffelte durch die Nase und nickte hilflos.

"Siehst du, allmählich wirst du vernünftig, so ein Zorn hat auch sein Gutes. Also da muß halt einer von uns beiden hinfahren und den Buben ausfragen, und wenn das stimmt, was ich glaube, und zum Teufel, es wird stimmen, dann muß halt den Hochwürdigen so lange der Kopf gewaschen werden, bis sie einsehen, was sie da angestellt haben. Wenn sie es einsehen, dann kann der Bub wenigstens in diesem Jahr noch dort bleiben. Sehen sie es aber nicht ein, dann nehme ich ihn heraus. Oder was meinst du?"

"Ja, Leo", erwiderte die Baronin sanft.

"Schön, daß wir einig sind. Wer fährt also hin?"

Die Baronin erhob sich. Sie sah mit einemmal entschlossen aus, alles Wehleidige war aus ihrem Gesicht verschwunden. "Ich werde hinfahren", sagte sie.

Der Major nickte und entzündete eine Virginia. "Das ist mir recht," erklärte er zufrieden, "ich habe sowieso einen Packen Arbeit für die Feiertage mitbekommen. Wenn du es aber allein nicht zuwege bringst, dann telegraphiere, dann komme ich auch, oder du nimmst den Buben gleich heraus, das ist noch besser. Denn", und nun stieg ihm das Blut wieder in Nacken und Stirn, "daß man meinem Buben Verworfenheit vorwirft, das lasse ich auf keinen Fall hingehen. So ein Wort bei einem fünfzehnjährigen Burschen, der ein bisschen zeichnen will und sich, was weiß ich, zusammengeträumt hat, und der ihnen deshalb wahrscheinlich nicht zu Gesicht steht. Das lasse ich mir nicht gefallen. Wann fährst du?"

DIESES GESPRÄCH HATTE ZUR FOLGE, daß Barbara Baronin Neitperg am Morgen des 24. Dezember in Feldmuster eintraf. Sie hatte während der Fahrt im überfüllten Abteil dritter Klasse kein Auge zugetan, aber sie erschreckte trotzdem den Träger durch ihre kriegerische Haltung. Der dicken Adlerwirtin widmete sie nur einen flüchtigen Gruß, ging in ihr vorbestelltes Zimmer, säuberte sich und machte sich auf den Weg in die Immakulata.

Es war in ihr eine sonderbare Wandlung vorgegangen. Sie hatte eine vollständige Schwenkung ihrer Front vorgenommen und war nun bereit, gegen die anzukämpfen, die ihr höchste Autorität bedeutet hatten. Die verschütteten Quellen

ihrer Mutterliebe sprangen wieder, sie hatten sich Bahn gebrochen durch den Schutt der Frömmerei. Steif und streng schritt sie durch die Straßen von Feldmünster, auf denen der Schnee in schmierigem Grau und Braun taute. Sie vermied die Pfützen nur ebensoweit, als unbedingt nötig war, um ihre Schuhe aus Ersatzleder nicht zu gefährden, denn es schien ihr, als dürfe sie keinen Millimeter vom Wege ihrer spät erkannten Pflicht abweichen, als sei jede Sekunde Verzögerung Sünde.

Die Giebel der Häuser traten auseinander, die Immakulata wuchtete hinter ihnen hervor, hoch, geschlossen, abgeriegelt hinter ihrem doppelt mannshohen Zaun aus Schmiedeeisen. Die goldene Madonnenfigur auf dem Dachfirst funkelte im trüben Schneelicht des Dezembertages.

Die Baronin senkte einen Augenblick das Haupt; sie war gewohnt, es zu neigen, wenn sie als Tochter Evas geistliches Gebiet betrat. Doch dann straffte sie es wieder. Sie war gekommen, um zu rechten, und nicht, um sich unterzuordnen. Ihre Hand umspannte fest den Griff der Glocke, die den Frater Pförtner herbeirief.

Sein glattes Gesicht erschien im Rahmen des Guckfensters. "Gelobt sei Jesus Christus," sagte die Baronin, "ich bin die Baronin Neitperg und muß den Pater Generalpräfekt sprechen."

"Ich werde anfragen, ob Pater Lechner Zeit hat."

"Es handelt sich nicht darum, ob er Zeit hat," erklärte die Baronin streng, "es handelt sich darum, daß ich ihn unbedingt sprechen muß! Verstehen Sie mich: Sprechen muß!"

Der Frater verbarg sein Erstaunen hinter seinen glatten Zügen und kam aus seiner Pförtnerloge hervor, um die Tür eines Wartezimmers aufzuschließen. "Einen Augenblick, bitte", sagte er und entfernte sich. Die Baronin setzte sich steil und gerade in einen der Lehnstühle, deren anschmiegsame Form sie verschmähte. Sie richtete ihren Blick auf einen bestimmten Punkt der Filetdecke, die den Tisch bedeckte, und regte sich nicht mehr.

Der Frater erschien nach wenigen Minuten wieder und meldete: "Der Pater Generalpräfekt wird sogleich erscheinen." Sie nickte. Sie hatte nicht einmal aufgesehen.

Sie hatte genug damit zu tun, ihre Gedanken zu sammeln, denn das, was sie nun tun mußte und wollte, widersprach allen Gepflogenheiten ihres Lebens. Sie mußte aufbegehren gegen die geistliche Autorität, sie mußte einen Kampf kämpfen gegen die erklärte Meinung der Diener Gottes. Vielleicht hätte sie es doch nicht gewagt, hätte ihr Beichtvater in Wien nicht in vorsichtigen und vielfach verschlungenen Ausdrücken erklärt, daß vielleicht eine Möglichkeit bestehe, die Jesuiten könnten sich geirrt haben. Sie war ganz auf sich angewiesen, sie mußte allein den Weg zur Wahrheit finden in dieser dunklen Sache.

Zehn Minuten vergingen, ehe sich die Türe des Wartezimmers abermals öffnete. Der Generalpräfekt trat mit einem dünnen Lächeln um die Lippen ein. Er hatte von der unziemlichen Strenge erfahren, mit der die Besucherin auf seinem Erscheinen bestanden hatte und ahnte kommende Verwicklungen. "Es ist mir eine besondere Freude, Frau Baronin, Sie begrüßen zu dürfen", versicherte er trotzdem. Der Gegner mußte erst seine Stellungen und seine Stärke verraten, ehe man ihm etwas anhaben konnte. Daß diese Frau ein Gegner geworden war, fühlte der Generalpräfekt sogleich. Da sie nichts sagte, fuhr er geschmeidig fort: "Ich bedauere, daß es wohl jener traurige Anlaß ist, der Sie zu uns führt." Er unterbrach sich und sah sie fragend an. Da sie noch immer nichts erwiderte und die Hände zusammenpreßte, daß die Knöchel weiß aus der hellen Haut hervorschimmerten, setzte er noch hinzu: "Ich darf doch voraussetzen, daß es für eine christliche Mutter wie für Sie ein trauriger Anlaß ist, wenn Ihr Sohn sich in den Fallstricken des Bösen verstrickt hat."

Jetzt blickte die Baronin auf. Sie warf dem Generalpräfekten einen jener berühmten Blicke zu, vor denen sich früher die jungen Leutnants in Leos Regiment geduckt hatten. "Sie sind also davon überzeugt, daß Robert schwer gesündigt hat?" fragte sie.

Der Generalpräfekt hatte diese Frage kommen sehen, aber er hielt es für gut, jetzt erst einmal den Erstaunten zu spielen.

"Aber Frau Baronin! Ich denke, Sie haben mein Schreiben erhalten!" Er klang irgend etwas falsch in seiner Stimme, das hörte die Frau. Sie hatte im Innersten geglaubt, ihre Zweifel würden zusammenbrechen und der Pater werde am Ende

doch noch recht behalten, jetzt erkannte sie, daß dies nicht der Fall sein würde. "Allerdings habe ich diesen Brief erhalten. Mein Mann und ich sind aber, eben nach diesem Brief, zur Überzeugung gekommen, daß von einem schweren Vergehen nicht die Rede sein kann!"

Der Alte straffte sich. Der Gegner hatte sich verraten, er kannte ihn. Unverzüglich setzte er zum Angriff an. "Ich darf doch voraussetzen," sagte er betont, "daß Sie uns Patres die Einsicht zubilligen, die zur Behandlung eines so schweren Falles notwendig ist. Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, daß wir uns jederzeit der Pflicht bewußt sind, die wir vor Gott und den Eltern übernommen haben."

Er stand groß und hager vor ihr, sein weißes Haar sprühte über dem Gesicht, in das die Röte gestiegen war. Der gefürchtete Blick der Katz, der die Division in Schach hielt, flammte auf sie herab. Doch die Frau ließ sich nun nicht mehr einschüchtern. Sie lächelte ein leises, zweifelndes Lächeln und fragte: "Und sind Sie ganz sicher, daß Ihnen kein Fehler unterlaufen ist?"

Das war eine peinliche Frage, denn wer konnte mit ehrlichem Herzen jemals behaupten, daß für ihn die Möglichkeit eines Irrtums ausgeschlossen war? "Nach alledem, was ich bis jetzt gehört habe, muß ich um eine Erklärung bitten!" Er spielt den beleidigten Diener Gottes, dachte die Frau. Sie seufzte ein wenig und öffnete die schwarze Handtasche. Der Generalpräfekt erkannte seinen eigenen Brief in dem Schreiben wieder, das sie hervorzog. "Das ist doch Ihr Brief, Hochwürden?"

"Allerdings."

Sie entfaltete das Schreiben umständlich, legte Roberts Brief daneben und sagte endlich: "Nach diesem Brief und nach dem Brief meines Sohnes lag also der Fall so, daß Robert erklärte, es wäre schön, daß Mann und Frau dazugehörten, um Kinder zu bekommen."

"Das ist genau das, was Robert nach den Aussagen eines seiner Kameraden gesagt und was er selbst zugegeben hat. Darf ich gleich darauf hinweisen, daß die Kirche es für unstatthaft hält, diese Themen auch nur in Worten zu berühren, ganz abgesehen —

"Einen Augenblick, Hochwürden. Bleiben wir bei der Sache. War dieser Ausspruch wirklich so schlimm?"

Der Alte zuckte zusammen. Zum erstenmal dämmerte ihm die Möglichkeit auf, daß er sich geirrt haben konnte. Er war in diesem Augenblick nicht fähig, seine Gedanken so weit zu sammeln, daß er sogleich begriffen hätte, wo denn der Fehler stecken konnte. Vielleicht war es auch gar kein Fehler? Er reckte sich empor, natürlich war es kein Fehler; wie konnte er sich denn von dieser aufrührerischen Frau einschüchtern lassen! Sie sündigte, ja, sie sündigte! "Aus dieser Bemerkung geht doch einwandfrei hervor," sagte er wegwerfend, "daß Robert verdorben, daß er in Dingen des, nun, des Geschlechts Erfahrungen besitzt, die unvereinbar sind mit der hohen Auffassung von Keuschheit und Sittlichkeit, deren sich die Studenten der Immakulata befleißigen. Obendrein hat er noch andere Kameraden — "

Die Baronin fiel ihm wieder ins Wort. "Hochwürden, einen Augenblick. Weder für meinen Mann noch für mich gehen diese Dinge aus den Äußerungen Roberts klar hervor."

"Sie müssen uns erlauben, aus dem allgemeinen Charakter eines Kindes und aus seinem Verhalten Rückschlüsse zu ziehen."

Die Baronin erhob sich. Sie war fast ebenso hager und ebenso groß wie der Mann, der vor ihr stand. "Die gleichen Rechte müssen wir als Eltern auch für uns in Anspruch nehmen. Wir glauben beide im Gegensatz zu Ihnen, daß Robert noch völlig unverdorben ist, kurz, daß er noch nicht aufgeklärt ist und daß er eben in diesen Dingen des Geschlechtes noch keinerlei Erfahrungen hat. Ich erkenne keine unmittelbare Notwendigkeit, aus der Äußerung des Buben auf seine intimen Kenntnisse zu schließen." Die Frau wand sich, sie mußte Dinge aussprechen, die ihr hart und schwer über die Lippen kamen, aber sie ging den Weg der Pflicht. "Daß Mann und Frau, wie Robert sagte, dazu gehören, soll Gott Kinder spenden, drängt sich doch jedem aufgeweckten Kind auf, das weiß er doch aus dem Elternhaus. Das bedingt doch keine Kenntnisse jener Vorgänge!" Sie atmete schwer, trat noch näher an den Pater heran und fragte leise: "Sie haben das Gegenteil angenommen, nicht wahr?"

"Das habe ich", sagte der Pater und wischte sich mit der Hand über die Stirn, als klebe dort Spinnenwebe.

"Und Sie haben sich doch gewiß unumstößlich fest von der angenommenen Sachlage überzeugt?"

"Ich habe meine Schlußfolgerungen aus dem Verhör gezogen, das der Kongregationspräfekt Pater Schweizer vornahm, das heißt, ich glaube, auch Pater Schweizer ging von der gleichen Annahme aus wie ich." Er stockte und sah die Frau ratlos an. Er war bleich wie die Wand geworden und mußte den Kopf in den hohen weißen Stehkragen pressen, um ein greisenhaftes Zittern des Schädels zu unterdrücken.

"Sie haben sich also nicht davon überzeugt, Hochwürden. Verzeihen Sie, wenn ich so schroff zu Ihnen spreche, aber ich glaube, dem Buben ist schweres Unrecht geschehen. Sie werden mir gestatten, ihn selbst auszufragen!"

"Ich muß Sie sogar darum bitten, Frau Baronin. Aber", und nun loderte auf einmal wieder der alte Kampfeswille in ihm hoch, "die Strafe Gottes?" •

"Kennen Sie Gottes Wege so genau, Hochwürden? Muß denn jede Infektionskrankheit eine Strafe Gottes sein? Können Sie das ganz fest und sicher behaupten?"

"Es blieb mir nichts anderes übrig, als es anzunehmen", sprach der Pater wie aus einem bösen Traum heraus.

"Sie geben also zu, daß Sie sich auch hier geirrt haben können."

"Niemand kennt Gottes Wege." Er stand und schwieg. Er sah sehr alt und sehr verfallen aus, er wußte, daß er grausig verloren hatte, und er wußte, daß ihm wenig Zeit zur Buße blieb. Wenn er sich hier geirrt hatte, wie oft hatte er dann noch geirrt? Von ganz fernher klang ihm ein Wort aus seiner Novizenzeit: *Und wenn ihr die Liebe nicht hättet, ihr wäret nichts als tönendes Erz und klingende Schellen*. Sein eisgrauer Blick tappte zu den Fenstern hinaus und hakte an einem Dachgiebel fest, von dem Eiszapfen in langen Reihen hingen. Tropfen um Tropfen fiel herab.

"Ich habe gebeten, den Buben sehen zu dürfen!"

"Ich werde ihn rufen lassen", sagte der Generalpräfekt mit erloschener Stimme.

"Kann ich ihn herausnehmen?"

"Auf eine Stunde, gewiß."

"Wir sprechen uns danach noch einmal!"

"Ich stehe zu Ihrer Verfügung." Er neigte sich und ging. Sein jäh erschlaffter Rücken im schwarzen Habit verschwand hinter der Tür.

Die Frau trat an das Fenster und blickte hinaus. Draußen schlug grauer Regen in den grauen Schnee, und die Tropfen hüpfen in den Lachen. Leo hatte recht gehabt.

Ihre Hände zitterten, sie legte beide Handflächen an die Scheiben und fühlte die Kälte, die ihr bis ins Mark drang; der Raum war offenbar schlecht geheizt, die Patres sollten besser heizen lassen. Oder ging das nicht? Ach, es war ja gleichgültig. *Was denke ich da?* fragte sie sich. *Gleich wird der Bub eintreten. Wie werde ich ihn wiederfinden?*

Sie hörte Schritte und wandte sich um. Als Robert in der Tür erschien, legte sie die Rechte vor den Mund, als müsse sie einen Aufschrei unterdrücken, so elend sah er aus.

"Ktiß die Hand, Mama", sagte er mechanisch und sah an ihr vorbei in einen Winkel hinein.

"Robert!" Sie setzte sich, sie zog ihn auf den Stuhl neben sich, sie wußte nicht, was sie zuerst sagen sollte.

"Ja, Mama?" fragte er leise und unbeteiligt. Das Visier vor dem Antlitz seiner Seele war niedergeklappt, er hatte Angst, das sah man. Er war tödlich verlegen, gepeinigt von ihrer Anwesenheit.

"Ich darf dich jetzt eine Stunde herausnehmen, Robert. Komm, wir gehen gleich!"

Er erhob sich gehorsam und setzte seine Mütze auf, die er bisher in der Hand gedreht hatte. Es war keine Spur von Freude an ihm; er ging, weil sie ihn aufgefordert hatte.

"Robert," sagte sie draußen, "ich muß mit dir über diese Sache sprechen. Ich meine, nein, du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin doch deine Mutter!" Sie sah ihn verzweifelt an, sie fand den Weg zu diesem Herzen nicht. Und wieder klang es leise und schauerlich seelenlos: "Ja, Mama!"

Wenn sie doch bloß die rechten Worte fand! Sie hatte sich so wenig um das Kind gekümmert, sie hatte es nur erzogen, so viel sie eben von dieser zartesten aller Künste verstand, sie wußte nicht, wie sie beginnen sollte. Darum ging sie ungeschickt mitten in die brennende Frage hinein. "Weißt du eigentlich, woher die Kinder kommen?"

Er wurde über und über rot und schwieg. *Nur jetzt kein falsches Wort*, dachte er, *sonst geht die schaurige Mühle wieder an und zermalmt mich aufs neue.*

"Ich weiß natürlich, was du mir geschrieben hast", sagte sie hilflos. "Ist das alles, was du weißt?"

"Ja, Mama."

"Bei allem, was dir heilig ist, alles? Du weißt da nichts, wie man, wie es gemacht wird?" Jetzt sprang das Entsetzen sie an wie ein Raubtier. In der letzten Falte ihres Herzens hatte sie immer noch geglaubt, daß dieses Kind vielleicht doch mehr um solche Dinge wußte, als es zugegeben hatte, aber jetzt erkannte sie: Es war nicht so. Die Autorität der Erzieher war furchtbar mißbraucht worden, und sie trug die Mitschuld daran.

"Nein, Mama." Jetzt kamen ihm schon die Tränen. Warum stöberten sie ihn doch immer wieder aus den Schlupfwinkeln hervor, in die er sich weidwund gerettet hatte?

"Es ist nicht alles", sagte sie und wand sich in altjüngferlicher Verlegenheit. O Gott, was sollte sie ihm bloß jetzt sagen? "Es ist so," stieß sie hastig, rote Flecke im Gesicht, hervor, "daß die Menschen Kinder bekommen, wenn zwei sich sehr liebhaben, nicht wahr? Und wenn sie verheiratet sind, so ist das gut vor Gott."

Robert warf einen erstaunten Blick auf die Mutter. Warum sagte sie ihm das? Er verstand nichts, aber es war besser, nicht zu fragen. Man mußte zu allem ja sagen, was die Erzieher verlangten, das war die letzte kümmerliche Weisheit, zu der er gelangt war. "Ja, Mama — ", antwortete er.

"Dir ist unrecht geschehen", sagte sie heiser, und er begriff es nicht sofort. Da stand Mama und stocherte mit dem geschlossenen Schirm in einer Pfütze herum und sagte, ihm sei unrecht geschehen. Wann? Und von wem? Doch nicht etwa *dabei*?

"Du darfst dich aber jetzt nicht überheben", fuhr Mama fort. "Ich werde jedenfalls dafür sorgen, daß das alles wieder in Ordnung kommt. Demut ist eine christliche Tugend, nicht wahr?"

"Ja, Mama."

Es war entsetzlich. In diesem Buben steckte kein Funken Leben mehr, er nahm diese Nachricht mit einer Stumpfheit entgegen, die grauenhafter war als alles, was die Mutter erwartet hatte. "Ich kaufe dir jetzt ein paar Süßigkeiten, und Weihnachtsgeschenke habe ich dir auch mitgebracht, aber die bekommst du erst morgen, nicht wahr? Und Grüße von Papa. Es ist am besten, wenn ich jetzt gleich alles mit den Patres in Ordnung bringe. Oder nein, ich will dir ja Zuckersachen kaufen. Dann gehen wir erst zurück!"

Sie trat in heller Verwirrung in den Laden unter den altmodischen Laubengängen und kaufte die einzige Zuckerware, die vorhanden war, lange, braune Locken aus gesponnenem Zucker. "Hier, Robert," sagte sie, "nimm dir das mit. Ich habe ja noch mehr für dich."

"Ihr Sohn kann es brauchen," meinte der Zuckerbäcker, "er schaut so blaß aus."

"Wie? Ja, natürlich. Komm, Robert!"

Er trottete neben ihr her, er sah sie ab und zu von der Seite her an, begriff immer noch nicht, aber eine betäubende Ahnung entfaltete sich in seiner Seele. Er wagte nicht zu fragen, denn es war gefährlich zu fragen, aber vielleicht war es doch wirklich so? Aber wie wollte Mama es bewerkstelligen, daß seine gewaltigen Peiniger auch nur ein Jota von dem zurücknahmen, was sie gesagt hatten?

In der Baronin war die alte Tatkraft erwacht. Das peinliche Gespräch war besser überstanden, als sie zu hoffen gewagt hatte, lange Grübeleien über Seelenzustände aber lagen ihr nicht. Jetzt hieß es erst einmal, den Generalpräfekten restlos schlagen. Mit langen Schritten ging sie auf die

Pförtnerloge zu und zog herrisch an der Glocke. "Nochmals den Pater Generalpräfekt!" ordnete sie an, und der Bruder duckte sich. Da sie nun schon einmal im Zuge war, verfiel sie auch Robert gegenüber in den alten Ton. "Du kannst jetzt gehen, bei dieser Besprechung kann ich dich nicht brauchen. Heute kann ich dich wahrscheinlich überhaupt nicht mehr herausnehmen, ich komme aber zur Mitternachtsmette. Während der Feiertage bleibe ich da und nehme dich in den Ort." Jählings packte sie ein Rest Rührung, sie neigte sich nieder, küßte die eingefallene Wange des Buben und entließ ihn mit einem Klaps. Er verschwand gehorsam und ein wenig gebückt, seine Tüte in der Hand, durch den Torgang. Dann schritt sie mit erhobenem Haupt ins Sprechzimmer hinein. Wenige Minuten später stand der Generalpräfekt vor ihr.

Sie wartete diesmal nicht erst, bis er ein Wort gesagt hatte, sondern riß die Führung des Gesprächs an sich. "Ich habe mich davon überzeugt, daß das Kind so unschuldig ist, wie es immer war", begann sie hastig. "Wenn Sie daran Zweifel hegen, bitte ich Sie, den Buben in meiner Anwesenheit noch einmal auszufragen. Ich halte es allerdings für besser, wenn es nicht geschieht, denn das Kind ist entsetzlich niedergedrückt." Sie sah den alten Mann mit rotumränderten Augen an, sie zerrte ihr Taschentuch hervor und verlor plötzlich die Beherrschung. "Was gedenken Sie jetzt zu tun?" schluchzte sie.

Der alte Mann saß in einem Stuhl. Sein Gesicht war gelb wie Wachs, seine Augen verschwanden unter den buschigen weißen Brauen, so tief neigte sich sein Kopf. Er sah uralte und ratlos aus in diesem Augenblick. Die beiden mageren Hände waren ineinander verschlungen, als suche die eine Hilfe bei der anderen. So saß er und schwieg. Das Ticken einer Wanduhr hieb laut und unbekümmert in die große Stille hinein.

Endlich sah der Uralte auf. Sein Blick flackerte. "Es ist menschlich, zu irren. Wir haben sein Bestes gewollt." Er erhob sich und trat wieder ans Fenster. Von den Eiszapfen tropften die Wasserperlen regelmäßig herab, und der Regen schraffierte das öde Bild des leeren Hofes in trübem Grau. "Sie irren sich doch bestimmt nicht?"

Er war beinahe bemitleidenswert in seiner Hilflosigkeit. Die Baronin verstand ihn, sie begriff den Generalpräfekten, wie er vielleicht niemals begriffen worden war. Auch sie hatte geeifert in Trockenheit und Hitze, auch sie war schuldig geworden. Aber darum ging es jetzt nicht. "Hochwürden, bei aller Achtung vor Ihrem Gewand muß ich Sie bitten, meinen Worten Glauben zu schenken. Ich bin sonst genötigt, nach dem Wunsch meines Gatten, der gleichzeitig mein eigener Wunsch ist, Robert sofort aus der Immaculata herauszunehmen. Ich möchte es ja nicht, ach Gott, ich habe doch sein Bestes gewollt," weinte sie hemmungslos heraus, "er soll ja in den Himmel kommen! Ach Gott!"

Der Anblick der weinenden Frau gab dem Pater seine Festigkeit wieder. Er überlegte, biß sich auf die Lippen und grübelte weiter. Es ging hier nicht um einen Einzelfall, es ging hier um das Ansehen des Ordens. Es waren in diesem Jahre zweihundert Zöglinge weniger in der Immaculata als sonst; ein Skandal, der sich herumsprach, konnte unabsehbaren Schaden anrichten. Der Bub mußte bleiben, man mußte ihm Konzessionen machen. "Frau Baronin," sagte er fest und kalt, "ich gebe zu, daß wir uns fürchterlich geirrt haben. Ich bitte Sie, zu glauben, daß dies alles in der besten Absicht geschehen ist. Wir müssen in dem bewußten Punkt besonders vorsichtig sein, weil der Teufel solche jungen Menschen erfahrungsgemäß gerade durch die Sünde der Unkeuschheit zu verführen pflegt. Unser Bestreben, einen Herd sittlicher Fäulnis auszurotten, hat uns in die Irre geführt. Ich darf Sie daran erinnern, daß es Gepflogenheit geistlicher Erziehung ist, jedes Gespräch über solche Dinge zu verbieten. Gegen diese Gepflogenheit hat Robert auf alle Fälle verstoßen. Bitte lassen Sie mich aussprechen!" rief er hastig, als er bemerkte, daß die Baronin sich steif aufrichtete und einen Einwand erheben wollte. "Ich begreife ja durchaus, daß der Bub in Unkenntnis der Tatsachen geredet hat, nicht wahr? Das wollten Sie doch einwenden! Wir müssen glauben, daß es Gottes Wille war, der sich doch auch in dieser schweren Prüfung ihres Sohnes gezeigt hat. Gott hat gewiß etwas Besonderes mit dem Buben vorgehabt, als er ihm diese Leiden schickte! Mir will es scheinen, als habe er diese Prüfung in Demut auf sich genommen, so daß sie ihm zu ewigem Lohn im Himmel gereichen wird.

Ich kann Ihnen, Frau Baronin, schon jetzt zusichern, daß der Bub von uns so stark gefördert werden wird, als dies in unserer Macht steht, vorausgesetzt natürlich, daß er sich weiterhin so brav verhält wie in den letzten vierzehn Tagen." Er lächelte sein gewinnendstes Lächeln und fuhr fort: "Die Aufnahme in die marianische Kongregation, wo er sich dem Dienst der allerreinsten Jungfrau und Gottesmutter widmen kann, ist ihm jedenfalls gesichert. Es wird sich ferner unter allen Umständen ein Ehrenamt für ihn finden, sobald bei Semesterschluß die Ämter neu verteilt werden. Die Patres werden strenge Richtlinien erhalten, wie sie sich dem Buben gegenüber zu benehmen haben. Er soll sich dessen bewußt werden, daß wir auch zu belohnen und nicht nur zu strafen verstehen!"

"Werden Sie ihm ein Wort sagen?"

"Die Gelegenheit wird sich gewiß ergeben, am besten noch während der Feiertage." Der Alte hatte wieder freies Fahrwasser, er sah, daß er so viel gerettet hatte, als zu retten gewesen war. "Leider kann ich unmöglich einen öffentlichen Widerruf des Verfahrens vor der Division vornehmen, das würde der Disziplin schaden; Sie begreifen? Was sonst geschehen kann, wird geschehen. Ich glaube, daß wir dann alles getan haben, was in unserer Macht steht."

Die Baronin nickte.

"Ich darf also annehmen, daß Sie uns Robert lassen? Ich würde einer Unterbrechung seiner Erziehung unbedingt widerraten. Nehmen Sie, bitte, die Überzeugung mit sich, daß die Umsicht, mit der Sie uns beim Wiedergutmachen eines Unrechts geholfen haben, unsere Bewunderung und Dankbarkeit erweckt hat. Gott, der Herr, wird Ihnen vergelten, was Sie als echt christliche Mutter an Ihrem Sohn getan haben. – Ich darf mich von Ihnen mit dem Ausdruck meiner persönlichen Hochachtung verabschieden, Frau Baronin?"

Barbara Baronin Neitperg war Katholikin. Sie neigte sich über die alte Hand und küßte sie, und diese nämliche Hand, die ihren Sohn gezüchtigt hatte, schlug das Zeichen des Kreuzes groß und feierlich über ihr, ehe der Generalpräfekt, zufrieden mit dem, was er erzielt hatte, das Sprechzimmer verließ.

Es schien ihr dann, als sie durch den Regen, die Lachen und den aufgetauten Schnee dem Gasthof zuschritt, so, als sei diese Regelung vielleicht doch nicht die

beste. Aber sie war über ihren Sieg über die einzige Macht auf Erden, der sie sich jemals freiwillig unterworfen hatte, so erschrocken, daß es ihr nicht möglich war, herauszufinden, was vielleicht noch besser hätte gelöst werden können. Die Patres hatten sich geirrt, nun, sie sahen sich in Zukunft gewiß besser vor. Und war es denn nicht wirklich der Wille Gottes gewesen, dem Buben diese Prüfung aufzuerlegen? Er würde erhöht werden, nachdem er erniedrigt worden war, und er würde in geistlicher Hut bleiben. Das aber erschien der Baronin in den Stürmen der Zeit noch immer der einzige zuverlässige Pol der Zukunft zu sein.

ROBERT SCHRITT, ALS SEINE MUTTER IHN ENTLASSEN HATTE, dem Spielsaal zu. Er ging tief verloren an das Wehen und Treiben der Gedanken, die ihn erfüllten, dahin, er taumelte ein wenig von links nach rechts und von rechts nach links. Der Machtspruch des Generalpräfekten hatte ihn zur Sensation für die ganze Klasse mitten aus der vorletzten Unterrichtsstunde herausgeholt. Diese Stunde war vorbei, Mama hatte ihn aber nur kurz bei sich behalten. So kam er zur letzten Pause zwischen den Stunden des Unterrichts eben noch zurecht, wenn er sich beeilte. Es war sicher notwendig, sich zu beeilen, denn seine Zeiten wurden gewiß kontrolliert und ein Zaudern übel vermerkt.

Der Bub hatte in den letzten Wochen seine Augen nicht mehr aufzuschlagen gewagt, denn rundum stand drohendes Dunkel wie eine Wetterwand, aus der jederzeit ein endgültig vernichtender Blitz hervorzucken konnte. Auch jetzt wagte er noch nicht, seine veränderte Lage frei zu betrachten. Er fühlte wie durch geschlossene Lider den jähen Glanz, der da plötzlich und unbegreiflich um ihn war, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, die Augen zu öffnen. Das alles konnte zu leicht Täuschung und Trug sein. Das Leben war schwierig und rätselhaft; letzte Weisheit war, sich zu ducken und ihm zu mißtrauen. Wie konnte man denn zum Beispiel eben jetzt wissen, ob die jähe Rechtfertigung nicht nur eine scheinbare war, und ob nicht ein neuer Sturz dort auf ihn lauerte, wo er einem Gipfel sich zu nahen schien? Er war nicht mehr fähig zu begreifen und noch viel weniger zu jubeln. Die große Betäubung, die ihn seit jenen Minuten in der Zelle des

Generalpräfekten wie Fieberschlaf umfassen hatte, war noch nicht von ihm gewichen.

Vielleicht war diese Wirklichkeit keine Wirklichkeit, sondern nur ein guter Traum, der alsbald weichen mußte. Es galt, sich vorzusehen, um nicht enttäuscht zu werden. Seine Seele zitterte vor der Belastung einer neuen Enttäuschung und schützte sich durch Mißtrauen vor dieser Möglichkeit.

Da war die Türe des Speisesaals und das Lärmen der Division. Robert trat ein und meldete sich zögernd beim Pater Zumstein zurück. Es waren stets schreckliche Sekunden, die er vor diesem großen und starken Mann zubringen mußte, und er versuchte, sie nach Möglichkeit abzukürzen. Auch diesmal wollte er sich sogleich nach der Meldung wieder unter die Kameraden mengen, denn die überhebliche Gleichgültigkeit, mit der sie ihn zu behandeln pflegten, seit er Tatzeln bekommen hatte, war leichter zu ertragen als der saugende und forschende Blick des Vorgesetzten.

Der Bub ahnte nicht, daß das Telephon bereits zwischen der Zelle des Generalpräfekten und dem Spielsaal benutzt worden war. Darum erschrak er bis ins Mark, als die Hand des Präfekten ihn aufhielt. "Du hast ein schönes Weihnachtsgeschenk bekommen", sagte der Pater. Robert verstand ihn nicht, er hatte genug damit zu tun, die Panik niederzukämpfen, die ihn befallen hatte. Jedenfalls durfte er nicht widersprechen, und so nickte er stumm, mit angstverzerrten Zügen. "Du freust dich doch", fuhr der Pater fort. Er ließ nicht von ihm ab, er sprach immerzu, und seltsam, jetzt schien es Robert, als ob der dunkle Mann verlegen sei. "Ich meine, daß jetzt alles in Ordnung ist. Du verstehst doch? Der Pater Generalpräfekt läßt dir sagen, daß du ausnahmsweise deine Mutter auch heute nachmittag im Sprechzimmer sehen kannst und daß sie dich um drei Uhr erwartet. An den Feiertagen hast du frei mit Ausnahme der Andachten, nicht wahr?"

Der Jesuit schaltete eine Pause ein, er erwartete ein dankbares Aufflackern, mindestens doch ein zustimmendes Lächeln auf dem Gesicht des Buben, aber dieses Gesicht blieb erloschen. Der kleine Neitperg hob die Augen nicht, er machte

es ihm nicht leicht. Der Pater räusperte sich. "Ich meine: hast du mich verstanden? Was da früher war, ist vergessen, es war also ein Irrtum, nicht wahr?"

"Ja, danke!" Das war alles, was der Bub hervorbrachte.

"Du meldest dich außerdem heute nach dem Mittagessen bei Pater Schweizer." – Der Bub zuckte zusammen. "Es wird etwas Schönes und Erfreuliches für dich sein. Jetzt kannst du gehen."

Das Licht, zu dem die Augen aufzuschlagen er nicht gewagt hatte, wurde so stark, daß es unter seine gesenkten Lider leuchtete. Er begriff zwar nicht, woher es gekommen war, und er fürchtete immer noch, es könne eine Täuschung sein. Doch das war ganz unwahrscheinlich, denn Zöllner, der mit ihm seit zwei Wochen kein Wort gesprochen hatte, kam auf ihn zu und begann ein langes Gespräch über die Freuden, die ihn beim Ausgang erwarteten, mit ihm. Das war die zweite Sensation an diesem Tage, welche die Division mit Neitperg erlebte. Ein Bursche wie Zöllner war nicht nur das Barometer für die Stimmung der Division, nein, er war auch gleichzeitig das Sprachrohr der Erzieher. Vieles, was zu fein und zu verwickelt, zu geheim und zu klug ersonnen war, um es den Buben unmittelbar mitzuteilen, wurde auf diese Weise weitergegeben. Und nun hatte sich Zöllner für Neitperg erklärt!

Sie sahen es mit Staunen, mit Befriedigung, mit Furcht und Neid. Der Unbeliebte, den sie nicht einzuordnen vermocht hatten, der Eigenbrötler, der die ungeheueren Gefahren der freiwilligen Einsamkeit auf sich genommen hatte, wurde wiederhergestellt im Ansehen der Division! Es war etwas ganz Unerhörtes, das sich da abspielte.

Selbst Geiger, der sonst nicht so leicht zu verblüffen war, war zunächst sprachlos. "Du, Reiz, hast du das gesehen?" fragte er. "Was soll denn das nun wieder heißen?"

Der Riese zuckte mit den Achseln. "Keinen Dunst von einer Ahnung", erklärte er faul.

"Idiot!" antwortete Geiger, "so sperr doch die Augen auf. Zöllner spricht mit Neitperg!"

"Ist mir egal. Der ist ja um uns herumgegangen wie die Katze um den heißen Brei!"

"Hat ja nicht anders können! Oh, du meine Güte, daß ich so etwas noch erlebe. Du, Bondi, jetzt mach dir bloß nicht in die Hosen", wandte er sich an den Ungarn, der mit einem verkniffenen Gesicht vorüberstrich. "Da weht ein anderer Wind, weiß der Himmel, "woher der auf einmal kommt." Und er stapfte schlaksig auf Robert zu, packte ihn am Arm und zerrte ihn von Zöllner weg. "Sag doch bloß, wie du das wieder fertiggebracht hast. Na, meine herzlichsten Glückwünsche!" Er stand verblüfft, als sich der schmale Blonde von ihm abwandte, um ein Zucken im Gesicht zu verbergen. "Kein Grund zum Heulen," stellte er fest, "eher einer zum Grinsen. Du mußt mir das später genau erklären", setzte er in plötzlich erwachter Wißbegier hinzu, denn die Glocke des Präfekten beendete die kurze Elfuhrpause.

Die letzte Schulstunde vor Weihnachten war immer eine Religionsstunde. Der junge Pater Lichtenberg, Religionslehrer in der fünften Klasse, ein Redner von großen Gaben, hatte sie vom Geographieprofessor eingetauscht. Er stand am Katheder, sein Blick flog über die Klasse hin, er haftete an Robert fest, es war dem Buben, als lächle er ihm zu. Auch hier war das Licht, das wunderbare, unerwartete Licht, das plötzlich in der Nacht seiner Verzweiflung aufglomm und seinen Pfad erleuchtete!

Die Schulbänke mit ihrer tintenfleckigen, zerschrammten Oberfläche, mit den rostigen Deckeln über den Tintengläsern und den schmutzigen Rillen, in denen Federhalter und Bleistifte lagen, versanken vor seinen Augen. Zuerst war da noch die Stimme des Paters, aber dann verschwand auch die Stimme, und es waren um ihn nur noch das Wunder der Weihnachtsnacht und die Gefilde Judäas.

Durch den dämmernden Abend schritt der Esel, der Maria trug, und der Mann Joseph ging neben dem Tier her und lenkte es. Sie waren allein, die Stadt Bethlehem hatte sie nicht in ihren Herbergen behalten wollen, und so hatten sie sich auf den Weg gemacht, um einen Platz zu suchen, an dem das Gotteskind geboren werden konnte. Sie irrten durch den Abend, die Sonne versank und die Kühle der Nacht scheuchte sie in die Stallhöhle, die manchmal Hirten zur Unterkunft diente. Die Nacht kam und die Sterne standen in unerhörter Pracht am

samtschwarzen Himmel. Manchmal klirrten die Ringe, an denen der Esel neben einem Ochsen angehalftert war. Da ward Maria das Kind geboren. Und die junge Mutter nahm es und wickelte es in Linnen, und das Licht, das von dem Kinde ausging, erhellte die Höhle starker als der gelbe Schein der Laterne, die im Nachtwind von der Höhlendecke niederschwangte.

So trat das Heil unter die Menschen, das Heil für alle, die da mühselig und beladen sind. Die Menschen aber wußten noch nichts davon.

Rundum in den Hügeln lagerten Hirten bei ihren Feuern, und die Flammen warfen spielende Lichter über die derben, sonnenverbrannten Gesichter dieser Männer und Frauen. Ihre Hunde lagen bei ihnen und knurrten, wenn das Heulen der Schakale zu laut anschwoh oder wenn ein Panther in der Ferne murrte.

Da ging ein Licht am Himmel auf, ein Licht, wie sie niemals ein ähnliches gesehen hatten. Der Himmel öffnete sich wie ein Tor, und ein Engel schwebte aus den Höhen hernieder und stand, ganz in Gleißern und Flimmern gehüllt, vor den Hirten, die atemlos aufgesprungen waren.

Die Menschen warfen sich aufs Angesicht, denn das ungeheure Leuchten, das von diesem Boten des Himmels ausging, blendete sie. Sie lagen auf dem taunassen Boden und wagten sich nicht zu regen. Der Engel aber sprach: *Fürchtet euch nicht, denn seht, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil wird. Heute ist in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, Christus, der Herr. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt ist und das in einer Krippe liegt!*

Die Hirten wagten allmählich, ihre Stirnen aus dem Grase zu erheben und den Engel zu betrachten, der ruhevoll vor ihnen schwebte. Da öffneten sich die Tore des Himmels abermals, und viele Engel schwebten hervor, und ihr Gesang erfüllte die Nachtluft, die vordem nur das Blöken der Herden, den Singsang der Hirten und die Stimmen des nächtlichen Raubzeugs gekannt hatte: *Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!*

Da sprangen die Hirten auf. Da rafften sie atemlos die Gaben zusammen, die ihnen würdig erschienen, dem Erlöser dargebracht zu werden. Sie suchten das

Kind und fanden es in der Höhle. Es lag in einer Krippe, wie der Engel es verkündet hatte, und sie warfen sich vor ihm nieder und beteten es an. –

Die Einfalt der uralten Erzählung drang tief in Roberts Herz. Da war das gleiche Licht, das auch ihn erreicht und durchleuchtet hatte, da war das gleiche Wunder, das Wunder, das den Frieden bedeutete für die, die guten Willens waren. Er war guten Willens. Er wollte nicht mehr kämpfen, er wollte nicht mehr herrisch den eigenen Weg gehen. Er wollte sich einschiegen und unterwerfen, demütig wie die Hirten, die sich dem Kind genahnt hatten.

Er trieb in der Strömung dieses Geburtstages Christi im Jahre 1919, und die Strömung, die ihn dahinschaukelte, war sanft und gut. Es war ihm manchmal, als lebe er nicht, sondern als gleite an ihm ein wunderbares und schwerverständliches Schauspiel voll Glück und Frieden vorbei. Alles, was mit ihm geschah, war so unwahrscheinlich, daß er es nicht ganz begriff. Da war die Division, die plötzlich seine Nähe suchte, da war ein aufmunterndes Lächeln des Präfekten, als er in der Mittagspause mit Geiger zusammenstand, da war endlich dieser sonderbare und so heiß ersehnte Weg in die Klausur, die alle Schrecken für ihn verloren hatte.

Seine Hand zitterte wohl ein wenig, als sie an die Tür des Kongregationspräses klopfte, aber er wußte, daß ihn diesmal gewiß nichts Schlimmes erwartete. Der Mann, der da mit einem freundlichen Lächeln vor ihm stand, war ja gar nicht gefährlich. Diesmal wollte er ihn gewiß nicht ausforschen, um ihn um so sicherer verderben zu können. Wo alle freundlich geworden waren, war der Pater es gewiß auch geworden. "Da bist du ja," sagte der Präses, "setz dich!"

Robert setzte sich. Es war ein gutes Zeichen, daß er zum Sitzen aufgefordert wurde, es war eine sichtbare Auszeichnung.

"Ich habe vom Pater Generalpräfekt vernommen, daß wir uns getäuscht haben", fuhr der Jesuit fort und lächelte auf seine verschlungenen Hände herab. "Das tut uns leid. Aber du mußt deine Prüfung Gott aufopfern, nicht wahr, und dir dadurch ewigen Lohn im Himmel erwerben."

"Ja", bestätigte Robert.

"Siehst du, das ist gut und christlich gedacht. Ich habe beschlossen, deine Wahl in die marianische Kongregation vorzuschlagen, und ich möchte dich fragen, ob du nichts dagegen hast?"

"O nein!"

"Ich werde dich also bei der nächsten Wahl, gleich nach Weihnachten, vorschlagen, und ich kann dir schon heute zusichern, daß du aufgenommen werden wirst. Hast du zu dieser Sache noch irgend etwas zu bemerken?"

"Nein!" Er schrie es beinahe. Über diesen Druck sprechen, der eben noch auf ihm gelastet hatte? Noch einmal, und sei es nur in Gedanken, eintauchen in die Finsternis dieser verzweifelten Tage? Das war unmöglich.

Der Pater, der ihn, unausgesetzt lächelnd, betrachtet hatte, verstand nicht, was in dem Buben vorging. "Es ist schön von dir, daß du das alles als erledigt betrachtest", sagte er. "Dann bleibt es also bei deiner Aufnahme."

Seltsamer Tag! Ein Wunder reihte sich an das andere. Gott hatte endlich eingegriffen, er hatte ihn gedemütigt, und nun richtete er ihn wieder empor. Das war ja ganz klar zu erkennen, daran bestand kein Zweifel. Seiner ganzen Erziehung nach konnte Robert in diesem Augenblick nichts anderes annehmen. Er war zu zermürbt, um kritisch denken zu können, er war zu schwach, um sich gegen das stemmen zu können, was ihn jetzt unwiderstehlich fortriß.

Es war geradezu abenteuerlich, daß da im Sprechzimmer der Pater Generalpräfekt saß, die Katz, deren mitleidlosen Zorn der Bub so oft gefühlt hatte, und daß der gleiche Alte, der ihn in den Staub getreten hatte, nun auf einmal mit einem etwas schiefen Lächeln erklärte, dies alles sei ein Irrtum gewesen, und man müsse es am besten so auffassen, als sei überhaupt nichts vorgefallen. "Es wird dir bei uns jetzt ganz besonders gut gefallen", erklärte die Katz, und Robert nickte zustimmend. Oh, nur nicken und bejahen, nur nichts tun, das das holde Gespinnst dieses Traumes zerreißen könnte!

"Ich kann dich jetzt mit ruhigem Herzen hierlassen", sagte Mama, und tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen, die wieder einmal rot gerändert waren, aber doch nicht in so abstoßender Weise wie sonst. "Du willst doch jetzt hierbleiben?"

"Aber selbstverständlich, wir wollen dich doch nicht verlieren", sprang der Generalpräfekt ein.

Es war ganz unmöglich, zu widersprechen. Wenn er widersprach, dann verwandelten sie sich wieder in seine Feinde, dann demütigten sie ihn, dann traten sie ihn wieder nieder. Er war nicht stark genug, um nein zu sagen, er war seelisch schwer krank, er wollte nur ruhen, er wollte nicht kämpfen. Nur nichts tun, was diesen ersten Schimmer der Genesung gefährden konnte.

"Du hast noch nicht geantwortet", drängte Mama.

"Ich will hierbleiben", antwortete Robert, wie sie es von ihm erwarteten, und seine Stimme klang ihm so fremd und so fern, als habe ein anderer für ihn gesprochen.

Der Alte war hoch zufrieden. Diese Sache hatte sich ja noch einlenken lassen, der Skandal war vermieden, eine offensichtlich begabte Seele war für die Kirche gerettet. Die knochige Hand tätschelte den mageren Nacken des Buben. "Wir werden noch gute Freunde werden", sagte der Alte. Und er gestand ihm alles zu, was in seiner Macht stand: Mama konnte ihn morgen und übermorgen den ganzen Tag herausnehmen, er brauchte stets nur zu den Gottesdiensten und zum Schlafen zur Division zu stoßen. Heute freilich mußte er zu den Kameraden zurück. Er war ohnedies der einzige gewesen, der das Sprechzimmer vor der Mitternachtsmette hatte aufsuchen dürfen.

Robert schritt nicht auf einem gewöhnlichen Weg zur Division zurück, er schwebte. Sein neuer Pfad verlief nicht auf dieser Erde, er führte durch traumhaft leichte Wolken. Nun war alles gut und friedlich, auch sein Verzicht auf ein letztes Aufbegehren war richtig gewesen. An seiner Hand hing ein Paket, das Mama ihm als Vorschuß auf die Weihnachtsgeschenke mitgegeben hatte. Man mußte es eigentlich abgeben, aber der Präfekt, bei dem er sich meldete, zog nur die Brauen empor und drohte lächelnd mit dem Finger, ließ aber das Paket durch. Wer nicht widerstrebte, wurde belohnt, das hatte er endlich begriffen.

Ja, der Pater zerbrach sich geradezu den Kopf, um dem Buben Freude zu machen. Er winkte ihn, als er sich zu seinem Pult trollen wollte, zurück. "Hast du dir eigentlich schon eine Krippe gekauft?" fragte er. Nein, Robert hatte sich keine

Krippe gekauft. Er hatte in diesem Jahr an dem kindlichen Wettstreit nicht teilgenommen, der in jedem Jahr vor Weihnachten die Division entflammte. Jeder wollte nämlich die schönste Krippe besitzen. Auf der Quästur gab es verschiedene Modelle zu kaufen, Krippen, die einfach aufgestellt wurden, Krippen zum Ausschneiden und Zusammenfügen, Krippen zum Aussägen. Wer besonders kunstfertig war, klebte seine Krippe auf einen Bogen Pappe und formte mit Hilfe von Kieseln, Moos, Flechten und Ästchen eine natürliche Umgebung, bei der der Phantasie keine Grenzen gezogen waren. Auf allen Pulten standen Krippen, nur auf seinem nicht. Er hatte es nicht gewagt, seinen finsternen Alltag so offensichtlich auszusmücken, und wenn es auch Weihnachten hatte werden wollen.

"Du kannst dir noch jetzt eine Krippe kaufen. Ich lasse sofort in die Quästur telefonieren. Du willst doch?"

"Ja, danke, gern!"

Wieder, ihm zuliebe, ein Verstoß gegen Gebrauch und Regel, denn die Quästur war heute mittag geschlossen worden. Da schritt Robert durch die leeren Flure und Gänge, die Lampen brannten, draußen stand die frühe heilige Nacht, die Nacht, durch die Maria und Joseph geirrt waren. Der Weg zur Quästur führte über den Spielhof. Robert öffnete mühsam die große Türe, gegen die sich der Tauwind stemmte, und blieb plötzlich stehen.

Der Wind schnob durch das feuchte Dunkel, man hörte das Fallen der Tropfen und sah eine breite Lichtbahn, die sich glitzernd in nassem Schnee und in Pfützen verlor. Schwere Massen fielen polternd von den Dächern. Der Bub lauschte in die Nacht hinaus, es war ihm, als habe ihn aus unendlichen Fernen ein Anruf erreicht, ein Anruf, der nicht zur Stimmung dieses Tages gehörte. Seine Augen weiteten sich, er trat in die Dunkelheit hinaus wie ein Tier, das seine Deckung verläßt, er sah undeutlich die Umrisse des Eisengitters, das die Immakulata von der Welt trennte, und jäh befahl ihn die Erinnerung an die verfemte Vergangenheit. Doch dann schüttelte er den Kopf über sich selbst. Er wollte ja jetzt gehorsam sein, er wollte diese Wärme und Freundlichkeit nicht aufs Spiel setzen.

Er querte den Hof und betrat die Quästur, die tatsächlich für ihn allein geöffnet worden war, denn der Raum war bitter kalt. Der Holländer Frater

Rosendaal stand hinter dem Verkaufstisch und erwartete ihn freundlich. "Du willst also noch eine besonders schöne Krippe haben?"

Robert erstand eine herrliche Krippe mit einem roten Gelatinefenster, hinter dem man eine Kerze anstecken konnte. Sie kostete natürlich mehr als die einfachen Krippen, aber er hatte in den letzten Wochen kein Geld vertan, wie er es sonst liebte. So konnte er sich diese Ausgabe leisten. Es blieb sogar noch Geld für eine Packung bunter Lichte übrig.

Er preßte die Krippe an sich und beeilte sich, über den Hof zu kommen. Er hatte Angst vor der Stimme der Nacht und der Ferne, vor dem Aufschreien des Windes und vor dem Rutschen und Gleiten auf den Dächern. Wenn er sich sehr beeilte, so konnte er vor der Pause noch einen zusätzlichen Palmbaum auf Zeichenpapier malen und ausschneiden. Hastig eilte er die Treppen empor.

Es gelang ihm tatsächlich, nicht nur diesen Palmbaum anzufertigen, sondern auch noch einen Hintergrund mit einem sehr deutschen Bethlehem dazu. Dann kam das Abendbrot, und dann war Pause. Und dann mußte sich dieses Wunder in der Mitternachtsmette vollenden.

Die Kapelle schwamm im milden Licht unzähliger Flammen. Hinter der Kommunionbank war die Krippe aufgebaut, die herrliche Krippe, die jedes Jahr zu Weihnachten aufgestellt wurde und die der greifbare Beweis dafür war, daß dieses lieblichste Fest endgültig angebrochen war.

Dort lag, inmitten der anbetenden Hirten und Engel, behütet von Maria und Joseph, das geheimnisvolle Kind. Es lag schimmernd in weißem Gewande in der Krippe auf Stroh. War es nicht so, daß alles Licht von ihm ausging, das Licht, das in die Seelen drang wie das Licht, das das Schiff erfüllte bis hinauf zur hochgespannten Deckenwölbung? Dort vorn stand der Priester funkelnd in Gold, strahlend im Weiß des weihnachtlichen Ornats, am Altar. Die Orgel intonierte und die Divisionen sangen das uralte Lied:

*"Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart!"*

Die Töne hallten durch die Kirche, Hunderte von jungen Stimmen sangen ihre Gläubigkeit, ihr Vertrauen und ihre ganze Liebesfähigkeit hinaus in den weiten, den strahlenden Raum. Mitten unter ihnen sang Robert. Er hatte durch die Güte des Christkinds den sicheren Hafen endlich erreicht. Er war lange in die Irre gegangen, er hatte Not und Drangsal erlitten, aber es hatte sich alles zum Guten gewendet. Was er einst gewollt und erstrebt hatte, in diesem Augenblick wußte er nichts mehr davon. Hingeworfen vor der Krippe sang er die Strophe zu Ende:

*"Und hat zur halben Nacht,
Mitten im kalten Winter,
Ein Blümlein uns gebracht!"*

Das Kind lag und lächelte, wissend um den Frieden des Schwachen und Kleinen, den Frieden, den diese Welt nicht geben kann.

16. Kapitel

Da vorn rannte eben Zöllner in den vereisten Anlauf der Skeletonbahn hinein, warf sich genau im richtigen Augenblick auf den niedrigen Schlitten und verschwand zischend in der graublauen, kühn emporgezogenen Wand der großen Kurve. Noch drei Mann waren vor Robert an der Reihe, er mußte noch eineinhalb Minuten lang warten. Und das kam ihm unerträglich lange vor.

Er begriff diese Unrast nicht, die ihn seit einigen Tagen befallen hatte und die ihn nicht mehr loslassen wollte. Es waren doch erst vier Wochen vergangen, seit Mama sich von ihm verabschiedet hatte. Damals war alles wunderbar gewesen, friedlich und schön, weihnachtlich mit einem Wort. Damals war er doch das gewesen, was er erstrebt hatte, ein frommes Kind der Kirche, einer der Stillen im Lande, einer der Bescheidenen und Unscheinbaren, denen das Himmelreich gehört.

Noch keine vier Wochen hatte die Zeit des Selbstgenügens gewährt. Er hatte sich nur drei Wochen lang am Erreichen des zu nah gesteckten Zieles erfreut, dann war er unruhig geworden. Ist das alles, fragte die Versuchung immer wieder in ihm, ist das alles?

Nun flüsterte sie wieder, die Versuchung. Unten zischte Vierbrücken durch die Kurve, und nun bückte sich Riedinger zum Anlauf. Dann kam noch Geiger daran und dann er selbst. Herrgott, was machten die so lange! Wenn er Pech hatte, läutete der Pater ab, ehe er zum letztenmal gerodelt war.

Du warst ja damals gar nicht zufrieden, raunte die Versuchung. Das ist Unsinn, das redest du dir nur ein. Du wolltest ja eigentlich gar nicht hierbleiben!

Robert erschrak. Das durfte man nicht einmal denken, dann kamen die Strafen, die Verfolgungen. Ach wo, die kamen ja nicht mehr. Er war ja jetzt beliebt, er wurde bevorzugt, wo es ging, er konnte sich sogar gelegentlich eine Frechheit leisten, sie wurde ihm nachgesehen. Er konnte, in bestimmten Grenzen, tun und lassen, was er wollte.

Und das ist grauenhaft langweilig, flüsterte die Stimme ihm zu. Jetzt hast du erreicht, was du wolltest, jetzt kommt nichts Neues mehr. Nichts! Oder glaubst du vielleicht, daß das läppische Amt, das sie dir bei der nächsten Ämterverteilung anhängen werden, dich ausfüllen wird? Früher war es doch anders, nicht wahr?

Robert schüttelte den Kopf, als müsse er eine Stechfliege abwehren. Er stand mitten in der langen Reihe der Wartenden, da oben im verschneiten Wald, wo die spiegelnde Skeletonbahn begann. Er trug den kleinen Schlitten unter den Arm geklemmt, wie die anderen, und er setzte ihn jetzt nieder, weil sein letzter Vordermann, der wilde Geiger, eben die gläsern überkrustete Schräge hinunterraste. Erst wenn der aus der großen Kurve herausgeschossen kam und den Auslauf erreicht hatte, durfte er starten.

Losfahren, nur losfahren, um diese nagende, bohrende Stimme zu übertäuben! Was wollte sie denn eigentlich von ihm? Er hatte doch nun erreicht, was zu erreichen war, er war einer der anerkannten Musterzöglinge geworden, er trug das blaue Seidenband der marianischen Kongregation, er mußte im Lauf der nächsten Jahre ein Amt ums andere bekleiden, er wurde gewiß noch einmal Vorbeter. Was wollte diese Stimme von ihm?

Früher, wiederholte sie, früher war es anders. Und nun erschien dieses Früher, diese Reihenfolge von Zusammenbrüchen, aber auch von glühenden Angriffen auf ein unendlich fernes Ziel, Robert wie ein verlorenes Paradies. Jetzt werde ich verrückt, dachte er ernsthaft. Jetzt ist es aus mit mir!

"Vorwärts!" schrien sie hinter ihm.

Er sah sich mit leeren Augen um, sah, daß er starten mußte, und warf sich ungeschickt in die Anlaufbahn. Der kleine Schlitten schleuderte gefährlich und pendelte auf dem hohlen Streifen Glatteis zischend hin und her, die Kurve stürzte sich auf das Gefährt wie ein Raubtier, dahinter war ein rotes Gesicht, das ihn entgeistert anstarrte. Natürlich, wer über die Kurve getragen wurde, flog gegen die Bäume, und die waren zwar mit Stroh abgepolstert, aber für eine Gehirnerschütterung genügte es doch meist. Er klammerte sich fest, er sah den unregelmäßigen Rand der Kante, er beobachtete gänzlich unbeteiligt, wie die Fliehkraft sich bemühte, den Schlitten über die Kurve zu zerren. Aber dann ließ der

saugende Zug nach, der Schlitten verlor an Fahrt, er schlurte aus der Kurve heraus und kam im Auslauf zum Stehen. Da standen sie alle, Zöllner, Geiger, Vierbrücken, da starrten sie ihn an, da begannen sie natürlich zu schimpfen. "Wie ein Anfänger bist du gefahren", meinte Geiger.

Aber Zöllner stand sofort neben ihm. "Laß ihn," sagte er, "das kann jedem passieren. Und es ist ja nichts geschehen, nicht wahr?" Natürlich, Zöllner nahm sich seiner an. Sie packten ihn in Watte, sie verwöhnten ihn, sie ließen ihm keine freie Sekunde, sie sorgten ängstlich dafür, daß er nicht etwa wieder auf den Gedanken kam, auf diesem Hühnerhof fliegen zu wollen.

"Ach, laß doch", wehrte Robert ab. "Gehen wir lieber noch einmal hinauf."

"Zu spät, das hat keinen Sinn mehr." Zöllner zog die Uhr und steckte sie wieder ein. "Du, Neitperg, tritt nachher mit mir an, ich habe dir etwas zu erzählen."

"Schön." Robert sagte ganz einfach "schön", es war ihm völlig gleichgültig, daß der Führer der Division ihn aufgefordert hatte, mit ihm anzutreten, um ihm ein offenbar angenehmes Geheimnis mitzuteilen. Ach, es war ja alles gleichgültig.

Es war deshalb gleichgültig, weil er sich nicht daran erfreuen konnte. Der alte Robert kam wieder zum Vorschein, er erwachte aus der Betäubung und entdeckte, daß er in einen anderen hineingeraten war, in einen zweiten Robert, der ihn so lückenlos umhüllte wie eine Zwangsjacke. Gewiß, der alte Robert hatte sich genau nach jenem Zustand gesehnt, den er jetzt erreicht hatte, er hatte ihn als Ziel und Rettung vor sich gesehen, diesen sicheren Hafen, dieses Gestade der Geborgenheit. Nun erwachte er an dem zuverlässigen Ufer und fand es grauenhaft langweilig.

Es war jene Langeweile, die den Genesenden überfällt. Er fühlt die alten Kräfte wiederkehren und vermag noch nicht, sie anzusetzen. Der Geist ahnt kommende Ziele und sieht keine Mittel, sie zu erreichen, ja auch nur sie deutlich zu erkennen.

Dieser Robert, lang aufgeschossen, mit einem Gesicht, das um ein gutes Stück reifer und härter geworden war, wußte noch nicht, daß er erst genas. Er

glaubte, daß er den endgültigen Zustand seines Daseins erreicht habe. Und die Ahnung, die dem Können voraneilte, erschauerte vor dem öden Ausblick.

Da stand der Bub. Der zerstampfte Schnee flimmerte blau und silbern, der Himmel stand hoch über dem verschneiten Wald. Über der Kurve lag ein Teppich aus Licht, und die kleinen Rodel mit den darüber hingeworfenen Buben sausten wie schwarze Gespenster durch diese Bahn hindurch, kletterten an der flaschengrünen Böschung in die Höhe und kamen auf dem silbergrauen Auslauf zur Ruhe. Es wäre genug zu beobachten gewesen, hätte er beobachten gewollt und gekonnt.

Aber da war zwischen ihm und den Dingen wieder, wie schon oft, eine trennende Schicht, eine unfaßbare Wand, die jedes Wort stumpf machte und die jedem Blick die Fassungskraft nahm. Er stand, die Kälte biß ihn in die Ohren, der Frost fraß sich durch die vielfach geflickten Schuhe, und dabei fragte er sich: *Lebe ich? Oder ist dieses ganze Leben eigentlich nichts anderes als ein qualvoll langer Traum, Vanitatum vanitas, das Belangloseste vom Belanglosen oder das Uninteressanteste vom Uninteressanten, wie man es eben nennen will?*

Früher, begann das Geflüster an seinem Ohr von neuem, drängender, lockender, bezaubernder, *früher!*

Ja, was war eigentlich früher gewesen? Er erinnerte sich nicht mehr genau daran. Er konnte dieses Früher auch gar nicht mehr deutlich erkennen, die Staubwolken, die der große Zusammenbruch hochgewirbelt hatte, schwebten noch immer träge über der Vergangenheit. Er war erst so weit genesen, daß er dieses Leben mit Routine ertragen konnte, er war noch nicht stark genug, um den Blick zu schärfen, und um sich aufzumachen, um im Schutt nach Dingen zu suchen, die sich vielleicht noch verwenden ließen. Er mußte noch ein neuer Mensch sein, während die Unrast seiner ewigen Berufung sich bereits wieder meldete.

"Schluß für heute!" sagte die Stimme Zöllners neben ihm. "Ich kann dir ja auch gleich sagen, um was es sich handelt: Heute werden die aufgerufen, die bei der Theateraufführung mitspielen sollen, als Volk und so, man nennt das Statisten."

"So?" Das war eine Neuigkeit, die durch den Panzer hindurchdrang. Theater war Kunst. "Du, ob sie mich auffordern werden?"

Zöllner lächelte ein wenig. Er lächelte das Lächeln, das nun auf einmal alle zu lächeln verstanden, der Generalpräfekt, der Präfekt, die Professoren und die Kameraden. Es war ein schlaues Lächeln, ein Lächeln der Verheißung, das Lächeln der gnadenspendenden Heiligen. "Ich denke, ja", sprach Zöllner.

"Oh, Kerl, das wäre fein!"

Die Schelle ertönte. Oben sauste der letzte Schlitten in die Bahn. Er kam in untadeliger Fahrt herunter, schwang sich in die Kurve und warf Geiger fast vor die Füße Zöllners. Geiger hatte wieder einmal das Unmögliche fertiggebracht, er war noch einmal hinaufgerast und hatte es tatsächlich geschafft, nochmals zu fahren.

"Was erzählt ihr da?" fragte er, noch im Liegen.

"Wir reden nur vom Theater", sprach Robert wegwerfend.

Geiger erhob sich und säuberte sorgfältig den Schlitten. "Na wenn schon", meinte er, und brachte die Rodel in den Geräteschuppen, kam aber gleich zurück und wartete auf eine Fortsetzung des Gesprächs. Seine Teilnahmslosigkeit war nur geheuchelt, er wußte ja, daß er nicht einmal in Frage kam, wenn es an die Verteilung der Statistenrollen ging. Die großen Rollen waren längst vergeben, sie wurden schon seit Weihnachten von den Zöglingen der ersten Division geprobt.

Robert geriet allgemach in Erregung. "Du, ob sie mich vielleicht auffordern werden?" fragte er nun auch Geiger.

"Kann schon sein. Du bist ja jetzt ein Musterknabe geworden."

"Quatsch!" antwortete Robert. Er konnte nicht mehr zu seiner Verteidigung vorbringen, denn er war wirklich ein Musterknabe geworden, trotzdem er bestimmt nichts dafür konnte. Er gehörte nun auf einmal zur Gemeinschaft der Braven, auf denen die Augen der Patres mit Wohlgefallen ruhten.

"Na ja, ich meine ja nur", erklärte Geiger dunkel, machte plötzlich kehrt und ging weg. Das war kränkend. Ein Stachel blieb zurück, trotzdem Zöllner gleich darauf mit ihm in der Reihe antrat.

"Nach Semesterschluß werden die Ämter neu verteilt", bemerkte er.

"Ja?"

"Könnte sein, daß auch da für dich etwas abgefallen ist." Und wieder dieses Lächeln. Robert empfand auf einmal das dringende Bedürfnis, mitten in dieses lächelnde Gesicht hineinzuschlagen. Aber nein, er tat es nicht, er lächelte zurück.

"Sag doch schon, was du weißt!"

"Ich weiß nichts, und obendrein müssen wir jetzt schweigen."

Das war richtig. Die Division marschierte durch die Türe in das Innere des Riesengebäudes hinein, und in jedem Glied, das den hallenden Steinboden betrat, erlosch das Gespräch. Robert, aufgeregt und ermuntert durch die neuen Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, blickte zu Zöllner hinüber, dessen Gesicht sich plötzlich mit Ernst und Sammlung erfüllt hatte. Robert errötete und senkte den Blick. Er war noch nicht wie Zöllner daran gewöhnt, ernst und gesammelt auszusehen, er kam sich immer noch heuchlerisch vor, wenn er dieses Gesicht schnitt. Aber es mußte sein. Und Robert wurde ernst und blickte zu Boden.

Lächerlich, sich mit solchen Skrupeln zu peinigen! Hinter dieser Maske der Sammlung konnten die Gedanken spazieren, wohin sie wollten, kein Präfekt erriet die Abwege, auf die sie geraten waren. Es war alles viel einfacher, wenn man im richtigen Augenblick das richtige Gesicht schnitt. Man durfte nicht alles sagen, was man dachte, und sich auch nicht alles anmerken lassen, was einen eben beschäftigte. Dann erfüllte man seine Pflicht, dann drängten sich die Einser auf den Zetteln der Notenverlesung, dann gab es Lob und Freistudium, dann behelligte einen niemand. Das Leben lief glatt und geräuschlos ab.

"Man verlangt nichts Unmögliches von euch", hatte Pater Schweizer unlängst zu den Sodalen in der Kongregationskapelle gesagt. "Ihr sollt bloß euere täglichen Pflichten gut erfüllen. Mehr ist nicht notwendig."

Nein, mehr war nicht notwendig. Und drei Wochen lang hatte es Robert geschienen, als sei diese kleine Befriedigung hinreichend, um ein beständiges Gefühl des Glücks zu erzeugen. Jetzt glaubte er das nicht mehr. Jetzt gähnte ihn die Langeweile an, jetzt rissen ihn nur noch Hoffnungen auf ein Amt, auf das Mitwirken am Theater aus dem Einerlei heraus. Wenn aber das neue Semester vorbei war, wenn es keine kommende Theateraufführung mehr gab, wenn das Amt zur Gewohnheit geworden war, was dann?

Er erschrak. Wohin trieben ihn seine Gedanken? Hatte Gott ihn nicht gestraft, so lange er abseits der Herde allein seinen Weg suchte? Verlangte er nicht von ihm, daß er sich einfügte, daß er das Unwichtige wichtig nahm? Sollte der Aufruhr von neuem beginnen?

Die Schritte der Division dröhnten an den eiskalten Wänden des langen Ganges wider. Draußen lag das Licht des späten Januartages blendend auf dem Schnee; Silber und Kobalt leuchteten. Ein Baum stand klar und hart umrissen mitten in all dem Weiß und Blau, ein Baum jenseits des hohen Gitters. Robert erkannte den Baum, er schlug die Augen nieder wie vor einer Versuchung, er warf noch einen flackernden Blick hinüber, er hatte den Baum erkannt.

War dieser Baum, den er einmal, vor sehr langer Zeit, gezeichnet hatte, eine Verlockung des bösen Feindes gewesen? Ragte er auch heute wieder dort drüben in scheinheiliger Unschuld aus dem Schnee, breitete er deshalb seine kahlen Äste vor den Hügeln aus, weil er ihn abermals verlocken wollte?

War es nicht besser, vollkommene Reue zu erwecken? Oder sollte er gar — ? Nein, das war unmöglich. Er durfte den Baum nicht zeichnen, denn dann barsten zu viele Gräber seiner Erinnerungen auf, dann gab es eine Auferstehung, der er nicht zu gebieten vermochte. Er hatte gemeine, schäbige Angst davor, denn dann kamen gewiß die bösen Stunden wieder, die Erniedrigungen und die Strafen. Es wäre besser gewesen, Mama zu sagen, er müsse dieses Haus verlassen. Aber hätte Mama ihn verstanden? Und hätte sie ihm nicht damals den Gedanken ausgedrückt, sanft und zielsicher, mit leiser und doch scharfer Stimme, damals, als er zerbrochen und vernichtet war und keinen Widerstand leisten konnte?

"Hilf mir, süßester Jesus", flüsterten seine Lippen, aber nur seine Lippen. Die Verwirrung blieb.

DER PRÄFEKT, DER IN DIESEM AUGENBLICK die Division beobachtend vorbeimarschieren ließ, erkannte nichts von verbotenen Gedanken auf dieser ernstesten und gesammelten Stirn. Ja, es war doch wohl unbedenklich, diesen Neitperg bei der Theatervorführung mitwirken zu lassen.

Er schloß sich dem letzten Glied der langen Kette an und schritt mit langen Schritten durch den Studiensaal. Seine Stimme sprach hier das Gebet um Segen bei der Arbeit vor. Als er geendet hatte, befahl er: "Setzen!" Dann kramte er, von allen Augen beobachtet, die Liste der Ausgewählten aus seiner Tasche.

"Aufpassen!" kam seine Stimme vom Katheder, "alle herhören! Wie in jedem Jahre, so findet auch in diesem zur Feier des abgeschlossenen Semesters eine Theateraufführung statt. Das wißt ihr sowieso schon. Er gelangt zur Aufführung *Julius Cäsar* von Shakespeare. Für die Massenszenen werden noch Mitspieler gebraucht. Die, die ich aufrufe, können Schluß machen und sich in den Spielsaal der ersten Division begeben."

Ein Gesumm lief durch die Bänke und verging wieder.

"Ruhe! Es folgen die Namen!" Es waren die Namen, die zu erwarten gewesen waren. Natürlich hatte ein Geiger und ein Reiz nicht aufgefordert werden können. Daß auch Bondi übergangen wurde, erregte Aufsehen. Der schwarzhaarige Bub begann zu weinen. Robert betrachtete ihn nachdenklich.

Der war jetzt genau dorthin gerutscht, wo Robert bis vor kurzem gesteckt hatte, alle traten auf ihm herum und ließen kein gutes Haar an ihm.

"Robert Neitperg!" verlas der Präfekt Pater Zumstein, und lächelte fein, mit gespitzten Lippen. Er nickte diesem Neitperg zu. Der Bengel hatte sich herausgemacht, er war selbstbewußt geworden, er lächelte, Gott sei Dank, zurück. Das war gut. Hatte der Pater Generalpräfekt nicht wiederholt darauf verwiesen, daß dieser Neitperg aufzurichten sei?

Riedinger, natürlich. Zöllner bildete den Beschluß der Liste. Es geschahen keine Wunder in der Immakulata, wer es sich verdient hatte, wurde aufgefordert, heute zum Theaterspielen, dereinst zur ewigen Seligkeit. Die Lehren des Ignatius verlangten nichts Unmögliches und verbürgten doch den Erfolg im Diesseits wie im Jenseits.

"Ich nehme an, daß diejenigen, die mitspielen, dadurch nicht in ihren Leistungen beeinträchtigt werden. Die Schauspieler können jetzt aufstehen und gehen. Aber ordentlich und ruhig, verstanden? Alles andere hören sie dort!"

Der Spielsaal der ersten Division enthielt die Bühne. Er lag zu ebener Erde. Man mußte also die Treppen hinabsteigen, wenn man ihn erreichen wollte, und an den Knaben Ora und Labora vorbei ins Erdgeschoß gehen, wo der Gang zum Spielsaal abzweigte.

Das Rudel Buben stieg ungeordnet die Treppen hinunter. Bei solchen außerordentlichen Anlässen war es nicht notwendig, in Zweierreihen anzutreten. Dann brauchte man nur feierlich dreinzusehen und Stillschweigen zu üben, um seinen Pflichten nachzukommen. Sie polterten an den marmornen Musterknaben vorbei, fleischgewordene Abbilder dieser Idealgestalten.

Draußen schien noch die Sonne. Ihr Licht flimmerte im Vorraum des Spielsaales und schuf einen starken Gegensatz zu der Finsternis des Theaterraumes, dessen Rolläden herabgelassen waren.

Robert drängte sich mit den anderen neugierig in der Türe zusammen, denn auf der Bühne ging etwas vor, was er zunächst nicht begriff. Die beiden Vorhänge waren aufgezogen, schwache Beleuchtung erhellte ein staubiges Durcheinander von Kulissen. Verse ertönten. Zwei Gestalten standen mitten darin, eine davon auf einer Kiste, während der Präfekt der ersten Division, Pater Huber, eben mit lauter Stimme "Halt!" rief.

Die Verse brachen ab. Jetzt waren die Buben so nahe herangekommen, daß sie erkennen konnten, wer auf der Kiste stand. Es war Meier von der ersten Division.

"So geht es nicht!" rief der Pater, und fuchtelte mit den Armen herum. "Stell dir vor, du bist Antonius, und sie haben eben vor deinen Augen Cäsar erstochen. Dann kannst du doch deine Rolle nicht wie ein Geburtstagsgedicht aufsagen!"

Zwischen den Kulissen erklang Gelächter. Hinter einer knitterigen Säule, einer Urne und ein paar schadhaften Marmorstufen standen ein paar von der ersten Division, die Schauspieler. Der berühmte Pater Huber, der beliebteste Präfekt der Immakulata, lachte mit. "Also nochmals, Antonius!" rief er.

"Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an!" begann Antonius-Meier, endlich auch für die neu Angekommenen verständlich. "Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen!"

"Halt! Beim Wort *begraben* muß man schon merken, daß Antonius traurig ist, verstehst du das denn nicht? – So!" Der Präfekt schob den Buben von der Kiste, stieg selbst hinauf und wiederholte die Stelle.

Er trug nicht einmal die Toga über den Alltagsgewändern, die Meier trug, und dennoch versanken für Robert in diesem Augenblick die Kulissen. Denn dies hier, dies war Rom.

Der Geist des Dichters griff über die Jahrhunderte hinweg nach ihm und ließ die Welt seiner Gedanken gewaltig vor der Welt der Wirklichkeit erstehen. Die Kunst packte ihn und riß ihn fort, sie verwandelte ihn im Nu und ließ ihn alles vergessen, was er eben noch gedacht und gefürchtet hatte.

Er schreckte hoch, als der Pater plötzlich vor der kleinen Gruppe stand, während Antonius abermals die Kiste bestieg und mit einem leichten Seufzen sich daranmachte, die Römer suit seiner berühmten Grabrede aufzustacheln. "Na, da seid ihr ja", sagte Pater Huber munter. "Ihr kommt gerade zurecht, ihr habt bei diesem Auftritt ohnedies mitzuwirken. Eigentlich sollten wir das Stück von Anfang an nehmen, aber für heute genügt auch dieser Auftritt. Ihr seid ja allesamt noch keine Statisten gewesen. Kommt einmal mit."

Sie schritten durch den geheimnisvollen Eingang neben der Bühne. Jeder von ihnen hatte sich während einer der Aufführungen der letzten Jahre danach gesehnt, auch einmal durch diesen Eingang schreiten zu dürfen, und nun war es so weit. Es gab freilich einige unter ihnen, die sich auch durch die Entschleierung dieser letzten Geheimnisse nicht rühren ließen. Abel etwa stieg mit sichtbar gerümpfter Nase über das Gerümpel, das nach Leim und nach Staub roch. Der Wirrwarr der Kulissen, die neu gemalt und hergerichtet wurden, sah nicht eben vielversprechend aus, wenn man ihn kritisch betrachtete, und das gewaltige Zeichen Roms, das SPQR, das einer der Oktavianer auf einen Marmorfries aus Leinwand pinselte, wirkte aus der Nähe plump. Aber aus diesem Durcheinander heraus führte eine Treppe auf den Bretterboden der Bühne, dorthin, wo der Redner Antonius plötzlich steckenblieb und verächtlich von der Höhe seiner Kiste herab auf die Anfänger sah, die noch alles zu lernen hatten.

Hinter den Versatzstücken und Kulissen standen die Großen und grinnten. Aber bald darauf stellte sich heraus, daß sie durchaus nicht etwa alle mit tragenden Rollen bedacht worden waren, sondern daß manche unter ihnen ebenfalls nur Bürger Roms oder Legionäre, je nach den Erfordernissen des Stückes, darzustellen hatten.

"Paßt einmal auf", sagte der Pater Regisseur und entwarf in knappen Worten ein Bild des Auftritts. Cäsar lag freilich noch nicht auf der Bahre, er war eben nicht zugegen, er hatte heute nicht zu proben. Aber Pater Huber zauberte ihn mit ein paar Worten auf das leere Gestell mit den staubigen Purpurkissen, so daß wenigstens Robert meinte, den Blutdunst zu riechen, der von der Bahre und dem Ermordeten aufstieg.

"Du bist doch der Neitperg?" wendete er sich plötzlich an Robert. "Schön, daß du mitspielst. Und paß gut auf, vielleicht lasse ich dich im nächsten Jahr schon sprechen, du sollst ja das Zeug zu einem Künstler in dir haben." Robert stand erstarrt. Was hörte er da? Er sollte das Zeug zu einem Künstler in sich haben? War denn das alles noch lebendig, glaubte man denn sogar hier an ihn? Aber es blieb ihm keine Zeit zum Überlegen, denn der Pater sprach jetzt zu Antonius. "Meier, noch einmal von vorn, und ihr anderen bleibt vorläufig hier stehen und paßt auf. Es dreht sich darum —", und er erklärte den Neulingen die berühmte Rede des Antonius.

Meier runzelte die Stirn, ehe er wieder begann. Es war nicht angenehm, vor diesen Kleinen zu deklamieren, vor diesen Kindern, die zwei oder gar drei Klassen unter ihm standen. Aber es mußte natürlich sein, und irgendwo kitzelte es doch angenehm, ihnen zu beweisen, was für ein Kerl man als angehender Maturant doch war. Er wendete sich zur Bahre und knickte ein wenig in sich zusammen. Dann hob er den rotgestreiften Saum der Toga vor das Antlitz und begann wieder: "Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an!"

Wieder versank rund um Robert die Welt. Die Kunst des Meisters griff mit beiden Händen nach ihm, sie packte ihn und zerrte ihn in einen Wirbel der Empfindungen und Gesichte hinein. Er hatte bisher nicht viel von Versen verstanden, nur ein einziges Gedicht, in dem der Untergang des Galliers

Vercingetorix beklagt wurde, war ihm nah gekommen. Hier begriff er auf einmal diese unerhörte Kunst, die fähig war, den Hörer in den Kreis der ihr eigenen Gedanken zu zwingen. Die Sprache des großen Engländers dröhnte in seinen Ohren. "Mein Herz ist in dem Sarge hier bei Cäsar!" klagte Antonius, und es war Robert, als schnüre ihm eine Faust die Kehle zu. "Mich dünkt, in seinen Reden ist viel Grund", sagte plötzlich einer der Bürger in Kniehosen, und Robert nickte mit dem Kopf. Ja, das war richtig! Was Antonius gesagt hatte, das stimmte.

Er empfand die köstliche Klarheit des Aufbaus dieser Rede, er fühlte ihre tiefe Durchdachtheit und ihre wohlabgewogene Wirkung. Er erlebte an sich selbst, wie er zuerst von wechselnden Stimmungen hin und her gerissen wurde, bis endlich aus den satten Spießbürgern Mordbrenner geworden waren, die nach dem Blut der Cäsarmörder dürsteten. "Geht, holt Feuer!" schrien einige, und "Reißt Bänke ein!" Das packte, da konnte man nicht einfach stehenbleiben, da mußte man nach einer Latte oder einem Stock greifen, um diesen Brutus und seine Genossen unschädlich zu machen.

Er erwachte, als der Jesuit abwinkte. "Habt ihr aufgepaßt?" fragte er.

"Ja!" bestätigte Zöllner für sich und die anderen.

"Dann hört her! So geht das natürlich nicht. Ihr seid steif dagestanden und habt euch die Rede angehört. Der einzige, der ab und zu versucht hat, eine richtige Gebärde zu machen, war der kleine Neitperg. Das war brav, aber auch das genügt nicht. Wir proben also noch einmal, und diesmal werde ich euch sagen, was ihr zu tun habt. Meier, vorwärts!"

Draußen mußte der Tag längst dem Dunkel gewichen sein, aber keiner dachte daran. Sie standen in diesem matterleuchteten Raum, als gehöre er nicht zur gewöhnlichen Welt. Es gab in diesem Augenblick für sie nur diese Bühne, die wie eine Insel im Dunkel des Spielsaales schwamm. Sie war der einzige greifbare Fleck Welt im großen Dunkel der Versunkenheit, das den Alltag ausgelöscht hatte.

Der Schein war mächtiger als die Wirklichkeit, die Kunst war gewaltiger als der Alltag. Robert blickte verwirrt um sich, als der Pater endlich erklärte, es sei genug für heute, und morgen wäre auch noch ein Tag für Proben.

Betäubt, die Worte des Antonius in den Ohren, schritt er in dem Häuflein Kameraden dem Studiensaal zu. Es war sehr schwierig, sich wieder in die kleine Welt zurückzusetzen, die er doch erst vor kurzen Stunden verlassen hatte, in die Welt der winzigen täglichen Pflichten und der grauen Langeweile. Aber es half nichts. Die Aufgaben für morgen mußten präpariert werden, denn es ging nicht an, daß er seine Studien vernachlässigte.

DER PRÄFEKT ÜBERFLOG VOM KATHEDER HER die Gesichter der Buben, die an der Probe beteiligt gewesen waren. Daß die Stumpferen und die Gefestigten nicht bedroht gewesen waren, hatte er im voraus gewußt. Daß aber sogar dieser sonderbare Neitperg scheinbar völlig gleichmütig arbeitete, war erfreulich. Eine peinliche Erinnerung war allerdings mit diesem Anblick verknüpft, die Erinnerung an eine Unterredung mit dem Generalpräfekten, die sich genau auf dieses Thema bezogen hatte. Der Präfekt hatte Bedenken geäußert, als der Alte Neitperg für eine Statistenrolle bestimmte. Zumstein neigte den Kopf über die dünnen Blätter des Breviers, als er an diese Unterredung dachte.

"Ich bin dafür, Neitperg spielen zu lassen", hatte der Alte gesagt.

"Ich möchte in aller Bescheidenheit einwenden, daß ich gewisse Befürchtungen hege", hatte Zumstein geantwortet.

"Welche, wenn ich bitten darf?" hatte der Alte scharf zurückgefragt.

"Solange er malte, fügte er sich schlecht in die häusliche Ordnung ein, seit er sich nicht mehr mit Kunst beschäftigt, ist er ein gutes Mitglied der Gemeinschaft geworden!"

"Ich bestehe darauf, daß er mitspielt", hatte der Generalpräfekt geantwortet, und Zumstein hatte sich, getreu dem Gelübde zum Gehorsam, ohne Einwendung gefügt.

Der Generalpräfekt hatte offensichtlich recht behalten. Der Pater warf einen langen Blick zum Pult Neitpergs hinüber. Der hatte das Haupt gesenkt und murmelte vor sich hin, begreiflich, da er ein Stück Homer memorierte; daß zwischen den Versen der alten Griechen die neueren Verse Shakespeares unhörbar aufklangen, konnte der Präfekt nicht erkennen.

Der Atem des ungeheueren Geschehens, das Shakespeare in die knappen Verse seines Dramas gebannt hatte, erfüllte den Studiensaal um Robert und fegte die grobe Wirklichkeit hinweg wie bleiche Schatten. Allmählich aber verschwanden die Gesichte des Geschauten, sie wurden blasser; die gewaltige, fremde Kunst verflüchtigte sich, aber etwas von dieser Stimmung blieb.

Ganz allmählich wandten sich die Gedanken des Buben von Shakespeare ab. Vor seinem inneren Blick entstanden Bilder über Bilder. Diese Bilder hatten noch keine festen Umrisse, sie fügten sich in keinen Rahmen, sie besaßen kein bestimmtes Motiv und waren nach keinem Plan aufgebaut. Es waren Bilder an sich, Keimzellen kommender Dinges Möglichkeiten für die Zukunft, erste Anrufe noch ungeschaffener Werke. Es waren Stimmungen, die ihn mit sich führten in jene ungreifbaren Bereiche, in denen Kunstwerke geboren werden.

Er klammerte seine Hände an das Holz des Pultes, bis die Flut der Gesichte verebte, bis die Nebel sich lichteten und durch ihre verfliegenden Schleier die Umrisse des Buches und die Verse Homers wieder sichtbar wurden.

Da schreckte er hoch und sah um sich wie ein Erwachender. Alles war so geblieben, wie es immer war, eintönig, alltäglich. Die Kameraden arbeiteten an ihren Pulten, einer flüsterte verbotenerweise mit dem Nebenmann, der Präfekt las im Brevier, und die Stanzen Raffaels hingen an den Wänden. Als der Pater aufblickte und die Gefahr bestand, daß sein aufmerksamer Blick ihn ertappte, schlug er die Augen nieder. Er versuchte, die Verse zu wiederholen und sah seufzend im Wörterbuch nach, um eine schwierige Stelle zu überwinden. Er entdeckte, daß er seit mindestens einer Viertelstunde nicht vorwärtsgekommen war, erschrak und machte sich mit verdoppeltem Eifer daran, das Versäumte nachzuholen.

Die Traumgestalten hatten von ihm abgelassen, die Verzauberung war von ihm gewichen. Aber sie wartete im Hintergrund, das fühlte er. Sie wartete auf ihn, sie lauerte auf ihn, sie war jederzeit bereit, ihn wieder zu betören. Er duckte sich, denn diese Verzauberung bedeutete Gefahr. Sie kam aus dem Land, das er sich einst selbst verboten hatte, aus dem einzigen Land der Sehnsucht, das er kannte. Sie durfte ihn nicht schwach finden, sie durfte ihn nicht überwältigen, denn sie

bedrohte seine Ruhe. Er fürchtete sie und fühlte ihre Nähe und ihre Gewalt dennoch mit einer aufgewühlten, fiebernden Freude.

Er befahl sich zu arbeiten, er fügte Wort an Wort und Satz an Satz, er löste die verschachtelten Perioden auf und schürfte den Sinn aus dem Gewirr dieser schwerverständlichen Stelle des Homer. Aber es gelang ihm nicht, sich völlig zu betrügen. Er wußte, auch wenn er es vor sich selbst nicht zugab, daß das Große und Einmalige von früher, die Ursache seiner Freuden und Gefahren, wieder da war. Das Einst war auferstanden unter den Worten des Mark Anton.

Er begann, sich mit dieser neuen Möglichkeit zu beschäftigen. Er versuchte abermals einen Ausweg zu finden, eine Möglichkeit, das Unerhörte mit dem Alltäglichen, das Gefährliche mit dem Erlaubten zu vereinigen. Er durfte sich natürlich nicht so tölpelhaft wie damals. diesen unhörbaren und doch so deutlichen Zurufen stellen, denn sie hatten Wirrnis bedeutet, Qual, Fehle, Vernichtung, Fieber und letzte Pein. Wenn man sich ihnen nicht bedingungslos überant wortete, ließen sie sich vielleicht einfügen und einbauen, ließen sie sich vielleicht in gemessenem Abstand halten und nur dann hervorrufen, wenn es erlaubt war, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Er seufzte auf, stellte fest, daß er endlich begriffen hatte, was Homer an dieser Stelle der Ilias zu sagen hatte, und klappte das Buch zu. In wenigen Minuten war es Zeit zum Abendessen. Dann ging es in die Pause, und dann kam wieder Studium, währenddessen der Rest der Aufgaben erledigt werden mußte.

Es war freilich nicht leicht, allein den rechten Weg zu finden. Er hatte es sich abgewöhnt, seine Gedanken anderen mitzuteilen, wenn sie gefährliche Grenzgebiete streiften. Diesmal drängte es ihn aber, sich einem Freunde anzuvertrauen.

Geiger stand in einer der Fensternischen, als Robert während der letzten Abendpause an ihn herantrat. "Na, Musterschüler?" begrüßte er ihn spöttisch.

"Nichts. Ich meine, nichts Besonderes. Ich dachte bloß, es würde dich vielleicht interessieren, wie das beim Theater ist."

"In einem halben Jahr geht mich das einen Dreck an."

"Du hast dich doch immer für solche Sachen interessiert!" Der andere zuckte mit den Achseln.

"Für das Malen zum Beispiel!" Jetzt war der Übergang endlich gefunden, jetzt hatte er das große Wort endlich ausgesprochen.

"Du malst ja gar nicht mehr."

"Nein, eben nicht. Aber vielleicht später. Natürlich später."

"So, du denkst immer noch daran?"

"Ja, ich denke noch daran!" Er war rot geworden, jetzt, im Gespräch, war ihm endgültig klargeworden, was diese Gesichter, was die ganze Unrast dieses Tages zu bedeuten gehabt hatten.

Aber Geiger kümmerte sich wenig darum, denn das Wort Theater hatte für ihn einen viel lockenderen Klang. "Wie ist das also mit dem Theater?" erkundigte er sich gönnerhaft.

"Du, das ist ganz fabelhaft."

"Was ist fabelhaft?"

"Das Stück! Der Cäsar! Als ob man das alles selbst erlebt, so ist das. Schade, daß du nicht mit dabei bist."

"Ist mir ziemlich egal. Aber jetzt bleibe einmal bei der Sache. Wie ist das mit den Kulissen und mit dem Schnürboden?"

"Darauf habe ich gar nicht geachtet." Er runzelte die Stirn, er mußte dieses Gespräch doch in Gang erhalten, denn wenn er auch vom Theater sprach, so sprach er doch von der Kunst im allgemeinen, und dazu gehörte auch das Malen. "Ja, da sind die Versatzstücke, eines sah wie eine Bildsäule aus, die Statue des Pompejus, weißt du, bei der Cäsar ermordet wurde."

"Wie hat die genau ausgesehen?"

"Eigentlich nichts Besonderes, vorn bemalte Leinwand und hinten so ein Gestell aus Latten. Das wirkt nur aus der Ferne."

"Das könnte man noch besser machen, wie? Massiv oder schöner bemalt, was? Darüber müßte man nachdenken. Wenn ich nur wüßte, wie man die Kulissen bewegt!"

"Ich will das gern morgen ansehen", sagte Robert versöhnlich. "Aber besser malen, das lohnt sich wohl nicht. Ich glaube, es würde stören, das alles ist ja nur Nebensache. Es gehört nur so nebenher zum Stück!"

"Ich finde, man könnte ruhig auch so ein Ding anständig machen."

"Nein, das ist nicht notwendig, das lenkt nur ab."

"Na, ich habe mir darüber auch noch nie den Kopf zerbrochen. Ich habe ja schon andere Theater gesehen, in Wien, so kleine Bühnen, ich könnte dir da Sachen erzählen, aber das ist zu gefährlich mit dir: Sonst streicht da wieder einer herum und lauscht. Und dann sind dir unterdessen auch so heilige Ohren gewachsen. Ist alles nichts für dich."

Robert wehrte ab. Sie ließen ihn nicht mehr gelten, die beiden, Geiger und Reiz. Bei den Führern stand er in gemessenem Ansehen, diese beiden Wildlinge nahmen ihn nicht mehr für voll. Das schmerzte, denn sie waren nun einmal seine Freunde, und seltsam, auf einmal das wesentlichste Maß der Dinge. "Unsinn," versicherte er hastig, "das denkst du nur!"

"Neitperg, du hast dich zu deinem Vorteil verändert", äffte Geiger die Stimme der Katz nach.

"Ich habe mich überhaupt nicht verändert. Wieso denn eigentlich?"

"Na ja, du bist eben zu Kreuz gekrochen, mein Sohn," sprach Geiger salbungsvoll, "wenn ich es mir genau überlege, kann ich es dir nicht einmal übelnehmen, aber im großen und ganzen habe ich für so etwas nicht viel übrig."

Robert trat ganz dicht an Geiger heran. Sein schmales Gesicht glühte in die überlegenen, häßlichen Züge des anderen hinein. "Du." zischelte er heiser, "das stimmt nicht, das ist Blödsinn. Ich bin nicht zu Kreuz gekrochen. Gerade heute habe ich wieder an allerlei gedacht, an das Malen und so, man muß da eben vorsichtig sein, man darf nicht alles zeigen, was man denkt."

"Oh, hast du das auch schon gemerkt?"

"Ja, damit du es nur weißt. Und wenn du nicht mein Freund sein willst, dann sag es nur gleich!"

Geiger blickte den anderen stumm an. Sein Gesicht geriet auf eine lächerliche Art durcheinander. "So," sagte er, "das habe ich nicht gewußt. Na, meinerwegen

kann es auch bei dieser Freundschaft bleiben, nicht wahr? Man redet manchmal Quatsch."

»Aber ernsthaft?"

"Natürlich, Maler," sagte Geiger zärtlich, "ernsthaft!"

Der seltsame Tag neigte sich seinem Ende entgegen. Er hatte mit Unruhe und Unlust begonnen, er endete in einer Erhebung des Gefühls in einem neuen Erwachen des Willens.

Vor seinem Pult, während er seine Aufgaben beendete, dachte Robert über seine Erlebnisse nach. Was hatte er doch zu Geiger gesagt? Wieso war er dazu gekommen, ihm zu erklären, er wolle noch malen? Er hatte doch seit Wochen nicht an Farben und Stifte gedacht, er wäre auch jetzt, in diesem Augenblick, nicht fähig gewesen, ein bestimmtes Motiv zu nennen, das ihn anzog. Wollte, konnte er denn wirklich noch malen? Und ging das hier an? Wie ließ sich dieser neue alte Plan mit seinem augenblicklichen Leben vereinigen, in welcher Form war es möglich, der verloren geglaubten und nun doch wiedergefundenen Begabung zu leben, ohne Anstoß zu erwecken? Er war schlau geworden, er ging nicht mehr mit dem Kopf durch die Wand, er hatte gelernt. Man mußte sich erst den äußeren Frieden mit vielen schlaun Vorbehalten sichern, wollte man ein Eigenleben führen, das hier nicht gern gesehen wurde. Er war ja nun anerkannt worden, weil er auf sein Eigenleben verzichtet hatte. Wie sollte er es damit in Zukunft halten?

Es war verlockend, jetzt, sofort, um Freistudium zu bitten und die Malgeräte hervorzuholen, die irgendwo im tiefsten Innern der linken Pultklappe lagen. Es war ungeheuer verlockend, sich vorzustellen, daß es durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, Freistudium zu erhalten. Er hatte in der Klasse längst wieder seinen alten, guten Platz zurückerobert, er wurde nicht mehr vom Unterpräfekten geprüft, wenn er behauptete, mit seinen Aufgaben fertig zu sein. Er brauchte nur den Finger zu heben, dann ging alles von selbst, dann durfte er den linken Pultdeckel öffnen und das Zeichenpapier hervorholen, dann durfte er die Stifte spitzen und die Farben auf der Palette anreiben. Aber war das zweckmäßig?

Nein, so ging es nicht. Er mußte mit sich ins reine kommen, ehe er daranging, dem Licht nachzustreben, das wieder über seiner Zukunft hing. Er allein

konnte die heilige Flamme hüten, hatte Harald gesagt, er durfte sie nicht wieder der Gefahr des Verlöschtwerdens aussetzen. Dort drüben in der Kongregationskapelle war der Ort der Sammlung, dort wollte er sich prüfen.

ER FÜHLTE DIE WÄRME DES FERNEN LICHTES AUF SICH RUHEN, als die Division sich erhob, um das Abendgebet zu beten. Als Zöllner als erster mit erhobener Hand um die Erlaubnis nachsuchte, in die Kongregationskapelle gehen zu dürfen, schloß er sich ihm sofort an. Eine unbestimmte Hoffnung durchflutete ihn, daß es ihm hier, an diesem geweihten Orte, gelingen werde, Gott und seine Forderungen, die häusliche Ordnung und seine Absichten zu einer Einheit zusammenschweißen. Die Lust an diesem Tun durchflutete ihn wie ein heißer Strom, während er durch die eisigen und schweigenden Korridore und Treppenhäuser der Kapelle zuwanderte. Vor dem niedrigen Eingang zögerte er. Hier" in diesem dunklen Raum, entschied sich seine Zukunft.

Das Ewige Licht flackerte in seiner Schale aus Rubinglas vor dem Altar, dessen Ornamente matt aufleuchteten. Hier hatte Pater O'Donell die Exerzitien abgehalten, hier hatte bei den wöchentlichen Versammlungen der Sodalen Pater Schweizer gesprochen, hierher war er fast jeden Abend gegangen, seit er Kongregant war. Er hoffte auf den Frieden dieses engen Gevierts, dem nicht die weite Feierlichkeit und Öde der großen Kapelle anhaftete. Hier mußte die Entscheidung leicht und Gott wohlgefällig werden.

Er kniete in einer der Bänke nieder, dunkler Schattenriß zwischen anderen dunklen Gestalten, und machte das Zeichen des Kreuzes. Seine Stirn und seine Augen versanken hinter den verschränkten Händen, und seine Gedanken bemühten sich, den Kontakt mit Gott und der Unbefleckten herzustellen.

Aber er erkannte bald, daß es ihm völlig unmöglich war, sich zu konzentrieren. Mark Anton begann plötzlich und eindringlich seine kunstvolle Rede, das Halbdunkel der Bühne tauchte auf, und Robert ertappte sich beim Versuch, die Stimmung dieses Erlebnisses in ein Bild zu kleiden.

Er erkannte den Abweg, auf den er geraten war, bat Gott um Vergebung und versuchte zu beten. Aber es gelang ihm nicht. Er ahnte im gleichen Augenblick

neue Schwierigkeiten, versuchte zu überlegen, wie sie zu überwinden seien, und dachte mutlos, daß dies unmöglich sein werde. Hier gab es nur ein Aufgeben der Persönlichkeit oder einen Kampf um die Persönlichkeit, das wußte er nun.

Bedrängt von aufgeregten Bildern, zwang er sich endlich dazu, einige Gebete zu sprechen, und verließ dann aufgestört den Raum. Was er erhofft hatte, war nicht eingetreten. Er hatte keine Klarheit gewonnen.

Trotzdem ihn offenbar neue Gefahren erwarteten, war er glücklich wie lange Zeit nicht mehr. Das Bewußtsein des neuerwachten Könnens übertäubte jede andere Empfindung. Er scheuchte alle Zweifel von sich und schlief mit dem Gedanken ein, daß der neue Tag vielleicht die Lösung bringen würde.

Der Präfekt Pater Zumstein beobachtete in den folgenden Tagen immer aufmerksamer den Internisten Neitperg. Es war nicht möglich, festzustellen, daß der Bub seine Pflichten versäumte. Wie der Pater ganz genau wußte, bekam Neitperg zu Semesterende ein Vorzugszeugnis. Hier konnte er also nicht einhaken. Robert benahm sich genau so, wie man es von ihm erwarten konnte, und doch wurde der Pater ein Gefühl der Unsicherheit und Sorge nicht los. Er glaubte, daß sich hinter dem ernstesten und gesammeltesten Ausdruck des Buben etwas verbarg. Was es war, ahnte er freilich nicht, doch war alles, was dem gewohnten Gang der Dinge zuwiderlief, gefährlich. Wer sich über die Grenzen des Empfohlenen hinauswagte, lief Gefahr.

Robert selbst kämpfte in diesen Tagen einen aufreibenden Kampf. Shakespeare hatte seine Begabung wieder erweckt, das schien ihm sicher zu sein. Aber es war ihm dabei völlig unmöglich, einen Vorwurf zu finden. Er quälte sich ab, er versuchte, in Gedanken Bild um Bild zu entwerfen, aber es gelang ihm nicht, sich auf einen Vorwurf festzulegen. Das quälte ihn. War er so verdorben, daß es ihm nicht mehr gelang, ein Motiv zu entdecken?

Das Theaterstück, dessen Proben fast täglich stattfanden, wirkte so gewaltig auf ihn, daß es ihn anspornte, aber gleichzeitig seinen Mut brach. Er fühlte, wie ungeheuer überlegen ihm dieser Meister war, es stachelte ihn an, selbst etwas Gutes zu schaffen, aber sein Geist war trocken und spröde. Er war viel zu jung und unerfahren, um zu wissen, daß diese Unrast jedem künstlerischen

Schöpfungsvorgang vorangeht. Voller Unruhe suchte er umher. Er spähte nach dem Zeichen aus, das ihm seine Berufung bestätigte, ehe er erneut den Glauben an sie verlor.

Einmal spöttelte Geiger darüber, daß er noch immer nicht begonnen habe, zu malen. "Du malst ja gar nicht, Maler", sagte er.

"Später," antwortete Robert, "später."

"Ich möchte wissen, auf was du eigentlich wartest!"

"Das möchte ich auch wissen", erwiderte Robert mit einem solchen Ausdruck der Verzweiflung, daß Geiger sofort einlenkte.

"Du hast ja Zeit," erwiderte er, "es eilt ja nicht."

"Doch, es eilt!"

Nein, so ging das nicht weiter. Es mußte etwas geschehen. Es mußte sogar sofort etwas geschehen, denn er lief sonst Gefahr, diesen ganzen Schwung ungenützt sich verzehren zu lassen. Wann aber kam eine neue Zeit des Auftriebs? Das war nicht abzusehen. Der Präfekt beobachtete ihn immer aufmerksamer. Einmal holte er ihn sich heran: "Komm einmal her, Neitperg", sagte er.

Robert erschrak. Er fühlte sich auf verbotenen Wegen, aber er war nicht mehr dumm genug, um dies durch Trotz zu bestätigen. Er haßte sich selbst in diesem Augenblick, weil es ihm gelang, ein glattes und erstauntes Gesicht zu schneiden und ganz verbindlich "Bitte?" zu sagen.

"Hast du irgend etwas, was dich bedrückt?" forschte der Präfekt. Robert verkroch sich in sich hinein. Dieser Mann wäre der letzte gewesen, dem er sich anvertraut hätte. Ach, es war so verlockend, sich jemandem anzuvertrauen, Harald etwa, oder Beate. Beate! Daß er sie ganz vergessen hatte. Was hatte der Präfekt eben gefragt? "Nein, Pater Zumstein," antwortete Robert ruhig, und immer noch den Erstaunten spielend, "ich wüßte nicht!"

Der dunkle Blick des Präfekten bohrte sich in den seinigen. Der Bub hielt ihm stand. Es war für den Jesuiten unmöglich, nach all den Vorschriften des Generalpräfekten zur Behandlung dieses Falles nun etwa dem Buben geradewegs auf den Kopf zuzusagen: "Bei dir stimmt etwas nicht!" Nein, es blieb nichts anderes übrig, als auf eine Ergänzung, ein Bekenntnis zu warten. Lange Sekunden

stand der Präfekt vor dem Buben, bis er endlich erkannte, daß es unmöglich war, hinter dieses geschlossene Visier zu sehen. "Dann ist alles gut", sagte er lahm und entließ ihn.

Und gerade ihm hatte der Generalpräfekt das Amt des Studiensaalordners zugedacht! Der Präfekt beschloß, bei der letzten Konferenz vor den Semesterferien seine Befürchtungen lautwerden zu lassen.

"Ich widerrate gerade diesem Amt", erklärte er dem Alten, der ihn unter seinem Schirm anfunkelte, trotz aller schlechten Erfahrungen.

"Warum?"

"Ich vermag meine Befürchtungen nicht in Worte zu kleiden. Ich muß aufrichtig zugeben, daß ich, rein äußerlich betrachtet, über Neitperg nicht klagen kann. Aber ich habe den Eindruck, daß seine Seele verschlossen ist, daß er an Dinge denkt, die ich nicht im entferntesten ahne." Er hielt inne, sah den boshafte Spott in den Augen des Generalpräfekten und schloß: "Bei jedem anderen in der Division kann ich ungefähr angeben, womit er sich beschäftigt, bei Neitperg nicht."

Der Alte hämmerte ungeduldig mit dem Bleistift auf sein Pult. "Das ist sehr bedauerlich", sagte er ironisch.

"Ich bitte das nicht mißzuverstehen. Ich widerrate nicht, ihm das Amt eines Bücherquästors oder was es sonst immer ist zu geben. Der Studiensaalordner aber bleibt abends länger im Studiensaal, er kommt später in den Schlafsaal, er kann endlich noch die Kongregationskapelle besuchen, kurz, er befindet sich oft ohne Aufsicht. Ich weiß nicht, was Neitperg in dieser Zeit denken und treiben wird."

Der Alte reckte sich grimmig in die Höhe und bekam seinen gefürchteten roten Hals. "Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Neitperg auch in Ihrer Anwesenheit denken kann, was er will! Sie wollen anscheinend diese Sache, nachdem ich sie mühsam beigelegt habe, zu einem Skandal treiben. Sie wollen einscheinend Ihre verfehlte Methode des ewigen Nörgelns und Mißtrauens, die sich als so schädlich erwiesen hat, weiter anwenden! Wir müssen unbedingt dafür Sorge tragen, daß der Bub im Institut bleibt! Ich sage Ihnen, daß es Robert nur ein Wort bei seinen Eltern kostet, um herausgenommen zu werden. Wie Sie wissen, hatte seine Mutter halb und halb bereits die Absicht dazu. Die Zeiten sind

hart, uns stehen noch schwere Kämpfe bevor. Wir sind hier ein Vorposten Roms, wir dürfen niemand verlieren, verstehen Sie mich? Der Bub hat ein ganz ausgezeichnetes Zeugnis zu erwarten, er hat gute Noten in Betragen, der Pater Schweizer ist zufrieden mit ihm, der Pater Krug ist zufrieden mit ihm, und nun kommen Sie mir mit Ihrem läppischen Verdacht! Nennen Sie mir eine glaubhafte Verfehlung, nur eine! Sie können das nicht? Was wollen Sie denn dann eigentlich? Ich bin unzufrieden mit Ihnen! Neitperg wird Studiensaalordner!"

"Ich ordne mich den Befehlen Euer Hochwürden willig unter", flüsterte der Präfekt. Und jedesmal, wenn er sich an diese fatale Unterredung erinnerte, stieg ihm mattes Rot in die blaurasierten Wangen.

DIE FEIERLICHE ZEUGNISVERTEILUNG IN DEN KLASSENZIMMERN war vorbei. Die Division sah erfreut den drei Tagen Semesterferien entgegen, die nun folgten. Draußen wehte Tauwind, die Skeletonbahn zerfloß wieder zu jenem wässrigen Schneebrei, aus dem sie entstanden war und den die Buben Apfelmus nannten. Die Flächen der Eisbahnen waren Seen geworden und die Straßen starrten vor Tauschnee und zerfahrenem Dreck. Das war sehr erfreulich, denn das hinderte wenigstens für den ersten Tag der Ferien am angesetzten Spaziergang. Für ausfallende Spaziergänge gab es Freistudium, das weitaus beliebter war.

Dieses erste Freistudium nach der Zeugnisverteilung hatte seine besondere Note. Draußen stand die Sonne hinter geballten Wolken, die im frühlingshaft lauen Wind dahintrieben, und warf ab und zu einen Armvoll Strahlen auf die zerlaufende Winterherrlichkeit. Drinnen saß die Division im Studiensaal und fieberte, Hoffnungen und Angst vor Enttäuschung in den Köpfen. Die Ämter sollten neu verteilt werden.

Die Division, den Präfekten an der Spitze, betete und setzte sich. Pater Zumstein holte einen jener Zettel hervor, auf denen Erhöhung und Erniedrigung, Enttäuschung und Erfüllung verzeichnet war.

"Ich verlese die Liste der neuen Amtswalter. Die alten Amtswalter haben ihre Ämter gut verwaltet, ich danke ihnen dafür im Namen der Division. Die neuen Amtswalter sind folgende:

Vorbeter bleibt Zöllner. Zöllner, du bist nach wie vor ein Muster für die Division. Deshalb widerfährt dir die Ehre, dieses schönste Amt erneut übernehmen zu dürfen."

Robert sah in seltsamem Zwiespalt auf den großen Mann hinter dem Pult. Jetzt kam er daran, bald mußte auch sein Name fallen. Die alte Hoffnung ging nun in Erfüllung. Vielleicht änderte sich sein Leben doch wieder zum Frieden? Vielleicht war dann doch die Unrast zu Ende, vielleicht fehlte nur noch diese sichtbare Erhöhung zum Glück? Ach, er hatte sich ja wieder vom Liegeplatz im Hafen dieser frommen Gemeinschaft losgerissen, er trieb ja schon wieder allein auf der See; es wußte es noch keiner, aber es war doch so Er fürchtete sich, er hatte bleiche, gemeine Angst vor dieser Fahrt, vielleicht kam jetzt das Amt und ließ ihn vor Anker gehen?

"Studiensaalordner", kam die Stimme des Präfekten in seine Verwirrung, "ist diesmal Neitperg. Ich freue mich, dir auf besonderen Wunsch des Pater Generalpräfekt dieses zweithöchste Amt in der Division übergeben zu können. Du weißt, daß es ein Amt des Vertrauens ist. Verwalte es gut!"

Das Pult vor Robert leuchtete plötzlich hell auf, ein Sonnenstrahl hatte sich durch die ziehenden Wolkengebirge geschlichen. Er war also Studiensaalordner, er hatte den zweithöchsten Platz im Aufbau der Division erhalten, mehr, als er sich je gewünscht hatte. Und es ließ ihn vollständig kalt. Es war also zu spät.

Nein, dieser Anker griff nicht mehr in den Grund, er war schon zu weit hinausgetrieben. Er saß da, leer und kahl, er konnte sich nicht mehr freuen. Wozu das alles?

Wie im Traum hörte er der Stimme zu, welche Amt um Amt neu verteilte. Spielsaalquästoren waren nun Riedinger und Abel. Und Vierbrücken war zusammen mit dem unbedeutenden Schmitt Bücherquästor. Hälse reckten sich, Köpfe verdrehten sich, der Neid derer, die übergangen worden waren, war fühlbar. Ja, er war wahrhaft wiederhergestellt worden in den Augen der Division, aber es packte ihn nicht mehr.

Wie im Traum klappte er sein Pult auf und begann damit, seine Habseligkeiten hervorzuräumen. Er mußte ja jetzt das Pult des Studiensaalordners

beziehen, das Pult ganz hinten an der Eingangstür, weit entfernt von der Aufsicht des Präfekten. Es war ein Ehrenplatz, gewiß, aber die Ehre ließ ihn kalt.

Erloschen holte er Stück um Stück hervor. Als er endlich an sein Skizzenheft kam, stutzte er. Er öffnete es, sah die leeren Blätter und erinnerte sich. Ja, er hatte damals alle Bilder zerrissen, er hatte ja einmal Schluß gemacht mit der Vergangenheit, er hatte sich einfügen, hatte einen festen Platz in der Division erringen wollen. Das war ihm gelungen. Aber der Preis, das begriff er endlich, war zu teuer gewesen. Die leeren Blätter blickten ihn vorwurfsvoll an. Wo war das Bild des Mädchens geblieben? Wo war Beate?

Eigentlich müßte er ihr das jetzt alles erzählen und genas erklären. Wenn man über solche Dinge wenigstens schreiben konnte, wurden sie klarer und begreiflicher, aber das ging natürlich nicht. Er konnte doch nicht wieder sündigen. Oder nein, es war doch eigentlich keine Sünde gewesen? Wie war das alles? Er war doch zu unrecht verurteilt worden, er war ja gar nicht schlecht gewesen, sie hatten es sich bloß eingebildet, jetzt versuchten sie, ihn das alles vergessen zu lassen. Wie ein Blitz huschte dieses plötzliche Begreifen durch seine Seele.

Er trug mit verschlossenem Gesicht seine Sachen zu dem neuen Ehrenpult hinüber und ordnete sie ein. Er mußte sich beeilen, denn in einer halben Stunde begann die Generalprobe, und bis dahin mußte er das alles durchgedacht haben. Hauptsache, niemand merkte, was er dachte. Es war zum Beispiel unbedingt notwendig, ein erfreutes Gesicht zu schneiden, nun, er hatte hier schon genug Gesichter geschnitten, es kam nicht mehr darauf an. Er lächelte sogar zum Präfekten hinauf.

Pfui Teufel, war das alles schäbig und verlogen! Er mußte heute noch unbedingt mit Geiger über all das sprechen, Geiger war der einzige, der dafür Verständnis besaß.

War es schön, hier an diesem Pult zu sitzen? Nein, das war es nicht. Es war ebenso widerwärtig wie dieses ganze Dasein in der berühmten Immakulata! Das war ein Leben! Beten und arbeiten und beten und arbeiten und kein greifbares Ziel, nur das dauernde Stirnenrunzeln der Heiligen! Jeden zweiten Tag zur Kommunion, man hatte sich daran gewöhnt, jeden Sonnabend zur Beichte, davor

meist ein Rückfall in die einsame Unkeuschheit da oben im Schlafsaal, auch daran hatte man sich gewöhnt, man beichtete es eben wieder, und damit holla! Und langsam versanken unter dem unhemmbar niederrieselnden Schlamm der Gewohnheit die großen Erinnerungen wie die großen Ziele. Das wollte sie ja, das war ja der Sinn ihrer Erziehung, man mußte als ein handfrommes Lamm das Institut verlassen, williges Werkzeug unerkennter Absichten.

So geht das nicht weiter, dachte Robert und erschrak vor dem Abgrund, der jäh vor ihm aufbrach. Er hatte sich den Tag, an dem er sein erstes Amt übernahm, anders vorgestellt, aber auch so, mit seinem grimmigen Gesicht, war er ihm willkommen. Er war hart gehämmert in der Schule der Leiden, er hatte bestanden, er war nicht zerbrochen, er war Stahl geworden trotz seiner jungen Jahre. Da draußen spielten Sonne und Wolken gewaltige Spiele, Licht und Schatten tanzten über die Hügel. *Wenn ich nicht mehr hier bin*, dachte er mit eisiger Ruhe weiter, *werde ich das alles wieder sehen können. Hier kann ich es nicht.*

Noch verschwieg er sich die notwendige Fortsetzung dieses Satzes. Es hatte ja keine Eile damit; was kommen mußte, kam, das begriff er. Und er sah über den Studiensaal hin, als gehöre er nicht mehr dazu und als wolle er sich das alles noch einmal einprägen. Zuerst kam noch die Probe. Dann konnte er weiter sehen.

AUS DEM THEATERSAAL KLANG DAS STIMMEN DER INSTRUMENTE. Die Schülerkapelle sollte morgen die Aufführung einleiten. Robert sah neugierig auf den weiten Raum des Saales, in dem bereits die Stuhlreihen für die Zuschauer aufgestellt worden waren. Ganz vorn waren einige Sitze mit feierlichen violetten Polstern bedeckt. Dort würde der Bischof neben den Spitzen des Ordens Platz nehmen.

In der Garderobe drängten sich die Buben. Römer in Toga und Legionäre im Panzer stießen sich mit Buben in Kniehosen, Stimmengewirr füllte den engen Raum. Mitten zwischen den Schauspielern tauchte bald hier, bald dort die Gestalt des Paters Huber auf, der überall mit Hand anlegte, wo es galt, ein Gesicht zurechtzuschminken oder eine Toga in geziemende Falten zu ordnen. Von der Bühne her klang dumpfes Gepolter, Versatzstücke wurden gerückt und Kulissen

schwebten einher. Die Instrumente quinkelierten erregend aus dem dunklen Zuschauerraum herein.

Robert streifte seine Kleidung ab und fuhr in sein römisches Kostüm. Er zog die weißen Strümpfe über, die alle Römer auf dieser Bühne trugen und die eine unschamhafte Entblößung der Beine verhinderten, er schlüpfte in das Untergewand, das nach frischer Wäsche roch, dann streifte er die Toga über, deren freier Saum mit schönen Mäandern verziert war. Während er sich mit der Toga abmühte, stand plötzlich Pater Huber neben ihm und half ihm, die Schließe am Hals zuzumachen. "Es geht gleich los," sagte er, "benehmt euch ordentlich und achtet darauf, daß man euch vom Zuschauerraum nicht sehen kann!"

"Du, schaust du dir die Sache auch an, wenn du nichts zu tun hast?" fragte Riedinger plötzlich neben Robert.

"Natürlich!"

"Ob man in den Zuschauerraum gehen kann?"

"Nein, es muß ja heute alles so wie morgen sein. Wir dürfen nur hinter den Kulissen stehen."

Draußen legten die Instrumente los. Es entstand ein hastiges Hin und Her, dann läutete eine Glocke. "Zum ersten Auftritt auf die Bühne!" hieß es.

Die Bürger Roms sammelten sich teils auf der Bühne, teils hinter den Kulissen, so wie sie es gelernt hatten. Sie waren bereit, sich in die Auseinandersetzung mit den Tribunen zu stürzen. Robert stand neben einem Gebäude, über dessen Fassade der Zugwind Falten trieb, und fühlte die Ellbogen des Schusters in den Rippen, der in schwerem Lampenfieber die spitzfindigen Tüfteleien memorierte, die er alsbald dem Tribun Marullus versetzen sollte. Vom Schnürboden hingen seltsame Gebilde herab, die von fern wie Laub wirken mochten, die sich aber, aus solcher Nähe gesehen, in ein Gewirr von ausgefaserter und beklexter Leinwand auflösten.

Das alles sah Robert mit den Augen eines Hellsichtigen, anscheinend unbeteiligt und doch bis zum Letzten bereit und gespannt. Die Musik endete in einem gewaltigen Finale, ein Gongschlag dröhnte durch die jäh einsetzende Stille, der eiserne Vorhang versank. Der Gong dröhnte abermals, der zweite Vorhang

teilte sich und ließ den Blick in den leeren, dunkel gähnenden Zuschauerraum frei. Der Tribun Flavius sprach seine ersten Hetzworte. Die Verse des Genies rissen den kleinen Adepten der Kunst, der auf einem ganz anderen Gebiet arbeiten wollte, mit sich fort, mitten hinein in das strenge und doch kristallen durchsichtige Gefüge des Werks. Dieser Bub hatte das Glück, noch kein Drama in der Schule zerfasert zu haben, ehe er mit dem lebenden Wort des Dichters zusammentraf. So stand er ihm vollständig unbeschwert gegenüber, und nichts hinderte ihn daran, sich dem Strom der Wechselreden anzuvertrauen, der breit und mächtig dahinzuströmen begann. Es war ihm nicht möglich, den Worten genau zu folgen, er begriff nicht den Sinn eines jeden Satzes. Aber er gab sich diesem gewaltigen Schwall hin, er ließ sich treiben und entführen, er fühlte die Pracht dieser Sprache wie das Funkeln vieler Lichter und Farben, und sein Gehirn, angespornt durch das Geschaute, begann wieder an den Gestalten seiner Zukunft zu arbeiten.

Er hatte sich mit den anderen Römern von dem Tribun in eine Ecke drängen lassen, er kam mit den anderen wieder hervor, als Cäsar vorbeizog, und schauerte zusammen, als der Wahrsager die finstere Prophezeiung ausstieß: "Nimm vor des Märzen Idus dich in acht!" Sein Sinn war dem Gewaltigen ganz zugänglich, so daß er um das Leben des Imperators zitterte, als sei dies alles Wirklichkeit und als sei es möglich, Cäsar zu retten. Er hätte in diesem Augenblick vor Cäsar niederstürzen und ihn beschwören können, doch auf die Prophezeiung zu achten, so sehr waren für ihn Spiel und Wirklichkeit zu einem Amalgam verschmolzen.

Er folgte, treu der Regieanweisung, Cäsar, und machte mit den anderen die Bühne frei, um die Verführung des Ideologen Brutus durch den Aufwiegler Cassius nicht zu behindern.

Aufgewühlt von der eigenen Wirksamkeit, suchte er sich ein Plätzchen zwischen den Kulissen und fand sich mit Riedinger zusammen, der gleich ihm die Szene beobachten wollte. Dann schloß er sich Cäsar wieder an, bis die breite Einleitung verrauscht war und der zweite Aufzug den Mordplan zum Reifen brachte.

Er erwachte während dieser Szene allmählich aus seiner Traumversunkenheit. Der ersten Spannung, die ihn beglückt hatte, folgte ein Nachlassen der Nerven,

und ihm war, als sei dieses Stück ihm eine Erfüllung schuldig geblieben. Was hatte er eigentlich von ihm erwartet? Wie sollte das Drama der Schlüssel zur Lösung seiner eigenen Konflikte werden? Und was geschah, wenn seine Hoffnung ihn betrog und wenn er nicht entdeckte, was er suchte?

Die Verschwörer trieben greifbar nahe vor ihm ihr grausiges Spiel, die Fäden, die sich als Schlinge um Cäsars Hals legen sollten, verflochten sich in Rede und Gegenrede. Brutus gab seine Phrasen von sich, und der finstere Cassius drängte. Robert folgte atemlos, abermals hingerissen. Es konnte doch nicht sein, daß das Herrliche zugrunde ging, nur weil die Mittelmäßigkeit schlau unter den Stufen dieses Thrones wühlte! Da schrak er empor, denn es klirrte hinter ihm. Oktavius Cäsar⁵, der bereits voll gerüstet war, hatte sein Schwert an ein wackliges Versatzstück gelehnt, und das Schwert war umgefallen. Jetzt hob er es mit einem trotzigen Gesichtsausdruck auf, während Pater Huber auf ihn einflüsterte.

Dieser trotzige Gesichtsausdruck fesselte den Buben. Der Darsteller des Oktavius war ein hochgewachsener Bursche mit früh ausgeprägten Zügen. Der Helm mit dem wippenden Roßschweiß, der Purpurmantel und das Gefunkel der Rüstung standen ihm gut zu Gesicht. Das Licht brach sich an seinem Helmrand und arbeitete seine Züge hart durch. Alles in allem stellte dieser Oktavius einen Vorwurf dar, der gerade in dieser Beleuchtung auch einen bedeutenderen Maler, als Robert es war, hätte verlocken können.

War dies das Zeichen, auf das er gewartet hatte? Ja, das mußte es sein! Hier war ihm ein Weg gezeigt worden, hier hatte er endlich wieder ein klar umrissenes Motiv gefunden. Es war ärgerlich, daß er nun wieder auf die Bühne mußte, um sich als Quirite durch die Rede des Mark Anton umstimmen zu lassen. Sein Herz war nicht bei der Sache, sein Geist formte am Erlebnis dieses kühnen Kopfes, während er sich in wilden Ausrufen erging, die den Cäsarmördern Unheil verkündeten.

Damit waren seine Auftritte erschöpft, denn es hatte sich gezeigt, daß er zu schwächlich war, um einen der Legionärsharnische mit Ehren auszufüllen. Er hatte also hier nichts mehr verloren und hätte in den Studiensaal zurückgehen können. Es reizte ihn sogar, dies zu tun und den ersten Entwurf zu dem Kriegerbild auf das

⁵ Augustus (MVL)

Papier zu bringen, aber er entschied sich doch zu bleiben. Er mußte die Züge des Oktavius doch genauer studieren, ehe er sie zeichnete.

"Du kannst gehen!" sagte eine Stimme an seinem Ohr. Er schüttelte, ärgerlich über die Störung, den Kopf, blickte auf und sah in das Gesicht Pater Hubers hinein. "Wenn es dir Spaß macht, kannst du auch weiter zuschauen", erlaubte er und ging weiter. Robert blieb. Er beobachtete mit brennender Inbrunst das Gesicht des Oktavian, der nun auf die Bühne trat und der neben dem aalglatten Mark Anton das Spiel zu beherrschen begann. In jener wunderlichen Vermischung von Spiel und Wirklichkeit gab er dem so plötzlich aufgetauchten Helden tatsächlich alle Eigenschaften, die ihm der Dichter verliehen hatte. Er hatte sich jenseits aller Sinnlichkeit in diese männlich kühne Gestalt verliebt, in das Gefunkel der Rüstung, in das Klirren des Kurzschwertes und in das glatte Schimmern der Beinschienen, die die langen Unterschenkel des Oktavian schützten. Jetzt, da sein neuentdecktes Idol, der Vorwurf seiner Kunst und das Vorbild für die Männlichkeit, die er so bitter benötigte, auf der Bühne stand, ging das Stück viel zu schnell seinem Ende entgegen. "Und manche, so da lächeln, furcht' ich, tragen in ihrem Herzen tausend Unheil!" sprach der künftige Augustus und trat ab. Der Vorhang fiel. Wie oft fiel er noch, ehe diese bunte Zauberwelt endgültig dahin war?

Morgen, morgen abend allerdings erst, war alles vorbei. Sechszwanzig Stunden, so berechnete Robert, gab es noch die Nähe des Theaters, gab es die Nähe des Oktavian, der plötzlich von rätselhafter Bedeutung für ihn geworden war, gab es noch Rausch und Traum. Und dann?

Dann mußte er von diesem Erlebnis zehren. Dann mußte er einen Abglanz seines Schimmerns in den neuen Alltag hineinnehmen und mußte ihn sorglich auf die kommenden Wochen verteilen, so daß auch sie nicht bar jedes höheren Erlebnisses blieben. Er mußte mit seiner auferstandenen Kunst knausern, er durfte nur in wohlabgemessenen Teilen von ihr zehren, so daß sie keinen Anstoß erregte, er mußte sie vor jedem verderblichen Zugriff bewahren. Wie hatte Harald damals zu Pfingsten gesagt? Er allein konnte die Flamme hüten, und kein anderer. Rasende Angst im Herzen, fühlte er das ungestüme Verrinnen der Zeit, das ihn aus

diesem verschwenderischen Erleben entlassen und der kargen Zukunft überantworten mußte. Er durfte nicht säumen, er durfte keines der glänzenden Bilder unbeobachtet dahingehen lassen.

Schon erschien der Geist des Ermordeten dem Brutus, schon nickten die Heerhaufen auf die Ebene von Philippi, und das blutige Würfelspiel um das Erbe des Toten begann. Die Reihen der Legionäre marschierten klirrend zwischen den Kulissen auf die Bühne, verschwanden auf der anderen Seite, rannten unsichtbar um die Bühne herum und schlossen wieder auf. Es waren nicht genug Spieler verfügbar, um ohne solchen Trug den Eindruck großer Heermassen hervorzurufen, sollten morgen die Sitzreihen nicht allzusehr gelichtet sein. Die Schlacht nahm ihren längst vorbestimmten Verlauf, die rechtmäßigen Erben Cäsars siegten, Rache der Götter warf die Mörder nieder. Strahlend trat Oktavian auf.

"Nun ruft das Heer zur Ruh, laßt fort uns eilen, und dieses frohen Tags Trophäen teilen!" sprach seine Stimme, dann fiel der Vorhang.

Robert starrte ihn an, er sah, wie der Held erleichtert lächelte, wie er den Helm vom Kopf nahm und sich mit dem Taschentuch die nasse Stirn wischte. Er stand mitten zwischen den Kulissen und versperrte ihm so den Weg.

"Na?" fragte Oktavian, "willst du mich nicht vielleicht durchlassen?"

Robert wich zuerst zurück, dann, von einem unwiderstehlichen Verlangen gedrängt, mit diesem Helden unmittelbar in Verbindung zu treten, sprach er ihn an. Er überschritt damit keck und selbstherrlich die strengen Grenzen, die Division von Division schieden. "Das hast du fabelhaft gemacht", sagte er.

Oktavian steckte das Taschentuch erstaunt weg. Dann lachte er ein wenig, in befriedigter Eitelkeit, denn diese Anerkennung kam aus übervollem Herzen: "Es geht", erwiderte er ein wenig verächtlich. "Du bist doch der komische Neitperg?"

Robert stand wie vom Donner gerührt. Der komische Neitperg! "Ja," stotterte er endlich, "ich heiße Neitperg."

"No, mach dir nichts daraus!" fuhr der Held fort, "auch du wirst noch einmal vernünftig werden!" Er lachte, setzte den Helm auf und schritt auf Julius Cäsar zu, der ihn erwartete.

Der Präfekt musterte ihn eindringlich, als er verspätet in den Studiensaal zurückkehrte. "Du bist länger geblieben. Wo warst du?"

"Pater Huber hat es mir erlaubt."

Der Jesuit bemerkte mit Mißvergnügen, wie das aufgewühlte Gesicht sich versperrte, wie die glatte Maske sich darübersenkte und wie der Blick der Augen vor ihm erlosch. Was ging in diesem Buben vor?

Robert hatte mit Schrecken bemerkt, daß er seinen Gesichtsausdruck zu spät unter Kontrolle genommen hatte. Es kam darauf an, den Eindruck, den diese Unbeherrschtheit auf den Präfekten gemacht hatte, sofort zu verwischen, es kam darauf an, den Pater nicht erst fragen zu lassen. "Es war fabelhaft interessant," sprudelte er plötzlich hervor, "ich denke aber, daß man die Kulissen besser machen kann. Vielleicht kann ich im nächsten Jahr welche malen. Auch an den Kostümen ist vielleicht manches zu ändern!"

Der Präfekt war verblüfft. Er hatte diesen Neitperg noch niemals so aufgeschlossen erlebt, was wollte er? Verbarg er etwas, oder war er ehrlich interessiert? "Darüber läßt sich vielleicht reden," antwortete er zögernd, "du mußt nur immer daran denken, daß alles, was du tust, zur höheren Ehre Gottes geschieht!"

"Jawohl, selbstverständlich!" Und dazu schnitt er ein frommes ergebenes Gesicht, ein Gesicht, das völlig bewußt einen weihevollen Ausdruck annahm und das einfach die nackte Lüge war, denn er hatte nicht einen einzigen Augenblick lang an die höhere Ehre Gottes gedacht.

Zumstein gab es auf, durch diese glatte Maske zu dringen. Vielleicht, ja, wahrscheinlich meinte der Neitperg es wirklich ehrlich. "Es ist gut, du kannst dich setzen!"

Nein, so ging das nicht weiter. Jetzt wurde das ganze Dasein zu einer einzigen Lüge und Verstellung, jetzt wurde er schlecht. Aber es gab keinen anderen Ausweg, als schlecht zu werden, wenn er sich behaupten wollte, es ging nicht anders. Und er mußte doch zeichnen. Oder war auch diese Stimmung verfliegen? War mit dem Augenblick, in dem sich der so heftig bewunderte

Oktavian in einen etwas blasierten Maturanten verwandelt hatte, auch die Intuition dahingegangen, hatte sie gelitten?

Es war keine Zeit mehr, das festzustellen, die Division trat zum Abendessen an. Aber nach dem Abendessen gab es eine Pause, in der er sich seine Zweifel von der Seele reden wollte, und dann, im abendlichen Studium, mußte er versuchen, zu zeichnen. Es war ganz egal, was die Patres dazu sagten, es kam nur darauf an, sich zu bestätigen, daß es noch ging. Da nun alle Fundamente, an die er letzten Endes doch geglaubt hatte, unter seinen Füßen zerbröckelt waren, mußte er sich zu seiner Kunst retten.

Geiger stand zwar in einer größeren Gruppe, aber es gelang ihm doch, ihn in eine leere Ecke zu ziehen. "Du, jetzt male ich wieder", begann er hastig.

"So?" Geiger zweifelte daran, er hatte es schon zu oft gehört.

"Ja, und nächstes Jahr werde ich sogar die Kulissen malen, und vielleicht sogar Kostümentwürfe machen!"

"Das schert mich wenig, dann bin ich nicht mehr hier!"

"Dann bist du nicht mehr hier?!" Das war entsetzlich, dann war der einzige, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte, nicht mehr in der Immakulata. Er hatte es gewußt, aber jetzt begriff er erst, was das bedeutete.

"Du bleibst bis an dein seliges Ende hier, wenn du so weiter machst!" spöttelte Geiger.

"Du meinst doch nicht, daß ich hier maturieren werde? Nein, niemals!" Und jäh überkam ihn ein unwiderstehliches Verlangen, den Freund einzuweihen. "Ich weiß nicht, was mit mir los ist, das alles hängt mir zum Halse heraus. Ich möchte weg, ich werde ja schlecht, wenn ich hierbleibe!"

"Du, paß auf, sonst reitest du uns wieder herein. Sprich wenigstens leise! Du glaubst ja gar nicht, was du da sagst!"

"Doch, natürlich! Man spürt das nicht immer so, aber plötzlich kommt es dann, und dann kann man einfach nicht weiter!"

Geiger beugte sich vor. Sein Pferdegesicht drückte ehrliche Freundschaft und das gleiche Interesse aus, das er auch einem technischen Problem gewidmet

hätte, als er daranging, diese verwirrte Seele zu ergründen. "Wie meinst du das? Ich verstehe es nicht."

"Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll! Also; die haben mich doch immer geduckt, nicht wahr, dich ja übrigens auch, aber dir macht das nichts aus. Und dann war diese Sache, wo ich dann krank geworden bin. Die verstehe ich noch immer nicht. Ich habe früher wirklich geglaubt, daß das die Strafe für meine Sünden war."

"Oh, du Schaf!"

"Ach, laß das, und höre vernünftig zu. Also Mama hat da mit der Katz etwas besprochen, ich weiß nicht genau was, und dann hat die Katz gesagt, daß er sich geirrt hat."

"Das habe ich von Anfang an gewußt, die hier haben doch keine Ahnung von uns."

"Aber sie erziehen uns doch, sie müssen doch eine Ahnung von uns haben!"

"Haben sie aber nicht! Du hast es — wie, möchte ich immer noch gern wissen — fertiggebracht, sie davon zu überzeugen. Die irren sich nicht nur einmal, die irren sich dauernd."

"Das ist doch nicht möglich! Dann können sie ja gar nicht wissen, was Gott von uns will! Denn die Katz hat doch damals in der Infirmerie gesagt, das ist die Strafe für meine Unkeuschheit, und ich war doch gar nicht unkeusch, oder doch?"

"Was du mir erzählt hast, du meine Güte! Du hast ja gar keine Ahnung von solchen Sachen! Nein, unkeusch warst du nicht, darauf kannst du Gift nehmen, ich kenne mich da aus, ich erzähle dir einmal bei Gelegenheit mehr davon."

"Laßt das jetzt. Die haben also wirklich unrecht gehabt? Ich habe es nämlich doch nicht so richtig geglaubt. Man verläßt sich doch auf sie!"

"Quatsch, Maler, die waren im Unrecht."

"Dann haben sie also vielleicht wirklich öfter unrecht. Dann weiß man also nie, ob das stimmt, was sie sagen. Ja, an was soll man sich da halten?"

Geiger lachte belustigt und tröstend in einem. "Was bist du doch für ein Schafskopf! Natürlich haben die keine Ahnung, weder von uns noch von Gott. Die tun bloß so. Oder glaubst du, der liebe Gott macht Politik?"

"Wieso?"

"Die haben doch schwer Politik gemacht, den ganzen Krieg hindurch, mit dem ganzen davongelaufenen Kaiserhaus und insbesondere mit dieser Zita, na, das weiß man doch.⁶ Und glaubst du vielleicht, die Heiligen sind jetzt auf einmal alle Sozialdemokraten geworden, Rote?"

"Du, du lästerst!"

"Ach, Unsinn! Denk doch nach! Früher habt ihr in der ersten Abteilung die Himmelskönigin als Vorbild und Schutzpatronin vor den Bänken gehabt, und wir den heiligen Joseph. Glaubst du, wir haben uns immer gefreut, wenn er uns als musterhaftes Vorbild für einen bescheidenen Lebenswandel vorgesetzt wurde? Ich habe nichts gegen den heiligen Joseph einzuwenden, er kann ja nichts dafür, daß die da Schindluder mit ihm getrieben haben. Na, kurz und gut, jetzt sind auf einmal beide Heilige für die neuen Divisionen da, man kann sich aussuchen, wen man lieber hat. Das ist nur so ein Beispiel, mir fiel es gerade ein."

"Stimmt," sagte Robert leise, "das war so, daran ist nicht zu tippen."

"Na ja, und das ganze andere Gerede. Geht etwas schief, dann war es eine Prüfung oder eine Strafe, geht etwas gut, war es eine Gnade des Himmels oder eine Belohnung; die tun ja immer, als wüßten sie ganz genau, was Gott sich denkt. Du hast es ja selbst erlebt! Na, und was ist dabei herausgekommen? Sie haben danebengehauen. Mich wundert es nicht. Oh, Kerl, wenn uns einer zuhört, dann fliegen wir beide!"

"Du, ich kann das alles nicht glauben!"

"So denk doch nach! Bist du vor dem ganzen Knatsch ein anderer gewesen wie heute? Nein! Aber damals haben sie dich gehetzt, daß es ein Jammer war, einfach, weil du nicht genug pariert hast, na, und jetzt bist du Liebkind, daß es nicht mehr höher geht. Du, die sind schlau, die denken sich immer etwas dabei. Ich weiß nicht, was ihnen an dir liegt, aber sie brauchen dich. Mensch, die treiben mit uns, was sie wollen. Schau dir doch an, wen sie bevorzugen! Schleicher, wie den Abel, sture Bravlinge, wie den Zöllner, früher sogar solche Idioten wie die

⁶ Die Exkaiserin Zita betrachtete die Wiedererlangung des Throns als eine von Gott auferlegte Pflicht, ermunterte ihren Mann Karl, nicht aufzugeben, und unterstützte ihn bei seinen Restaurationsversuchen. (MVL)

Erzherzöge. Die brauchen sie später, die werden ihnen helfen, wenn sie herauskommen. Das ist die ganze Weisheit ihrer Erziehung. Weiter nichts. – Kleiner," sagte Geiger beinahe zärtlich, "schau mich an, ich bin verdammt sicher. Die können mir erzählen, was sie wollen, das stört mich nicht. Später werde ich einmal Ingenieur, das braucht man nicht jedem an die Nase zu binden wie du deine Malerei, aber ich weiß, was ich will, darum bin ich sicher. Was mir nicht liegt, kann ich leider nicht annehmen, bedauere sehr! Aber du, du willst mit allen in Frieden leben, mit Gott und den Menschen, mit Zöllner und mir, mit der Katz und dem Zumstein, mit den Heiligen und der Malerei. Du, das geht nicht. Man muß sich das aussuchen, woran einem am meisten liegt, und das andere, damit holla!" Er schnippte mit den Fingern. "Wenn du erst einmal dort stehst, wo du hingehörst, dann bist du auch sicher!"

"Du meinst, ich muß Maler werden, was?"

"Das mußt du verdammt selbst wissen!"

"Aber ich kann doch hier nicht malen! Ich muß aber malen, wenn ich Maler werden will!"

"Da kann dir keiner helfen, außer du dir selbst. Und der Zumstein linst auch schon hierher, es ist besser, wir sprechen ein andermal weiter."

"Ja, danke!" sagte der Bub geistesabwesend und trollte sich. Das sollte also der Abschluß des Tages sein, an dem er sein Amt angetreten hatte! Die alten Fundamente waren geborsten. Er war gewohnt gewesen, den Erziehern zu glauben und zu vertrauen, aber damit war es aus. "Aus!" sagte er laut und errötete, weil Reiz, der in der Nähe stand, darüber laut zu lachen begann. Er hatte doch wenigstens stets geglaubt, sie führten ihn den Weg zu Gott. Aber kannten sie denn diesen Weg? War ihr Weg wirklich der richtige? Nein, sie hatten sich schon einmal geirrt, sie konnten sich immer wieder irren. Es war am besten, er suchte sich diesen Weg selbst, denn hier, das wußte er, fand er ihn nicht.

Mußte er das beichten? Einem Mann beichten, der zu denen da gehörte, die sich so unerhört geirrt hatten, die ihn zwangen, jede seiner Eigentümlichkeiten zu unterdrücken, die ihn schlecht machten, verlogen und verdorben, die ihn daran hinderten, den geraden Weg zu gehen, und die sein Talent vernichten wollten, weil

sie in ihm eine unkontrollierbare Seite seines Charakters fürchteten? Nein, er konnte keinem Jesuiten mehr beichten, es war fraglich, ob er überhaupt noch einmal würde beichten können. Dann aber schnitt er sich vom Stamm der Kirche los, dann stand er allein.

Wie diese Pause verging, er wußte es nicht. Er wußte auch nicht, wieso er auf einmal mitten in der Division zwischen den Knaben Ora und Labora durchmarschierte, zwischen diesen beiden Musterzöglingen mit den glatten, ungefurchten Gesichtern, die bestimmt niemals von einem Zweifel bedrängt wurden.

Ein allgemeines Hallo der Division machte ihn darauf aufmerksam, daß er versehentlich auf sein altes Pult zugeschritten war. Der Präfekt lächelte ihm zu, als er das neue Pult aufsuchte. Robert lächelte zurück. Dieses Verziehen des Gesichts war wieder eine einzige Lüge, aber es ging nicht anders. Es mußte sein.

Ja, er durfte an dem viel beneideten und viel erstrebten Pult des Studiensaalordners beide Klappen öffnen und es durchkramen, denn heute abend war allgemeines Freistudium. Er durfte tun und lassen, was er wollte, aber er zögerte doch, ehe er zum Zeichenblock griff. Plötzlich war der Präfekt neben ihm.

Robert erschrak, aber der Pater hatte keine gefährlichen Absichten. "Du bleibst heute abend, wenn die Division fortgegangen ist, hier, machst Ordnung, lüftest und gießt die Blumen. Ich habe dich heute im Spielsaal beobachtet. Ich habe mich darüber gefreut, daß du nicht länger mit Geiger gesprochen hast, trotzdem ihr sehr eifrig in ein Gespräch vertieft wart! Du willst malen?"

Der Bub atmete erleichtert auf. "Ja, ich will einen Kostümentwurf versuchen."

Der Präfekt nickte und entfernte sich. Der wußte nichts von ihm, niemand verstand ihn. Mechanisch griff er nach dem Skizzenblock, dessen Blätter fest aneinander geleimt waren. Er begann gedankenlos mit den Ecken des Blocks zu spielen und entdeckte plötzlich, daß mitten durch den Block eine Fuge lief. Er klappte sie auf und erschrak heftig. Zwischen den weißen Blättern steckte ein großer Geldschein. Er stopfte ihn nach einem scheuen Rundblick in die Tasche und las die Worte, die auf dem Blatt standen, auf dem der Schein gelegen hatte. *Wenn du alles bis hierher vollgezeichnet hast, hast du eine Belohnung verdient. Harald.*

Er schämte sich. Harald hatte an ihn geglaubt, er hatte angenommen, daß dieser Block vollgezeichnet sein würde, ehe das Jahr herum war. Und dabei hatte Robert doch kaum jemals gezeichnet. Nur durch sein müßiges Spiel hatte er den Schein gefunden.

Was hatte Geiger da einmal gesagt? "Geld gehört dazu, ohne Geld geht es nicht." Warum fiel ihm das auf einmal ein? Was sollte das heißen? Morgen ist die Aufführung, versuchte er sich abzulenken, aber es gelang ihm nicht. Er nahm einen Bleistift und begann in halber Betäubung den Kopf des Oktavian zu entwerfen. Er entsann sich tatsächlich, trotz allem, noch des Spieles der Lichter und Schatten auf diesem Gesicht unter dem Helm.

Er prüfte, verwarf, radierte und begann von neuem. Der Gesichtsausdruck mußte so energisch wie möglich werden, das war klar. Aber was stimmte nicht daran? Ach ja, dieser Kopf war wohl doch nicht die richtige Verkörperung für den Gedanken, der sich zu formen begann. Er radierte abermals, und nun verwandelte sich das Gesicht, wurde hager und brennend. Wer war das doch? Ja, das war der Mann mit der Windjacke, damals, als die Roten marschierten. Mit verblüffender Klarheit hörte er seine Worte: *Grüß deinen Vater und sag ihm, daß es nicht gut ist, wenn man einem Buben die Augen zuhält und ihm nicht garantieren kann, daß er sie nicht eines Tages wird aufreißen müssen, ob es ihm paßt oder nicht!*

Diese Worte waren eigentlich in einem ganz anderen Sinn gemeint gewesen. Robert schien es aber, als seien sie auf den heutigen Tag gemünzt worden. Waren ihm nicht die Augen schmerzhaft aufgegangen? Hatte er nicht endlich begriffen, daß es ihm nicht bestimmt war, hier Wurzeln zu schlagen?

Die Erinnerungen überstürzten sich, während seine Rechte zeichnete. *Faß Wurzeln, sonst wirst du niemals ein voller Mensch, und wenn du das nicht wirst, wirst du auch kein Künstler,* sagte Harald in sein Ohr. Sein Geschenk, der große Schein, steckte zerknittert in der Rocktasche. Er mußte ihn später sorgfältig verstecken, denn niemand durfte hier eine so große Summe besitzen.

Man durfte es nicht, nein. Aber es war doch gut, sie zu besitzen und zu verwahren, denn es konnte sein, man brauchte sie, wenn man sich eines Tages dazu entschloß, das zu tun.

Ein Zeichen mit der Schelle schreckte ihn empor. War es schon so spät? Ja, Zöllner erhob sich und schritt auf den Betschemel vor der Madonna zu. Robert folgte ihm mit den Augen. Da ging er hin, mit jenem maskenhaften Ausdruck innerer Sammlung auf dem Gesicht. Oh, wie er ihn durchschaute! Wie er sich schämte, daß er sich noch vor kurzer Zeit geehrt gefühlt hatte, wenn Zöllner ihn ansprach! Da kniete er vor der Madonna nieder. In banger Furcht hob er den Blick zur Himmelskönigin. Drohte sie ihm? Nein, auch ihr Antlitz zeigte den gleichen Ausdruck leerer Sammlung.

Hohl, alles hohl, der Boden dröhnte unter den Füßen, wenn man darauf trat; da war kein sicherer Grund für die Zukunft, da war mit dünner, kahler Haut überzogene Leere.

Leer auch die Worte des Gebets, die ihn rasend machten, leer die Gesichter der Kameraden. Leer die finstere, verzweifelte Ekstase im Ausdruck des Ungarn, leer der verbissene Ausdruck Vierbrückens, leer das Lächeln Riedingers, leer das salbungsvolle Gesicht des Paters.

Die Fragen der Gewissenserforschung fielen eine um die andere in den schweigenden Raum. Früher waren sie so gewichtig wie Blei gewesen, jetzt schienen sie dünn und wesenlos. Wo war die Waage für das wahre Gewicht seiner Taten, wenn alles, an was er bisher geglaubt hatte, trog? Er hatte sich bemüht, diesem Leben gerecht zu werden, solange er an seinen Sinn und unveränderlichen Wert geglaubt hatte. Jetzt ging das nicht mehr. Jetzt mußte jeder Atemzug zur Lüge werden. Wenn er hierblieb, dann verdarb er von innen her an fressender Fäulnis, dann wurde er wirklich schlecht, dann wurde er niemals ein Künstler.

"Amen!" betete Zöllner. "Amen!" beschloß die Division das Gebet. Die, die bereits schlafen gehen wollten, traten an. Er selbst mußte natürlich warten, der Studiensaalordner ging als letzter zu Bett. Er konnte weiterzeichnen, wenn es auch eigentlich keinen Sinn mehr hatte. Wie konnte einer schaffen, dem der Boden unter den Füßen wich?

Es war notwendig, zu verbergen, was hinter seiner Stirn vorging, niemand durfte ihm die Gedanken anmerken, die er vielleicht mit Geiger besprechen konnte,

sonst mit niemand. Geiger, das war der einzig Körperliche in dieser Division der Schatten. Es wurde einem warm, wenn man an ihn dachte.

Robert lächelte plötzlich. Komisch, vielleicht war Geiger noch hier, wenn er selbst längst nicht mehr in der Immakulata war. Er wischte sich über die Stirn, der Gedanke, daß das vielleicht ganz nahe war, blendete ihn. Dann schlug er den Skizzenblock auf und schraffierte das Gesicht des Oberleutnants Dülfer nach, so daß die Schatten unter den Backenknochen wie Löcher wirkten. Alles Fleischliche mußte zurücktreten an diesem Antlitz unter dem Helm, nur die Augen durften brennend vorwärtsblicken.

Robert nahm das Blatt und hielt es weit von sich. Erstaunlich: das Bild war gut. Er konnte also noch etwas, er war noch nicht ganz verdorben. Dann aber heraus, ehe die Unwahrheit ihn vergiftete.

Er sah nach der Uhr. Noch fünf Minuten, und er blieb allein zurück; dann durfte er denken. Er öffnete das Pult und versteckte den Geldschein. Nun ordnete er seine Bücher und Hefte und rückte die Madonna auf das Pult. Wenn sie wollte, so konnte sie ihm immer noch ein Zeichen geben. O nein, sie gab ihm dieses Zeichen nicht, sie bestand aus Bronze, sie lächelte unbestimmt.

"Du weißt, was du jetzt zu tun hast," erklang die Stimme des Präfekten hinter ihm und jagte ihm einen tödlichen Schreck ein, "lüften, die Pflanzen besorgen und Ordnung machen!" Robert atmete auf, er nickte. Das mußte schnell geschehen, sonst verriet er sich. Seine Nerven konnten eine solche Belastung nicht mehr lange ertragen.

"Mache es gut!" sagte der Pater und schellte. Er vertraute ihm; zu spät. Jetzt war alles gleichgültig geworden, jetzt vermochte er es sogar, Vertrauen zu täuschen. Er mußte entweder die Leitsterne dieses Hauses oder seine eigenen betrügen, und er hatte gewählt.

Die Division marschierte ab, er blieb allein zurück. Als das Poltern im Treppenhaus verklungen war, drehte er die Hälfte der Lichtschalter aus und öffnete die hohen Fenster. Draußen sauste lauer Wind. Der Schnee war fast völlig weggefressen, Pfützen schimmerten im Licht der Laternen. Das Gitter um den Spielplatz hob sich schwarz von der spiegelnden Nässe ab. Wer erst dort hinüber

war, war draußen. Er beugte sich weit aus dem Fenster, sog die schnaubende, nasse Nachtluft ein und überlegte. Das mußte genau bedacht werden, es ging nicht an, nun einfach davonzurennen und in einem Anfall von Verzweiflung über den Zaun zu steigen. Wo wollte er hin?

Er trat in den Saal zurück, begoß die Pflanzen, rückte die Stühle zurecht und schnupperte. Nein, die Luft war noch immer schal und verbraucht, er konnte noch länger bleiben.

Er setzte sich an sein Pult. Das mit dem Boot war natürlich eine Kinderei gewesen, die Aach führte Hochwasser, so ging es nicht. Man mußte sofort, wenn man draußen war, so weit als möglich gehen und dann einen Zug benutzen. Bis wohin reichte das Geld? Bis Wien doch sicher nicht? Und ob es nicht noch zu früh im Jahr war? Er war noch niemals allein in der Nacht unterwegs gewesen. Konnte man jetzt vielleicht draußen übernachten? Nein, das war wohl auch nicht möglich. Später, im April oder Mai, ging es vielleicht.

Er hatte seinen Entschluß gefaßt, die erste Aufregung löste sich. Ob Mama ihn herausnahm, wenn er sie darum bat? Nein, das tat sie niemals! Sie klatschte, und wurden erst die Patres hinzugezogen, so gab er im Netz der Unwahrheit und Verwirrung abermals klein bei. Er dachte nicht mehr groß von sich, er kannte sich jetzt. Er, er selbst, mußte handeln. *Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen*, ging es durch seinen Kopf. Dieser größere, gütigere, gewaltigere Gott würde ihm helfen, nicht der Tüftler jesuitischer Erfindung, der aus dem Leben ein Rechenexempel mit Notenverlesung am Ende machte.

Gott, hilf mir, betete Robert. *Verzeih mir, wenn ich Dich nicht richtig erkenne, ich vermag es nicht. Vielleicht werde ich es lernen, und dann will ich Dir gewiß dienen. Aber so geht es wirklich nicht mehr, denn hier bist Du nicht.*

Er erhob sich. Sein Gesicht war hart und verschlossen geworden, er sah völlig ruhig vor sich hin. Seine Hände flatterten nicht, als er die Fenster schloß und das Licht auslöschte. Er hätte noch in das mystische Dunkel der kleinen Kapelle gehen können, er tat es nicht mehr. Näher, als er Gott eben gewesen war, konnte er ihm nicht mehr kommen. Er beschloß, in diesen kommenden letzten Tagen sich so zu benehmen, daß er nicht auffiel. Es lohnte nicht mehr, aufzubegehren, in ein paar

Wochen spätestens war alles vorbei. *Wirklich vorbei?* fragte er sich. Ja, wirklich vorbei. Es gab kein Zurück mehr, denn er mußte schlecht werden, wenn er hierblieb. Er löschte das Licht, schloß die Türe ab und ging beruhigt durch die Gänge zum Schlafsaal, der bereits in blaues Halbdunkel gesunken war.

17. Kapitel

Der nächste Tag war der Tag der großen Theateraufführung. Er begann, wie jeder ungewöhnliche Tag, mit einer besonders feierlichen Messe, welche die Kapelle mit ihrem Pomp und ihren Gesängen erfüllte. Die Kerzen funkelten vor den Altären, Gold schimmerte, Weihrauchgewölk stieg empor, und der Priester, eingehüllt in die starre Pracht seines Ornats, zelebrierte die heilige Handlung vor dem Tabernakel des Hauptaltars.

Robert kniete in seiner Bank. Die Töne der Orgel rauschten über ihn weg, seine Stimme, winzige Welle, vereinigte sich mit dem Gewoge der liturgischen Gesänge. Rund um ihn kniete die Division, knieten die vielen hundert Kameraden der Immakulata, allesamt zu gleichem Tun vereint. Er aber löste sich von ihnen los. Die Nacht hatte seine kühle Zuversicht zwar ein wenig geschwächt, er war nicht mehr ganz so sicher wie am Tage vorher. Er hatte im tiefsten Innern seines Herzens noch einmal die Möglichkeit zugegeben, daß er doch vielleicht im Irrtum sei, daß die Erzieher vielleicht doch recht hatten. Dann aber mußte Gott, wenn dies seine bevorzugten Diener waren, ihm endlich ein Zeichen geben.

Er hatte bereits viele Zeichen in seinem Leben erwartet, ihm war niemals eines zuteil geworden. Vielleicht entschloß Gott sich jetzt? *Wenn Du Wert darauf*

legst, so betete Robert, daß ich mich so benehme, wie die Jesuiten es wollen, dann tu endlich Deinen Willen kund, dann sprich, Jesus in der Hostie, sprich!

Sein Gebet war schal und nicht glühend, er betete gewohnheitsmäßig, er räumte den kraftlosen Idolen seiner Jugend noch eine letzte Gelegenheit ein, ihre Macht zu beweisen, aber er glaube nicht mehr an sie. Er entsann sich zwar jener zahllosen Legenden und Berichte von Wundern, die da erzählten, wie Christus den Lauen in der Wandlung erschienen war, zu Heil oder Verderben. Aber er wußte nun schon, daß sich die Zweifel nicht so einfach lösten. Man mußte selbst etwas dazu tun. Hilf dir selbst, dann wird auch Gott dir helfen, das mochte stimmen. Die Hände in den Schoß zu legen, war bequem, andere für sich denken zu lassen, war verlockend, aber es führte zu nichts. Man mußte selbst handeln.

Die Schellen der Ministranten läuteten die Wandlung ein. Der Priester hob die Hostie empor, Gott in der Gestalt des ungesäuerten Brotes, diesen Gott seiner Verdammnis, wenn die Erzieher recht behielten. Robert hatte unwillkürlich, wie er es seit Jahren gewohnt war, das Haupt gesenkt. Jetzt hob er es, zweifelnd, bereit, sich niederzuwerfen und zu demütigen.

Es war nichts. Der Pater hob eine kreisrunde Scheibe aus Oblatenmehl in die Höhe. Gott zeigte sich nicht.

Was vom Gemäuer seines Vertrauens noch gestanden hatte, stürzte in diesem Augenblick krachend in sich zusammen. Ja, er hatte recht gehabt, er besaß keine Fundamente mehr, die andere gemauert hatten, er war ganz auf sich angewiesen, er allein mußte planen und ausführen, was er für richtig hielt. Alles, was Erziehung und Zwang ihm aufgenötigt hatten, zerstob wie ein Spuk; was übrigblieb, war der Mann Neitperg von morgen.

"Hier geht es nicht mehr, keinen Augenblick mehr, nein, es ist ganz unmöglich geworden!" Er flüsterte es, niemand konnte es hören. Er durfte sich nicht erinnern und nicht zurückblicken, sonst starrten ihn die Ruinen seiner Überzeugung, vielleicht sogar seines Glaubens an; die fruchtlosen Kämpfe, die umsonst verzehrte Kraft, das alles gaukelte auf Eulenschwingen um diese Vergangenheit. Nicht umsehen, nicht schwach werden, und nur heraus, heraus von hier, ehe sie erkannten, was in ihm vorging. Der Präfekt war ihm ja bereits auf

der Spur, er durfte nicht mehr zögern, denn wenn sie ihn abermals packten und noch einmal bogen, dann brach etwas in seinem Inneren entzwei, das wunderbarerweise bis jetzt noch heil geblieben war: das Rückgrat seiner Zukunft und seines Könnens.

Er bezwang sich. Er verzerrte sein Gesicht nicht in Wut und Enttäuschung, er sang mit, wenn es notwendig war, und gab sich den Anschein, als bete er, wenn es verlangt wurde. Gott aber wollte kein Gebet, sondern die Tat, das hatte er begriffen. Und so begann er zu planen, was geschehen mußte.

Die Messe ging vorbei, das Frühstück wurde überstanden. Draußen stieß der Tauwind gegen die Scheiben; es hatte nachts geregnet, der Schnee war abgeschmolzen. Die Wolken jagten sich, aber die Sonne brach schon wieder durch. Der Tag wollte schön werden. Deshalb wurde auch ein Spaziergang befohlen. Die Divisionen mußten den ganzen Nachmittag im Theatersaal verbringen; deshalb sollten sie zum Ausgleich vormittags Luft schöpfen.

Robert hörte davon, in eine Ecke des Spielsaals gedrückt, in die er sich zurückgezogen hatte. Eine Kluft war zwischen ihm und den Kameraden aufgebrochen, sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Er stand hinter einem der Billards, an dem Abel mit Zöllner spielte, und tat so, als achte er auf das Spiel. Aber er starrte nur auf das grüne Tuch und dachte nach. Er konnte diese Luft nicht mehr atmen, die Maske drückte, die Lüge würgte ihn.

Er fühlte eine zaghafte Berührung am Arm und wandte sich mit einem so wütenden Ruck zur Seite, daß der Ungar mit flackernden Augen zurückwich. "Was gibt es denn?" fragte Robert unwirsch. Der Ungar schluckte, seine dunklen Augen irrten zwischen den schwarzen Wimpern hin und her und blieben endlich an einem Punkt am Boden hängen. "Ich wollte dich nur fragen, ob wir nicht zusammen gehen wollen!"

"Meinetwegen!" Es war ja ganz egal, mit wem man ging.

"Aber es ist dir doch nicht unangenehm?"

"Unsinn!" Und immer wieder eine fremde, eine bösertige, gereizte Stimme. Nein, es ging hier nicht mehr länger.

"Ja, wir sind doch früher oft zusammen gegangen." Der Ungar wand sich in Verlegenheit. "Ich wollte dir nur sagen, ich wollte dich nur um Verzeihung bitten, du weißt doch!"

Eine böse, dunkle Freude über die Demütigung des Freundes, der ihn damals verklatscht hatte, stieg in Robert hoch. "Ich habe dir nichts zu verzeihen, ich bin dir im Gegenteil sehr dankbar", sagte er schneidend.

"Du weißt doch, was ich meine", flüsterte der Ungar flehend. "Ich habe es gebeichtet, ich habe gebüßt, ich finde keine Ruhe!"

"Meinetwegen kannst du gern Ruhe haben. Büßen ist Quatsch; Bessermachen ist alles!"

"Meinst du?"

Das war lächerlich und peinlich. "Um mich brauchst du dir keine Sorge mehr zu machen." Er lachte gläsern, ein schreckliches Lachen, das in einem schrillen Gegensatz zu der finsternen und ernsten Spannung in seiner Seele stand. "Wir nehmen noch Geiger mit, nicht?"

"Ja, wenn du meinst. Ich möchte aber — "

"Ach so, du verträgst dich mit Geiger nicht. Also Reiz!" Er sprach herrisch, laut, befehlend, wie er noch nie gesprochen hatte.

"Natürlich, Reiz." Der Ungar fügte sich. "Ich darf dann kommen?"

"Du darfst!"

"Postverteilung!" klang die Stimme des Präfekten über die Division hin. Die Namen fielen, einer um den anderen trat vor und nahm den Umschlag oder die Karte in die Hand. "Neitperg!"

Robert stutzte. Er trat vor, er wog das gelbliche Papier und versuchte, sich zu erinnern, wem diese Handschrift gehörte. Natürlich, so schrieb Harald.

Er riß den Brief auf, begann zu lesen und fühlte plötzlich, wie die Buchstaben vor seinen Augen zu schwimmen begannen. Seine Hand fuhr über seine Stirne, er begann von neuem und las, dröhnendes Hämmern in der Brust: *Einer verrückten Laune folgend, fahre ich heute mit Lissy nach Aussee, und dabei bist du mir wieder eingefallen. Was machst du? Zeichnest du fleißig? Es gibt hier in Wien Bekannte aus der Sommerfrische, die sich noch immer gern an dich erinnern. Schade, daß*

du nicht herauskommen kannst, es wird etwas eintönig sein, mitten in der Schneeschmelze im Gebirge!

Robert zitterte am ganzen Leibe. Er hatte den Entschluß gefaßt, und nun kam wieder ein Zeichen. Immer hatte er Zeichen erwartet, Winke Gottes. Das waren sie. Gott half. Bis Aussee mußte das Geld reichen.

Einen Augenblick lang überließ er sich den Erinnerungen, die mit diesem Brief in den dröhnenden Spielsaal geflogen waren, den Erinnerungen an die Ferien, an das Mädchen und die Freunde. Dann wurde er wieder eisig ernst und gefaßt. Er hatte keine Zeit mehr zu verlieren; wer konnte wissen, wie lange Harald in Aussee blieb? Er mußte handeln.

Er schritt, den Brief in die Tasche gepfropft und kaum mehr anwesend, quer durch die Division hindurch, bis er Reiz fand. »Du gehst doch mit mir beim Spaziergang?"

"Gemacht. Wer ist der dritte Mann?"

"Der Bondi."

"Wenn es unbedingt sein muß." Reiz brummte etwas, aber dann war es ihm gleichgültig. Bondi war geduckt worden, er war jetzt auch ein schwarzes Schaf, Grund genug, um sich mit ihm zu vertragen. Aber warum sah ihn der Maler so blödsinnig an. "Hö, Maler, spinnst du? Du schaust ja Löcher durch mich durch."

Robert ging gar nicht erst auf diese Frage ein. "Wo suchen sie einen zuerst, wenn man durchgeht?" erkundigte er sich.

"Du bist aber komisch, hehe! Am Bahnhof, natürlich, du Schaf."

Robert nickte, ohne auf die Stichelei zu antworten. "Und wohin würdest du gehen, wenn du durchgegangen wärst?"

"Sag einmal, was hast du denn eigentlich? Druck um das Gehirn? Nach Hause, natürlich, wenn dich das beruhigt."

"Die suchen einen also auf dem Weg nach Hause, wenn sie einen am Bahnhof nicht erwischen. Und wenn einer ganz woanders hinfährt, dann finden sie ihn wahrscheinlich nicht, was?"

"Kann sein. Aber das ist Blödsinn; man macht es ja doch nicht."

"Ich denke ja auch nicht daran, ich will bloß einmal darüber sprechen. Es ist doch wirklich interessant, oder findest du es langweilig?"

Für den schwerfälligen Reiz genügte das bißchen Verstellung. "Nö, ich finde es sehr interessant. Aber paß bloß bei dem Ungarn auf und halt das Maul, wenn er kommt, der petzt!"

"Du, der petzt nicht mehr! Ich hole ihn einmal her, ich habe Lust, über das Durchgehen zu sprechen, ich kann gar nicht anders. – Nein," verbesserte er sich, "ich könnte natürlich anders, aber ich habe eben Lust dazu." Er ging und kehrte mit dem Ungarn zurück. "Du, du klatschst doch nicht mehr, was?"

Der Ungar wand sich. "Nein, nie mehr!" beteuerte er.

"Dein Glück, denn wir haben Lust, über das Durchgehen zu sprechen, was, Reiz?"

Reiz nickte und brummte. Es war ihm egal, hoffentlich kam keine Schweinerei dabei heraus, na, es kam darauf auch nicht mehr an. Jedenfalls war er zu faul, um zu widersprechen.

Dieses Spiel mit der Gefahr, dieses Erproben des unzuverlässigen Freundes von früher war wild und aufpeitschend. Aber Robert konnte nicht darüber schweigen, er konnte es einfach nicht! Wenn Gott es nicht wollte, dann hatte er ja jetzt eine gute Gelegenheit, es zu verhindern! Robert lachte hysterisch. Wo mochte er morgen um diese Zeit sein? Noch hier? Nein, keineswegs mehr hier. Auch das war bereits unmöglich geworden, er verriet sich todsicher, wenn er hierblieb.

Er versank so tief in diesen unerhörten Gedanken, daß er nicht einmal hörte, wie Reiz vergeblich versuchte, ein Gespräch über den Vorteil von Klappmessern mit feststellbarer großer Klinge mit ihm in Gang zu bringen. "Du bist heute noch blöder als sonst," sagte Reiz freundlich, "an was denkst du?"

"Was gibt es?" fragte Geiger, der herangetreten war.

"Der Maler ist wieder einmal übergeschnappt", berichtete Reiz. "Erst besteht er darauf, mit diesem komischen Gewächs da", er zeigte auf den Ungarn, "vom Durchgehen zu sprechen, und dann hört, sieht und redet er plötzlich nichts mehr. Kerl, du hast ja den Frühlingskoller, Föhn ist heute auch, da piept es bei so manchem. Oder du hast Lampenfieber."

Geiger nahm Robert zur Seite. "Du, willst du etwa wirklich verduften?"

Robert sah ihn starr an, genauer genommen, er sah durch ihn durch — als sehe er bereits die Zukunft. "Ja", erklärte er fest.

Geiger blieb zunächst sprachlos. "Oh, Mensch, das ist ja saftig. Wann denn eigentlich?"

"Heute abend."

"Du, jetzt sei aber bloß einmal in deinem Leben vernünftig und sprich mit keinem mehr ein Wort davon, auch mit Reiz nicht. Der ist brav, aber blöd. Und dann merkt der Schwarze es ja doch, wenn der Vorhang an deinem Alkoven offenbleibt. Der leere Alkoven fällt auf, denn du mußt doch durchgehen, bevor du in den Schlafsaal gekommen bist, oder?"

"Natürlich. Aber ich bin doch Studiensaalordner, ich komme später, ich bin gestern nicht kontrolliert worden!"

"Kein Beweis dafür, daß man es heute nicht tut. Du, ich reiße im Vorübergehen den Vorhang zu. Aber du tust es ja doch nicht!"

"Doch, ich tue es!"

"Na, es schadet ja nichts, wenn ich den Vorhang zureiße. Hast du genug Geld?"

"Ja!"

"Na, dann Hals und Bein. Sie werden dich ja bald genug haben, du träumst zuviel für so etwas. Ich halte dir auf alle Fälle den Daumen!"

"Das kannst du machen. Sie erwischen mich nicht!"

EIN PAAR MINUTEN SPÄTER TRAT DIE DIVISION in Dreierreihen zum Spaziergang an. Robert schwieg. Geiger hatte recht. Wenn man durchgehen wollte, war es Wahnwitz, vorher darüber zu sprechen. Gerüchte und Klatschereien liefen schnell durch die Division, und dann fand sich immer eine Stelle, die es für verdienstvoll hielt, es an den Präfekten weiterzugeben.

Es herrschte ein unbehagliches Schweigen in dieser Reihe. Bondi, schuldbewußt, wagte nicht, ein Gespräch zu beginnen.

Reiz schnitzte wie immer stillvergnügt vor sich hin und war froh, wenn er den Mund nicht aufzumachen brauchte. Robert endlich prüfte die Möglichkeit der Flucht.

Sie marschierten nicht nach rückwärts, durch den Garten hinaus, sondern nach vorn, durch das Hauptportal. Der Bub warf einen Blick zum hohen Eisengitter hinüber. Dort drüben, wo der Obstbaum seine kahlen Äste im seltsam lauen Wind unter einem grünen Föhnhimmel wiegte, stockte nachts das Dunkel. Dort mußte er hinüber. Der Zaun war zwar sehr hoch, wohl zwei Meter, aber es mußte eben gehen. Wie aber kam er aus dem Gebäude heraus?

Er biß die Lippen schmal zusammen. Dort drüben lag eine Reihe von Fenstern zu ebener Erde, ja, Schächte führten sogar unter die Ebene des Spielfeldes. Das waren die Lichtschächte, die in den Heizkeller führten. Man kam wahrscheinlich durch, wenn man es hier versuchte, denn der Heizkeller blieb die ganze Nacht geöffnet.

Mit brennender Neugierde, gespannt wie eine Saite, verfolgte er den Weg, den die Division einschlug. Wenn sie doch nach Kirchdorf marschieren würden! Kirchdorf lag mehr als eine Stunde von Feldmünster ab, Kirchdorf war die nächste Haltestelle der Eisenbahn, die nach Aussee führte. Dort würde man ihn kaum suchen. Bei Tag hätte er den Weg natürlich gefunden, aber ob er ihn nachts fand? Er war noch niemals nachts gewandert, er wußte nicht, ob es möglich war, im lichtlosen Dunkel einen Weg wiederzuerkennen, den man nur bei Tag kannte. Wenn sie jetzt nach Kirchdorf gingen, konnte er sich nochmals alle Einzelheiten einprägen.

Er überprüfte jede der Laternen. Er mußte sich ja in Feldmünster im Schatten halten, das Dunkel mußte ihn verschlingen, niemand durfte ihn sehen. Wenn seine Flucht sogleich bemerkt wurde, lief der Alarm durch den Ort, und dann kam alles darauf an, ihn ungesehen zu verlassen.

Das Entsetzen vor der kommenden Dunkelheit packte ihn, vor der Lichtlosigkeit der Nacht, in der der böse Geist umging. "Ich tue es doch nicht!" flüsterte er, "nein, ich tue es nicht." Er sah rundum, er blickte in die Gesichter der Kameraden, von denen er sich lösen wollte, ach, sie waren ihm gleichgültig,

schlimmer, sie waren ihm verhaßt. Die paar Freunde, die zu ihm gehalten hatten in den schlimmen Tagen, deren Anblick ertrug er. Aber die anderen! Nein, es war unmöglich, er konnte doch nicht bleiben. Wilder Haß packte ihn. Warum hatten sie ihn gehetzt, verspottet, getreten und geschlagen, warum hatten sie es ihm unmöglich gemacht, sich einzufügen, bis es dazu zu spät geworden war? Warum konnte er jetzt nicht zufrieden und gleichgültig dahinwandern, einer der Bevorzugten, der ein Amt innehatte und der auf der Bühne mitwirken durfte? Warum hatten sie ihm alles verdorben, die Erzieher wie die Buben auch, warum mußte er sich jetzt trotz seiner schlotternden Angst in dieses Abenteuer stürzen?

Er erblickte das Gesicht Vierbrückens, dieses breite, derbe, freche Gesicht, und fühlte sich versucht, es zu ohrfeigen. Es wäre eine Wohltat gewesen, das zu tun, es wäre herrlich gewesen, hinausschreien zu dürfen: *Ich habe mit euch nichts mehr gemein, ich gehe durch!*

Schweiß stand auf seiner Stirne. War er denn nicht nahe daran, Wahnsinniges zu begehen? Er mußte sich zusammennehmen, es war notwendig. Er mußte ja durchgehen, denn nun hielt er es hier nicht mehr aus. Er haßte, was er früher gesucht hatte, alles hatte sich zum Bösen verkehrt. Nein, es gab keinen Weg zurück mehr.

"Unmöglich!" sagte er laut.

"Was?" fragte Reiz.

"Ach nichts!"

"Erst redest du überhaupt nichts, und dann bist du maulfaul", brummte Reiz bedächtig. "Schau her!" Er ließ seinen neuesten Totschläger durch die Luft pf eif en. "Das zieht, was? Soll ich dir das an deinen blöden Schädel hauen?"

"Ach, meinetwegen."

"Dann also nicht", knurrte der Große gekränkt. "Für wirklich erstklassige Sachen hast du nun einmal kein Verständnis."

"Ich störe", murmelte der Ungar, dem immer unheimlicher wurde. Robert platzte heraus. Er lachte, wie er noch nie gelacht hatte, laut, schallend, fast kreischend. Er entsetzte sich, denn er wollte gar nicht lachen, das Gelächter quoll

aus ihm heraus, er konnte ihm nicht Einhalt gebieten. "Ach wo, du störst uns gar nicht", würgte er endlich hervor.

In den vorderen Reihen drehten sie sich um. "Was ist denn los?" erkundigte sich Zöllner höflich.

"Der Maler schnappt über, wenn du es genau wissen willst", erwiderte Reiz.

Zöllner zuckte mit den Achseln, mißbilligend, aber taktvoll. Robert sah es, und das Lachen brach jäh ab. Er sah um sich und entdeckte, daß die Division bereits aus dem Flecken herausmarschiert war. Er mußte aufpassen, sie gingen ja tatsächlich schon auf dem zerfahrenen Feldweg dahin, der naß und schmierig am Hügelrand entlang nach Kirchdorf führte.

"Ob wir spielen werden?" fragte der Ungar kläglich.

"Quatsch, ist ja viel zu naß!" fuhr ihm Reiz über den Mund. "Außerdem gehen wir nicht weit, heute ist ja Theater."

"Du tust ja auch mit, Neitperg!" fuhr der Ungar fort. Er quälte sich damit ab, das Gespräch in Gang zu halten. "Erinnerst du dich noch? Hier hast du mir im April letzten Jahres das Bild von dem Schiff gegeben."

Ja, Bondi war tief unten angelangt, das Rad des Schicksals hatte sich gedreht, es hatte den ehemaligen Freund, den gehaßten Feind und wieder qualvoll gesuchten. Freund hoch hinaufgetragen; ihn hatte es ins Dunkel geschleudert.

"Das war alles Unsinn", zischte Robert. Warum konnte ihn dieser Ungar nicht in Ruhe lassen? Er mußte doch auf den Weg aufpassen, sonst verlief er sich unfehlbar. Ob man den Wald da hinten heute nacht von hier aus sehen konnte? Man mußte sich unbedingt merken, daß der Weg sich bei dem Bildstock gabelte. Dann ging es nach links. Und dann kam man in den Wald, in dem sie damals Schlacht gespielt hatten. Aber wie ging es dann weiter? Du lieber Gott, wie ging es dann weiter?

Gottlob, die Division marschierte immer noch in der gleichen Richtung. Der Pater blieb vor dem Bildstock stehen, die Division zog an ihm vorbei und grüßte, Reihe um Reihe, das Gnadenbild.

"Gott sei Dank!" sagte Robert.

"Was ist denn jetzt wieder los?" erkundigte sich Reiz und steckte den Totschläger weg.

"Ich meine nur, daß es gut ist, daß wir weitergehen."

"Unsinn, ich bin nicht für diese Rennerei. Freistudium ist besser."

"Neitperg hat recht, ich finde es heute auch sehr schön, es ist doch sehr warm!" Der Ungar pflichtete beflissen bei, er war tief gedemütigt und tat alles, um wieder in den alten Bund aufgenommen zu werden.

Dieser Esel! dachte Robert. Aber dann fiel ihm etwas ein. "Ja, es ist schön. Man sollte eigentlich bis Kirchdorf gehen, man hat doch im Februar selten so warme Tage. Übrigens, wie geht man eigentlich nach Kirchdorf? Ich denke die ganze Zeit darüber nach, aber ich kann mich nicht mehr genau an den Weg erinnern. Zuerst kommt doch Hochwald, und dann ist da ein Schlag, was?"

"Ja," fiel der Ungar freudig ein, denn er hatte endlich etwas entdeckt, wofür sich der Umworbene interessierte, "und dann geht es nach rechts in einen Hohlweg hinein; auf dem Schlag gabelt sich der Weg."

"Natürlich, in den Hohlweg, ich hatte es total vergessen."

"Ihr seid Kindsköpfe", stellte Reiz sachlich fest.

"Du weißt es eben nicht, wie man nach Kirchdorf kommt!"

Das war schlau gewesen, Reiz fiel sofort auf diese Verlockung herein. Er blähte sich, er kannte den Weg natürlich auswendig.

"Von dem Hohlweg geht man dann ins freie Feld, und dann kommt dieser Knüppeldamm über die nasse Wiese weg, und dann rennst du mit der Nase dagegen."

"Stimmt!" Robert strahlte. Jetzt sah er den Weg wieder vor sich. Und wenn sie auch nicht bis ins Freie hinausmarschierten, jetzt mußte er ihn finden.

Er sah sich um. Der Wald roch naß, es sauste in den Wipfeln. Ein brennrotes Eichhörnchen rasselte eilig an einem Stamm herab und hüpfte in federnden Sätzen davon. Die Division hallöhte hinter dem Tierchen her.

Da rannte es hin, ein freies Tier, dem niemand befehlen konnte, was es zu tun hatte. *Bald werde ich auch so frei sein*, dachte Robert. *Oder doch nicht? Werde ich wirklich den Mut aufbringen, heute abend, wenn die anderen schlafen*

gegangen sind? Werde ich zuerst planmäßig meinen Mantel vor dem Refektorium vergessen, werde ich es wagen, in den Hleizkeller einzudringen, in dem vielleicht ein Frater arbeitet, werde ich das Fenster öffnen und durch die Dunkelheit auf den hohen Zaun zulaufen? Und werde ich, die Verfolger hinter mir, mitten durch die Finsternis, wirklich hierherfinden? War er stark genug, um mit dieser Macht zu brechen, mit dieser geistigen Macht, die durch Jahre Fäden an jede Faser seines Denkens geknüpft hatte?

Eben gab der Präfekt das Zeichen zur Umkehr. Die Division machte kehrt, sechzig Buben drehten um, keiner widerstrebte; es war ganz selbstverständlich, daß sie gehorchten. Und er wollte sich loslösen, wollte allein aufbegehren? Wenn man solch eine Sache durchdachte, dann zerfaserte man sie, bis Mut und Begeisterung dahinschwanden und nichts übrigblieb als Schwäche und Feigheit.

Es war ja einfach unmöglich, durchzugehen. Man mußte sich langsam an den Gedanken gewöhnen, mußte genauer planen. Später vielleicht. Ende Mai oder so, war es dann so weit.

Er schob den Entschluß von sich. Er wollte sich noch matt belügen, daß er dennoch entschlossen sei, ihn durchzuführen, aber es gelang ihm nicht. Er kapitulierte. Seine Nerven hielten solch eine Belastung nicht mehr aus. Er war ganz einfach zu feig dazu.

Ob er aber nicht heute doch schon ein wenig probte? Ob er nicht vielleicht versuchte, ob es jemand merkte, wenn er seinen Mantel vor dem Refektorium vergaß? Die Division kam natürlich erst knapp zum Mittagessen nach Hause, er konnte den Mantel, den er eben über der Schulter trug, gut hängen lassen.

Wenn das klappte, dann wußte er wenigstens, daß dieser winzige Bruchteil der Flucht gelingen konnte, später, wenn er wirklich daranging, sie auszuführen. Er sah um sich, spähte umher. Der Wald war wieder hinter ihnen zurückgeblieben, der Hang fiel, mit letztem Schnee und Eisresten getigert, zum naßglänzenden Dächermosaik von Feldmünster ab. Darüber stand die gläsernklare, grünliche Föhnluft. Näher als sonst schwammen hinter den Hügeln die Felszinnen der Alpen. Mitten drinnen ragte ein eckiger Klotz empor, der Traunstein. Dort lag irgendwo Aussee.

Robert schluckte. Er würde den Traunstein morgen nicht von der Nähe sehen. Er blieb hier, es ging nicht. Es gab heute noch diese Theateraufführung, und dann kam wieder der Alltag. Er war zu feig, und wer zu feig war, mußte sich fügen.

Die Theateraufführung, die alljährlich zu Beginn des neuen Semesters stattfand, war der Stolz der Immakulata. Gewiß, die großen Feste waren heiliger, die Exerzitien eindringlicher, die Feier des Maimonates, des Marienmonats, weihevoller. Aber die Wirksamkeit all dieser Feste beschränkte sich zunächst auf die Schüler und trug nur mittelbar Früchte. Die Aufführung dagegen war auf unmittelbare Wirkung berechnet, auf Wirkung nach außen. Der Orden zeigte, daß er modern blieb, daß er seinen Zöglingen nicht nur den unsichtbaren Weg zu Gott wies, sondern daß er auch den Glanz und die Herrlichkeit dieser Welt zu würdigen verstand. Theateraufführungen dienten den Jesuiten seit Jahrhunderten zum Seelenfang. Sie bewiesen den Eltern, die die Zöglinge während dieser Tage besuchten, wie lebensnah der Geist der Immakulata war, sie bewiesen das gleiche auch den Angehörigen, die nicht kommen und selbst sehen konnten.

Der Himmel selbst unterstützte dieses Vorhaben. Die seltsam starke Sonne neigte sich zwar bereits den noch immer klar in den Himmel geschnittenen Alpenketten entgegen, aber sie brach noch in breiten Lichtströmen durch alle Fenster des ungeheueren Baus. Die Besucher, die mit den Buben und mit einigen Patres durch die weiten Gänge wandelten, nahmen diesen Eindruck mit sich, und in ihrer Erinnerung blieb das Funkeln der Altäre, das satte Leuchten der bunten Heiligenbilder, die kühle Helle der Alkoven und die großzügige Weite all dieser Gänge, Treppenhäuser, Klassenzimmer und Studiensäle lebendig. Festlich flutete das Licht des sinkenden Gestirns durch die Immakulata.

Die Gänge leerten sich allmählich, die Divisionen marschierten aus den Studiensälen ab, die Patres kamen aus den Zellen der Klausur. Der große Eingang des Theatersaales stand weit offen. Er lag im gedämpften Goldlicht der elektrischen Beleuchtung, denn die Vorhänge waren vor den Fenstern herabgelassen. Das Stimmen der Instrumente klang verheißungsvoll aus dem

weiten Raum hervor, der sich allmählich mit den vier Divisionen der nach neuzeitlichen Gesichtspunkten umgestalteten Immakulata füllte.

Der Generalpräfekt stand mit der Mutter eines Zöglings vor der Türe und nahm mit einem weltgewandten Lächeln und mit freundlichem Neigen des Kopfes den Vorbeimarsch der Divisionen und ihre Grüße ab. "Ich finde es wunderbar, Hochwürden," sagte die Dame, es war Frau Meier, die Mutter des Mark Anton, die vor Stolz und Glück strahlte, "wie Ihr Orden Geistliches und Weltliches zu vereinigen versteht." Der Generalpräfekt neigte zustimmend den weißen Kopf und lüftete das kantige Birett vor der Division zwei. "Die Gesellschaft Jesu hat es sich stets angelegen sein lassen, erlaubte weltliche Freuden zu fördern. Wir sehen auch in solchen Aufführungen ein Gott wohlgefälliges Werk, da sie mittelbar seine Macht beweisen."

"Es muß ein erhebendes Gefühl für Sie sein, in dieser schweren Zeit auf eine so wunderbar geleitete Anstalt herabsehen zu können!"

"Die Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden. Wir haben uns angepaßt und werden uns weiterhin anpassen, soweit es unser Gewissen erlaubt. Darf ich Sie bitten, sich in den Theatersaal zu verfügen? Die Divisionen sind vollzählig versammelt, und Seine hochwürdigste Exzellenz, der Herr Bischof, wird gleich erscheinen. Unmittelbar darauf beginnt das Stück."

Er geleitete die Dame in den Saal und bezog seinen Beobachtungsposten von neuem. Der Alte war zufrieden.. Die gewünschte Wirkung war erzielt, das hatte er aus diesem Gespräch wie aus vielen anderen ersehen. Er trat an den Rektor der Anstalt heran. "Ist der Herr Bischof bereits gemeldet?"

"Er wird sogleich erscheinen."

Als die Divisionen den kleinen alten Mann in der veilchenfarbenen Soutane zwischen dem Generalpräfekten und dem Rektor erscheinen sahen, erhoben sie sich auf einen Schlag. Der Bischof nickte dankend und nahm auf seinem Ehrensitz Platz. Der Generalpräfekt gab das Zeichen, die Lichter erlöschen und das Stimmengesumm verklang. Die Ouvertüre rauschte auf, das Fest hatte begonnen.

Der Bischof war bereit, das Dargebotene anzuerkennen. Die Studentenkapelle spielte sehr brav, wenn er auch schon bessere Kapellen gehört hatte, aber das war

nicht wesentlich. Auch die Aufführung, die gleich darauf ihren Anfang nahm, war ausgezeichnet, wenn man in Betracht zog, daß sie von Dilettanten gespielt wurde. Kleine Schönheitsfehler wirkten sogar belebend. So war es zum Beispiel belustigend zu sehen, wie etwa ein kleiner blonder Römer im ersten Aufzug wie verdonnert stehenblieb, trotzdem die Volkstribunen ihn deutlich genug vom Platz gewiesen hatten. Der Bischof neigte sich lächelnd zum Generalpräfekten und teilte ihm seine Beobachtung mit.

Der Generalpräfekt nickte zustimmend und suchte den Römer mit den Augen. Es war der kleine Neitperg, der sich in seiner Toga mit den purpurfarbenen Mäandern offensichtlich nicht gleich zurecht fand. "Einer unserer interessantesten Zöglinge," flüsterte er dem Bischof zu, "ich werde mir gestatten, Euer hochwürdigsten Exzellenz in der Pause mehr von ihm zu erzählen!"

Der Bischof nickte zustimmend. Es war selten in diesen Tagen, daß er eine so ausschließlich kirchliche Atmosphäre erlebte, er erfreute sich an ihr. Weltgewandt behielt er diese Anregung im Gedächtnis. Als sich nach dem dritten Aufzug der Vorhang zu einer kurzen Pause herabsenkte, wandte er sich an den Generalpräfekt. "Sie wollten mir noch etwas erzählen, Pater Lechner."

Der hagere Mann lächelte fein. "Dieser kleine Neitperg war ein sonderbarer kleiner Bursche, widerspenstig und schwer zu behandeln, bis wir uns genötigt sahen, ihn wegen einer bedenklichen zweideutigen Äußerung hart zu strafen. Gleichzeitig erkrankte er schwer, er ging sehr nah am Tod vorbei. Er erhielt die Letzte Ölung und erholte sich unmittelbar darauf, ein neues Beispiel für die wunderbare Wirkung dieses Sakraments.

Nun stellte sich nachträglich heraus, daß er die fragliche Äußerung vielleicht doch nicht ganz verstanden hatte; wir nahmen dies natürlich zum Anlaß, ihm anzudeuten, daß seine Bestrafung vielleicht doch etwas zu hart gewesen war. Allerdings bleibt zu bedenken, daß Gott ganz augenfällig eingriff, denn er schickte die schwere Krankheit unmittelbar nach dieser zweideutigen Äußerung, die sich auf Dinge des sechsten Gebots bezog.

Sei dem nun, wie es immer will; Gott allein kennt die Wege der menschlichen Seele. Jedenfalls ist dieser Neitperg von Stunde an mein liebster Zögling. Wir

konnten ihn mit ruhigem Gewissen in die marianische Kongregation aufnehmen, er bekleidet seit gestern ein Ehrenamt und wirkt, wie Sie sehen, am Theater mit. Er ist wohl noch, wenn ich solch eine Vermutung äußern darf, durch den Strahl der Gnade ein wenig verwirrt, der ihn so plötzlich getroffen hat."

"Die Bekehrung des Saulus, der ein Paulus wurde," nickte der Bischof, "eine lehrreiche Geschichte."

"Ja, man sammelt allerlei Erfahrungen in den Jahren, in denen man sich nun schon, Gott sei Dank, der Erziehung der Jugend gewidmet hat!"

Der Bischof blickte rundum. Er sah die Divisionen, die sich von den Stühlen erhoben hatten und deren junges Stimmengewirr den Saal erfüllte. Er sah die schwarzen Reihen der Jesuiten und sah die Eltern, eine Schar Gutgläubiger, die sich hier froh versammelt hatte. Er wandte sich an den Rektor und bemerkte beifällig: "Es ist gerade in diesen Jahren der Verwirrung wohlthuend zu sehen, welch sicheren Hort die Lehre der Kirche gerade in der Immakulata gefunden hat."

Der Gong ertönte, die Dunkelheit sank herab und der Vorhang öffnete sich. Das Stück nahm seinen Fortgang.

Die Spieler hatten die erste Befangenheit überwunden, sie waren warm geworden. Der Beifall war prasselnd über ihnen niedergegangen, der Zuschauerraum war keine gefährlich lauende Höhle voll von Feinden mehr, die Fäden zwischen der Bühne und dem Publikum waren gesponnen. Sie waren jetzt allesamt bei der Sache, sie spielten mit Begeisterung. Sie spielten ein Stück Leben, wie es wirklich war, denn es war ihnen erlaubt worden, es zu spielen. Sie durften Leidenschaft und Verbrechen darstellen, Kühnheit und Heldenmut. Sie taten es, so gut sie es vermochten.

Roberts Part war zu Ende. Es war ihm ein peinlicher Fehler im ersten Aufzug unterlaufen, er hatte sich besonnen und zusammengerissen. Es war gut gewesen, sich sammeln zu müssen, denn so hatte er nicht an die Aufschiebung seines Planes zu denken gebraucht, die so leicht ein Verzicht sein konnte. Nun stand er hinter den Kulissen und sah, gähnende Leere im Herzen, den anderen zu, die noch nicht fertig waren.

Riedinger, der in den Schlachtszenen einen Legionär darzustellen hatte, fand sich zu ihm. Er hielt den runden Helm in der Hand und strich selbstzufrieden ein Staubkorn von den Eisenschienen des Brustpanzers. "Nachher bekommen wir ein Extrafressen", flüsterte er.

"Was hast du gesagt?"

"Nachher bekommen wir doch ein Extrafressen", wiederholte Riedinger. "Ich werde mich ordentlich vollschlagen, so daß es für drei Tage vorhält!"

"Ich gehe mich jetzt umziehen", murmelte Robert. Es war ihm unmöglich, über so belanglose Dinge zu sprechen. Er kam sich leergebrannt vor, ausgehöhlt und nutzlos. Er schlich in die Garderobe, zerrte die Toga herunter, das Unterkleid, zog die weißen Strümpfe aus und begann seinen Alltagsanzug anzuziehen. Die Sensation des Theaterstücks ging ihrem Ende zu, morgen kam wieder der Alltag. Er durfte nicht daran denken, er konnte es sich nicht ausmalen, diese unendliche Reihenfolge von kleinen, staubigen Pflichten, von häßlichen Lügen, von schmutziger Verstellung.

Er verließ die Garderobe und stieg zur Bühne hinauf. Hier lehnte er sich gegen einen gemalten Baum, der nach Ölfarbe und verstaubter Leinwand roch, und ließ den Dialog über sich niedergehen, ohne daß er seinen Sinn begriff. Morgen war dies alles nur mehr eine furchtbare Erinnerung, morgen mahlte die graue Mühle wieder, morgen war alles gewesen, Aufführung und Auflehnung, Morgenrot einer möglichen Freiheit, Entschluß und Verzicht.

Er durchschaute jetzt die ganze Hohlheit dieses Spiels, er sah die Zöglinge unter den Panzern und Togen, Zöglinge, die ihre Verkleidung wieder ablegen mußten, wenn es befohlen wurde, und die dann wieder das waren, was von ihnen verlangt wurde.

Er sagte sich mit leiser Stimme den Ablauf dieser kommenden Tage vor, Aufstehen, Messe, Morgengebet, Frühstück mit Bitt- und Dankgebet. Pause, vier Stunden Schule mit Gebet vor und nach den Stunden, Mittagessen mit Bitt- und Dankgebet, Spielpause, Studium mit Gebet vor und nachher. Zwei Stunden Schule mit Gebet zu Beginn und am Ende, Teetrinken, Pause, Studium mit Gebet vor- und nachher, Abendessen mit Bitt- und Dankgebet, Pause, Abendstudium, Abendgebet,

Aufräumen des Studiensaaes, Gebet in der kleinen Kapelle, schlafen. Und das Tag für Tag, unterbrochen nur durch ein paar Sonn- und Feiertage, ein paar Spaziergänge, ein paar kleine persönliche Erlebnisse. Das war das Leben in der Immakulata, morgen und übermorgen, tagelang, wochenlang, monatelang, jahrelang, *ad maiorem dei gloriam*, zur höheren Ehre Gottes.

Das war die graue Mühle, in der sich die Mahlsteine der Eintönigkeit und des Zwangs drehten, das war die Stätte des erzwungenen Gebets und der freudlosen Arbeit, diese Stätte, die man nur selten in den Ferien verließ. Aber auch über diese sonnigen Tage fielen breit und grau die Schatten der Erinnerung und der Furcht vor der Zukunft.

"So wird es sein, genau so," sagte er sich vor, "ich habe ja keine Kraft mehr, ich bringe es nicht fertig, durchzugehen."

Er erinnerte sich des Geldscheins. Er hatte geglaubt, daß er ihn verwenden werde, um die Freiheit wiederzugewinnen. O nein, dazu war er viel zu feig. Er mußte ihn gut verbergen, und dann, am ersten Tag der Sommerferien, würde er ihn in den Ofen stecken und zu Rauch und Flamme werden lassen, da er ihn nicht besser zu benutzen gewußt hatte.

Was ging ihn diese Auseinandersetzung zwischen Brutus und Cassius an, dieses Wortgefecht auf der Bühne, keine drei Meter von seinem Standpunkt entfernt? Das war ja gar nicht das Leben, dieses wilde Auf und Ab, diese Folge von großen Fehlern und großen Taten. Nein, das Leben war ganz anders, es war klein und grau und eintönig. Es hatte keinen Sinn, daß er hier lauschend an der Kulisse stand, denn er hatte ja schon aufgegeben. Er spielte kein großes Spiel mehr; je eher er seine Auflehnungsgelüste vergaß, desto besser für ihn.

Er wandte sich zum Gehen. Da drangen die letzten Verse des Brutus in sein Gehirn. Er blieb zaudernd stehen, zuerst noch unaufmerksam, dann immer gebannt, immer heftiger lauschend. Brutus sprach:

"Der Feind nimmt täglich zu,
Wir auf dem Gipfel stehn schon an der Neige.
Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt:
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück,

Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden."

Was sprach Brutus da? Wer sprach da vielmehr unmittelbar zu ihm, zu Robert Neitperg, der hatte aufgeben wollen, der geglaubt hatte, sein Spiel sei verloren? Ja, das Spiel war verloren, wenn man es aufgab, aber nicht früher!

"Wir sind nun flott auf solcher hoher See," rief Brutus zuversichtlich, "und müssen, wenn der Strom uns hebt, ihn nutzen, wo nicht, so geht uns Schiff und Gut verloren!"

Mit brennendem Verständnis hatte Robert zugehört. Den ganzen Nachmittag hindurch hatte er Hunderten und aber Hunderten von Versen gelauscht, ohne zu verstehen, hatte er zugehört, ohne zu begreifen, und jetzt, mit einem Schlag, ging ihm der Sinn dieser paar Reime strahlend auf. Wie kam das?

Das war jetzt einerlei. Wichtig war nur, daß er verstanden hatte, und daß er keinen Augenblick daran zweifelte, daß diese Verse nur für ihn bestimmt waren und nur für ihn ihren Sinn erhalten hatten. Jäh ging ihm der einmalige Wert seines Lebens auf, das nicht dazu bestimmt war, in eintöniger Kärnerarbeit Stein auf Stein zu häufen, sondern das in eigenwilliger Fahrt den Sternen folgen mußte, die er allein erkennen konnte. *Wo nicht, so geht uns Gut und Schiff verloren!*

Jetzt konnte er seinen Lauscherposten verlassen, jetzt hatte er genug gehört. Er schlich sich davon und ging auf Zehenspitzen in die leere Garderobe hinein. Hier lagen stets einige abgerissene Exemplare des *Julius Cäsar* umher. In diesen zerlesenen Heften mußten die Verse zu finden sein.

Er entdeckte sofort ein solches Heft, nahm es an sich, blätterte es hastig durch und riß mit einem einzigen Ruck die schicksalbedeutende Stelle heraus. Dann überlas er sie und steckte das Blatt in die Tasche. Er mußte handeln. Wer den guten Augenblick versäumte, verspielte den Sinn seines Daseins, das hatte er nun begriffen. Sein Mantel lag ja, Gott sei Dank, vor dem Refektorium. Er hatte nichts mehr vorzubereiten.

Es galt nur noch, die Maske so lange nicht fallen zu lassen, als er noch beobachtet werden konnte. Er sah auf die Uhr. Es war sechs Uhr nachmittags.

Noch vier Stunden lang mußte er das Visier der stillen Beschaulichkeit und des sittsamen Ernstes herunterlassen. Und dann niemals mehr.

"Du hast deine Sache ganz brav gemacht", sagte die Stimme Pater Hubers auf einmal neben ihm. "Wenn du erst das Lampenfieber überwunden hast, wirst du ein guter Schauspieler werden."

"Ich hoffe das auch, Pater", erwiderte Robert geschmeidig.

"Ich denke, ich werde es wagen können, dir nächstes Jahr eine kleine Rolle anzuvertrauen."

"Oh, das ist fein." Lüge, nichts als Lüge, aber er schämte sich ihrer nicht mehr; sie war jetzt Mittel zum Zweck, denn ohne Lüge gelang die große Tat nicht. Niemand durfte ihm mißtrauen, keiner durfte Verdacht fassen. Das war die Hauptsache.

Der Pater nickte ihm zu und ging. Robert war völlig sicher geworden. Alle Unrast war von ihm abgefallen, es war ihm, als beobachte ein zweiter, kühlerer Neitperg sein altes kindliches Ich und halte es im Zaum. Er nahm seelenruhig die Glückwünsche einiger Patres entgegen, als die Vorstellung zu Ende war, er ließ sich lächelnd mit seinem Versagen im ersten Aufzug hänseln, und er ging scheinbar ebenso beglückt wie die anderen in dem kleinen Trupp der Schauspieler in das kleine Refektorium.

Er unterhielt sich völlig beherrscht mit Zöllner und Riedinger, die neben ihm saßen, während er sich mit dem Gedanken vertraut machte, daß er morgen abend wahrscheinlich, wenn alles gut gegangen war, mit Harald und Lissy zusammen Abendbrot essen würde. Der Generalpräfekt erhob sich und unterbrach mit einer kleinen Ansprache seine Gedanken.

"Ihr habt", so führte er aus, "ein schweres Stück gut dargestellt. Seine bischöfliche Gnaden haben mich eigens beauftragt, euch seinen Dank für das Gebotene und seine Anerkennung auszusprechen. Ich hatte dies nicht anders von euch erwartet."

Morgen beginnt das neue Semester, beginnt der neue Alltag, die neue Pflicht. Ich erwarte, daß die Darsteller dieser Pflicht ebenso gut, ja noch besser nachkommen werden als alle anderen auch!"

Und so weiter, und so weiter, dachte Robert unehrerbietig. Das alles ging ihn nichts mehr an, mochten die anderen zusehen, wie sie mit der Pflicht, die sie sich nicht ausgedacht hatten, zurechtkamen. Er gehörte nicht mehr dazu, er war kein Glied dieser Gemeinschaft mehr. Er hatte heute abend kein frischüberzogenes Bett zu erwarten, vielleicht mußte er im Walde übernachten. Als niemand aufmerkte, stopfte er sich schnell ein großes Stück Kuchen in die Tasche. Wegzehrung war gewiß notwendig.

Die Darsteller erhoben sich und beteten das Dankgebet, die Mahlzeit war zu Ende. Dann trennten sie sich und wanderten in kleinen Trupps ihren Divisionen zu, die bereits seit geraumer Zeit in den Spielsälen versammelt sein mußten. Als Robert am großen Refektorium vorüberschritt, zog sich sein Herz zusammen. Es war lächerlich, aber es war doch so: Es tat ihm leid, daß er es niemals mehr betreten würde. Er hatte vergessen, davon Abschied zu nehmen.

Ja, er mußte Abschied nehmen. Reiz durfte nicht eingeweiht werden, das war unmöglich. Aber von Geiger mußte er sich verabschieden. Der lehnte allein in einer Ecke, wie meist, und studierte ein gelbes Heft, eine Anleitung zum Bau von Flugmodellen. Robert gesellte sich zu ihm. Es war schwer, sich vorzustellen, daß er dieses häßliche Gesicht nun lange Zeit nicht mehr sehen würde, aber es mußte sein. "Na, wieder beim Flugzeugbau?" sagte er leichthin.

Geiger sah auf. "Habt ihr ordentlich gefressen?" Dann fiel ihm etwas ein, aber, verdammt, dieser Neitperg sah heute so komisch aus, so erwachsen und so feierlich. "Du, das mit dem Vorhangzuziehen ist doch Blödsinn, was?" fragte Geiger schnell.

"Du kannst ihn auf alle Fälle zureißen." Robert versuchte witzig zu sein, aber es gelang ihm schlecht. "Morgen wirst du ja sehen, ob ich noch da bin!"

"Du, ich reiße ihn wirklich zu, aber wehe dir, wenn du früh mit antrittst!"

Geiger spaßte und Robert spaßte, und beide wußten, daß es ihnen nicht nach Spaß zumute war. "Wollen wir wetten, daß ich morgen nicht mehr da bin?"

"Du, laß jetzt den Blödsinn!"

"Nein, mein Ernst, reiß ihn nur zu."

Der Häßliche klappte sehr behutsam sein Buch zu, überlegte und legte dann beide Hände auf die Schultern des Freundes. "Du bleibst doch dann in Wien, was?"

"Klar. Papa wohnt ja dort. Oh, du, der Krach, den das geben wird!"

"Ach, ist ja egal. Ich bleibe ja auch in Wien, wenn ich hier herauskomme, und ich komme sicher heraus. Wir werden uns doch sehen, was?"

Es war doch nicht ganz leicht, Abschied zu nehmen, ja, man konnte fast sagen, es gab da einen Menschen, von dem Robert sich losreißen mußte. Das war ihm bisher noch gar nicht klar gewesen. "Darauf kannst du Gift nehmen", würgte er endlich heraus.

Geiger wurde wieder sachlich. "Hast du Geld?"

"Ja! Also, du, ich tue wirklich, heute abend — !"

"Genug Geld? Ich habe nämlich immer für alle Fälle etwas da; wenn du es brauchst?"

"Nein, danke, es langt."

"Dann also Hals und Bein. Und vergiß nicht, im Sommer in Wien!"

Das war der eine Abschied. Bei Reiz war es leichter, der grunzte bloß, als sich Robert nach seinen Plänen für die nächsten Tage erkundigte. Und dann, dann war niemand mehr da. Zöllrer? Unsinn. Abel? Nur der Kerl nicht! Bondi? Nein, nur nicht mit ihm sprechen müssen. Und die anderen waren gleichgültig, völlig gleichgültig.

Robert sah wieder auf die Uhr, als er am Anschlag der Schelle hörte, daß der Präfekt die Pause abläuten wollte. Acht Uhr. In zwei Stunden war es so weit. Wo aber mochte er in drei Stunden stecken?

Noch beherrschte ihn die häusliche Ordnung, noch brauchte er nicht zu denken. Er marschierte mit den anderen durch die hallenden Gänge, er erinnerte sich plötzlich und übergangslos an das seltsame Schattenspiel, das er damals, vor seinem Zusammenbruch, beobachtet hatte. Er begriff seinen damaligen Zustand nicht, er war krank gewesen, jetzt gesundete er. Dann kam der Studiensaal. Was sollte er mit den beiden übrigen Stunden anfangen? Zeichnen? Nein, das ging nicht. Oder Aufgaben machen? Es war zwar sinnlos, die Aufgaben zu präparieren, die für das neue Semester empfohlen worden waren, aber es vertrieb die Zeit.

Und dann wurde Robert bang. Die Minuten strömten immer rascher dahin, der große Zeiger der elektrischen Uhr sprang hastig von Strich zu Strich vor, die Stunde der Entscheidung näherte sich. Wenn sie ihn abfingen, was dann? Wenn er in Kirchdorf keinen Zug bekam, was dann? Wenn er sich verliebte, wenn unbekannte Gefahren der Nacht und der Dunkelheit ihn hemmten, was dann?

Weit vorn wendete einer das Gesicht zu ihm. Es war Geiger. Er nickte ihm aufmunternd zu. Der Freund dachte an ihn und sein kühnes Beginnen, das war gut. Es mußte gelingen, es mußte unbedingt gelingen, denn wenn sie ihn schnappten, dann sperrten sie ihn ein, bis er schwarz wurde. Warum griff der Präfekt zur Klingel? O Gott, das war ja schon das Abendgebet.

Da ging Zöllner nach vorn, gesammelt und ruhevoll wie immer. Unbegreiflich, daß er die gewaltige Spannung nicht fühlte, mit der dieser Studiensaal aufgeladen war! Unbegreiflich, daß er die Gebete so langsam sprach, daß er die Gewissenserforschung nicht drohender, nicht mehr auf den Abtrünnigen gemünzt vorbetete! Gab es wirklich kein Zurück mehr? Nein, das gab es nicht. Zöllner beschloß das Gebet, die erste Abteilung trat an. Noch eine halbe Stunde, dann war Robert sich selbst überlassen und mußte sein Schicksal allein meistern. Er saß an seinem Pult, sein Atem flog, sein Blick umspannte noch einmal alles, was gewesen war, er stellte sich zum letztenmal die große Frage: Ließ sich das alte Leben neu beginnen? Es gab nur eine Antwort darauf: Nein. Es war nicht mehr möglich, aus den Trümmern von Vertrauen und Glauben an der alten Stelle einen neuen Bau zu errichten. Hier gab es keine Zukunft mehr.

Da draußen aber, in der Nacht, die sich schwarz und feucht an die Scheiben drängte, leuchteten die Sterne der Zukunft. Dort erwartete ihn das große, gefährliche und betörend verlockende Leben, die Kunst, die er erlernen wollte, die Spannungen, die er begreifen mußte. Dort draußen mußte der Fleck Boden auch für ihn zu finden sein, in dem er Wurzeln schlagen durfte. Hier gab es nur noch Erstarrung und Verkümmern.

Die meisten waren in den Schlafsaal abmarschiert, Geiger war geblieben. Er wartete, um ihm den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen, er riß gewiß den Vorhang vor seinem Alkoven zu. Die, die gegangen waren, sah er wohl niemals

wieder, und die meisten von denen, die da noch saßen und während dieser halben Stunde Freistudium in ihren Pulten kramten, ebenfalls nicht. Ihre Wege gabelten sich und führten verschiedenen Zielen zu.

Robert öffnete sein Pult, baute einen Stoß Bücher auf und holte den Schein hervor. Nur das Geld nicht verlieren, dann war alles vorbei! Dann zog er seinen Skizzenblock hervor und zerriß sorgfältig das Bild des Mannes im Helm. Er wollte neu anfangen, wenn er draußen war. Keine fremde Hand sollte hier ein von ihm gezeichnetes Blatt berühren, wenn sein Name verfemt war.

Sein Herz schlug immer lauter, die Uhr tickte, der Zeiger jagte dahin. Gleich kam der Augenblick, in dem auch die letzten schlafen gehen mußten. Wenn der Präfekt seine Abwesenheit entdeckte, hatte er nur eine knappe halbe Stunde Vorsprung. Er konnte ihm höchstens dreißig Minuten zubilligen, die er zu spät in den Schlafsaal kam, zehn Minuten Lüften des Studiensaales, zwanzig Minuten Gebet in der Kapelle.

Er beobachtete zitternd, wie der Pater zur Schelle griff. Die letzten traten an, Geiger schritt an ihm vorbei, der Präfekt dankte für seinen Gruß. Da verschwanden sie, Paar um Paar, in der Türe, da gingen sie hinaus, und nun war er allein mit sich und mit seinem Plan.

DIE ERREGUNG, DIE IHN ERGRIFF, war so heftig, daß er sich erst wiederfand, als er bereits die Fenster geöffnet und die Blumen mechanisch gegossen hatte. Er beugte sich aus einem Fenster hinaus. Der Wind sauste, die Lichtstreifen der Laternen tanzten auf dem feuchten Hof. Eine lange Reihe von Lichtern lag auf dem Spielfeld. Das war das Licht, das aus den Gangfenstern strömte, durch den die Division in den Schlafsaal marschierte. Sobald diese Lichter erloschen, konnte er die Fenster schließen und fliehen, denn dann konnte niemand mehr beobachten, ob er die Fenster noch off enhielt oder nicht.

Er sah sich um, als erwarte er, daß irgend etwas geschehen oder irgendwer ihm die letzte Entscheidung abnehmen würde, aber es ereignete sich nichts. Er war erst fünfzehn Jahre alt und fürchtete sich vor dem gewagten Schritt ins

Dunkel, vor dem ersten selbständigen Schritt seines Lebens, aber er blieb seiner Absicht treu, trotz der Furcht, die ihn schüttelte.

Draußen war die Licherreihe erloschen, nur die Laternen schaukelten noch im Wind. Da schloß er die Fenster, drehte den Lichtschalter ab und trat aus dem Studiensaal hinaus auf den Flur.

Er lauschte, wie Wild im Treiben lauscht, aber der Riesenbau war leer und still. Nur der Wind seufzte am Gemäuer. Da huschte er geduckt die Treppen hinunter, an den Knaben Ora und Labora vorbei, die glatt und unbeteiligt auf ihren Marmorsockeln standen. Matt schimmernd dehnte sich der leere Korridor vor dem Refektorium, wo sein Mantel einsam am Haken hing.

Er zitterte so heftig, daß es ihm zuerst nicht gelang, den Aufhänger über den Haken zu streifen. Endlich war auch das geschehen. Noch bewegte er sich auf ungefährdetem Boden, noch konnte er angeben, daß er seinen Mantel hatte holen wollen, um ihn im Schlafsaal, wie es üblich war, aufzubewahren. Jetzt fiel die Entscheidung. Entweder er schritt in den Quergang hinein und stieg zum Schlafsaal empor, oder aber er tastete sich die Treppe zum Heizkeller hinab.

Da klangen ferne Schritte auf. Ohne sich zu besinnen, riß er den Mantel an sich, setzte sich die Mütze auf und hastete die Stufen zum Heizkeller hinunter. Er überlegte nicht, daß es die Schritte eines Fraters sein konnten, der kam, um nach den Kesseln zu sehen, er klinkte die Türe des Heizkellers auf, lauschte noch einmal zurück und trat dann in das heiße Dunkel des Raumes hinein, in dem die Feuerlöcher glosen.

Er preßte sich hinter einen Kessel und wartete, aber niemand kam. Da erspähte er den matten Umriß eines Fensters und dahinter das zuckende Pendeln einer Laterne. Er stolperte an das Fenster heran, stemmte sich im gemauerten Schacht empor und löste den Riegel. Das Fenster sprang auf.

Er spähte umher. Wenn der Frater Nachtwächter jetzt kam, war er geschnappt. Doch da draußen war nichts als das schwankende, planlose Spiel der Schatten, das Sausen des Windes und das Klappern einer lockeren Dachrinne. Er kroch vollends aus dem Fenster heraus und rannte geduckt auf die dunkelste Stelle des Gitters los. Die Eisenstangen lagen auf einmal kalt und naß zwischen seinen

Fingern, er umklammerte sie und zerrte sich hinauf. Sein Mantel hinderte ihn, als er oben auf den Eisenspitzen mühsam das Gleichgewicht bewahrte. Er riß ihn von den Schultern, warf ihn voraus und sprang hinterher, stürzte, raffte sich auf, ergriff Mantel und Mütze und verschwand, schmaler Schatten, im Dunkel des nächtlichen Ortes.

Die schwere Hand der ersten Nachkriegszeit lag noch auf Feldmünster; es schien wenig Licht, die Gassen waren stumm und leer. Da waren nur Schattenschluchten, die die Flucht des Gehetzten verbargen, da war nur wenig mattes Licht und selten ein ferner tappender Schritt. Hörte er Menschen, so blieb er stehen, preßte die Fäuste auf das hämmernde Herz und wartete keuchend, bis die Schritte vorüber waren. Einmal war plötzlich eine Frau vor ihm, die vor der Türe ihres Hauses gestanden hatte. Der Schreck riß ihn fast zu Boden, sie kümmerte sich aber nicht um den Buben, sah gleichgültig über ihn weg und trat in den Hausflur zurück.

Die Nacht war groß und finster, der Wind ritt über die Giebel, es klapperte und stöhnte. Vielleicht lauerte der Böse im Dunkeln auf ihn? Er wußte es nicht, er widerstand tapfer der Versuchung, ins Adlerwirtshaus zu gehen und sich dort der Wirtin zu erkennen zu geben. Sie verriet ihn ja gewiß, es ging nicht. Er mußte aus diesem bedrohlichen Ort hinaus in das noch bedrohlichere freie Land, mußte die Menschen fliehen und eine weite Strecke zwischen sich und die möglichen Verfolger legen. Sein erstes, nächstes Ziel, Kirchdorf, lag hinter den Schrecken des leeren Landes, hinter den Gespenstern des nächtlichen Waldes, verloren an die ungeheuere Größe dieser seltsamen Spätwinternacht, die lau und feucht war und voll vom Geruch nasser Schollen und aufbrechender Erde.

So schwach der Ort beleuchtet gewesen war, so hell erschien er ihm gegen die Finsternis, die ihn wie ein dichter Mantel umhüllte, als er die letzten Häuser hinter sich zurückließ. Der Wind hatte Wolken emporgetrieben, sie jagten am Himmel dahin und verhüllten den abnehmenden Mond. Was durch die Risse der schwarzen Schwaden an Sternen hindurchfunkelte, war zu wenig, um den Pfad deutlich sichtbar zu machen.

Es sauste im verwinterten Gras und in den kahlen Büschen. Da und dort schien es, als bewegten sich undeutliche, helle Gestalten. Aber es waren nur Schneeflecken, wie er nach furchtbarem Erschrecken begriff. Es schien ihm zuerst, als werde er den Weg nie und nimmer finden, doch dann entdeckte er, daß seine Füße auf der richtigen Bahn dahinschritten. Nässe spritzte quatschend gegen seine Strümpfe und fraß sich durch die schlechten Ledersohlen, aber er kam voran. _

Der Vormittag des gleichen Tages lag unendlich weit zurück und schien ihm, aus den Tiefen seiner Furcht hervorgesehen, wie etwas Schönes und Helles. Es verlockte ihn sehr, umzukehren und sich der Hut anderer anzuvertrauen, im Guten oder im Bösen, um nur so schnell als möglich den Gespenstern dieser Nacht zu entrinnen, aber sein Wille sagte nein dazu. Er schritt weiter. Er verkroch sich in sich hinein, er machte sich taub, um den unverstandenen Schall der eigenen Schritte nicht zu hören, er machte sich blind, um das Wogen und Schwanken der Schneegepenster nicht zu sehen.

Plötzlich stand der Bildstock neben ihm. Er blieb stehen, er atmete auf. Er hatte die erste Strecke seines Weges zurückgelegt, und der erste, der schwerste Teil der Flucht war gelungen. Er wartete, bis sein Atem sich beruhigt hatte. Von fernher kam ein Sausen und Knarren. Das war der Wald, der sich mit dem Sturm stritt. Als der Mond für einen Augenblick aus den jagenden Wolken trat, konnte er die schwarze Mauer erkennen, durch die er hindurch mußte.

Dieser Wald wölbte sich über seinen Weg und raubte ihm den letzten Funken Licht, so daß er glaubte, er werde bleiben und hier übernachten müssen. Das einzige, was er noch zu erkennen vermochte, war ein heller Streif dort, wo die Kronen, durch den Weg getrennt, einen Saum des Himmels freigaben.

Es war gewiß besser, wenn er hier übernachtete und das Morgengrauen erwartete! Dann konnte er schlafen und ausgeschlafen den Weg fortsetzen, der im Licht des Tages gewiß weniger gefährlich war. Es war so verlockend, sich auszumalen, wie er die gespensstigen Stunden der Dunkelheit im Schlaf vergaß, daß er der Verlockung nicht mehr zu widerstehen vermochte. Er bog vom Weg ab, stolperte durch einen Graben und füllte sich die Schuhe mit Eisschlamm. Dann

rannte er gegen den Stamm einer Fichte und kauerte sich zwischen den Knorren ihrer Wurzeln zusammen, gehetztes Tier, das sich zitternd verkroch.

Doch nun fielen die Geräusche doppelt unbarmherzig über ihn her. Es stöhnte und jaulte, irgendwo schlug etwas hart gegen Holz. Es rauschte, als wuchteten große Flügel über die Kronen, einmal krachte es und dann kam ein dumpfer, polternder Fall. Da wickelte er sich in seinen Mantel und preßte die Hände gegen die Ohren. Das half ein paar Augenblicke lang, aber nun kroch die Kälte an ihm empor und fraß sich unbarmherzig in das Mark seiner Knochen hinein.

Er erkannte, daß er nicht bleiben konnte. In der Tiefe seiner Verlassenheit kämpfte er einen bitteren Kampf gegen den Wunsch, umkehren zu dürfen. Wenn er reumütig zurückkam, durfte er gewiß wenigstens in dem stillen, blauweißen Alkoven schlafen, über dem kühl und tröstlich das Licht der blauen Lampe schimmerte!

Doch da fielen ihm die Strafen ein, die ihn unweigerlich erwarteten: die Taten, das Stillschweigen, das Verbot des Freistudiums. Sie würden ihn abermals hetzen und diesmal, bis er nicht wieder aufstand, denn nun hatten sie wirklich eine Handhabe gegen ihn. Er hatte etwas begonnen, was er nicht klar abzuschätzen vermocht hatte, jetzt wog er das Für und Wider ab. Nein, die Schrecken des Waldes waren leichter zu ertragen als die Schrecken der Züchtigung und Demütigung, denn sie ließen Raum für eine große Hoffnung. Dort, von wo er kam, gab es nur eine graue Gegenwart und keine helle Zukunft. Er erhob sich mit schnatternden Zähnen und patschte durch den Graben zurück, um den Weg nach Kirchdorf erneut aufzunehmen.

Der Wald geleitete ihn geraume Zeit, doch als die Furcht, er könne den Weg verfehlt haben, ihn abermals überfiel, tat der Schlag sich vor ihm auf. Da war der Hohlweg, und nun wußte er gewiß, daß er sein Ziel erreichen konnte. Er schritt voran, noch immer voll Angst, aber doch schon durchdrungen vom Hochgefühl der bestandenen Gefahr in der eigenen Brust, der Gefahr der Feigheit.

Der Forst trat zurück. Ein verschwommener Schein lag über den Himmel gebreitet, der Widerschein der Lichter von Kirchdorf, die in der Ferne flimmerten. Fernab piff ein Zug. War das etwa einer, den er hätte benutzen können? Nein, er

fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Das funkelnde Perlenband rollte aus dem Wald hervor und kam zum Stillstand. Dort mußte der Bahnhof liegen, dort mußte er hin.

Eine halbe Stunde später betrat er scheu und vorsichtig den schlafenden Ort. Ein einziges Gasthaus funkelte in die Nacht hinaus; Musik und starke Stimmen quollen aus dem kantigen Bau in die Nacht hinaus. Robert blieb einen Augenblick lang stehen. Es verlockte ihn, den ehemals Menschenscheuen, sehr, unter Menschen zu gehen und nicht mehr einsam zu sein. Aber das durfte er nicht tun, das war zu gefährlich. Sein einziges Ziel war der Bahnhof. Erwarteten sie ihn dort vielleicht? Hatten sie bereits hierher telephonierte, daß er durchgegangen war? Wurde er geschnappt, wenn er das Gebäude betrat? Er zauderte, aber es blieb ihm keine Wahl, er mußte eintreten.

Der Wartesaal war völlig leer. Hinter dem Schalterfenster arbeitete ein Beamter. Sein Kopf war durch einen Riß des grünen Vorhangs zu erkennen, der das Fenster verschloß. Leise, um sich nicht zu verraten, schlich Robert auf den Aushang zu, auf dem die Züge verzeichnet waren. Er buchstabierte, verwirrte sich, verzweifelte beinahe und fand endlich heraus, daß ein Zug, den er benutzen konnte, um zwei Uhr morgens ging. Jetzt war es Mitternacht.

Er hätte gern gefragt, wann er in Aussee sein werde, aber er wagte es nicht. Er wäre gern im Wartesaal, der geheizt war, sitzengeblieben, aber auch das war nicht möglich. Beschmutzt, mit einem langen Riß im Mantel, durfte er hier nicht bleiben, er wäre aufgefallen. Er verließ den Bahnhof und irrte durch den Ort, bis er durch die Lücke in einen Zaun kriechen konnte, hinter dem er ein Gartenhäuschen erspäht hatte. Hier setzte er sich auf eine feuchte Bank und wartete.

Die Zeit dehnte sich endlos. Manchmal war er nahe daran, einzuschlafen, aber er riß die bleischweren Lider immer wieder auf und verscheuchte die Müdigkeit, so gut es ging. Er fror. Er zitterte. Er hatte Furcht und wagte nicht einmal, den Kuchen zu essen, den er in seiner Tasche wußte. Nach unendlichen Zeiträumen schlug eine nahe Turmuhr die Viertelstunden.

Einmal kamen Schritte und Stimmen vorbei, unbeschwerte, laute Stimmen, feste Schritte. Er verkroch sich, um nicht gesehen zu werden. Er blieb verborgen. Nur die Kälte fand sich zu ihm hin und kroch durch seine Glieder.

Die Turmuhr ließ sich Zeit. Sie schlug umständlich Viertelstunde um Viertelstunde und versank nach einem heiseren Räuspern wieder in die Unendlichkeit ihres Schweigens. Und dennoch, dennoch verging die Zeit.

Er erhob sich endlich und schlich eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges hinaus zum Bahnhof. Im Wartesaal standen zwei Männer und unterhielten sich, aber sie warfen nur einen gleichgültigen Blick auf ihn. Sie waren also nicht seinetwegen da. Auch der Beamte am Schalter war nur mißlaunig und übernächtigt. Er gab ihm die Karte nach Aussee und dazu noch einen namhaften Betrag auf seinen Schein heraus. Wenn nicht noch im letzten Augenblick ein Pater kam, um ihn abzufangen, war er gerettet!

Er setzte sich auf eine Bank, zog seine Uhr hervor und verfolgte das Kreisen des Sekundenzeigers, der pedantisch die Zeit zusammenzählte. Noch kam niemand, aber wieviel konnte sich noch in dieser langen, langen Zeit ereignen, ehe der Zug einlief!

Endlich schlurfte der Kontrolleur herbei und öffnete die Sperre.

Robert ließ seine Karte lochen und trat auf den matterhellten Bahnsteig.

Fern wurden die beiden Lichter der Lokomotive sichtbar, das Dröhnen und Stampfen des Zuges kam näher und immer näher, der Bahnsteig erzitterte, dicke, weiße Schwaden wurden vom nassen Wind heruntergedrückt. Als die Maschine schnaufend anhielt, spähte der Bub fluchtbereit umher. Der Zug kam aus Feldmünster, vielleicht stieg ein Pater aus, um ihn zu suchen?

"Einsteigen!" schrie eine Stimme. Da umklammerte er seine Karte, als könne er bei ihr Zuflucht finden, und rannte auf die nächste Türe zu. Er riß sie auf und schwang sich hinein. Der Zug war schwach besetzt. Mit dem letzten Aufflackern seines Willens drückte er sich in einen leeren Eckplatz.

Er schloß die Augen und wartete. Es war ja eigentlich gar nicht möglich, daß die Flucht gelungen war! Es konnte ja nicht sein, daß die Macht der Jesuiten nicht bis hierher reichte und ihn zurückholte, um ihn zu züchtigen! Gewiß kam noch im

allerletzten Augenblick ein Pater und holte ihn aus dem Zug heraus. Die Wagentür öffnete sich tatsächlich, und sein Herz blieb stehen. Er sah durch die geschlossenen Lider die Katz, die mit vorgeneigtem Kopf und dünn zusammengepreßtem, grausamem Mund zur Abteiltüre hereinspähte. Er erhob sich und öffnete die Augen. Draußen stand der Schaffner und fragte: "Wer zugestiegen, bitte?"

Noch ehe er die Karte zurückerhielt, fühlte er das Anziehen der Maschine. Die Puffer stießen zusammen, die Räder polterten über eine Weiche, dann war da nichts mehr als der Funkenflug vor den Fenstern und das Wiegen der Wagen, die durch die Nacht fahren. Da lehnte er sich entspannt zurück und schloß die Augen, um mit der Seligkeit fertig zu werden, die in ihm emporquoll.

Er wußte nichts von dem Leben, dem er entgegenfuhr, er ahnte kaum etwas von den Kämpfen, die ihn erwarteten, da er sie gesucht hatte. Er erkannte nur mit Staunen, daß sein Wille stark genug gewesen war, um die Ketten zu brechen, die ihn so lange gefesselt hatten. Er hatte genug getan und durfte schlafen. Morgen war er bei den Freunden, morgen überlegte er weiter. Das Blaken der Notbeleuchtung erfüllte das Abteil mit mildem Licht. Es schien ihm, als verbreite sich dieses Licht immer weiter, als tränke es alle Poren seines Wesens, bis nichts von Furcht und Grauen übriggeblieben war und bis er eins geworden war mit seiner gütigen Helligkeit.

Die Gesichter seiner Freunde schimmerten freundlich durch die aufziehenden 'Träume; da war Beate und der See, da war die Reinheit der Vergangenheit, wiedergewonnen und doppelt gewonnen, da er um sie gekämpft hatte. Was geschehen war, war geschehen; es kamen noch Auseinandersetzungen mit Mama und Papa, aber auch sie konnten nichts mehr ändern. In die Immakulata kam er nicht mehr zurück, das war sicher. Die Zukunft war dunkel, aber an ihrem Rande schimmerte es wie erstes, undeutliches Licht des Tages.

Der Zug trug den schlafenden Buben, der seine Fahrkarte krampfhaft umklammert hielt, dahin, fort von der Vergangenheit und ihren Verstrickungen dem Neuland seiner Zukunft entgegen.

Nachwort (2019)

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

1. Korinther 13

Wer nicht widerstrebte, wurde belohnt, das hatte er endlich begriffen.

FELDMÜNSTER

Franz Xaver Graf von Zedtwitz (1906 Wien – 1942 bei Sewastopol) war von 1915 bis 1920 Schüler des Jesuitengymnasiums Stella Matutina in Feldkirch (Österreich). Er absolvierte ein Studium der Zoologie und promovierte 1929 an der Universität Berlin. Er war verheiratet mit Ilse Voit; das Ehepaar hatte drei Kinder. Zedtwitz lebte als Schriftsteller in Krugsreuth bei Asch im Sudetenland.

Neben zoologischen Werken verfaßte Franz Zedtwitz⁷ erzählende Tier- und Jagdbücher. Seinen größten Erfolg erzielte er mit dem 1940 erschienenen, seit langem vergessenen und hier erstmalig wiederveröffentlichten Roman FELDMÜNSTER. Das Buch erschien im von der SS betriebenen Nordland-Verlag, erlebte bis 1943 mehrere Nachauflagen und galt in nationalsozialistischen Kreisen offenbar als Pflichtlektüre im Kampf gegen den Jesuitenorden.

Franz Zedtwitz, der auch als Kriegsberichterstatter wirkte, kam 1942 bei Kämpfen an der Ostfront ums Leben.

⁷ Mit dem österreichischen Adelsaufhebungsgesetz von 1919 wurde der Adel explizit aufgehoben und das Führen von Adelsbezeichnungen unter Strafe gestellt. Heute lebende Mitglieder der österreichischen Familie Zedtwitz führen in praxi weiterhin den ehemaligen Adelstitel als Teil des Namens, wie es dem deutschen Namensrecht (seit 1919) entspricht. Aus diesem Grund habe ich den traditionellen Namen, der auch in der Erstausgabe verwendet wurde, beibehalten.

Der offensichtlich autobiografisch fundierte Roman spielt im Jahr 1919, seine Handlung liegt vorrangig in der seelischen Entwicklung des 15jährigen Robert als Zögling eines Jesuiteninternats. Liturgische Riten, Segenszeichen und Dogmen der katholischen Kirche werden den Schülern mit Wirkung einer seelischen Konditionierung oktroyiert; diese Intention gehört(e) offenbar zur Intention der Ordensgemeinschaft *Gesellschaft Jesu (Societas Jesu, S.J.)*, die sich als Kämpfer für das Reich Gottes verstanden (oder verstehen). Der Autor vermittelt uns die immanente Logik dieses kirchlich-religiös begründeten Bedeutungssystems. Für die von ihren Eltern getrennten Kindern und Jugendlichen ist es allerdings nicht nur ein Gerüst sozialer Normen, wie wir alle es in der Kindheit gelernt haben; aufgrund der hermetischen (und strafbewehrten) Konditionierung im Zwangsalltag der Jesuitenschule wird diese Logik ihnen evident genauso, wie unter anderen Sozialisationsbedingungen die existenzielle Bedeutung der Mutter, etwas später auch des Vaters evident ist.

FELDMÜNSTER ist ein bedeutender Entwicklungsroman – allerdings mit einer Thematik, für die es heutzutage kaum mehr Interesse geben dürfte; zu Unrecht, denn das Wesentliche dieser Konstellation ist überzeitlich relevant, ist nicht beschränkt auf religiöse Sozialisationsformen. Die emotionale Innensicht eines menschen-verachtender schwarzpädagogischer Konditionierung ausgesetzten Kindes ist selten derart subtil dargestellt worden. Die machtpervertierte katholische Dogmatik des damaligen Jesuiteninternats steht hier *pars pro toto*.

Kinder sind zur seelischen Entwicklung angewiesen auf erwachsene Bezugspersonen, an denen sie sich – auch zu ihrem eigenen Schaden – orientieren. Die natürliche Sehnsucht junger Menschen nach Vertrauen, Geborgenheit, Zuwendung, Orientierung kann deshalb fast unbegrenzt mißbraucht werden; das gilt für einzelne böartige Eltern genauso wie für kirchlich-religiöse Indoktrination, für politisch-ideologische Sozialisation oder

für die Konditionierung durch Gruppen der organisierten rituellen Gewalt.⁸ Aufgrund dieser entwicklungspsychologischen Gegebenheiten übernehmen Kinder die Regeln, Kriterien, Argumentationen und emotionalen Zuordnungen der Bezugspersonen; kindliche Opfer gewalttätiger Eltern verinnerlichen die Zuschreibungen ihrer Väter oder Mütter (*"Du bist selber schuld!" – "Du warst böse, ich muß dich bestrafen!" – "Es ist zu deinem eigenen Besten!"*). Wegen der entwicklungsbedingten Notwendigkeit einer konsistenten theory of mind (eines Weltbilds) vervollständigt, verdichtet das Kind, der Jugendliche zwangsmäßig vorgegebene ideologische Formeln zu einer affektiv-kognitiven "Welt", in der es, das Kind, die existenziell notwendige Geborgenheit findet.

FELDMÜNSTER ist ein ernstzunehmendes ethnographisches Quellenwerk – denn ein derart subtiler, kenntnisreicher Blick ins Seelenleben von Zöglingen einer Jesuitenschule vor 100 Jahren dürfte nicht noch einmal dokumentiert worden sein. Zudem ist dieser Roman eine kirchengeschichtliche Dokumentation, die vermitteln kann, wie katholische Dogmatik entgleisen kann zu selbstgerechtem Machtmißbrauch. (Dies erhält einen aktuellen Bezug zu den bekanntgewordenen Fällen von sexualisiertem Mißbrauch auch durch kirchliche Würdenträger.)⁹ Zedtwitz verzichtet auf jede plakativ-heroische Attitüde; in tiefem Einfühlungsvermögen vermittelt er in jeder Situation die unvereinbaren, ambivalenten, irritierenden Empfindungen junger Menschen angesichts solcher überfordernder Erfahrungen mit der Erwachsenenwelt. Zugleich ermöglicht es die souveräne sprachliche

⁸ Siehe für letzteres unter anderem bei Merle Müller: ZEUGNISSE AUS DER RITUELLEN GEWALT (Berlin 2019; bei A+C)

⁹ Das Thema Sexualität taucht in FELDMÜNSTER nur im Zusammenhang mit der "Todsünde" Selbstbefriedigung auf. Es hat innerhalb der Internatslebens einen weit höheren Stellenwert, und zwar nicht nur – wie heutzutage kolportiert – im Hinblick auf sexuellen Mißbrauch. Aber das ist ein weites Feld! (In meinen Tagebüchern aus der Zeit in einem weltlichen Internat, 1971/73, findet sich eine Formulierung des damaligen Internatsleiters, als er zwei 12jährige männliche Zöglinge zusammen im Bett erwischte: *"Es gab eine Zeit, da hat man einen auf solche Schweinereien hin erschossen!"*)

Lesenswerte romanhafte Darstellungen aus dem Internatszusammenhang sind von Roger Preyrefitte: GEHEIME FREUNDSCHAFTEN, Christa Winsloe: MÄDCHEN IN UNIFORM, Robert Musil: DIE VERWIRRUNGEN DES ZÖGLINGS TÖRLEB. Auc auf mein Buch INTERNATLER (bei A+C) möchte ich gern hinweisen. (Filme gibt es nach Peyrefitte, Winsloe, sowie den Film If... [1968]).

Gestaltung des Autors auch nichtchristlichen LeserInnen (wie mir), sich ansatzweise einzufühlen in das Lebensgefühl gläubiger Katholiken, wie beispielsweise einzelne Geistliche oder die Mutter des Protagonisten Robert.

Traumatische Auswirkungen hatte diese (zweifellos repräsentative) Erziehungsbrutalität bei dem Jungen Robert v. Neitperg offenkundig nicht. Davor haben ihn drei verlässlich zugewandte Beziehungen bewahrt, allerdings auf der Grundlage seiner genuinen Kreativität. – Fast aber hätten diese "christlichen" Erzieher es geschafft, ihm das Rückgrat zu brechen. So, wie es zweifellos vielen Zöglingen geschah.

Der hermetischen Erziehung innerhalb der Jesuitenschule stellt der Autor vage politisch-gesellschaftliche Bewußtheit gegenüber; eine politische Tendenz findet sich jedoch nicht. Zweifellos vertritt das Buch eine an Selbstbestimmtheit orientierte Kindererziehung; dies wird allerdings garniert mit einigen Schlagworten jener Zeit (1919), die den Nazis genehm waren (*Volkstum, der Anschluß/Großdeutschland, der "Itzik", "eine deutsche Politik", "daß wenigstens einer kommt, der einem wieder festen Boden unter die Füße schiebt"*). Zweifellos sollten sie die staatliche Zensur vom eigentlichen Inhalt abzulenken. Eindeutig ist die Ablehnung jeglicher konditionierter Gruppensozialisation; dabei sind die methodischen Korrelationen der Erziehungspraktiken von Jesuiten und NS-Sozialisation heutzutage offenkundig.¹⁰

Dieser Roman zeigt zwei miteinander verflochtene Entwicklungsprozesse: zum einen Roberts schrittweise Ablösung aus den Konditionierungen der katholischen Dogmatik (in ihrer pervertierten, machtorientierten Form), zum anderen das wachsende Selbstverständnis des Jungen als Künstler: als

¹⁰ Vgl. neben vielen anderen Veröffentlichungen von Erika Mann: ZEHN MILLIONEN KINDER. DIE ERZIEHUNG DER JUGEND IM DRITTEN REICH (Amsterdam 1938) sowie die NS-Schülerzeitschrift "Hilf mit!"

Maler. Nicht die gewalttätige Sozialisation, vielmehr Roberts über alle Schwierigkeiten hinweg sich entfaltende kreative Lebenskraft ist das unaufdringliche Leitmotiv dieses Romans; in zwiespältiger Weise steht es wohl auch für das im NS-Deutschland zerstörte kreative Leben des Autors.

Franz Zedtwitz hat außer diesem Roman 24 naturkundliche Bücher über Tiere in Wald und Flur veröffentlicht. Seine geschmeidige, farbige, flüssige und prägnante Sprache stand zweifellos immer im Dienst tiefer Achtsamkeit für das Leben. "*Ehrfurcht vor dem Leben*", Albert Schweitzers Satz, ist auch die Haltung des Franz Graf Zedtwitz. Seine Tierbücher sind antiquarisch noch erhältlich; besonders empfehlen möchte ich WUNDERBARE KLEINE WELT. DAS BUCH VOM HEIMISCHEN GETIER (Berlin 1934: Safari-Verlag).

Bei aller überragenden Qualität auch seiner Tierbücher läßt sich hinter dem Verzicht dieses Schriftstellers auf andersartige literarische Werke eine qualvolle innere Emigration ahnen: Nach einer Jugend in der Gewalt der katholischen Diktatur das (allzu kurze) Erwachsenenleben in der NS-Diktatur! Die letzte Tätigkeit als Frontberichterstatter kann ich nur als endgültige Resignation verstehen. Im Juni 1942 kam Zedtwitz um, innerhalb der Schlacht um Sewastopol, 36jährig. Daß FELDMÜNSTER offenbar von der Nazi-Agitation funktionalisiert werden konnte, war eine bittere Pointe, daß Franz Zedtwitz dann bis heute entweder vergessen oder, wo nicht, als NS-Parteigänger zu gelten scheint, ist die bitterste Pointe.

Mondrian Graf v. Lüttichau